Deutsche
Sprach- und Stilgeschichte

von

M. Evers.

PF
Ev27d

PF
E

Deutsche
Sprach- und Litteraturgeschichte
im Abriß.

Allgemeinverständlich dargestellt

von

Prof. M. Evers,
Direktor des Gymnasiums in Barmen.

I. Teil:
Deutsche Sprach- und Stilgeschichte.

Berlin,
Verlag von Reuther & Reichard
1899.

Deutsche
Sprach- und Stilgeschichte

im Abriß.

Von

Prof. M. Evers,
Direktor des Gymnasiums in Barmen.

Berlin,
Verlag von Reuther & Reichard
1899.

Alle Rechte, auch das der Übersetzung, vorbehalten.

31695
12-4-1921

Dem

Allgemeinen deutschen Sprachverein

in Würdigung

seiner Verdienste um deutsche Sprache und Stil,

seiner unermüdlichen Thatkraft und weisen Mäßigung

gewidmet

vom

Verfasser.

Digitized by the Internet Archive
in 2017 with funding from
University of Toronto

https://archive.org/details/deutschesprachun00ever

Vorwort.

Das Unternehmen, als dessen erster Teil das vorliegende Buch erscheint, ist aus langjähriger, nicht bloß wissenschaftlich-theoretischer, sondern auch praktisch-unterrichtsmäßiger Beschäftigung mit deutscher Sprache und Litteratur erwachsen und in seiner nunmehrigen Veröffentlichung dadurch veranlaßt worden, daß mit meinen eigenen Wünschen die unmittelbare Aufforderung der Herren Verleger zu einer solchen Schrift zusammentraf.

Berechnet ist diese auf die weiteren Kreise der Gebildeten und insbesondere auch der lehrenden und lernenden Stände. Ihre Eigenart und ihren Unterschied von ähnlichen gemeinverständlichen Werken dürfte jeder Sachkundige auf den ersten Blick erkennen.

Mit voller Absicht ist zunächst das Sprach- und Stilgeschichtliche nicht — wie meistens bisher — mit dem Litterarischen und Litteraturgeschichtlichen vermengt oder in dasselbe in mehr oder weniger ausführlichen Abschweifungen eingeflochten, sondern als selbstständiges Ganzes davon getrennt und vorangestellt.

Über das wissenschaftliche Recht und den praktischen Wert dieses Verfahrens giebt gleich die Einleitung in den §§ 4—12 genauere Auskunft. Hier sei nur kurz folgendes bemerkt.

In seinen bekannten ‚Sprachdummheiten' klagt Wustmann u. a.: „Vor fünfzig Jahren wäre eine Buchbesprechung, worin nicht auch die Darstellung, der Stil des Buchs beurteilt worden wäre, undenkbar gewesen. Heute fällt das niemand mehr ein; der Inhalt eines Buches ist alles geworden, die Form ist gar nichts mehr." Dies trifft allerdings auf manche der gangbarsten älteren Litteraturgeschichten zu. Doch ist neuerdings, namentlich durch W. Scherers berühmtes Buch, eine ersichtliche Wendung zum Bessern herbeigeführt worden.

Die sprachlichen oder sprachgeschichtlichen Forschungen und Bestrebungen der Gegenwart sind nachgerade zu solcher Bedeutung gediehen, daß sie durchaus auf selbständige Würdigung vor weitesten Kreisen Anspruch erheben können und solche auch immermehr finden. Man denke eben an Scherers durchgängige geistvolle Berücksichtigung auch dieser Seite, und an treffliche neuere allgemeinverständliche Schriften der Behaghel, Dunger, Matthias, Schleicher, Weise u. v. a., welche, ausschließlich der Sprache und Sprachgeschichte gewidmet, sich an das große gebildete Publikum wenden. Vollends richten sich die unermüdlichen sprachlichen und sprachgeschichtlichen Belehrungen des Allgem. Deutschen Sprachvereins mit Recht

und mit Erfolg an die weitesten Kreise unseres Volkes. Gerade für diese und — wie schon angedeutet — insbesondere auch für die reifere Jugend unserer Hochschulen und höheren Lehranstalten, gilt es heute, den Eindruck dieser nationalen Sprach-Bewegung nach Kräften zu verstärken und reichere Kenntnis, tieferes Verständnis, regere Teilnahme zu vermitteln und hervorzurufen.

Solchem Zwecke will auch das vorliegende, eben deshalb dem Sprachverein gewidmete Werk dienen. Schon durch seine ganze Anordnung weist es darauf hin, wie für alle litterarische und litteraturgeschichtliche Bildung als Grundlage und Vorbedingung das Verständnis und die Würdigung der Muttersprache zu gelten hat. Deren Lebenserscheinungen und Gesetze, deren sprachlich-stilistische Entwickelung und Geschichte bilden hier gleichsam die Vorhalle zur eigentlichen Litteraturgeschichte und ihrer besonderen, in der Einleitung (§§ 5—12) genauer skizzierten und umgrenzten Aufgabe. Natürlich ist dabei — wie gleichfalls die Einleitung zeigt — beider Seiten innigste Wechselwirkung und ununterbrochene lebendige Beziehung zu einander durchaus festgehalten und hervorgehoben. Dies unter dem allbeherrschenden doppelten Gesichtspunkte: daß einerseits jede der beiden an und für sich auf ihrem Gebiete, in ihrer Eigenart und nach den ihr eigentümlichen Gesetzen, ein selbständiges Ganzes bildet und ein volles, rundes, in sich einheitliches Lebensbild menschlicher Geistesgeschichte darstellt; und daß anderseits doch die eine Schwester stets auf die andere hinweist, sie zur Ergänzung herbeiruft, und erst beide zusammen das vollständige Gesamtbild dieser Geistesthätigkeit nach Form und Inhalt, nach Leib und Seele, vorführen und vollenden.

Allerdings könnte man eben deswegen vielleicht das Bedenken hegen, ob eine solche getrennte und doch stets wechselwirkende Darstellung überhaupt, ohne fortwährende Vor- oder Eingriffe des einen Gebietes ins andere, und vollends ohne eintönige Wiederholungen möglich sei. Dem gegenüber bitte ich, zunächst eben die §§ 10—12 der Einleitung vergleichen und sodann in beliebigen Stichproben diesen ersten Teil darauf hin prüfen zu wollen: ob er aus der eigentlich litterarisch-ästhetischen oder -biographischen Aufgabe der Litteraturgeschichte als solcher und ihren Inhalts-Angaben oder Charakteristiken auch nur annähernd in dem Maße oder der Weise etwas vorweg nimmt, wie umgekehrt fast alle bisherigen Litteraturgeschichten, wenn sie überhaupt auf Sprache, Stil und Darstellungsweise eingehen wollten, ihrerseits aus der Sprach- und Stil-Geschichte mehr oder weniger größere Anleihen entnehmen mußten.

Selbstverständlich muß dieser **1.** Teil vielfach über sich hinaus auf den 2. litterargeschichtlichen hinweisen, muß ihn vorbereiten und ihm gleichsam die Bahn ebenen. Aber wenn nun z. B. bei den vorzuführenden Sprachmeistern ganz kurz in Klammern die Ziffern der jedesmaligen Lebensdauer, oder gewisser deutlich abgegrenzter Sprach- oder Stilperioden, oder bei sprachlich und stilistisch charakterisierten Hauptwerken die Erscheinungsjahre angegeben werden, so

dienen diese rein äußerlichen Angaben doch lediglich der unumgänglichen Zeitordnung und können — beim Fehlen aller übrigen Daten — unmöglich der Litteraturgeschichte etwas rauben. Sie können auch umgekehrt, in dieser von neuem auftretend, nicht als bloße „eintönige Wiederholungen" gelten, da sie hier nunmehr — zu neuem Zwecke — gleichsam das jedesmalige Skelett bilden, das sofort ins einzelne organisiert und mit biographischem Fleisch und Blut umkleidet wird.

In gewissem Sinne nimmt allerdings dieser 1. Teil dem folgenden schon allerlei vorweg, um ihn geradeswegs zu *entlasten*.

So schon die eingestreuten *Sprach- und Stil-Proben*, die gerade hier zum Verständnis unentbehrlich schienen. Doch ist auch dies keineswegs ein Raub am Litteraturgeschichtlichen. Verzichten doch viele der besten und bedeutendsten Litteraturgeschichten überhaupt auf solche Zugaben, ohne deshalb als lückenhaft zu gelten. Was dabei die Auswahl und Menge der Proben betrifft, so hoffe ich, daß man Sorgfalt und Maßhaltung nicht vermissen wird.

Sodann sind manche *Richtungen* und Werke, oder auch *Gruppen* von solchen, samt ihren Vertretern und Verfassern, gerade hier vorgeführt oder eingehender behandelt, über welche die Litteraturgeschichte später rasch hinweggehen kann, weil sie eben in der That vorwiegend nur sprachlich-stilistische Formbedeutung haben, dagegen an Inhalt, an eigentlich litterarisch-ästhetischem Wert, an biographischem oder allgemeinem Kultur-Interesse, nicht so viel bieten, daß die Litteraturgeschichte als solche näher darauf eintreten müßte. Es ist das dann meistens auch ausdrücklich bemerkt. (So z. B. bei manchen Arten alt- und neudeutscher Prosa; bei den Meistersingern; den Sprachverderbern des 16.—18. Jahrhunderts; bei manchen modernsten Erscheinungen von Französelei oder krassem Naturalismus; endlich bei der Darstellung der verschiedenen Stilgebiete und Sprachbewegungen als solcher.)

Glaube ich hiermit also Recht, Art und Grenzen dieses *ersten* Teils festgelegt zu haben, so versteht sich's für die Aufgabe des *zweiten* zunächst ebenso von selbst, daß er stets von neuem auf den vorliegenden ersten zurückzuweisen und das hier Vorbereitete, Angebahnte, Angedeutete nach seiner eigenen Art auszuführen, zu vollenden, abzuschließen haben wird. Aber dafür, daß hierbei gleichfalls keinerlei bloße Wiederholung vorkommen wird, vielmehr überall da, wo die gleichen Gebiete und Stoffe, Personen und Werke auftreten, diese doch von anderen Gesichtspunkten aus werden behandelt und unter ganz neue Beleuchtung gerückt werden: dafür möge zunächst abermals die Auseinandersetzung eben jener §§ 10—12 der Einleitung von vornherein einige Gewähr bieten.

Überhaupt kann ja bei dem ganzen großen Wagnis: zu der Fülle trefflicher — größerer wie kleinerer, streng fachwissenschaftlicher wie populärer — Sprach- und Litteraturgeschichten, wie wir sie bereits haben, mich noch mit einem neuen Werk zu gesellen: bei diesem mir sehr wohl bewußten Wagnis kann ja einigen Mut mir

nur der Gedanke verleihen, daß ich dabei in ähnlicher Weise noch einen eigenen und selbständigen Weg einschlagen und verfolgen zu können hoffe, wie ich das eben mit vorliegender Sprachgeschichte gethan zu haben glaube.

Nicht, als ob ich nicht all jenen Vorgängern außerordentlich viel schuldete! Ich hoffe, überall, wo ich Werke ausgiebiger benutzen konnte, dies auch mit vollem Danke angemerkt zu haben (man vgl. z. B. §§ 13, 16, 19 Vorbemerkung und Folgendes, 23, 29 ff., 33 ff., 44, 46, 51 ff., 85 u. v. a.). Aber in Plan und Anlage, in Gliederung und Gruppierung, in Auswahl und Gestaltung des Stoffes, wird man doch, wie ich glaube, ebenso, wie in der Darstellungs- und Behandlungsweise, schon das vorliegende Buch von den sonstigen Werken — wenigstens soweit sie mir bekannt sind — in bestimmter Weise abweichend finden. Und auch darauf ist zum Schlusse noch kurz einzugehen.

Mit den großen und grundlegenden Werken in streng fachwissenschaftlicher Form und Sprache kann selbstverständlich und will, wie bemerkt, diese Schrift, bei ihrem ganz andersartigen Endzweck, bei ihrer schon dadurch bedingten Kürze und — hoffentlich erzielten — Gemeinfaßlichkeit, überhaupt und von vornherein garnicht in Vergleich treten. Doch auch von den kleineren und populären Schriften der vorhin genannten Meister unterscheidet sie sich, wie sofort das Inhaltsverzeichnis bekunden mag, nach ihrer Gesamtanlage durchaus und durchweg.

Nur in den „Vorbegriffen" des 1. Hauptteils gliedert sie sich — ähnlich wie jene — nach Gesichtspunkten des *inneren* Sprachlebens und der *lautlichen* Entwickelungen und Erscheinungen, berührt sich aber im Stoffe selbst viel weniger mit jenen, als mit den §§ 19 und 33 genannten, von Hause aus ganz andere Zwecke verfolgenden Werken von *Becker-Lyon*, *Kapp* und *Biese*, deren Untersuchungen hier also unter andere Gesichtspunkte gerückt und in abweichender Ordnung vorgeführt werden. In der Hauptsache sodann, der eigentlichen Sprachgeschichte, folgt der Plan zunächst im großen durchweg den *äußeren*, rein *sprachgeschichtlichen* Gesichtspunkten der verschiedenen großen Sprachzweige und -Familien und ihren *zeit-* oder *völkergeschichtlichen* Entwickelungs-Abschnitten. Innerhalb dieser wiederholt sich weiterhin im einzelnen die feste Gliederung je nach den Gesichtspunkten der *Ursprünge* und Entstehungsweisen, der räumlichen *Sprachgebiete* und -grenzen, der thatsächlichen *Sprachbestände* und *Mundarten*, und der jedesmaligen *Sprachcharaktere* in ihren Hauptzügen und eigentümlichen Wandelungen. Schließlich gilt es dann allemal noch die Würdigung der besonderen Sprach- und Stileigenschaften, überhaupt die *sprachgeschichtliche Bedeutung* der einzelnen Perioden je nach ihren wichtigsten *Litteraturerzeugnissen*. Hier also wird die Sprachgeschichte jedesmal zugleich zur *Stilgeschichte* und berührt sich, wie man sieht, gerade hier am nächsten und innerlichsten mit der Litteraturgeschichte, der sie eben dadurch festen Grund und Boden und freien Weg und Raum für ihre besonderen Aufgaben zu schaffen strebt.

Erhellt schon — wie ich meine — aus dieser Gesamtanlage die Eigenart des Buches, so unterscheidet es sich auch in der Auswahl und Behandlung des Stoffes selbst mannigfach von den vorhandenen sprachgeschichtlichen Werken.

Es verzichtet auf die reiche Stofffülle an philologisch-germanistischen Einzelheiten, durch welche z. B. Behaghel, Weise, u. a. — nach ihren besonderen Zielen mit vollem Recht — wirken wollen und in der That so anregend und lehrreich wirken. Wohl bringt auch es mancherlei und hoffentlich ausreichende Beispiele und Belege für alle Haupterscheinungen. Aber dieselben sind durchaus den historischen Gesichtspunkten untergeordnet und dienen lediglich diesen als Mittel zum Zwecke, als bloße Veranschaulichung der sprachgeschichtlichen Entwickelungen und Charaktere.

Und eben deshalb kommen sie fast durchweg in übersichtlichen Zusammenfassungen zu Gruppen vor; wie denn überhaupt das ganze Buch zugleich auf diese **übersichtliche** und zugleich **durchsichtige Anschaulichkeit,** auf rasches Zurechtfinden, auf möglichst leichten Überblick angelegt ist. Möchte es doch eben damit auch den **praktischen Zwecken des Unterrichts wie des Selbststudiums,** als Leitfaden und Lesebuch, als Hilfsmittel wie als Nachschlagebuch zu dienen sich geeignet erweisen.

Eben diesen **praktischen** Zwecken schnellster und sicherster Orientiernng dient denn auch — um das gleich hier anzufügen — die technische Einrichtung in verschiedenem Druck und die durchlaufende Paragraphierung kleinerer Abschnitte. Jene, weil sie sofort das Auge fesselt und Hauptsachen von Nebensachen, Belege und Beispiele vom Darlegungstext, und verschiedene Sprachweisen unter sich unterscheidet. Diese, weil nur sie die stetige kurze, rasche, sichere Verweisung nach vorwärts wie rückwärts auf Ähnliches, Verwandtes oder auch Gegenteiliges ermöglicht. Übrigens ist für die Liebhaber eines ruhig-behaglichen und bequemen Durchlesens im ganzen gleichfalls durch große in gleichem Druck fortlaufende Abschnitte gesorgt. Immerhin schien mir die praktische Brauchbarkeit des Buches zu jenen Zwecken vorläufig noch wichtiger, als das vornehme äußere Gewand einer durchweg einheitlichen Druckschrift. Die innere Form in Darstellungsweise, Schreibart und und Stil, wird hoffentlich bei allem dem den Eindruck voller Hingebung und Wärme für die Sache machen und den Geist des Lesers auch über derartige drucktechnische Unterschiede sicher hinweg tragen können.

Sei die Arbeit denn dem Wohlwollen der Leserwelt empfohlen! Daß der ‚Allgemeine Deutsche Sprachverein', laut freundlicher Zuschrift seines vorjährigen Herrn Vorsitzenden, die Widmung angenommen hat, verpflichtet mich zu besonderem Danke.

Barmen, Januar 1899.

M. Evers.

Druckfehlerberichtigung.

S. 114, 3. Strophe des Liedes von Walther v. d. Vogelweide, deutsche Übertragung, lies: Ist erst der Sommer wieder hie (statt: Winter).

Inhalt.

Einleitung. Seite.

I. **Sprache und Litteraturgeschichte im allgemeinen.** Begriff, Aufgabe, Wechselverhältnis. §§ 1—12 1
1. Sprache und Sprachgeschichte. 2. Litteraturgeschichte. 3. Wechselverhältnis beider.

II. **Sprache und Litteratur im Verhältnis zur Weltgeschichte.** §§ 13—18 7
1. Wechselwirkung beider. 2. Beispiele dafür.

Erster Hauptteil. Vorbegriffe.

I. **Ursprung, Wesen, innere Entwickelung der Sprache.** §§ 19—22 . . 12
1. Organischer Ursprung. 2. Psychologische Entwickelung.

II. **Organische Vorgänge des Denkens und Darstellens.** §§ 23—46 . . . 14
1. Angleichung, Begriffsbildung, Erkennen, Verstehen. 2. Wortentwickelung; Verständlichkeit, Anschaulichkeit, Schönheit; deutscher und romanischer Wortvorrat. 3. Verbildlichung: das Metaphorische in der Sprache. 4. Versinnlichung: Erkennen und Phantasie. 5. Tropen und Figuren: Eigenart deutschen Stils.

III. **Gesetze sprachlich-logischer Betonung und Wortfolge.** §§ 47—57 . . 26
1. Inhalt und logische Form. 2. Betonung, Wortstellung, Rhythmus. 3. Eigenart deutscher Tongesetze.

IV. **Sprachverschleifung, Sprachvergeistigung, Sprach-Verfall.** §§ 58—70 31
1. Begriff und innere Ursachen dafür. 2. Erhaltende Kraft der Schrift. 3. Äußere Ursachen. 4. Austausch von Sprachgut, Fremdwörter. 5. Sprachverfälschung und -Verwelschung, Afterbildungen. 6. Einflüsse der Wissenschaft.

Zweiter Hauptteil. Die deutsche Sprache innerhalb der germanischen Sprachfamilie.

I. **Das Germanische innerhalb des indogermanischen Sprachstammes.** §§ 71—84 39
1. Das Indogermanische innerhalb der Menschheitssprachen überhaupt.
I. Einsilbige Wurzelsprachen.
II. Anleimende Wurzelsprachen.
III. Wurzeländernde Wortsprachen. 1. Semitischer, 2. Indogermanischer Stamm.
2. Indogermanisch, Germanisch, Deutsch. 1. Hauptgruppen, Stammbaum. 2. Kultur, Wanderungen. 3. Sprachverwandtschaft. . . 41

Seite.
II. **Germanisch-deutsche Sprachentwickelung.** §§ 85—103. 44
I. Betonungsgesetze.
II. Lautveränderungen.
A. Konsonantische Lautverschiebung (Übersicht, Bild, Beispiele). 45
B. Vokalwechsel. 1. Doppellautung (Diphthonge). 2. Ablautungsformen a—c. 3. Dehnung, Schwächung, Verschleifung. 4. Umlaut, Rückumlaut. 5. Brechung. Anhang: Übersichten von Zeit- und Hauptwörtern. 51
III. **Geschichte, Charakter, Bestand germanisch-deutscher Sprachen und Schriftümer.** §§ 104—111 57
Vorbemerkung: Urdeutsch, Schriftdeutsch.
Sprachzweige:
I. Altnordisch.
II. Gotisch: Wulfila; Proben.
III. Alt- und Mittel-Niederdeutsch. 59
a) Außerdeutsch: 1. Angelsächsisch (Englisch). 2. Niederländisch (Holländisch und Vlämisch). b) Einheimisch deutsch. — vgl. das Folgende.

Dritter Hauptteil. Besondere Geschichte der deutschen Sprache.

Erste Hauptgruppe.
Niederdeutsch (Plattdeutsch).

I. **Alt-Niederdeutsch.** §§ 112—113 61
1. Altsächsisch.
1. **Hildebrandslied.** 2. **Heliand.**
2. Altfriesisch.
II. **Mittel-Niederdeutsch.** §§ 114—117 62
Vorbemerkung. 1. **Sachsenspiegel, Weltchronik, Reinke Vos.** 2. Sprachcharakter und -Gebiet.
III. **Neu-Nieder-(Platt-)Deutsch.** §§ 118—126 63
1. Mundartliche Rolle. 2. Gebiet und Bestand. 3. Mundarten. 4. Charakter; Sprachproben. 5. Dialektdichtung: **Lauremberg, Dach, Voß, Groth, Reuter.**

Zweite Hauptgruppe
Althochdeutsch.

I. **Überblick.** § 127 68
II. **Sprachgeschichte.** §§ 128—137 69
1. Sprachliches: Lautverschiebung. 2. Sprachgeschichtliche Rolle, Hauptzeiten: a) Frankenreich 500—850, b) Deutsches Reich 850—1100. Zusatz: Die lingua theodisca, **Straßburger Eide.** 3. Litterargeschichtliche Rolle. 4. Kulturgeschichtliche Entwickelung; Aufnahme fremden Sprachgutes. Karl d. Gr.; Fulda, St. Gallen; neue Sprachschöpfung.
III. **Gebiet, Bestand, Mundarten, Sprachcharakter.** §§ 138—147. . . . 72
1. Gebiet, Sprachgrenze. 2. Mundarten. 3. Charakter: 1) Im ganzen, 2) im einzelnen: a) Grammatisches; b) Lautliches: Vollklang, Alliteration; c) Wortbestand: Umdeutschung, Lehnwörter.
IV. **Sprachliches zur ahd. Litteratur.** §§ 148—158 76

Seite.

A. Aus der karolingisch-fränkischen Zeit:
1. **Merseburger Zaubersprüche.** 2. **Taufbekenntnis.** 3. **Wessobrunner Gebet; Muspilli.** 4. **Otfried v. Weißenburg:** Bedeutung; Sprachprobe aus der **Evangelienharmonie.** 5. **Ludwigslied.** 6. Übersetzungen, Verdeutschungen: a) **Weißenburger Katechismus,** b) **Interlinear-Version,** c) **Vokabularium.**
B. Aus der sächsisch-salischen Zeit: 81
7. Übersicht, Verfall. 8. **Mischgedicht De Heinrico.** 9. **Notker Labeo.** 10. **Annolied.**

Dritte Hauptgruppe.
Mittelhochdeutsch.

I. **Überblick.** § 159 83

II. **Sprachliche Bedeutung, litterarische Haupterscheinungen.** §§ 160—173 84
A. Aus der Blütezeit 1100—1300:
1. Volksepik. 2. Höfische Kunstdichtung: a) Ritter-Epik, b) Höfische Lyrik: Minnesang, Spruchdichtung. 3. Prosa.
B. Aus der Verfallzeit 1300—1500: 87
1. Epik. 2. Lyrik, Lehrdichtung. 3. Meistergesang. 4. Anfänge des Schauspiels. 5. Volkslied. 6. Prosa: a) epische, Volksbücher; b) geistliche, Predigt; c) Geschichtschreibung, Chroniken; d) Rechtsprosa.

III. **Sprachgeschichte und Sprachcharakter.** §§ 174—182 90
1. Gebiet. 2. Mundarten. 3. Charakter: a) Sprachform, b) Sprachgefühl, fremde Einflüsse, Lehnwörter. 4. Sinken, Verfall.

IV. **Sprachliche Einzel-Ausführungen zur Litteratur des Mhd.** §§ 183—200 90
A. Zur höfischen Volks-Epik:
1. Höfische Sprache und Stil. 2. Sprachcharakter des **Nibelungenliedes.** 3. Darstellungsweise. 4. Vergleich mit Homer, Proben. 5. **Gudrun,** epische Strophe.
B. Zur höfischen Kunst-Epik: 98
1. **Heinrich v. Veldeke,** Proben aus **Eneït.** 2. **Hartmann v. Aue,** Proben aus **Iwein, Armem Heinrich.** 3. **Gottfried v. Straßburg,** Proben aus **Tristan und Isolt.** 4. **Wolfram v. Eschenbach,** Proben aus **Parzival:** a) Bilder, b) Humor, c) Ironie, d) Selbstironie, e) Fremdwörter, f) Darstellungsweise.

C. Zur höfischen Kunst-Lyrik:
I. **Sprachliche Voraussetzungen.** §§ 201—205 108
a) Minnesang: Lied, Strophe, Reim; b) Spruchdichtung; c) Leich.
II. **Anfänge, Vorläufer Walthers.** §§ 206—209 109
a) Ältester österreichisch-bayerischer Minnesang, Proben 1—3: **namenlose Lieder.** 4. **Dietmar v. Aist.** 5. **Spervogel, Priameln.** b) Rheinische Gruppe: Proben: 1. **Hausen.** 2. **Reinmar.** 3. **Morungen.**
III. **Walther v. d. Vogelweide:** §§ 210—237 112
1. **Minnelied:** Stil, Sprache, Proben: a—c, Gottfrieds Urteil. 2. **Spruchdichtung:** Sprache, Stil, Proben.

D. Lehrdichtung und Meistergesang. 119
1. Lehrdichtung: a) **Freidank,** b) **Sebastian Brant.** 2. **Meistergesang:** Stil, Probe.

E. Volkslied: 121
a) Episches: 1. **Jüngeres Hildebrandslied,** 2. **Halbsuters Sempacherlied.** b) Lyrisches: **Zwischenstück: Entstehung des Volksliedes.** Hergang des Dichtens, Charakter des historischen Volksliedes, doppelte Mitwirkung des Volks, Charakter des Volkstümlichen.

Seite.
F. Prosa: 125
I. Geistliche: 1. **Berthold von Regensburg,** 2. **Eckart,** 3. **Tauler,** 4. **Hailer v. Kaisersberg.** II. Weltliche: 1. Übersetzungen: **Steinhöwels Äsop;** 2. Chroniken: **Twinger v. Königshoven;** 3. Landrechtbuch **Schwabenspiegel.**

Vierte Hauptgruppe.

Neuhochdeutsch.

Überblick. Zeitabschnitte.

A. **Erster Hauptabschnitt. 1500—1748. Begründung des Nhd. Luther bis Klopstock.**

I. **Gebiet und Bestand, Sprachcharakter, Mundarten.** §§ 238—257 . . 129
A. Gebiet: 1. Gewinne, 2. Verluste: auswärts, in Europa selbst. 130
B. Sprachcharakter. 131
C. Mundarten: 1. Sprachscheiden. 2. Dialekte, Übersichtstafel. 3. Charakteristik: *1.* Mitteldeutsch, *2.* Oberdeutsch: a) Alemannisch, Schwäbisch, b) Bayerisch, Österreichisch. 132
Zwischenstück: Verhältnis der Mundarten zur Schriftsprache. . 135
1. Begriff. 2. Volks- und Schriftsprache. 3. Hauptmerkmale der Mundart. 4. Nachteile, Gefahren der Mundart. 5. Kampf zwischen Mundart und Gemeinsprache. 6. Wechselwirkung zwischen Mundart und Gemeinsprache. 7. Zwischenarten: a) Umgangssprache, b) Berufs-, Standessprachen, c) Dichtersprache.

II. **Begründung der nhd. Schrift-, Litteratur- u. Bildungssprache.** §§ 258—290 141
A. Voraussetzungen, Wirksamkeit Luthers.
1. Überblick. 2. Die Kanzleisprachen. 3. Luthers Stellung dazu. 4. Luthers Sprachschöpfung. 5. Luthers Rückgriff auf die Volkssprache. 6. Luthers allseitige Wirksamkeit.
B. Luthers Sprache und Stil.
a) Allgemeine Grundzüge. 143
1. Deutschheit und Volkstümlichkeit. Aus dem **Sendschreiben vom Dolmetschen.** 2. Luthers Stellung zur deutschen Sprache. 3. Luthers Volkstümlichkeit, Predigt. 4. Luthers Stil, Bibelübersetzung. 5. Luthers Streitschriften. 6. Gesamtcharakter seiner Sprache. 7. Urteile über sie: a) Freytag, b) Arndt, c) Goethe, d) Grimm, e) Ranke, f) W. Scherer, g) Lied von 1564.
b) Sprachliche Eigentümlichkeiten. 149
1. Entwickelungsstufen. 2. Schreibweise. 3. Merkmale: a) Grammatisches, b) Wortschatz, c) Neubildungen, d) Fremdwörter. 4. Stileigenschaften.
c) **Proben:** 152
I. Aus der Schrift an den Adel.
II. Älteste Handschrift von ‚Ein feste Burg'.
III. Aus Luthers und anderen Bibelübersetzungen: a) Vergleich mit vorlutherischen Bibeln, b) Vergleich mit Ecks Bibel, c) Vergleich von Ebr. 11, 1—3 in verschiedenen Bibeln (Nr. 1—15).
C. Verbreitung des Nhd. als herrschender Schriftsprache in Deutschland. 156
1. Im Norden und Osten; im Süden. 2. Im Kampf mit der humanistischen Sprachverderbung. 3. Rückblick auf Luthers Bedeutung; Urteil J. Grimms.

III. **Entwickelung des Nhd. im Kampf und teilweisen Rückschritt gegen Fremdeinflüsse.** §§ 291—295 160
A. Zeichen von Rückschritt und Verfall.
1. Fremdwörter-Überschwemmung. 2. Gräzisierung, Latinisierung der Namen. 3. Spanischer Schwulst. 4. Französelei.

Seite.

B. Sprachlich-nationale Gegenwehr.
1. Spott über ‚alamodische' Verwelschung: Rollenhagen, Lauremberg, Moscherosch. 2. Nationale Schriftsteller: a) Hans Sachs: Stil, Probe; b) Jak. Böhme; c) Fischart: Stil, Proben. 3. Evangelisches Kirchenlied, 3 Stilperioden. A. Bekenntnislied: Luther—P. Gerhard. B. Andachtslied: P. Gerhard—Gellert. C. Betrachtungslied: Gellert u. ff. 4. Opitz: a) Fehler, b) Verdienste. 5. Erste schlesische Dichterschule: Fleming, Logau. 6. Gryphius, Probe aus Horribilicribrifax. 7. Dach, Spee, Scheffler. 8. Prosa: a) Roman: Wickram, Grimmelshausen, Probe aus dem Simplicissimus; b) Reiseromane, Robinsonaden. 9. Satire: Moscherosch, Abraham a. Sta. Clara, Schupp. 10. Prosa der Wissenschaft: Gueintz, Schottel; Leibnitz, Wolff; Thomasius.

C. Sprachgesellschaften, Dichterkreise.

I. **Sprachgesellschaften.** §§ 301—302 178
1. Fruchtbringende. 2. Teutschgesinnte. 3. Elbschwanorden. 4. Blumenorden. Charakteristik.

II. **Dichter- und Denkerkreise.** § 303 180
Erste schlesische Schule. Zweite schlesische Schule: Hoffmannswaldau, Lohenstein.

III. **Gegner der Schlesier.** § 303a 181
1. Weise. 2. Brockes. 3. Günther. 4. Wernicke.

IV. **Hallischer Dichterkreis.** § 303b 182
Gleim, Kleist; die Leipziger: Gottsched mit Probe.

V. **Hagedorn.** § 303c 183
Die ‚Anakreontik'.

VI. **Kreis der ‚Bremer Beiträge'.** § 303d 184
1. Gellert. 2. Rabener mit Probe.

VII. **Die ‚Schweizer'.** § 303e 185
1. Bodmer, Breitinger. 2. Haller mit Proben. Bemerkung: Lessing über Hallers Schilderungen

B. Zweiter Hauptabschnitt 1748—1848. Die klassische Höhe des Mhd.

(Das große Jahrhundert.)

AA. Erste Gruppe: Die großen Klassiker.

Vorbemerkung.

I. **Klopstock.** §§ 304—311 187
1. Überblick, Bedeutung, Grundzüge. 2. Sprachgenie, Ursprünglichkeit. 3. Mängel; Dichtersprache. 4. Sprachliche Hauptmerkmale. 5. Übersetzerkunst; J. H. Voß. 6. Anregungen: ‚Sturm und Drang'. 7. Zeiteinflüsse. Übergang zu Lessing.

II. **Lessing.** §§ 312—315 193
1. Lessings Stil im ganzen. 2. Seine Jamben: Nathan. 3. Sprache in Minna v. B. und Emilia Galotti. — Wieland.

III. **Herder.** §§ 316—321 194
1. Überblick. 2. Sprache und Stil, Mischungen. 3. Sprachverdienste, Proben. 4. Übersetzungen. 5. Grundlagen der Sprachwissenschaft. Übergang zu Goethe und Schiller.

IV. **Goethe.** §§ 322—335 197
Grundzüge: Sprachgenius, Sprachgeschichtliche Bedeutung, Stilcharakter. Einzelnes: 1. Sprache und Stil der Jugendwerke: Götz, Werther. 2. Egmont. 3. Lyrik, Reimkunst. 4. Die klassische Höhe: der deutsch-

Seite.

griechische Stil: Probe aus Faust 2. Teil. Begriff dieser ‚Renaissance'. 5. Natürlichkeit, Realismus. Iphigenie, Tasso, Hermann und Dorothea. 6. Prosa. 7. Faust. 8. Biblische Anklänge.

V. **Schiller.** §§ 336—349 205
Grundzüge: Überblick. Vergleich mit Goethe. Verhältnis zur Antike, zur deutschen Sprache. — Einzelnes: 1. Stellung zu den Fremdwörtern. 2. Sprach- und Stil-Entwickelung: Jugendwerke, Realismus; Reife, Idealismus: dessen Gefahr; Lebenswahrheit, Idealrealismus, Volkstümlichkeit; Antithesenstil. 3. Zu den Dramen: Räuber, Fiesko, Kabale und Liebe, Don Karlos. Die übrigen, insbes. Wallenstein. 4. Gedankenlyrik. 5. Sprachliche Eigenheiten 1—7, Fortsetzung 8—10, Fortsetzung 11—13.

BB. Zweite Gruppe: Zeitgenossen und Nachfolger.
Die Romantik.

Überblick.

I. **Zeitgenossen.** §§ 350—352 214
1. Hainbund: Stolberg, Hölty, Bürger, Claudius. 2. Hebel, Möser. 3. Jean Paul.

II. **Romantiker.** §§ 353—364 217
1. Überblick, Charakteristik. 2. Ältere Romantiker: die Schlegel; 3. Tieck; Novalis. 4. Jüngere Romantiker: Brentano, Arnim, Brüder Grimm; Görres; Eichendorff; H. v. Kleist; Seume. 5. Freiheitssänger: Körner, Arndt, Schenkendorff, Probe von Sch.: Muttersprache. 6. Rückert. 7. Uhland. 8. Schwäbische Dichter: Schwab, Kerner, Hauff, Mörike. 9. W. Müller, Chamisso, Droste-Hülshoff; Immermann, Gotthelf, Auerbach; W. Alexis. 10. Österreicher: Grillparzer; Raimund, Lenau, Grün, Halm, Hamerling. 11. Platen.

C. **Dritter Hauptabschnitt 1848 bis jetzt. Neuere Sprachentwickelung und Gegenwarts-Litteratur.**

Überblick. §§ 366—369 228
Hauptzüge: 1. Wissenschaft. 2. Tagespresse. 3. Realismus, Naturalismus. 4. Hauptgruppen.

I. **Das „Junge Deutschland".** §§ 370—372 230
1. Laube, Gutzkow. 2. a) Börne, b) Heine.

II. **Spätromantiker.** §§ 373—380 232
1. Hoffmann v. Fallersleben. 2. Mosen. 3. Kinkel. 4. Simrock. 5. Freiligrath. 5. Geibel, Probe. 6. Münchener Dichterkreis: Schack, Lingg, Bodenstedt, Heyse, Scheffel, Jordan. 7. R. Wagner. 8. Geistliche Dichter: Spitta, Gerok, Sturm.

III. **Realismus und Naturalismus.**
a) Poetischer Realismus. §§. 381—390 236
I. Drama. 1. Hebbel. 2. Ludwig. 3. Anzengruber. 4. Greif. 5. Freytag. 6. Benedix. 7. Kruse. 8. Gottschall. 9. Wilbrandt. 10. Voß. 11. Fitger. — 12. Lindau, Stilverfall. — 13. Wildenbruch.
II. Epik. Überblick; Prosa-Roman, Novelle. 1. G. Freytag. 2. Fontane. 3. Spielhagen. 4. Raabe. 5. Ebers. 6. Dahn. 7. Keller. 8. K. F. Meyer. 9. Storm. 10. Riehl. 11. Rosegger. 12. (Reuter.)
III. Lyrik. 1. Greif, Kobell, Stieler. 2. Weber, Baumbach, Wolff.
b) Sprache und Stil des Naturalismus. §§. 391—403. . . . 243
Vorbemerkung.

Seite.

I. Stilprinzipien und Sprachmerkmale (Nr. 1—5). II. Anwendung im einzelnen: 1. Stillosigkeit, Verzicht auf Einheit. 2. Gleichgültigkeit des Stoffes. 3. Schilderung: a) des Milieus, b) Häßlichkeitskult, c) Charakterzeichnung, d) Sexualismus des Sinnlichen, e) Proletarierstil, Parteisprache. 4. Internationaler Zug. III. Hauptvertreter: 1. Tovote, Schlaf, Conrad, Bleibtreu, Kretzer; H. Hart; Liliencron, Falcke, Busse. 2. Sudermann. 3. Hauptmann. IV. Umschlag in den Symbolismus. Fr. Nietzsche.

IV. **Wissenschaftliche und praktische Prosa der letzten anderthalb Jahrhunderte.** §§ 404—414 252

I. Philosophischer Lehrstil. 1. Kant. 2. Fichte. 3. Schelling. 4. Hegel. 5. Herbart. 6. Schleiermacher. 7. Schopenhauer. 8. Erdmann, Lotze, Fechner, Carriere, Zeller, Hartmann, Lange, Wundt, Paulsen, Vischer, Fischer; Volkelt. — II. Naturwissenschaftlicher Lehrstil. A. von Humboldt, Helmholtz, Liebig, Dubois-Reymond, Häckel, Virchow, Henle, Hyrtl. Technischer: Karmarsch, Siemens. Erd- und Völkerkunde: K. Ritter, Kapp, Kutzen, Peschel, Ratzel, Bastian. — III. Historischer Stil. Rückblick: Chronikenstil bis 16. Jahrhundert (Tschudi). Kompendienstil des 17. und 18. Jahrhunderts. Pufendorf, Mascov, Schlözer, Joh. v. Müller. Begründung des histor. Stils: Schiller. Große Periode deutscher Geschichtschreibung: Niebuhr, Dahlmann, Raumer, Ranke; Duncker, Mommsen, Gregorovius, Curtius, Schlosser, Pertz, Häusser, Waitz, Giesebrecht, Sybel, Treitschke, Droysen. Kirchengeschichte: Baur, Neander; K. Hase, Döllinger; Köstlin, Hausrath. Religions- und Lehrgeschichte: D. Strauß, Wellhausen, Weizsäcker, A. Harnack. Biographischer Stil. — IV. Kriegswissenschaftlicher Berichts- und Lehrstil: Clausewitz, Rüstow, Verdy, Hönig, Jähns, Moltke (mit Proben). V. Sonstige Lehrstile. Volkswirtschaft: Roscher, Schäffle, Wagner, Schmoller. Rechtskunde: Gneist, Holtzendorff, Windscheid. Ihering, Sohm. Kunsthistoriker: Springer, Schnaase, Woltmann, Kugler. Litteraturhistoriker: Gervinus, Jul. Schmidt, Hettner, Vilmar, W. Scherer. Biographen: O. Jahn, Stahr, Haym; Dramaturgie: Bulthaupt. Essayisten: Lessing, Herder, Möser, H. Grimm, Bernays, Rümelin, Lagarde, Scherr. Sprachforscher: Lachmann, W. Wackernagel, Weinhold, Müllenhoff, Bartsch, Pfeiffer, Zarncke. — VI. Redekunst und Rednerstil: a) Geistliche Rede, Predigtstil: Luthers Nachfolger: Mathesius, Bugenhagen, Brenz, Zwingli. Verfall; Ausnahmen: Arnd, Andreä, Herberger, Scriver, H. Müller. Aufschwung: Die Pietisten: Spener, A. H. Francke, Rambach, Bengel, Oetinger. Rationalismus: Mosheim, Jerusalem, Röhr, Reinhard, Zollikofer, Lavater, Zschokke; Verfall. — Erneuerung: Herder, Dräseke, Schleiermacher. Gruppen: Nitzsch, Krummacher, Theremin, Tholuck, Beyschlag, Frommel, Dryander; Harms, Löhe, Ahlfeld, Petri, Luthardt; Hofacker, Palmer, Gerlach, W. Baur, Gerok, Stöcker; Menken, Beck; W. Hoffmann, Kögel; Schwarz, Schenkel, Rothe, H. Lang, Holtzmann. Anhang: Theologischer Lehrstil: Hagenbach, Dorner, Hofmann, Pfleiderer, Beyschlag, H. Schultz; Vilmar, Kahnis, Thomasius; Rothe, Ritschl, Lipsius. Katholische Predigt und Theologie: Zach. Werner, Sailer, Hirscher, Veith, Haneberg, Ketteler. b) Weltliche Redekunst: Schulreden: Herder, Hegel, Jacobs, Deinhard. Akadem. Reden: J. Grimm, Vischer, Fischer, Rümelin, Sybel, Curtius, Treitschke, Dubois-Reymond. Gerichtsreden: Wirth. Politische Reden: 1848er: Blum, Lichnowsky, Stahl, v. Gagern, Radowitz, Simson, Dahlmann. Neuere: v. Vincke, Waldeck, Gneist, Virchow, Richter, Windthorst, v. Bennigsen, Miquel, Bebel, Fürst Bismarck. VII. Deutscher Briefstil. Charakter, Stilart. Klassische Briefwechsel: Gottscheds Gattin, Gellert; Lessing, Winckelmann, Klopstock, Wieland; Goethe und Schiller, Körner, W. v. Humboldt; Bürger, Jean Paul; die Schlegel,

Seite.

Grimm, Humboldt; Schleiermacher; Frauen: K. v. Schelling, Bettina, Rahel. (Wissenschaftliche Briefform: Liebig, K. Vogt, Erdmann. Briefroman: Goethe, Tieck.) Neuere: die Mendelssohn, Rindfleisch, Bismarck. Sprachproben: I. Aus Goethe-Schillers Briefwechsel. II. Aus Bismarcks Briefen.

V. **Sprachleben der Gegenwart, Verfall und Gegenwehr.** §§ 415—428 . 263

A. Organischer Lautbestand des gegenwärtigen Neuhochdeutsch. B. Sprachlich-stilistische Gesamterscheinungen.

I. Verwilderung, Verschlechterung. a) Der Thatbestand, b) Ursachen und Wirkungen im einzelnen: 1. Zeitungswesen und Geschäftsstil: a) Presse, b) Umgangssprache, c) Geschäftsstil. 2. Amts-, Gelehrten- und Bildungssprache. 3. Stellung der Schule.

II. Gegenwehr-Bestrebungen für Sprach-Richtigkeit, Reinheit und Schönheit: 1. Allgemeiner deutscher Sprachverein. 2. Nationale Sprachbewegung. a) Bestrebungen für Rechtschreibung. b) Verdeutschungsfortschritte. Schluß.

Anhang: Geschichte der deutschen Schrift. §§ 429—431 272

1. Runenschrift, Mischalphabete. 2. Lateinschrift: Majuskel, Minuskel. 3. Frakturschrift, Antiqua-Rundschrift.

Einleitung.

I. Sprach- und Litteraturgeschichte im allgemeinen.

Begriff, Aufgabe, Wechselverhältnis.

§ 1. **1.** Die menschliche *Sprache* überhaupt ist das organisch-lebendige Ausdrucksmittel des Menschengeistes in gegliederten Lauten. Sie ist nicht — wie man früher wohl annahm — eine von den Bedürfnissen des äußeren Lebens hervorgerufene verstandesmäßige Erfindung; nicht ein ausgeklügeltes Kunsterzeugnis, etwa wie die moderne Mißgeburt des „Volapük" als vermeintlicher Weltsprache; auch nicht ein durch allgemeine Übereinkunft hergestelltes Verkehrsmittel, wie etwa das Geld, womit man sie ja oft verglichen hat. Sondern — wie schon *Herder* erkannt und die ganze neuere Sprachwissenschaft immer neu bestätigt hat: sie „gebar" in Urzeiten und gebiert noch heute „sich selbst mit der ganzen Entwickelung der menschlichen Kräfte." Sie ist — wie später noch genauer zu zeigen — sowohl als fertiges *Gebilde* wie als unablässig sich erneuernder *Vorgang* allemal ein *Naturerzeugnis*, das sich zwar in unendlicher Mannigfaltigkeit der Orte und Schauplätze, der Zeiten und Entwickelungsstufen, der Stämme und Völker, der Menschenalter und Kulturgrade darstellt; das aber überall je nach den inneren organischen Gesetzen menschlichen Denk- und Sprachvermögens lebendig erwächst und sich entwickelt.

§ 2. Im Grunde gehört demnach alle *Sprachgeschichte*, d. h. alle Kunde und Darstellung ihres allmählichen Entwickelungsganges von jenen dunkelen Uranfängen an bis zur aufgehellten Gegenwart — im Grunde gehört diese, wie auch alle Sprachlehre, alle Grammatik und Stilistik, zur allgemeinen Naturlehre und Geschichtskunde vom Menschen selber. Aus den Gesetzen der Physiologie und den Thatsachen der Anthropologie ist *alles* Sprachliche in seinen letzten Ursachen und Bedingungen abzuleiten und zu erklären. Natürlich wirft dann auch umgekehrt die Sprachforschung und Geschichte auf jene wieder das hellste Licht; gerade sie hilft oft ausschließlich deren Rätsel lösen, deren verborgenste Gebiete entdecken.

§ 3. Jede Art von Sprachgeschichte wird nun die *Aufgabe* haben, jenen Entwickelungsgang nach gewissen Hauptgesichtspunkten vorzuführen. In Betracht kommen da vor allem folgende: 1. Die *Hauptgebiete* und *-formen*: die Sprach-Stämme, -Familien- und

=Einzelarten. 2. Die wichtigsten Entwickelungs=Stufen im ganzen und einzelnen; die Zeitabschnitte und Wendepunkte, die Anfänge, Fortschritte und Höhenpunkte, die Stillstände und Rückschritte, die Verfallszeiten und Untergänge. 3. Die bedeutendsten Träger, seien es ganze Völker und Zeitalter, seien es einzelne große Muster und Meister der Sprache. Überhaupt 4. Wirkung, Bedeutung, Wert der einzelnen Sprachen und Spracherscheinungen je für ihre Gebiete und Zeiten und andererseits für die Gesamtheit menschlicher Sprach=, Geistes= und Kultur=Entwickelung. — Bei den eigentlichen Kultursprachen werden dann noch andere Gesichtspunkte dazu kommen, z. B. Vergleich zwischen toten und lebenden Sprachen, zwischen altem und neuem Sprachgute, zwischen ursprünglich=einheimischen und fremdher erworbenen Sprachbeständen, zwischen Schrift=, Bildungs= oder Gemeinsprache einerseits und Verkehrs=, Volkssprache und Mundarten andererseits u. s. w. — Und bei allem dem wird sich eine allgemeine oder „vergleichende" Sprachgeschichte nur in dem weiter gesteckten Ziele und Umfange von der besonderen Geschichte einer bestimmten Volkssprache unterscheiden. Ihren Ausgangspunkt wird auch diese, wenngleich nur kurz und einleitungsweise, von dem großen Gesamtgebiete nehmen müssen, um von vornherein ihrem besonderen Gegenstande die richtige sprachgeschichtliche Stellung darin anzuweisen. Auch wird gerade dessen volles Verständnis und seine Würdigung noch weiterhin sich oftmals erst aus vergleichenden Seitenblicken auf verwandte oder benachbarte Volkssprachen ergeben. — Demnach wird auch die hier vorzuführende deutsche Sprachgeschichte nicht umhin können, von Verhältnis und Stellung unserer Volkssprache zur Sprache überhaupt und zu den großen Sprach=Stämmen und =Familien der Menschheit auszugehen, ehe sie ihre besondere Eigenart und Entwickelung in deren selbständigen Erscheinungen, Unterarten und Stufen darlegt. Und bei dieser Darlegung selbst wird sie auf allen Stufen wiederholt das Verhältnis und die Wechselwirkung des Deutschen mit sonstigen europäischen Kultursprachen zum Vergleiche heran zu ziehen haben.

§ 4. Was endlich die Maßstäbe für die Würdigung sprachlicher Erscheinungen und Erzeugnisse und für die Beurteilung sprachgeschichtlicher Zeitabschnitte und Zustände betrifft, so können selbstverständlich nur solche gelten, die sich aus dem Wesen der Sache selbst ergeben; die sich also aus den organischen Gesetzen unseres Denk= und Sprachvermögens, aus der Natur der Sprache als unmittelbar lebendigen Gedanken= und Gefühls=Ausdrucks im allgemeinen, und weiterhin aus dem besonderen Gebilde einer Volkssprache, aus ihren Laut= und Tongesetzen, ihrem echten und eigenartigen Wortschatze, ihrem ganzen Formgepräge und Geistesgehalte einfach, klar und folgerecht ableiten lassen.

Allerdings waltet ja — um das gleich hier zu sagen — gerade bei der Darstellung der Gedanken und Empfindungen durch die Sprache im einzelnen eine größere Freiheit, Willkür und Überlegung ob, als bei allen anderen organischen Verrichtungen; eben

weil der Gedanke selbst die freieste That des menschlichen Geistes, die Sprache der unmittelbarste Ausdruck des Willens, das geistigste Erzeugnis der Vernunft ist. Und diese Freiheit und bewußte Überlegung wächst mit fortschreitender Bildung. Je mehr die Sprachkenntnis sich erweitert und vertieft, das Sprachgefühl sich befestigt und verfeinert, mit um so mehr Absicht, Sorgfalt und Kunst suchen und wählen wir in Worten und Ausdrücken, in Wendungen, Satzbildungen und Gedankenfolgen, in Lautklängen und Sprachmitteln aller Art dasjenige heraus, was uns für den jedesmaligen Zweck als angemessenste Darstellungsform erscheint. Aber alles das findet doch immer wieder seine ganz naturgemäße Beschränkung sowohl in jenen Gesetzen unseres Denk- und Sprachvermögens, wie in dem organisch aus diesem erwachsenen und geschichtlich gewordenen Sprachbestande selbst, in seinem Wortvorrate und sonstigen Sprachgute, seiner urwüchsigen Eigenart in Ausdrucksweisen und Sprachformen und seinem ganzen inneren Gesamtgehalte.

Schon dies Grund genug, um vor der Darstellung der eigentlichen Sprachgeschichte wenigstens den Hauptgesetzen dieser inneren Sprachentwickelung, als den unumgänglichen **„Vorbegriffen"** zu deren Verständnis und Würdigung, näher zu treten (vgl. unten den ersten Hauptteil § 18ff.). Denn erst sie geben die wirklichen Maßstäbe und Richtlinien für die spätere Beurteilung sprachlicher und weiterhin auch litterarischer Erscheinungen und Erzeugnisse. Eine zu diesen organischen Grundgesetzen in Widerspruch tretende Darstellung, ob mit noch so viel Überlegung gewählt, würde trotzdem als fehlerhaft, weil als sprachwidrig und unnatürlich gelten müssen. Beweist das doch z. B. schon jede geschraubte, gekünstelte und gezierte Redeweise, jeder zopfige, schwülstige oder steiflederne Stil; während umgekehrt Formen und Wendungen, die sich nach den organischen Gesetzen und aus dem Sprachgeiste von selber darbieten und dabei die möglichst lebendige und völlige Übereinstimmung von Ausdruck und Gedankeninhalt darstellen, selbst da, wo man sich ihrer ohne jede Berechnung, unbewußt, in Einfalt bedient, doch fehlerfrei, sprachrichtig und naturschön sein werden. —

Schon von hier aus fällt demnach — was später auch in der Geschichte selbst noch genauer hervortreten wird — ein helles Licht auf das in früherer Zeit so viel verkannte oder verschobene Wertverhältnis zwischen der schlicht-naiven, schöpferisch-lebendigen Sprache des Volks und des wirklichen Lebens einerseits, und der nach Regeln abgemessenen, grammatisch und stilistisch festgelegten Schrift-, Bildungs- oder Standes-Sprache andererseits. Nämlich: daß letztere keineswegs immer den ausschließlichen Maßstab für Wert, Kraft und Höhe sprachlicher Erscheinungen bildet, sondern oft genug umgekehrt den wahren Sprachgeist verleugnet und weit hinter dem eigentlichen Sprachleben des Volkes zurücksteht; daß dann also nicht jenes, sondern dieses als wirklicher Wertmesser zu gelten hat.

Sofern nun indes gerade in der Schriftsprache das ausgedrückt

und niedergelegt zu werden pflegt, was wir Litteratur nennen, so führt dies nunmehr zum Begriff und Ziele der Litteraturgeschichte und weiterhin zu ihrem Wechselverhältnisse zur Sprachgeschichte überhaupt. Doch ist darüber hier nur ganz kurz zu reden und Genaueres erst bei der Einleitung zur Litteraturgeschichte selbst zu bringen.

§ 5. 2. Im weitesten Umfange bezeichnet **Litteratur** [vom latein. litteratura: Buchstabenschrift, dann Sprachwissenschaft, dies von litterae: Geschriebenes, Schrifttum, dann Bücherkunde, Wissenschaft u. s. w.] den Inbegriff alles Schrifttums, also die Gesamtheit der in Sprache und Schrift niedergelegten Erzeugnisse des Menschengeistes. Demnach stellt, ebenso weit gefaßt, die **Litteraturgeschichte** die fortlaufende geschichtliche Entwickelung dieser Werke und damit den Entwickelungsgang menschlicher Geistesbildung selbst im Zusammenhange dar, soweit er sich in jenen Denkmälern verfolgen, aus ihnen erkennen läßt.

Gewöhnlich wird indes der Begriff nicht so weit, sondern viel enger gefaßt. Man sieht von allen Schriftwerken ab, die nur der Gelehrsamkeit, der fachwissenschaftlichen Bildung, den praktisch-realen Zwecken der Technik, des Verkehrs, überhaupt des gewöhnlichen alltäglichen Lebens dienen, und beschränkt die Aufgabe auf das ideale Gebiet der litterarischen Kunstwerke. Vor allem kommen also die Dichtwerke in Betracht, die Schöpfungen der Dichtkunst (Poesie), sofern in dieser nicht nur — wie bekannt — die Sprache sich am höchsten und schwungvollsten erhebt und das menschliche Geistesleben am reinsten und kräftigsten wiederspiegelt, sondern auch — wie noch genauer zu zeigen (vgl. § 32ff.) — geradezu die ursprüngliche und eigentümliche Sprache aller Völker sich am deutlichsten darstellt. Doch gehören außer den eigentlich poetischen Werken auch solche von allgemeiner wissenschaftlichem oder volkstümlichem Charakter hierher, wenn sie durch Geistesgehalt, durch Klarheit, Kraft und künstlerische Vollendung bedeutend auf die allgemeine Bildung eingewirkt haben. So namentlich Werke der Geschichte und Naturwissenschaft, der Philosophie und Staatskunst, der geistlichen und weltlichen Beredsamkeit; dann die der Kunstlehre und Kunstgeschichte selbst, die ja sowieso durch eine gewisse künstlerische Form zu wirken angewiesen sind; endlich Volksschriften über allgemeine nationale oder soziale Lebensfragen, wenn sie gleichfalls durch gehobenere Sprache und packenden Inhalt Erfolg zu erringen vermögen.

§ 6. Aus allem dem ergeben sich nun für die **Aufgabe** der Litteraturgeschichte ebenfalls gewisse Gesichtspunkte, die mit denen für die Sprachgeschichte teils zusammentreffen, teils aber auch von ihnen abweichen. Man kann die Aufgabe geradezu eine dreifache nennen: 1. Eine allgemein geschichtliche oder auch kulturhistorische, nämlich: Darlegung der geschichtlichen Zusammenhänge, in denen die Litteraturentwickelung in ihren einzelnen Stufen, Zeitabschnitten und Erscheinungen, zugleich in Wechselwirkung mit dem übrigen Kulturleben, verläuft. 2. Eine lebensgeschichtliche oder biographische: die Vorführung des Lebens und der persönlichen Beziehungen von Dichtern

und Schriftstellern, soweit dieselben für die allgemeine Entwickelung bedeutsam und zum Verständnis ihrer Werke unentbehrlich sind. 3. Die eigentlich litterarische: die Vorführung und Würdigung der einzelnen Kunstwerke selbst nach Anlaß und Entstehung, nach Inhalt und Form, endlich nach Wirkung, Wert und Bedeutung für die allgemeine Bildung und Kultur.

§ 7. 3. Man sieht also: Sprach- und Litteraturgeschichte stehen, wie eben Sprache und Litteratur selbst, in innigstem Wechselverhältnis, sind durchweg auf einander angewiesen, ja berühren oder kreuzen sich fortwährend, und gehen auf ihrem Wege lange Strecken Hand in Hand. Aber doch grenzen sie sich durch eigentümliche Unterschiede ebenso deutlich gegen einander ab, wie das Sprache und Litteratur auch an und für sich thun.

§ 8. Einerseits umfaßt ja, wie wir sahen, die Sprache als solche, und somit auch die Sprachgeschichte, ein viel weiteres Gebiet: außer den durch Schrift festgelegten und überlieferten Sprachwerken und Kunstschöpfungen der „Litteratur", auch die kunstlosen Naturgebilde ursprünglich bloß mündlich und mundartlich fortlebender Volkssprechweise und Alltagsrede. Und sie legt, wie schon gesagt, auf diese oft ein noch höheres Gewicht, findet in ihnen für ihren eigenen Zweck oft Wertvolleres, als in manchen kunstmäßigen Litteraturerzeugnissen. Freilich wird auch die Litteraturgeschichte ihrerseits an solchem sprachlichen „Wegekraut" keineswegs von vornherein achtlos oder geringschätzig vorübergehen dürfen. Weiß sie doch zu gut, wie durch lange Urzeiten hindurch das Herrlichste und Klassischeste, was wir heute als „Litteratur" aufgezeichnet in Büchern finden, ebenfalls nur mündlich fortgepflanztes, gleichsam wildwachsendes Spracherzeugnis war. Man denke nur an die ältesten Heldensänge, an das Volkslied und mancherlei Dialektdichtungen bis zur Gegenwart! Aber allerdings: Gegenstand der Litteraturgeschichte als solcher kann alles das doch erst werden, wenn es irgendwie urkundlich aufgezeichnet, also dem Schrifttume einverleibt ist; während die Sprachgeschichte ihrerseits eben umgekehrt über diese Grenzen hinaus alles in ihr Bereich ziehen darf, was ihr irgend wie und wo als Spracherscheinung aufstößt.

§ 9. Anderseits ist aber die Sprachgeschichte darin wieder begrenzter im Stoffe als die Litteraturgeschichte, daß sie sich zunächst um das ganze, für diese so wichtige persönliche und biographische Gebiet gar nicht oder doch nur sehr wenig kümmert: nur dann und nur so weit, wenn und wie es etwa unmittelbare sprachliche Bedeutung hätte, wie z. B. bei den verschiedenen Entwickelungsstufen der Sprache Luthers, Goethes und anderer. Auch das eigentliche litterarische Gebiet als solches kommt für sie unmittelbar nur hinsichtlich der Sprachform der Kunstwerke in Betracht; hinsichtlich der sonstigen künstlerischen Form und Organisation, und vollends nach dem Inhalte nur mittelbar, nur soweit alles das zum Verständnis des Sprachlichen unentbehrlich erscheint.

§ 10. Es ist also, wie nun klar erhellt, der verschiedene

Ausgangs- und durchgängig leitende **Hauptgesichtspunkt**, sowie die dadurch bedingte, verschieden gerichtete Auffassungsweise und Behandlungsart, wodurch sich die beiden Gebiete von einander trennen.

Für die Sprachgeschichte ist das Lautliche und Klangliche, das gesamte Sprachleben selbst die Hauptsache, wie es — auch ganz abgesehen von der Schrift und deren besonderer Entwickelung — als natürlich-organisches Gebilde, als sinnenfälliger Naturvorgang, nach inneren Gesetzen in die Erscheinung tritt und unter mannigfachsten Natur- und Geschichts-Einflüssen sich unablässig weiter entwickelt, fortwährend sich auch wandelt und umgestaltet, sei's zur Vervollkommnung, sei's zum Verfalle.

Für die Litteraturgeschichte dagegen ist alles dies zwar auch eine sehr wichtige, aber doch verhältnismäßig zurücktretende, daher nur kürzer zu behandelnde Unterlage und Voraussetzung, nur das bedeutsamste unter mehreren Mitteln zu dem anderen Hauptzwecke: den durch Sprache und Schrift vermittelten Geistesgehalt, die Gedanken-, Gefühls- und Ideenwelt zu verfolgen und darzustellen, wie sie in individuell bedingter Fülle und Mannigfaltigkeit, aus seelischer Innerlichkeit, aus persönlicher Freiheit, aus Talent und Genie heraus sich gebiert und den übersinnlichen Stempel des Geistes trägt. Hierdurch wird — um das gleich anzufügen — natürlich auch der Standpunkt der Beurteilung und Würdigung beiderseits mitbedingt.

§ 11. Für die Sprachgeschichte gelten die früher (§ 4) festgestellten Maßstäbe: also vor allem die Sprachform und damit die sprachgeschichtliche Bedeutung nach den betrachteten Gesichtspunkten, für die Litteraturgeschichte vor allem der Inhalt und dessen sonstige Ordnung, Gliederung, Gestaltung und innere Organisation. Doch ist beides nicht so zu trennen, als könnte die eine Seite ohne die andere den Ausschlag geben. Überall bedingen ja in der organisch-lebendigen Einheit der Natur- wie der Kunstschöpfungen Form und Inhalt in innigster Wechselwirkung einander gegenseitig und können niemals das eine ganz ohne das andere gewürdigt werden. Einerseits kann die Sprachgeschichte nie ganz vom Inhalte absehen. Denn der erst schafft ja, wie gleich die Vorbegriffe zeigen werden, organisch-naturgemäß sich selber die Formen. Diese sind also ohne ihn gar nicht völlig zu verstehen und zu werten. Umgekehrt darf die Litteraturgeschichte heutzutage durchaus nicht mehr, wie wohl in früherer Zeit, von der Sprachform absehen und bloß den Inhalt und seine sonstige Gestaltung berücksichtigen. Gerade der siegreiche Aufschwung neuerer Sprachwissenschaft hat hierin eine heilsame Umwertung ihrer Urteile zur Folge gehabt. Denn wenn auch, wie eben gesagt, nur der Inhalt es ist, der sich den Leib der sprachlichen Formen schafft, so wird doch eben nur an und aus diesem er selber erst begriffen und recht gewürdigt werden. — Mag da z. B. ein innerer Geistes- und Gedankengehalt noch so wertvoll sein, der Flug einer Phantasie noch so hoch gehen, die Absicht eines

Schriftwerkes noch so gut sein — bleibt der sprachliche Ausdruck dahinter zurück, ist er mehr oder weniger verfehlt und sündigt gar wider die Gesetze des Sprachlebens; kurz: muß die Sprachgeschichte an ihrem Teile ein ungünstiges oder gar verwerfendes Urteil darüber fällen: so kann auch die Litteraturgeschichte sich dem nicht entziehen, sondern muß der Schwester zustimmend folgen. Und ebenso, wie schon (§ 4—8) angedeutet, im umgekehrten Falle. An wie vielen Erscheinungen und Erzeugnissen ist doch das litterarische Urteil, ist die litteraturgeschichtliche Würdigung früherer Zeiten achtlos, geringschätzig, verächtlich vorbeigegangen, weil man die vermeintliche Kunst und Technik, den „hohen" Gehalt und Schwung darin vermißte. So z. B. an dem Volkstümlichen, Mundartlichen, Alltäglichen. Da eben hat dann die Sprachgeschichte eingegriffen und nicht nur auf ihrem eigensten Gebiete, sondern auch auf dem der Litteraturgeschichte solchen Werken und Erscheinungen zur verdienten Würdigung verholfen.

§ 12. Natürlich stimmen endlich beide Gebiete darin vollends überein, daß sie je ihren Gegenstand in seinem geschichtlichen Leben belauschen; in der Rolle, die jeder im Völker- und Menschheitsleben spielt; in dem Auf und Ab ihrer Entwickelung, und in all den Kräften Trieben und Wirkungen, die von ihnen aus- oder auf sie einströmen. Und da nun hier die Litteratur durchweg von der Sprache, die Sprache wenigstens zum großen Teile von der Litteratur abhängig und bedingt erscheint, und beide, wie gesagt, in fortwährender lebendigster Wechselwirkung mit einander stehen, so werden selbstverständlich sowohl die räumlichen Haupt-Gebiete, die volksgeschichtlichen Schauplätze und Grenzen, wie auch die zeitlichen Entwickelungs-Stufen und Abschnitte beiderseits ungefähr dieselben sein: Höhepunkte und Tiefstände, Fortschritte und Verfallserscheinungen werden meistens zusammen fallen. So wird auch für die deutsche Sprachgeschichte sich späterhin im großen und ganzen dieselbe Gliederung ergeben wie für die gleichlaufende deutsche Litteraturgeschichte. — Sofern endlich beiderseits Geschichte vorliegt, und geschichtliches Leben behandelt wird, so erhebt sich von selbst die Frage nach dem beiderseitigen Verhältnis zur Geschichte überhaupt, d. h. zur Volks- wie zur Weltgeschichte. Eine Frage, auf die wir wenigstens ganz kurz eintreten wollen.

II. Sprache und Litteratur im Verhältnis zur Weltgeschichte.[1])

§ 13. **1.** Von vornherein ist klar: so wichtige und mächtige, dazu so unabläßige und immer neue Äußerungen des Menschengeistes, wie sie sich vor allem in der Sprache, doch auch in der Litteratur, selbst in dem hier geltenden engeren Sinne, darstellen, sie mußten auch in der jeweiligen Volksgeschichte und dadurch mittelbar für die Weltgeschichte eine entsprechend große und wirksame Rolle spielen. Umgekehrt werden, ebenso selbstverständlich, alle geschichtlichen Vorgänge auf sie und ihr Entwickelung bedeutsam mit einwirken, werden — fördernd oder hemmend — tief in ihr eigenes Leben und Wesen eingreifen. Allerdings folgen, wie früher gesagt, beide, zumal die

[1]) Vergl. hierzu Th. Matthias, Geschichte und Sprache, im Beiheft 12/13 vom 1. 12. 1897 zur Zeitschrift des Allgem. deutschen Sprachvereins.

Sprache als Naturerzeugnis, stets ihren eigenen inneren Gesetzen und scheinen oft genug ganz selbständig und unabhängig von den gleichzeitigen Geschichtsströmungen ihren Weg zu gehen. Dies wird in der That besonders da der Fall sein, wo ein ganzes Sprach- oder Litteratur-Gebiet, z. B. von Mundarten und Ortsdialekten, von Hirtenidyllen, Dorfpoesien oder Minnesängen, weit ab von der großen Heerstraße geschichtlicher Vorgänge liegt und in solch arkadischer Entlegenheit sichtbar gar nicht davon berührt wird. Oder wo, nach denselben Beispielen, auch schon die Natur, das Wesen und Gebiet solcher Sprach- und Litteratur-Erscheinungen selber auf abgezogenes Stillleben und Fürsichsein gerichtet ist. Aber von solchen Teilgebieten abgesehen, können im großen und ganzen Sprache und Litteratur sich den geschichtlichen Einflüssen auf die Dauer nicht entziehen. Früher oder später, schneller oder langsamer werden auch sie davon in immer weiterem Umfange berührt, und allmählich treten solche Nachwirkungen immer deutlicher zu Tage. Oft genug ist dies aber dem tieferen Blicke auch sofort wahrnehmbar. Oft genug folgt, wie dem Blitze der Donner, so einem großen Geschichtsereignisse alsbald auch hier der Widerhall nach, zunächst unmittelbar in der mächtig davon erschütterten und in Schwingungen versetzten Litteratur, dann langsamer nachklingend auch im Leben der Sprache. — So dürfte es im Grunde kaum ein anderes Gebiet menschlicher Bethätigung geben, welches an allen Bewegungen der Geschichte — staatlichen, gesellschaftlichen oder allgemein kulturellen — so rasch und unmittelbar sich beteiligte, so stark sie mit zu beeinflussen suchte, wie eben Sprache und Litteratur. Und eben deshalb wird auch kein anderes so tief und nachhaltig davon betroffen und in Mitleidenschaft gezogen werden, und in keinem endlich dürfte, nach beiderlei Richtung des mitthätigen wie des mitleidenden Verhaltens, der Geschichtsverlauf so mächtig und andauernd nachzittern, so treu und lebendig sich abspiegeln, wie gerade hier.

§ 14. Von diesem Wechselverhältnis wird denn auch die beiderseitige *Geschichte* auf allen ihren Blättern Zeugnis geben.

Einerseits wird sie Sprache wie Litteratur als das *Ergebnis*, als die *Wirkung* der Geschichte, und diese als die *Ursache* darstellen. Und dies nicht bloß in deren weitestem Sinne als allumfassender Entwickelung alles natürlich und geistig Gewordenen, sondern auch in dem gewöhnlichen engeren Sinne der Staaten- und Kultur- oder der Weltgeschichte. Auch diese in der Gesamtheit ihrer Äußerungen beeinflußt und bestimmt, wenngleich nicht ausschließlich, so doch sehr wesentlich die Sprache wie die Litteratur, und zwar beide ebenso nach ihrem *Inhalte* wie — indirekt und in gewissen Grenzen — nach ihrer *Form*. Für die Litteratur leuchtet dies nach dem oben Gesagten ohne weiteres ein. Kann sie sich in ihrem Inhalte gar nicht ganz und dauernd den politischen und kulturellen Einflüssen des jeweiligen Volks- und Weltlebens verschließen, so wirkt dieses selbstverständlich auch auf die Form zurück. Für die Sprache wird sich

gleichfalls solcher Einfluß zunächst am Inhalte zeigen, an der Mehrung oder Minderung des bisherigen Wortbestandes, an mannigfacher Änderung der Wortgebilde, der Wortbedeutungen, und ihrer Fügung zum Ausdruck des Gedankens. Und alles das greift selbstverständlich mehr oder weniger auch in die Sprachform ein, in den Bestand wie in die Art der Lautklänge und Betonungen, der Bewegungsmaße und des gesamten Sprachflusses.

§ 15. Wirkt somit die Geschichte fortwährend mitbestimmend auf beide Gebiete ein, so zeigt sich anderseits aber auch vielfach das umgekehrte Verhältnis: wie Sprache und Litteratur ihrerseits auf die Geschichte einwirken, selber also als Ursachen erscheinen, die als Wirkungen mannigfache und oft ganz gewaltige kulturelle und sogar politische Bewegungen hervorrufen können. Und dies abermals doppelt: nach Inhalt und Form, sofern beides ja im wirklichen Leben überhaupt nicht ganz von einander zu trennen ist.

Beispiele hierfür wird für unsere deutsche Sprache und Litteratur die beiderseitige Geschichte noch in Fülle bringen. Doch mögen, zu sofortiger Anschaulichkeit, wenigstens für das im allgemeinen weniger bekannte Leben und Weben der Sprache, gleich hier einige Belege aus der allgemeineren Weltgeschichte und wenigstens einige kurz zusammengestellte Hinweise auf später Vorzuführendes folgen. Nur sei als Schlußergebnis zuvor die Hauptsache nochmals zusammengefaßt. Zwischen Sprache und Litteratur einer- und Geschichte anderseits besteht das lebendigste Wechselverhältnis in der vierfachen Richtung: daß beide ersteren nach Inhalt wie nach Form einerseits Wirkung und Folge, andererseits ebenso deutlich Ursache und Grund geschichtlicher Entwickelung sein können.

§ 16. 2. Aus der Weltgeschichte sei nur an Folgendes erinnert.

Eine Ahnung von der gewaltigen Rolle der Sprache in derselben verrät ja schon die biblische Erzählung vom „Turmbau zu Babel", welche geradezu auf der „Sprachverwirrung" die ganze Mannigfaltigkeit der verschiedenen Völkergeschichten aufbaut. Aber eine noch tiefere Ahnung liegt darin, eine doppelte, welche in überraschender Weise dann auch durch die Sprachgeschichte bestätigt wird. Einmal, daß für viele Völkersprachen, so verschieden sie sich später ausgestaltet haben mögen, dennoch eine gemeinsame Ursprache als Wurzel zu Grunde liegt. Also eine Erkenntnis, die bekanntlich nicht nur für die, jenem alten Erzähler anscheinend allein vorschwebenden, vorderasiatisch-semitischen Sprachen zutrifft, sondern ebenso auch für den indogermanischen und wahrscheinlich alle anderen Sprachstämme. Sodann die gleichfalls voll zutreffende Einsicht, daß die Völker, wenn sie aus dunkler vorgeschichtlicher Urzeit in den wirklichen Tag geschichtlichen Lebens eintreten, bereits eine eigenartig ausgebildete Sprache haben und in dieser ein „Zeichen, ja das wichtigste Zeichen von der Verschiedenheit ihrer bisherigen und einen Grund für die Verschiedenheit der späteren Entwickelung" mitbringen. Die Sprache gehört eben, wie der Charakter eines Volkes, zu dessen Wesen, zu „der unveränderlichen Kraft, die unter der tausendfachen Einwirkung fremder Einflüsse und bei allen daraus entspringenden Veränderungen im Leben desselben dennoch seiner Geschichte und Persönlichkeit ihre Einheit

und Eigenart giebt und bewahrt" (Th. Matthias). Damit ist sie also als eine der wichtigsten und mächtigsten Kräfte innerhalb der Weltgeschichte erwiesen, sowohl als Bewegungs- wie als Beharrungs-Kraft, und als Ausgangspunkt und Trieb gewaltiger Geschichtsvorgänge.

§ 17. Man denke in dieser Hinsicht noch an den ungeheuren Einfluß der zum Mittel der Weltbildung erhobenen griechischen Sprache und Litteratur im Altertum, von Alexander dem Großen bis zu den Römerkaisern Diokletian und Theodosius. Und als unter des letzteren Söhnen das Reich auseinanderkracht, da geht der Riß genau längs der Sprachgrenze am 37. Längengrade hin und scheidet den griechisch redenden Osten vom Latein sprechenden Westen. Aber merkwürdig! Während dort die Sprache als Trägerin des Hellenengeistes, also vor allem durch ihren Sprachinhalt, dieselbe siegreiche Beharrungskraft, vor der schon früher die römischen Welteroberer Halt gemacht hatten, noch lange bewährt und das Reich auf Jahrhunderte hinaus zusammenhält: bröckeln im Westen, trotz des Kittes der Lateinsprache, alsbald große Landesteile ab, erst unter der germanischen Hochflut Spanien und Gallien, dann unter der mohammedanischen Afrika. Und mitgewirkt haben zu diesem gegenteiligen Ergebnis zweifellos sprach- oder litterargeschichtliche Thatsachen. Einmal, daß der Lateinsprache bis dahin kein gleichmächtiger Geistesgehalt innewohnte, wie der griechischen, der die unterworfenen Völker auch innerlich hätte erobern können. Vielmehr lag sie denselben nur als die Regierungs-, Rechts- und Heeressprache äußerlich auf, während das eigentliche Volksleben sich in den altheimischen Mundarten weiter bewegte. Und letztere nun, vermehrt durch die neuen Fremdkräfte der germanischen oder maurischen Sprachen, besaßen Stärke genug, um, je in andersartiger Mischung mit dem Latein, die reichhaltige Sonderentwickelung der romanischen Sprachen zu erzeugen, die schließlich auch in Italien selbst zum Siege des Italienischen führt und so durch die verschiedenen Sprachformen die dauernde Trennung der Romanen unter einander besiegelt. So aus dem eigentlichen nationalen Leben der Völkergeschichte verdrängt, hat dann die Lateinsprache bekanntlich andererseits, mit dem ganz neuen Geistesgehalte des Christentums und weiterhin des abendländischen Kirchentums erfüllt, einen gleichfalls ganz neuen Siegeszug zu einer internationalen Herrschaft angetreten, welche sich in der Kirchen- und kanonischen Rechtssprache des römischen Katholizismus bis zur Gegenwart behauptet, und welche sowohl der griechisch-katholischen, wie seit der Reformation den evangelischen Kirchen und deren nationalen Sprachen gegenüber, das deutlichste und eindruckvollste Zeichen geistiger Scheidung darstellt. Schon hieraus also, und vollends aus den allbekannten kulturellen wie politischen Wirkungen und Folgen solcher Sprachvorgänge und Sprachzustände, erhellt, welche ungemeine Rolle gerade diese in der Weltgeschichte spielen.

§ 18. **Für Deutschland speziell mögen endlich hier bloße kurze Hinweise auf später Darzustellendes genügen.**

Die Scheidung der lingua theodisca von der lingua romana im 9. Jahrhundert bezeichnet geradezu den Beginn unserer eigentlichen und eigenen deutschen Geschichte. Die Bildung des Alt-, des Mittel-, des Neuhochdeutschen, und andererseits die Scheidung von Nieder-, Mittel- und Oberdeutsch, sind je zugleich Wirkung wie Ursache auch von wichtigen nationalen, politischen und kulturellen Geschichtsvorgängen. Die umfangreiche Aufnahme fremden Sprachgutes und seine sprachkräftige Umdeutschung aus Fremdwörtern in Lehnwörter, wie sie das Althochdeutsche aus dem Lateinischen, das Mittelhochdeutsche aus dem Romanischen vollzieht, bezeichnet zugleich bedeutsame Höhen des Staats- und Kulturlebens

(Karl der Gr., Hohenstaufen). Dieselbe Aufnahme späterer Zeiten dagegen aus dem Französischen ohne jene Umdeutschung, bloß in schwächlicher Nachäffung, ist Folge wie Grund eines beklagenswerten auch politischen und kulturellen Verfalls. Wie endlich in neuester Zeit die nationale Bethätigung sowohl unseres Volkes wie aller Völker, insbesondere auch der Gegner Deutschlands, gerade auf dem Gebiete des Sprachlebens sich bekundet und zu den hitzigsten Sprachkämpfen führt, die eben deshalb zugleich bedeutsame politische und wahrhafte Kultur-Kämpfe darstellen: das liegt offen zutage und beweist abermals die untrennbar innige und lebendige Wechselwirkung von Sprache und Weltgeschichte.

Erster Hauptteil.

Vorbegriffe.

I. Ursprung, Wesen und innere Entwickelung der Sprache überhaupt.

Vorbemerkung. Alles hierüber zu sagende ruht auf den Ergebnissen der vergleichenden Sprachwissenschaft, die gerade von deutschen Forschern begründet und ungemein gefördert ist. Hauptvertreter: Die Brüder Jakob und Wilhelm Grimm, 1785—1763 und 1786—1859 (1819 ff.: Deutsche Grammatik, Deutsche Mythologie, Deutsches Wörterbuch), Franz Bopp 1791—1867 (Vergleichende Grammatik des Indogermanischen 1839 ff.), A. Schleicher, Max Müller, Müllenhoff, Fick, Gerber, von der Gabelentz u. a. Über Wesen und Entwickelung der Sprache vgl. auch die treffliche Einleitung in Becker-Lyons „Deutschem Stil" (Leipzig, 1884 u. ff.), die unten mehrfach benutzt ist, sowie in E. Kapps „Philosophie der Technik (Braunschweig 1877) das XII. Kapitel: „Die Sprache."

§ 19. **1.** Wie schon aus der Einleitung hervorgeht, birgt sich der geschichtliche oder genauer vorgeschichtliche Ursprung und Beginn der Sprache in ein Dunkel, welches aufzuhellen auch alle Fortschritte der Sprachwissenschaft bisher nicht vermocht haben. Der natürliche Ursprung dagegen ist, wie wir gleichfalls sahen, als alltäglich sich erneuernder organischer Vorgang erwiesen und fortwährend erweisbar. Die Sprache hat eben nur im Organismus des Menschen ihr Dasein. „Sie ist, wie das Auge, ein Organ des Menschen, der leibliche Ausdruck einer besonderen organischen Funktion;" oder, wie Kapp geistreich ausführt: eine „Organprojektion" d. h. eine selbstdarstellende Hinausversetzung des inneren Geistigen zunächst in die organisch-leibliche, gesetzmäßig sich gliedernde Bewegung der Sprachwerkzeuge, dadurch in die entsprechende Schallwellenbewegung der Luft, und so, mitten durch die bewegte Materie hindurch, bis ans Ohr und Gehirn des Hörers, in dessen Bewußtsein endlich die „verklärende Transsubstantiation" oder Rückumwandlung in ein analoges Geistiges stattfindet. So ist die Sprache als Naturvorgang in der That das „Echo des Organismus", die unmittelbarste Selbstzeugung und Selbstabbildung, die vollkommenste Selbstdarstellung und Selbstmitteilung des Menschen.

§ 20. Zwar ist — wie insbesondere Becker-Lyon trefflich ausführt — sie selber nicht ebenso leiblich im Raume, wie die übrigen Organe, sondern erscheint nur als ein in jedem Augenblick Werdendes in der Zeit. Man erkennt deshalb

nicht sofort, daß sie ebenso, wie die mehr leiblichen Ausdrücke organischer Verrichtungen, als ein organisches Ding anzusehen ist. Aber dieses Organ ist nur darum weniger leiblich, weil es mehr als alle anderen Organe Ausdruck des Geistigen ist, ja geradezu der Geist selbst in seiner lebendigsten Erscheinung. Auch dadurch unterscheidet sie sich von allen übrigen Organen des Menschen, daß in ihr nicht nur die Idee des menschlichen Lebens überhaupt als einer Einheit von Geistigem und Leiblichem, sondern vorzugsweise die freie Bewegung des geistigen Lebens, und eigentlich nur diese in die Erscheinung tritt. Wohl bringen auch Hand, Mund und Auge die Bewegungen des Geistes zur Erscheinung. Aber zunächst dienen sie doch leiblichen Verrichtungen. Die Sprache hingegen ist zunächst und ausschließlich Organ des Geistes. In ihr verkörpert sich also die Idee, der ja alles am und im Menschen dient oder doch dienen soll: die Idee von der lebendigen Einheit des geistigen und leiblichen Lebens, zugleich die Ideen von der inneren Einheit des Mannigfaltigen und von der organischen Zweckmäßigkeit alles Besonderen — in ihr unter allen Organen und Bethätigungen des Menschen verkörpern sich diese Ideen, diese „Gedanken der schaffenden Natur" am vollkommensten. Und so ist sie ihrer Art nach mehr als alle anderen Erzeugnisse organischer Natur geeignet und bestimmt, sich zur Schönheit auszubilden, ja Trägerin und Vermittlerin der denkbar höchsten Schönheit zu werden. In welcher genaueren Weise dies geschieht, wird weiter unten gezeigt werden (vgl. § 29).

§ 21. 2. Noch deutlicher wird uns dies geist-leibliche Wesen der Sprache werden, wenn wir ihre psychologische Entwickelung betrachten. Da haben sich von jeher ihre Elemente oder Grundbestandteile ebenso stufenmäßig entfaltet, wie sie's fortwährend noch heute thun: ganz entsprechend den Entwickelungsstufen der geistigen Vorgänge selber.

Für letztere können wir folgende Reihe feststellen.

1. Erstes ist der Sinneseindruck, der ins Bewußtsein tritt als Sinneswahrnehmung eines oder mehrerer wirklicher Einzeldinge und sofort zur Folge hat die einfache Empfindung und meistens auch eine Triebregung. Die Wahrnehmung bildet sich weiter zur

2. sinnlichen Anschauung der innerlich zu einheitlichem Bilde zusammengefaßten Wahrnehmung des Wirklichen und Besonderen, abermals begleitet von nun schon verstärkter Empfindung und Triebregung. Daraus entsteht

3. die Vorstellung: das nach gewissen, zunächst noch zufälligen Merkmalen innerlich festgehaltene sinnliche Erinnerungsbild des wirklichen Einzelnen, welches, samt begleitender Empfindung und Triebregung, nun kraft des Gedächtnisses und Willens auch bewußt willkürlich neu erzeugt werden kann. Gehen nun alle diese Stufen noch auf die wirklichen (konkreten) Einzeldinge, so folgt endlich der Übergang ins rein Geistige durch

4. den Begriff: die geistig-denkmäßige Zusammenfassung mehrerer Vorstellungen nach ihren uns als wesentlich erscheinenden gemeinsamen Merkmalen zur Einheit eines Allgemeinen; also eine geistige Gesamtvorstellung als „Inbegriff" aller ihr notwendig zukommenden Bestimmungen. Auch dies begleitet von entsprechender, zur Stimmung gesteigerter Empfindung oder einheitlicher Willensregung.

§ 22. Diesen Stufen entsprechen nun die der Sprachentwickelung.

1. Der Sinneswahrnehmung und einfachsten Empfindung entspricht der bloße ungegliederte Laut: der ursprünglichste Ausdruck

irgend einer (subjektiven) Beziehung zu dem Wahrgenommenen. Desgleichen entspricht

2. der Anschauung die Wurzel: die einfachste gegliederte Verbindung mehrerer Laute zur Einheit einer (objektiven) Sachbedeutung oder eines (subjektiven) Empfindungs- oder Begehrungsausdrucks, gleichsam das noch unentwickelte (meist einsilbige) Urwort. Ebenso entspricht

3. der Vorstellung und dem ausgeprägteren Gefühle oder Willen das Wort: der aus einer oder mehreren Wurzeln als den Bedeutungslauten und gewissen damit verbundenen Beziehungslauten gegliederte und festgeprägte Sachname. Endlich entspricht

4. dem Begriffe der Satz: die geordnete Verbindung von Worten zum einheitlichen Ausdruck einer Vorstellungs-, Empfindungs- oder Begehrungs-Gruppe, eines selbständigen Gedankens, Gefühls oder Wollens.

II. Die organischen Vorgänge des Denkens und Darstellens.

Angleichung, Versinnlichung, Verbildlichung. Wortentwickelung. Deutscher und romanischer Wortvorrat. Das Metaphorische in der Sprache. Erkennen und Phantasie. Tropen und Figuren. Deutscher und fremder Stil.

§ 23. 1. Bei allem bisher Dargelegten besteht nun der eigentliche organische Vorgang zunächst des Denkens und Erkennens und dann des Mitteilens und Verstehens von Gedanken in den Vorgängen einer geistigen Angleichung und Umwandlung des Besonderen in Allgemeines und wieder umgekehrt, woraus sich die Thätigkeiten des Erkennens und Verstehens herleiten — alles an sich begleitet von einem eigenartigen organischen Lustgefühle. Im einzelnen entfaltet sich dies folgendermaßen.

Die eigentliche Verrichtung alles Vorstellens und Begriffsbildens, alles Erkennens und Denkens, und die Aufgabe des Geistes überhaupt besteht zunächst darin, daß letzterer die sinnlich angeschaute Welt in sich aufnimmt und diese wirkliche Welt der Dinge in eine geistige Welt der Vorstellungen, Begriffe, Gedanken umwandelt. Diese Verwandlung erfolgt durch eine Angleichung, indem der Geist aus der Wirklichkeitswelt ein ihm Gleichartiges, eben diese Begriffs- und Gedankenwelt umschafft oder reproduziert. Der Mensch kann eben gar nicht anders, als die ganze außermenschliche Welt nach Art seines menschlichen Seins und Thuns vorzustellen und darzustellen, sich selbst als das „Maß aller Dinge" zu setzen, kurz — wie Gabelentz sagt — alles zu anthropomorphisieren, zu vermenschlichen. In seinem Geiste ist, wie Jean Paul es ausdrückt, die gesamte Außenwelt, nach leiblicher wie geistiger Hinsicht, gleichsam in ewiger Menschwerdung begriffen. Und nichts zeigt das mehr, als gerade die Entwickelung des Denkens und der Sprache. In ihrer Vorstufe, der bloß sinnlichen Anschauung, wird alles Wirkliche immer noch als ein bestimmtes Einzelnes (Konkretes, Individuelles) aufgefaßt, z. B. jedes Sein als ein Einzelwesen in einem bestimmten Raumverhältnisse, jede Thätigkeit als Thätigkeit eines Einzelwesens in einem bestimmten Zeitverhältnisse. Bei der Umschaffung ins Geistige aber wird daraus stets ein Allgemeines (Abstraktes, Generelles); und dieses ist eben, sofern das Besondere unter einem Allgemeinen „begriffen"

wird, der Begriff. Alle Begriffe des Denkens sind also Allgemein- oder Art- bezw. Gattungsbegriffe.

§ 24. Der Begriff ist demnach das Erzeugnis, seine Bildung die That des denkenden Geistes. Diese That ist nun zwar von Hause aus eine unwillkürliche, aber doch stets eine freie That, nicht der Arbeit, des Zwanges, sondern der Lust, eine gleichsam spielende Thätigkeit. Schon Kinder bilden spielend Begriffe. Was sich ihren Sinnen als bestimmtes Einzelwesen darstellt, nehmen sie sofort in ein Allgemeines auf; und ist dies geschehen, so suchen sie sogleich die nach sinnlicher Anschauung gleichartigen Dinge auf und geben ihnen sämtlich dieselben Namen. Aus diesem Lustgefühle, das mit der geistigen Umwandelung alles besonderen Sinnlichen ins Allgemeine verbunden ist, erklärt sich die allen Menschen gemeinsame Lust am Hören und Sehen und die Neugierde. Alles das beruht nämlich auf dem allgemeinen Gesetze, daß alle organischen Verrichtungen, die der besonderen Natur und Fähigkeit der betr. Organe angemessen sind, naturgemäß auch Lust erzeugen. Schon Aristoteles sagt: „Angenehm ist alle naturgemäße Bethätigung", und „die Lust besteht in der Kraftbethätigung, die der natürlichen Anlage folgt." Solches Wohlbehagen beweist also stets, daß die organische Verrichtung den organischen Gesetzen vollkommen entspricht und darum leicht von statten geht. Es tritt dagegen nicht ein, wenn die Verrichtung irgendwie diesen Gesetzen nicht entspricht, sondern wider die Natur geht und darum schwer fällt. Die Tragweite dieses Gesetzes gerade für Gedankenmitteilung und sprachliche Darstellung wird noch weiter unten erhellen (vgl. § 28f.).

§ 25. Die Bedeutung des Begriffsbildens beruht nun darauf, daß dadurch alles Erkennen vermittelt wird. In der sinnlichen Anschauung noch als bloße Einzelwesen vorgestellt, werden die Dinge erst erkannt, wenn sie im Denken in ein Allgemeines aufgenommen, zu Artbegriffen umgeschaffen sind; wenn man also weiß, von welcher Art sie sind. Werden nun aber die Begriffe nicht von uns selber aus sinnlicher Anschauung geschaffen, sondern von anderen als ihrerseits schon umgewandeltes Geistiges uns mitgeteilt, so wird diese neue Art des Erkennens durch ein **Verstehen** vermittelt. Dessen Vorgang verhält sich gerade umgekehrt, wie der des Erkennens. Wir erkennen nur die wirklichen Dinge, indem wir das Besondere in ein Allgemeines, den Begriff, aufnehmen; wir verstehen dagegen nur geistige Dinge, nämlich Begriffe, indem wir das Allgemeine wieder auf das Besondere, gewissermaßen auf eine innere sinnliche Anschauung zurückführen. [So „verstehen" wir z. B. den Begriff des Pferdes erst, wenn wir ihn auf wirkliche Pferde mit ihren besonderen Merkmalen zurückführen; ebenso den Begriff eines Kreises erst, wenn wir, mittels sinnlicher Anschauung an einzelnen Kreisfiguren, die besonderen Verhältnisse des Mittelpunktes zum Umfange u. s. w. festgestellt haben; den Begriff einer Tugend oder der Tugend überhaupt erst, wenn wir an der wirklich bei einzelnen Menschen angeschauten Güte, Gerechtigkeit, Liebe u. s. w. die Kräfte des Guthandelns uns vorstellen können. — Umgekehrt erkennen wir ein einzelnes Pferd als Pferd nur dadurch, daß sich an ihm die allgemeinen Merkmale der ganzen Art oder Gattung uns aufdrängen; desgleichen einen Kreis als solchen nur an der Übereinstimmung dieser besonderen Figur mit der Gesamtheit und Art aller früher wahrgenommenen Kreise; endlich erkennen wir ein besonderes menschliches Verhalten als Tugend nur, wenn es die allgemeinen Merkmale dessen trägt, was sich als Idee der Tugend in uns gebildet hat.] — Bei solcher Gedankenmitteilung übernimmt nun der Empfänger das Geistige vom Sprechenden keineswegs bloß passiv-empfangend als schon fertigen Begriff. Sondern wie bei der sinnlichen Anschauung, so findet auch hier seitens des Angeredeten eine

geistige Angleichung statt, indem er das ihm übermittelte Fremde nunmehr in ein ihm selber Eigenes umschafft und selbstthätig reproduziert. Daß dies in der That der Fall, ersieht man schon daraus, daß kein Mitgeteiltes im Empfänger jemals vollkommen dasselbe bleibt, was vom Sprechenden gedacht wurde, sondern — ob auch unwillkürlich und unbewußt — immer mehr oder weniger verändert und umgestaltet, also selbstthätig neugeschaffen und dem eigenen Geiste angeglichen wird. Daher werden bekanntlich Berichte von Dingen und Ereignissen desto unzuverlässiger, je weiter sie sich durch wiederholte Mitteilung verbreiten. So kommt demnach auch die Gedankenmitteilung und ihr Verstehen organischerweise nur durch selbstthätige Reproduktion des Angeredeten, d. h. dadurch zustande, daß dieser das mitgeteilte Allgemeine zunächst als ein Besonderes und Einzelnes anschaut und erst daraus seinerseits den Begriff oder Gedanken als ein gewissermaßen neues Allgemeines produziert. Und daraus folgt nun das **Hauptgesetz** für alle sprachliche Mitteilung: Begriffe und Gedanken müssen vom Sprechenden als Besonderes und Einzelnes dargestellt werden; denn nur in dieser Zurückführung des Allgemeinen (Abstrakten) aufs Besondere (Konkrete) wird es wirklich verstanden!

§ 26. 2. Alle diese Gesetze treten nun sehr deutlich in der Sprachentwickelung selbst hervor, besonders in der organischen Entwickelung des Wortvorrats, und begründen überhaupt die natürlich-organische Verständlichkeit, Anschaulichkeit und Schönheit aller Darstellung.

Da die Sprache organischer Ausdruck des Gedankens ist, so drängen Vorstellung und Begriff, wie sie im Geiste gebildet sind, mit organischer Notwendigkeit auch sogleich zum Ausdrucke, zur Darstellung im Worte und Satze. Auch wo man nicht hörbar spricht, nur innerlich denkt, ist doch auch dieses ein innerliches Sprechen: mit jeder Vorstellung, jedem Begriffe tritt notwendig immer auch das entsprechende Wort oder der Satz vor den Geist des in Gedanken Sprechenden. Allen angeschauten Dingen giebt der Mensch, sowie er sie wirklich vorstellt oder erkennt, auch Namen. Und es ist ein Bekenntnis unklarer Vorstellung oder mangelnder Erkenntnis, wenn man sagt: man wisse dem Dinge „keinen Namen zu geben." Das ist also die eigentliche **Bedeutung des Wortes und aller Rede,** daß sie die **sinnliche Erscheinung des Gedankens** sind. Und ihr nächster Zweck ist rein organisch-innerlich auf Leben, Bestand und Bethätigung des Organismus selbst gerichtet.

§ 27. Allerdings fließt hiermit nun sofort der weitere Zweck in eins zusammen, der nach außen gerichtet ist: der Zweck der **Mitteilung** und **Darstellung** für andere. Sind doch Leben und Bestand des einzelnen menschlichen Organismus und insbesondere die geistige Entwickelung jedes menschlichen Einzelwesens, ebenso wie die der ganzen Gattung, geradezu bedingt durch die Mitteilung und den Austausch der Gedanken mittels der Sprache. Somit fließen beide Thätigkeiten, Denken und Darstellen oder Sprechen, obwohl, wie wir sahen, jeder für sich ein besonderer und dem anderen entgegengesetzter Vorgang ist, dennoch in ihrem organischen Verbande in eins zusammen.

§ 28. Verfolgen wir nun die Gesetze sprachlicher Mitteilung weiter in ihrer Erscheinung, so zeigt sich, wie gesagt, die stetige Umwandlung des Besonderen in ein Allgemeines deutlich im Wortvorrate. Alle Begriffswörter in der Sprache drücken Artbegriffe aus: selbst die Eigennamen sind ursprünglich Gemeinnamen. Daß aber andererseits dies Allgemeine in der That keineswegs ursprünglich als solches aufgefaßt, sondern erst aus dem Besonderen sinnlicher Anschauung durch Umwandlung erzeugt ist, erkennen wir

daraus, daß alle Wörter, auch **alle Begriffswörter, ursprünglich von bestimmten einzelnen Erscheinungen sinnlicher Anschauung hergenommen** sind. Überall erscheint, wie Grimm sagt, „die sinnliche Bedeutung früher, die geistige später. Nun war aber jene weder roh leiblich, noch diese dürr verständig; beide hält und hielt ein geheimer Zug verbunden. Zuerst wuchs das Sinnliche; in ihm schlummerten die Begriffe; aus ihm erwachten sie nach und nach". Auch die Benennungen nicht sinnlicher Dinge (der Abstrakta) sind entweder von sinnlichen Erscheinungen oder von sinnlichen Gegenbildern der nicht sinnlichen Dinge hergeleitet. Auch haben die in allen Sprachen neben den Begriffswörtern als besondere Art entwickelten **Fürwörter** (Pronomina) ursprünglich nur dazu gedient, **die Artbegriffe auf bestimmte Besonderheiten zurückzuführen.** Alle sprachliche Darstellung von Begriffen ist also Zurückführung des Allgemeinen auf das sinnlich angeschaute Besondere, und alle Reproduktion derselben aus dem Besonderen ins Allgemeine ist die That des jeweilig Angeredeten. Wird — um das gleich hier einzuflechten — dieses Gesetz nicht beachtet; werden bei der Gedankenmitteilung die Begriffe nur als Allgemeines (Abstraktes) dargestellt und nicht auf das Besondere der sinnlichen Anschauung (das Konkrete) zurückgeführt: so bleiben sie eben schwer- oder gar un-verständlich. Ihre Wiedererzeugung gelingt entweder gar nicht, oder wird zur Arbeit; ruft also beidemal nicht jene organisch bedingte Lust (§ 24), jenes unmittelbare Wohlbehagen hervor, sondern Unlust und Mißbehagen. Werden sie dagegen möglichst vollkommen auf sinnliche Anschauungen zurückgeführt, also in sinnlicher Anschaulichkeit, gleichsam in greifbarer Körperlichkeit (Plastik) dargestellt: so wird ihre Reproduktion dem Angeredeten zur spielenden Geistesthätigkeit und erregt das früher bezeichnete Wohlbehagen.

§ 29. Dies führt nun zurück auf den schon früher (§ 20) gestreiften Begriff der **Schönheit** sprachlicher Darstellung. Bisher war allerdings nur von ihrer Verständlichkeit und, was dasselbe ist, Anschaulichkeit und dem dadurch erzeugten Wohlbehagen die Rede. Aber wir sahen ja: alles das ergab sich aus den inneren organischen Gesetzen menschlichen Denkens und Sprechens, setzte also eine organisch möglichst vollkommene Darstellung voraus. Eine solche aber ist eben an sich immer zugleich eine schöne Darstellung. Denn „schön" nennen wir — in der Natur so gut wie in der Kunst — nach Becker-Lyons klarer Bestimmung: jede „sinnliche Erscheinung einer Idee, wenn in der Idee nichts ist, was nicht sinnlich erscheint, und in der sinnlichen Erscheinung nichts ist, was nicht Ausdruck der Idee ist". Was bei lebendigen Naturdingen als organische Vollkommenheit, als Gesundheit, und darum als schön erscheint, ist allemal eine „innere Einheit des Mannigfaltigen und zugleich die organische Zweckmäßigkeit alles Besondern". Dies erkennt allerdings nur unsere Vernunft, zu deren Wesen und Aufgabe es aber, wie wir (§ 23—25) sahen, eben gehört, über die sinnliche Anschauung des Einzelnen und über den bloßen Verstandesbegriff sich zu erheben und im Besonderen ein Allgemeines, im Bedingten ein Unbedingtes, ein waltendes Gesetz, einen Gedanken, gleichsam eine geistige Gestalt der Dinge oder eben — eine Idee zu erkennen. „Ist sich auch die Natur selber der Gedanken nicht bewußt, die in den besonderen Organismen in die Erscheinung treten, so läßt uns doch eben die innere Zweckmäßigkeit ihres organischen Baues und ihrer Verrichtungen in ihnen einen Geist erkennen, der dem bewußt schaffenden Menschengeiste verwandt ist" — wie abermals schon Aristoteles sagt: „In allem Natürlichen ist etwas Göttliches." Erhöht sich nun schon bei aller übrigen Natur unser Wohlgefallen, je vollkommener in der Gestaltung des Organischen die Idee des organischen Lebens und die Beziehungen der besonderen Dinge zu dieser Idee hervortreten: wie

viel mehr dann bei allem Menschlichen alles das, was uns jene schon (§ 20) betonte, „lebendige Einheit des geistigen und des leiblichen Lebens" auf möglichst vollkommene, also auf schöne Weise darstellt. Das aber thut nun eben die Sprache, thut insbesondere jede anschauliche Darstellung. Und sie erfüllt damit, wie wir sahen, zwei Forderungen zugleich: dadurch daß sie schön ist, wird sie zugleich verständlich. Wenn also irgendwo, so fallen in ihr in der That Zweckmäßigkeit und Schönheit in eins zusammen; die Verständlichkeit gründet sich auf etwas, was zur Schönheit der Darstellung wesentlich gehört, und umgekehrt die Schönheit auf etwas, was zur Verständlichkeit unentbehrlich ist. Und alles Wohlgefallen an dieser organischen Schönheit, so sehr es auch noch durch andere Merkmale der Darstellung, z. B. durch besondere kunstmäßige Formen und Redefiguren hervor und ins Bewußtsein gerufen werden kann: im Grunde ruht all dies Wohlgefallen doch auf dem rein natürlich-unwillkürlichen Wohlbehagen an jenen organischen Erscheinungen.

§ 30. Allerdings erleidet nun jenes Gesetz von der ursprünglichen Erzeugung oder Wiedererzeugung aller nicht sinnlichen Begriffe aus sinnlichen Anschauungen, im weiteren Fortgange der Denk- und Sprachentwickelung, anscheinend eine Beschränkung bei solchen Begriffen, die wir schon früher entweder unmittelbar aus sinnlichen Anschauungen gebildet oder durch Mitteilung erworben haben. Diese sind schon als wirkliche Begriffe, als Allgemeines, im Geiste vorhanden und werden im Gedankenaustausch nicht eigentlich erst von neuem mitgeteilt, sondern brauchen nur genannt zu werden, um sofort auch verstanden zu werden. Hierauf gründet sich z. B. — wie Becker-Lyon ausführt — das Gesetz alles popularisierenden Unterrichts, daß den zu Belehrenden nur die Begriffe, welche in ihrem Geiste noch nicht vorhanden sind, durch Zurückführung aufs Besondere verständlich gemacht werden müssen. Aber selbst dann gilt für die Sprache und jede gute Darstellung dennoch jenes allgemeine Gesetz möglichst sinnlicher Anschaulichkeit. Denn wenn auch im Laufe der Zeiten in dem gemeinsamen Begriffs- und Wortvorrat unzählige Begriffe mit festgeprägten Benennungen aufgenommen sind und bei den Hörern vorausgesetzt werden dürfen: so werden doch im Augenblicke lebendiger Darstellung einesteils immer wieder neue Begriffe gebildet, und diese sind nur durch Zurückführung der schon vorhandenen Artbegriffe auf besondere Unterarten darstellbar. Anderenteils werden aber auch die schon vorhandenen Begriffe, gerade indem man sie durch die bekannten Begriffswörter ausdrückt, immer wieder auf die ursprünglich diesen zu Grunde liegenden sinnlichen Anschauungen zurückgeführt. Und jede Darstellung von Begriffen ist um so vollkommener, je klarer in den Begriffswörtern noch die sinnliche Grundbedeutung erkannt wird. „Daher," sagt Becker-Lyon sehr richtig, „ist die Wiederbelebung der sinnlichen Grundbedeutung der Wörter, wie sie die Wissenschaft der Etymologie (der Wortableitung) anstrebt, von großer Bedeutung, nicht bloß für die Sprache, sondern auch für unser Denken." Dieses wird dadurch, um Goethes Wort zu gebrauchen, ein gegenständlicheres Denken, als es, bei unserer Neigung zur Abstraktion, sonst zu sein pflegt.

§ 31. In dieser Hinsicht mag gleich hier ein höchst lehrreicher sprachgeschichtlicher Unterschied zwischen **deutscher** und **romanischer Wortentwickelung** erwähnt sein, der einen Vorzug unserer Sprache vor jenen in helles Licht setzt. Nämlich ihre noch erhaltene viel höhere Fähigkeit zu lebendigem sinnlich-anschaulichem Gedankenausdruck. Den romanischen Sprachen — und allerdings zum Teil auch dem Englischen, eben infolge seiner stark romanischen Beeinflussung und Beimischung — ist bei ihrer, früher (§ 17) angedeuteten, Mischentstehung aus verschiedensten Sprachen, die ursprünglich sinn-

liche Grundbedeutung der Wörter (§ 28) bei weitem mehr verloren gegangen als dem Deutschen, wo dieselbe, trotz aller auch hier zu beklagenden Einbußen, doch viel mehr erhalten und zum großen Teil bis heute noch gegenwärtig geblieben ist. Jene Sprachen haben eben ihren Wortvorrat größtenteils schon festgeprägt aus der alten Kultursprache des Lateinischen empfangen, welches selber die sinnlich-bildliche Urbedeutung desselben bereits verloren hatte. Daher dort der Mangel an sprachschöpferischen Zusammensetzungen, woran das Deutsche noch so reich ist und wodurch es, wie spielend, die mannigfachsten Schattierungen der Begriffe sinnlich-anschaulich, dabei kurz und kräftig ausdrückt, während drüben der Gebrauch allgemeiner unsinnlicher Vergeistigungen, also der Abstrakta, überwiegt und der Notbehelf umständlicher Umschreibungen eintreten muß. Doch nicht bloß im Wortvorrat selber, auch in der Freiheit und Mannigfaltigkeit der Wort-Stellung und -Bewegung stehen unsere Nachbarn zurück und haben trotz aller Ersatzmittel solche organischen Verluste nicht auszugleichen vermocht.

„Eine unverständige Vorliebe für die fremden Sprachen," sagt Becker-Lyon mit Recht, „übersieht leicht diese Unvollkommenheit des Darstellungsvermögens oder rechnet ihnen auch wohl wirkliche Mängel als Schönheiten an." So den „unnatürlichen Gebrauch" von Abstrakten, der allerdings den „besonderen Schein geistiger Fülle" erwecken kann, der aber „bei näherer Betrachtung als leerer Schein erkannt wird."

§ 32. **3.** Mit dem bisher beschriebenen Doppelvorgange: der erkennenden Rückführung alles Besonderen auf allgemeine Artbegriffe und der darstellenden umgekehrten Veranschaulichung alles Allgemeinen unmittelbar durch besondere sinnliche Vorstellungen, berührt sich nun innigst ein Drittes: die mittelbare Versinnlichung der Artbegriffe durch **Bilder** — eine organische Thätigkeit der Sprache, in der wahrscheinlich sogar ihr **ursprünglichstes Grundgesetz** erscheint, von der sich dann aber jene erstere unmittelbare Versinnlichung abgetrennt hat und gleichsam stehen geblieben ist, während sie selbst, die Verbildlichung, sich auch kunstmäßig in immer neuen und reicheren Formen, namentlich in den sogenannten Figuren und Tropen entfaltet hat.

§ 33. Daß die Verbildlichung nicht genau dasselbe ist, wie die unmittelbare Versinnlichung, erhellt daraus, daß das Bild, obwohl gleichfalls ein Besonderes, doch dem darzustellenden Dinge nur ähnlich, also im Artbegriffe von ihm verschieden ist und nur irgend eine Besonderheit sinnlicher Erscheinung mit ihm gemein hat. Ursprünglich allerdings und uranfänglich scheint, wie schon (§ 28) gesagt, die Sprache alle Dinge nur nach solchen einzelnen, dem Menschen zunächst nur zufällig sich aufdrängenden sinnlichen Erscheinungsmerkmalen benannt, also alles und jedes zunächst bildlich, d. h. nach dem entstandenen Vorstellungsbilde ausgedrückt zu haben. Schon der römische Sprachforscher Quintilian sagt: „Alles beinah, was wir sprechen, ist ein Bild" (paene iam quidquid loquimur figura est).

In neuester Zeit hat nun besonders Alfr. Biese in trefflichen Schriften auf diesen **„metaphorischen"** Zug der Sprache als ihr eigentliches Grundgesetz hingewiesen und seine Ausführungen sind gerade sprachgeschichtlich wichtig genug, um auch hier etwas näher darauf einzugehen.[1])

[1]) Das Metaphorische in der dichterischen Phantasie, Berlin 1889; Philosophie des Metaphorischen, Hamburg-Leipzig 1893. Dazu verschiedene Aufsätze. Außer in der

§ 34. „Was gemeinhin," so sagt er u. a., „in der Sprache, besonders in der Poesie, als künstliche oder künstlerische Redeweise, als rhetorischer oder poetischer Tropus gilt, ist vielmehr eine naturgemäße und naturnotwendige Ausdrucksweise. Das Metaphorische ist nicht nur in der Sprache, sondern in unserem ganzen geistigen Leben von hervorragendster Bedeutung. Die Synthese des Inneren und des Äußeren, die Verinnerlichung des Äußeren, die Beseelung des Leblosen, die Verkörperlichung des Geistigen ist der notwendige Ausdruck unseres geistig leiblichen Wesens . . . Die geheimnisvolle Macht der Analogie, die unser ganzes geistiges Leben regiert; die unbewußte, wechselseitige Übertragung des Inneren und Äußeren ist eine primäre Anschauung unserer Phantasie, deren notwendiger Ausdruck die Metapher ist. In der Vermenschlichung alles Gegenständlichen (vgl. §. 23) haben die Urpoesie der Völker, der Mythos und die Sprachschöpfung ihren Quellpunkt." Im einzelnen führt er dann aus: „Alle Wurzeln bezeichnen ursprünglich ein sinnliches Lautbild; sie sind alle bildlich. Wären wir uns nur immer der ursprünglichen Bedeutung der Wörter bewußt, so würden wir sie sämtlich als metaphorisch erkennen. Wir würden z. B. nicht sagen: das „Haar" der Bäume sei eine Metapher für „Laub", sondern würden wissen, daß „Laub" nicht minder metaphorisch ist: das Deckende, der Schmuck. Die staunenswerte Erscheinung, wie die Sprache mit verhältnismäßig wenig Wurzeln auskommt zur Bezeichnung der reichen Erscheinungswelt, würde ein völliges Rätsel sein, wenn nicht statt der Neuschöpfung die Übertragung des Vorhandenen stattfände; wenn nicht nach dem Gesetze der Analogie die schon gegliederten Lautbilder für die ähnlichen Verhältnisse verwandter Sphären gebraucht würden . . . So ist die Sprache durch und durch metaphorisch. Wie der Naturmensch und das Kind in naivem Glauben, ohne Ahnung eines Vergleichs, alle Bewegungen, ja alles Gegenständliche nach seinem eigenen Wesen umdeutet und so das Tote belebt und beseelt, so sind andererseits wieder alle geistigen Begriffe der Sprache Metaphern, der Sinnenwelt entnommen, und jedes Wort war ursprünglich ein Tropus. Denn menschliche Thätigkeit ist der letzte Begriffsinhalt aller echten Sprachwurzeln; auch das grammatische Geschlecht und der Artikel, jede Aussage einer Thätigkeit bei einem Abstraktum, aller Bedeutungswandel, selbst das Zählen und die Zahlen: alles das ruht im Grunde schon auf Beseelung, ist Metapher. Das Schöpferische der Sprache liegt im Metaphorischen; und das Können in der Sprachkunst besteht in dem blitzartigen Aufdecken und Schaffen neuer Beziehungen und Kombinationen, neuer Analogien, neuer Metaphern, die hinüberspielen aus dem Reiche des Äußeren in das des Inneren und umgekehrt." — Indem dann Diese — um auch das gleich anzufügen — von den „beiden Grundsphären unseres Bewußtseins", dem Geistigen und dem Sinnlichen, ausgeht, führt er allen metaphorischen Ausdruck in der Sprache auf die vier Hauptabteilungen zurück: 1. Geistiges wird auf Sinnliches, 2. Sinnliches auf Geistiges und — weit seltener — 3. Geistiges auf Geistiges, 4. Sinnliches auf Sinnliches übertragen und mit einander vertauscht. Unter diese wichtigsten Ausdrucksformen fallen dann als Unterabteilungen auch die sogen. Metonymie: Vertauschung von Ursache und Wirkung, und die Synekdoche: Teil fürs Ganze, Vertauschung von Art und Gattung. Während endlich das Gleichnis die zu vergleichenden Erscheinungen in behaglicher Ausmalung neben einander stellt, und der Vergleich den gemeinsamen Punkt ihres Zusammentreffens kennzeichnet, setzt eben die Metapher,

Sprache wird das Metaphorische noch nachgewiesen in der kindlichen Phantasie, im Mythus, in den Künsten, endlich in der Philosophie.

„auf bewußter oder unbewußter Analogie oder Proportion beruhend, an Stelle des Nebeneinanders ein Ineinander; sie verschmilzt durch Übertragung, durch Vertauschung die innere und die äußere, die bekannte und die neue Erscheinung."

§ 35. Die so gewonnene allgemeine Sprach-Anschauung wendet Biese nun schließlich auf die dichterische Phantasie und ihre Erzeugnisse, die Poesie, an. Näher schon hier darauf einzugehen, verbietet die Grenze der augenblicklichen Aufgabe. Nur kurz sei aus den Hauptgedanken herausgehoben und zugleich beurteilt, was sich mit dem eigentlich Sprachlichen und Sprachgeschichtlichen direkt berührt.

Wie ihm die Sprache selbst schon die Urpoesie aller Völker ist, der naturnotwendige Ausdruck schaffender Phantasie, so ist auch umgekehrt die Poesie nicht etwas neu Hinzukommendes, bloß Kunstmäßiges, sondern nur ein gleichfalls ganz naturwüchsig-organisches Erzeugnis der allgemein-menschlichen Phantasie und Sprach-Poesie. Fragen wir nun, bei dieser anscheinend völligen Gleichsetzung von Poesie und Sprache, nach dem immerhin doch im Laufe der Zeiten erwachsenen und von Alters her sich aufdrängenden Unterschiede beider, so bleibt B. zunächst die Antwort schuldig. Denn wenn er sagt: „Was ist Poesie anders als ein Wortwerden des Geistigen und ein Geistigwerden des Wortes", so trifft das genau so auf die Sprache selber zu. Auch alles was er über Art, Seelenleben, Schaffen des Dichters sagt, z. B. daß er „das Reich seiner inneren und äußeren Wahrnehmungen gegenständlich mache, die Außenwelt mit der Glut seines Empfindens fülle, sein eigenes Ich auf andere übertrage, Anschauung und Empfindung in eins webe" — auch das alles träfe auf die Sprache im allgemeinen und auch auf solche in Prosa Redende zu, die sich als nichts weniger denn als Dichter zu fühlen pflegen. Erst in folgendem Satze leuchtet ein Unterschied auf: „Was die Sprache von Anfang an, in ihrer Grundwurzel ist, nämlich metaphorisch, das ist die Dichtersprache im besonderen Maße, weil sie doch aus der Begeisterung quillt." Wenn es freilich weiter heißt: „und weil ihr innerster Grundsatz die Anschaulichkeit, die Sinnfälligkeit, die Sinnbildlichkeit ist", so ist damit, wie wir sahen (§ 25, 29), wieder nur ein allgemeines Merkmal betont, das jeder guten Darstellung, nicht bloß der Poesie, anhaftet und anhaften soll. Immerhin ist nun doch zwischen Gemeinsprache und Dichtersprache wenigstens ein Unterschied des Grades festgestellt: was die Sprache selber schon kraft schöpferischer Phantasie an Verbildlichungen erzeugt, erfährt eine Steigerung durch die zur Begeisterung entflammte Phantasie des Dichters, der aber seinerseits — das wäre allerdings hinzuzufügen — auch besonders dazu veranlagt und in höherem Maße als der Durchschnittsmensch mit schauendem, empfindendem und schaffendem Genie ausgerüstet sein, und der außerdem die allmählich doch auch künstlerisch und kunstmäßig entwickelten Gesetze und Formen dichterischer Ausdrucksweise zu beherrschen gelernt haben muß.

§ 36. 4. Nach allem dem werden Bieses tief- und feinsinnige Ausführungen — für die er sich übrigens der alten mechanisierenden Rhetorik und Poetik gegenüber mit Recht auf namhafte Vorgänger und Bahnbrecher berufen kann — sie werden für den späteren und zumal den heutigen Standpunkt der Kultursprachen durch eine Betrachtung zu **ergänzen** sein, die auch jenen allmählich gewordenen Unterschied zwischen unmittelbarer Versinnlichung und mittelbarer Verbildlichung oder zwischen den Thätigkeiten des erkennenden Verstandes und der schöpferischen Phantasie berücksichtigt. Kehren

wir zu diesem Zwecke noch einmal zu dem früher (§ 32) Gesagten zurück.

§ 37. Uranfänglich wurden in der Sprache die Dinge wohl nur nach einzelnen sinnlichen Erscheinungen benannt, d. h. durch Lautbilder ausgedrückt, die das jedesmalige eindrucksvollste Merkmal im Vorstellungsbilde der sinnlichen Anschauung gleichsam nachahmen sollten. So z. B. noch heute bei Kindern die bekannten Lautbilder Wau wau, Muh muh, Hotte hott u. s. w. So mögen wohl alle urältesten Wurzelwörter oder Wortstämme ursprünglich bildlich-metaphorisch kraft schöpferischer Phantasie gebildet sein. Aber im Fortschritte klaren verstandesmäßigen Erkennens, durch immer erweiterte Zurückführung alles Besonderen auf derart gebildete und immer fester geprägte Artbegriffe, trat für diese mehr oder weniger jene Bildlichkeit zurück und schwand vielfach schon frühe und zum großen Teil aus dem Bewußtsein der Völker. Und auch bei der immer reicheren Entwickelung neuer Wörter aus solchen Wurzeln war es nicht mehr ausschließlich die frei waltende Phantasie, die sie genial erzeugte; sondern daneben trat der dem vernünftigen Denken unmittelbar sich aufdrängende Eindruck ihres wirklichen Zusammenhanges mehr und mehr in den Vordergrund.

§ 38. Man verfolge nur einmal eine indogermanische Wurzel durch eine Reihe daraus erwachsener Ableitungen. So z. B. sta, griech. ἔστην, lat. sto, ahd. stân, mhd. stên, nhd. stehen; dann erweitert: sanskrit. tisthâmi, griech. ἵστημι, pers. hestem, lat sisto, statuo, constituo u. a; abermals andersartig erweitert: got. standan, ahd. stantan, mhd. standen, woraus sich dann die Präterita bilden, auch mhd. stônt, stuont, desgl. Wörter wie nhd. Stand, Ständer; dann innerlich entwickelt zur Wurzel stu und gesteigert zu stau, stav, daraus griech. σταυρός (Stehpfahl, dann Kreuz), στύλος (Ständer, Säule), lat. (re)stau(rare), deutsch Stab, Stu(be); daraus erweiternd die Wurzeln: stap (Sinn des Feststehens), stal (stehend machen d. h. stellen), stil, star, und hieraus in unübersehbarer Fülle neue Ableitungen wie: lat. stabulum, nhd. Stall; lat. stupeo (erschreckt stillstehen), nhd. steif und andererseits stutzen, stutzig u. a.; griech. (erweitert) στέμφαλον, ahd. stamphil, mhd. stempfel, nhd. Stempel, dazu: stemmen, Stamm, stampfen, stapfen, (Fuss)stapfe; andererseits: lat. stipes, nhd. Stift, stiften (lat. instituere u. a.), Stufe; griech. στέλλω, nhd. bestelle, dann: stellen, stelle, Gestell, Gestalt, Stiel, Stelze, Stuhl (got. stols, ahd. stuol, vgl. στύλος oben), Stollen; endlich: griech. στέρεος, lat. sterilis, nhd. starr, starren, erstarren, woraus sterbe, und so ins fast Unendliche weiter. — Sicherlich darf man die Urwurzel als Lautbild auffassen; aber die sämtlichen Ableitungen sind doch keine Erzeugnisse bloßer Phantasie mehr auf bloß äußerlich zufällige Ähnlichkeit hin; sondern Ergebnis der ob auch unwillkürlich, so doch vernunftmäßig aufleuchtenden Erkenntnis von wirklicher Gleichartigkeit und innerem, teilweise vom Menschen selbst geschaffenem Zusammenhang der dadurch bezeichneten Dinge. Und eben deshalb möchte ich diese Art ihrer Darstellung als unmittelbare, rein etymologische Versinnlichung unterscheiden von der eigentlich poetischen Verbildlichung.

§ 39. Allerdings greifen, wie von jeher, so noch fortwährend beide Arten sprachbildender Thätigkeit, in einander. Auch nachdem der menschliche Geist die sinnlich angeschauten Dinge erkannt — in Artbegriffe aufgenommen — und demgemäß benannt hat, sucht und findet er immer noch gern Ähnlichkeiten und schafft sich gleichsam spielend neben den vernunftmäßigen Begriffen der Dinge auch phantasiemäßige Bilder dieser Begriffe. Es ist ihm geradezu ein erhöhte Lust, die als verschiedenartig sehr wohl erkannten Dinge dennoch wieder als scheinbar gleichartige aufzufassen und Begriffe durch solche Bilder auch darzustellen.

Dieses Spiel sehen wir in voller Naivetät schon bei Kindern und Naturvölkern

in bewußter Kunst dann bei den Kulturvölkern sich entfalten. Und nicht nur sinnliche Begriffe werden in Bildern dargestellt — z. B. der Begriff des Kamels im bekannten Bilde vom „Schiff der Wüste" — sondern auch nicht sinnliche, wie das gleich erhellen wird.

§ 40. Diese Thätigkeit der Phantasie im Vorstellen wie Darstellen ist also von der des Erkennens und der sonstigen Gedankenmitteilung zu unterscheiden. Die Phantasie, so führt wiederum Becker-Lyon aus, reproduziert die sinnlichen Anschauungen der Dinge in geistigen Anschauungen, aber nicht, wie das Gedächtnis, so treu, daß letztere jenen nach Art und Zeit- oder Raumverhältnis völlig entsprächen; sondern sie ist zugleich produktiv: sie schafft mit Freiheit und gleichsam spielend Bilder von sinnlich anschaulichen Dingen, die den wirklich geschauten zwar ähnlich, aber nach ihrer Art, ihren Verhältnissen in Zeit und Raum und ihren Beziehungen zu anderen Dingen mehr oder weniger davon verschieden sind. Auch schaut sie diese Geistesbilder nicht, wie das Erkennen die Begriffe, als ein Allgemeines (Abstraktes) an; sondern ganz wie die sinnliche Anschauung ihrerseits als ein Besonderes (Konkretes). Ja, eine lebhafte Phantasie vertauscht bekanntlich nur zu leicht ihre doch bloß mittelbar selbstgeschaffenen Bilder mit den unmittelbaren sinnlichen Anschauungen. Oft genug entsteht dann aus solchem Tausch geradezu die Täuschung, deren verhängnisvolle Rolle im Leben wie in der Geschichte gleichfalls allbekannt ist. Schafft doch die Einbildungskraft — wie vorhin gesagt — selbst aus den Begriffen nicht sinnlicher Dinge oft geistige Anschauungen, in denen die Begriffe gleichfalls als ein Besonderes, Konkretes aufgefaßt werden — wie das alle Mythologien und die ganze Geschichte des Aberglaubens zeigen.

§ 41. **5.** Für die Sprache der Phantasie nun — das haben Biese, doch vor ihm auch andere, insbesondere wieder Becker-Lyon, mit Recht betont — für diese und überhaupt für die Sprache des Gefühls, der Erregung, des begeisterten Schwunges, sind nach allem dem die sogenannten **Redefiguren, Tropen** u. dgl. der ganz natürliche, organisch von selbst erwachsende Ausdruck. Und gerade auf diesem Punkte hat die neuere deutsche Stilistik, gegenüber der älteren, sich von den Banden der römischen oder romanisirenden befreit und die **Eigenart gerade der deutschen Sprache und des deutschen Stils** siegreich verfochten und klargestellt. Eben deshalb ist dies auch für sprachgeschichtliche Vorbegriffe wichtig genug, um kurz darauf einzugehen.

§ 42. Fragen wir zunächst wieder nach dem Grunde des eigenartigen Wohlgefallens, das gerade die Sprache der Phantasie erregt, so ist derselbe ein doppelter. Einmal derselbe, aus dem schon das innere Schaffen der Einbildungskraft bei ihrem Urheber selber Lust erweckt: die freie spielende Bewegung, in der sie allen anderen Geistesverrichtungen überlegen ist. Überträgt sich diese nämlich auf die Sprache der Darstellung und Mitteilung, so wird natürlich auch im Angeredeten, im Hörer oder Leser, ein ähnlich freies Spiel der Phantasie und damit eine ähnliche Lust erweckt. Und dies um so mehr, je lebendiger und zugleich gemütanregender die Darstellung ist. — Hierzu kommt aber noch ein zweiter und gerade entgegengesetzter Grund. Andererseits wird nämlich bei einer phantasiereichen Darstellung — falls sie's nicht geradezu auf Täuschung und Trug abgesehen hat — immer zugleich an die Vernunft und den Scharfsinn der Angeredeten die Anforderung ergehen, jedes Phantasiebild allemal sofort auf den ihm zu Grunde liegenden Begriff und das

scheinbar Gleichartige auf seine thatsächliche Verschiedenheit zurückzuführen, also eine kritische, das Phantasiegewebe sofort wieder auflösende Geistesthätigkeit auszuüben. Letztere thut nun aber jenem ersteren Wohlbehagen sowenig Eintrag, daß sie es umgekehrt durch eine neue Art der Lust, durch den Reiz fortwährenden selbstgeschaffenen Kontrastes, noch erhöht. Und auch dies kann sich desto mehr steigern, bei je verschiedenartigeren, ja entgegengesetzteren Dingen die Phantasie noch Ähnlichkeiten entdeckt und durch das unerwartete Spiel sinnreicher Zusammenstellung uns überrascht. Hierin eben liegt ja das Wesen des Witzes und — bei der sozusagen ungereimten Zusammenstellung völliger Gegensätze — des Lächerlichen oder Komischen, welche beide bekanntlich das Wohlbehagen zu geistreichster Belustigung zu erhöhen geeignet sind. — Übrigens kann — um das gleich anzufügen — auch jener Gegner aller Phantasie, der Scharfsinn des kritisch prüfenden Verstandes, schon an und für sich gleich hohes Wohlbehagen erzeugen. Gerade weil er bei wirklich oder vermeintlich ähnlichen und gleichartigen Dingen die verborgenen oder nicht beachteten Unterschiede und Gegensätze aufzusuchen und so alle oberflächlichen Auffassungen und alle Täuschungen der Phantasie zu berichtigen hat; weil er also insbesondere seines Amtes als Diener der Wissenschaft und Aufklärung waltet: eben deshalb kann er und kann gerade die nüchterne klare Sprache solcher Darstellungen gleichfalls ein, wenn auch andersartiges, doch ebenso befreiendes und erhebendes Wohlgefühl erzeugen.

§ 43. Was nun nach diesen Vorbemerkungen die, gleichfalls durchaus auf Erregung ähnlicher Wohlgefühle berechneten, sogenannten **Tropen** und **Figuren** der Sprache und Rede betrifft, so richtet sich, wie gesagt, die neuere, dem deutschen Sprachgefühl und Sprachgesetz entsprechende Auffassung derselben als ebenfalls **natürlich-organischer** Ausdrucksweisen, gegen diejenige, von den Römern überlieferte und in der ganzen älteren deutschen Sprach- und Stillehre festgehaltene „Lehre" davon, die wir geradezu als die technisch-rhetorisch-mechanisierende bezeichnen können.

§ 44. Die Auffassung der Alten, zumal der Griechen und Römer, ruht auf ihrer Gesamtauffassung von der Rhetorik überhaupt als einer „Redekunst" für die besondere Art ihres öffentlichen Lebens, für Staats-, Gerichts- und sonstige Amts-Reden, eine Kunst, die hierauf beschränkt und durchaus praktisch aufs Überreden gerichtet war (ars persuadendi nach Cicero wie Quintilian). Nun sind allerdings ihre Hauptforderungen: Sprachrichtigkeit, Deutlichkeit, Schönheit (ut sit emendata dilucida et ornata) und ihre Hauptziele: Belehrung, Bewegung, Wohlgefallen (ut doceat moveat et delectet) in gewissem Sinne noch heute gültig. Aber unsere Stillehre ist nicht mehr einer öffentlichen Rhetorik als Teil untergeordnet, sondern Gegenstand allgemeiner Bildung geworden. Sie betrachtet auch die „Schönheit" der Sprache und des Stils nicht mehr als bloßes technisches Kunst- und Schmuck-Mittel zur Überredung u. dgl.; sondern sie verfährt nach dem obersten Gesetze: daß die Rede der möglichst vollkommene Ausdruck der darzustellenden Gedanken sein soll und als solcher sowieso, nach den organischen Gesetzen unseres Denk- und Sprachvermögens, auch in natürlicher Schönheit sich darstellt. — Hieraus ergiebt sich dann jene verschiedene Auffassung auch der Redefiguren und Tropen. Die Römer faßten sie als ungewöhnlichen, von der Natur der Rede abweichenden, durch besondere Technik zu erwerbenden Redeschmuck auf, der gerade durch den Kontrast zur gewöhnlichen und natürlichen Rede wirke (conformatio orationis remota a communi ratione; mentem exprimit aliter, quam fert natura). Sie lösten

sie also von der Natur der Sprache los und gaben ihren Gebrauch der Willkür und Künstelei preis. In der That haben die römischen Redner oft genug Gleichnisse oder Antithesen, Wiederholungen oder Steigerungen, verschönernde Beiwörter u. a. Figuren nur als müßigen Schmuck der Rede gebraucht. Und solcher Überladung machen sich auch — wie Becker-Lyon sehr treffend sagt — nicht nur die älteren deutschen Schriftsteller schuldig, weil sie sich die Römer zum Vorbild nahmen; sondern sie hat sich, besonders im Stile mancher Kanzelredner, noch bis heute erhalten. Denn unter dem fremdartigen Einfluß der lateinischen Sprache, unter der „jahrhundertelangen Herrschaft namentlich des „ciceronianischen Stils", hatte sich bei uns ein „inhaltsleerer, wort- und figurenreicher, glattgemeißelter Stil" entwickelt, der „in seinem hohlen Phrasengeklingel unendlich weit von Natur und Wahrheit entfernt war." — Da endlich zuletzt alles vermeintlich „Ungewöhnliche" und Besondere in der Rede als „Figur" galt, so wuchs deren Zahl und der Wirrwarr ihrer Begriffsbestimmung ins Unendliche. Quintilian unterschied noch die wirklichen Vertauschungen der Begriffe als eigentliche „Tropen" von allen übrigen bloß „uneigentlichen" Ausdrucksweisen als den „Figuren", und schied unter diesen wieder die Wort- von den Satzfiguren. Aber später tauchten immer neue Bestimmungen und Einteilungen auf; so z. B. durch Adelung diejenigen in Figuren für Aufmerksamkeit, Phantasie, Gemütsbewegung, Witz, Scharfsinn u. s. w. — also eine rein künstliche und unklare Gliederung.

§ 45. Allem dem gegenüber betont also die neuere deutsche Stilistik das organische Herauswachsen aller solcher Darstellungsformen aus dem Wesen und den Gesetzen der Sprache selbst. Alle Figuren sind natürliche Ausdrucksweisen, in denen „eine besondere Stimmung des Geistes und eine besondere Art der Gedanken in Erscheinung tritt." Gedanken nämlich, an denen Gemüt und Phantasie näheren Anteil haben, sind von Natur lebendiger und versetzen naturgemäß den Geist in lebhaftere Bewegung, als bloße Denkgeschäfte des Verstandes. Je lebhafter nun die Geisteserregung, um so mehr tritt sie — wie schon in den Begleiterscheinungen der Mienen, Gebärden und oft der ganzen Leibesbewegung, so vollends in Sprache und Rede hervor. Und unwillkürlich, naturnotwendig schafft sich dann der Geist für lebhaftere Gedanken auch lebendigere Sprachformen und Ausdrucksweisen, eben Figuren, Tropen und Bilder aller Art. Nicht also diese als solche und an sich sind außergewöhnlich, geschweige denn unnatürlich. Nur die Erregungen und Stimmungen selber kann man als nicht gerade gewöhnlich und regelmäßig bezeichnen. Aber häufig und alltäglich genug sind auch sie; bei lebhaften, leicht erregbaren Naturen sogar gewöhnlicher als das Gegenteil. Und treten sie ein, so schaffen sie sich eben von selber ihre Sprache. Allerdings weicht dann auch diese vom „gewöhnlichen" Sprachgebrauche ruhiger, rein denkmäßiger Darstellung mehr oder weniger ab. Die Figuren sind eben nicht die bei solchem zu erwartenden nächstliegenden Formen, sondern davon verschiedene, ihm ferner liegende, namentlich lebhafte sinnliche Anschauungen oder stärkere Gegensätze zur Hervorhebung. Sie muten also dem Angeredeten eine ähnliche rückübertragende Vernunftthätigkeit zu, wie die

Phantasiesprache überhaupt (§ 42). Aber dieses, im Vergleich mit der Durchschnittssprache des Lebens ja freilich „ungewöhnliche" Mittel, es ist eben hierfür das durchaus gewöhnliche und naturgemäße. Auch Kinder, Ungebildete, das Volk, und wir alle selber brauchen, ohne es zu wissen und zu wollen und ohne jede kunstmäßige Belehrung und Übung, in lebhafter Rede die mannigfaltigsten und oft genug eindrucksvollsten Figuren. Im Zustande der Aufregung spricht der Mensch überhaupt darin, und seine Rede versetzt auch den Angeredeten in einen ähnlichen Zustand. Und in beiden ruft auch dies alles jenes organische Wohlgefallen hervor, das wiederholt betont wurde. Und natürlich auch dies wieder um so mehr, je frischer, packender, und vor allem — je neuer dem Hörer solche Formen entgegentreten. „Neuheit des Ausdrucks ist überhaupt ein wesentliches Stück lebendiger Darstellung" — gegenüber aller bloß herkömmlichen, trockenen, oder gar matten und abgedroschenen Redeweise.

§ 46. Also auch hier wieder das allgemeine nicht genug zu betonende **Grundgesetz gerade unserer deutschen Sprache** und ihres „Stils": Die der besonderen Art des Inhalts angemessene Form der Darstellung bietet sich dem schlicht, einfach, natürlich Sprechenden meist von selber dar. Der angemessenste Ausdruck ist immer auch der natürliche, und umgekehrt **der natürliche auch der angemessenste.** „Der natürliche Stil", sagt Becker-Lyon, „ist schön und gefällt, weil er ein organisch vollkommener Ausdruck der Gedanken ist. Wird dagegen in der Darstellung die Absicht und die Bemühung nur zu gefallen sichtbar, so wird sie unnatürlich und ist dann schon darum mißfällig, weil die Ausdrücke gesucht und gezwungen sind." Man sieht also, wie wichtig auch dies alles für die Beurteilung sprach- und litteraturgeschichtlicher Erscheinungen ist (vgl. § 11).

III. Gesetze sprachlich-logischer Betonung und Wortfolge.

Deutsche und fremdsprachliche Betonung und Wortfolge.

§ 47. **1.** Beim Ausdrucke der Gedanken vollzieht — wie sich leicht aus dem Bisherigen ergiebt — die Sprache allemal einen doppelten organischen Vorgang: Darstellung des Gedanken**inhalts** und zugleich seiner **logischen Form.**

Den **Inhalt** eines Gedankens bilden eben die bisher betrachteten Begriffe selbst samt den sogen. grammatischen Verhältnissen, in denen sie sowohl sachlich zu einander wie sozusagen persönlich zum Sprechenden selbst (oder auch zu angeredeten oder dritten Personen) dargestellt werden. Jene sachlichen Verhältnisse verbinden je zwei Begriffe entweder beifügend (attributiv, appositionell) zu einem neuen Gesammtbegriffe, oder aussagend (prädikativ) zu einem selbständigen Gedanken, dem sogen. Satze. Die persönlichen Verhältnisse führen Artbegriffe auf etwas Einzelnes zurück (mein Haus, welcher Raum, wohnst du hier?). — Alle diese Verhältnisse sind nun an sich nicht sinnlich, sondern bloß gedacht. Da aber die Sprache die Begriffe selbst in der Darstellung stets auf sinnliche Anschauungen des Besonderen zurückführt

(§ 28), so muß sie auch deren Beziehungen auf die Formen sinnlicher Anschauungen zurückführen: auf Zeit und Raum; stellt sie also als besondere Zeit- und Raumverhältnisse dar. So z. B. alle ursächlichen (kausalen) Beziehungen durch Präpositionen. Auch die Kasus stellen im Grunde Richtungsverhältnisse dar u. s. w. Nur die Aussage-Beziehung stellt an sich kein besonderes bestehendes Begriffsverhältnis, sondern die Denkbewegung dar, durch welche der Geist zwei Begriffe (Subjekt und Prädikat) zu einem Gedanken verbindet. Sie hat daher auch keine eigene stehende Ausdrucksform, wie jene anderen Verhältnisse, sondern wird nur durch diejenigen Formen bezeichnet, die am Zeitworte das wechselnde Personalverhältnis ausdrücken. Doch wird in den Zeit- und Raumbeziehungen des Prädikats gleichfalls der allgemeine Artbegriff der ausgesagten Thätigkeit auf die Besonderheit einer sinnlichen Anschauung zurückgeführt, eben auf eine bestimmte Bewegung in einer besonderen Zeit und einem besonderen Raum. Dabei ist die Zeit allemal das innere, der Raum das äußere Moment der Bewegung; letzterer liegt also der sinnlichen Anschauung noch näher als die Zeit. Daher wird alle Bewegung durch das Raumverhältnis noch anschaulicher dargestellt als durchs bloße Zeitverhältnis; und so kommt es, daß die Sprache z. B. nicht nur die kausalen Verhältnisse, obwohl im Grunde Zeitverhältnisse, sondern geradezu auch letztere selbst dennoch durch Präpositionen auf Raumverhältnisse zurückzuführen liebt.

§ 48. Bei all diesen Verhältnissen hat nun je von zwei so verbundenen Begriffen allemal der eine — und zwar stets ein Artbegriff — den logischen Hauptwert, ist also der Hauptbegriff des Verhältnisses und gilt auch grammatisch als „übergeordnet"; der andere hat nur einen geringeren logischen Wert und gilt als „untergeordneter" Nebenbegriff. Erst dieser logische Gegensatz in der Wertung der Begriffe und die entsprechende Gliederung des Gedankens vollendet letzteren wirklich und stellt einen Satz her. Vom Inhalte desselben unterscheidet man sie als seine **logische Form.** Und von dieser einfachen Unterlage aus baut sich dann in unendlicher Abstufung und Mannigfaltigkeit alles menschliche Denken und Darstellen auf, vom kleinsten und einfachsten Aussagesatze an, durch immer neue und weitere Verbindung von Begriffspaaren und schließlich ganzen Begriffsgruppen-Paaren hindurch, bis hinauf zum größten, reichsten und verwickeltsten Gebilde vielgliedrig zusammengesetzter Satzperioden.

§. 49. **2.** Während nun aller Begriffsinhalt der Gedanken, wie wir sahen (§ 27—28), nur aus der sinnlichen Anschauung des Wirklichen stammt und nur in der stets neuen Zurückführung auf sie darstellbar ist, wird die logische Form nicht von dieser hergenommen, sondern ist, unabhängig von ihr, „ganz die eigene That des frei schaffenden Geistes". Sie kann daher nicht auf jene zurückgeführt, sondern nur durch zwei andere, allerdings auch wieder sinnliche Mittel ausgedrückt werden: unmittelbar durch die lediglich hörbare **Betonung,** und mittelbar durch die aus dieser organisch sich entfaltende, gleichfalls hörbare, doch bei Niederschrift der Gedanken auch sichtbare, **Wortfolge** oder **Wortstellung.**

§ 50. Wie nämlich die Sprache überhaupt die organische Erscheinung des Gedankens, so ist zunächst der Ton die unmittelbare organische Erscheinung derjenigen Denkthat, durch welche der Geist neue Begriffe zusammensetzt und

Begriffe überhaupt zu gegliederten Gedanken verbindet. Kann man den Begriffsinhalt selber als den Leib des Gedankens bezeichnen, so den Ton als den lebendigen Odem, der diesen Leib erst beseelt und in Bewegung setzt. Die Wortfolge sodann ergiebt sich daraus, daß die Einheit des Begriffs und des ganzen Gedankens sich auch in einer Einheit der Zeit, und andererseits die Ordnung des logischen Gegensatzes sich auch in einem Gegensatze des Zeitverhältnisses darstellt. Nämlich: „Der ganze Satz und jedes Satzverhältnis wird in ununterbrochener Verbindung, und die Glieder des Satzes und jedes Satzverhältnisses werden in einer bestimmten Folge nach einander gesprochen."

§ 51. Das Grundgesetz aller sprachlichen Betonung ist nun das, daß sie den logischen Wertunterschied der Begriffe sinnlich durch verschiedene Tonstärken ausdrückt: in den zusammengesetzten Begriffen selber werden je die Stamm- oder Wurzel-Begriffe, und in den Sätzen je die übergeordneten Hauptbegriffe durch stärkere Haupttöne, dagegen die Entwickelungs- oder Anbildungs-(Zweig-)Begriffe und die im Satze untergeordneten „Nebenbegriffe" durch schwächere Nebentöne ausgedrückt — natürlich auch dies in mannigfachsten Abstufungen von lautester Hochtonigkeit durch „Mittel- und Tieftöne" und „schwebende Betonungen" hindurch bis zur leisesten „Unbetontheit" oder „Tonlosigkeit" hinab. Dabei bekundet sich die organische Bedeutung des Tons vor allem darin, daß in der Regel nur ein Artbegriff, also ein solcher, der als solcher durch die eigene That des Geistes geschaffen wird, den grammatischen Hauptton hat. — In diesem lautbaren Gegensatze von Haupt- und Nebentönen nun vollendet sich die Klangbewegung, die **rhythmische Form** des Satzes und seiner Verhältnisse, und zwar unmittelbar als die sinnliche Erscheinung, als das Klangbild seiner logischen Form und Verhältnisse. Allemal hat in jedem Begriffsworte der Stamm als Träger des Begriffs, und in jedem Satzverhältnisse der Hauptbegriff als Träger des Gedankens, den Hauptton, dem sich alles Übrige in abgestuften Nebentönen angliedert. Diese rhythmische Form bekundet sich demnach in einem organischen und daher schönen Ebenmaße der Tonverhältnisse und ruft eben auch dadurch jenes früher (§ 29) besprochene, unmittelbare und unwillkürliche Wohlgefallen an sprachlicher Darstellung hervor. „Jedes Wort", sagt Becker-Lyon, „jedes Satzverhältnis und jeder ganze Satz vergnügt, wenn sie nach dem organischen Gesetze gebildet sind, zugleich das Ohr des Hörers durch ein schönes Tonverhältnis". — Dieser Betonung entspricht dann zunächst auch das Grundgesetz aller regelmäßigen grammatischen Wortfolge: der Ausdrucks des Hauptbegriffs mit dem Hauptton folgt gewöhnlich dem des untergeordneten nach, welcher letztere also, ganz naturgemäß, gleichsam als Vorton und Vorläufer die Aufgabe hat, sinnlich das Ohr auf den Hauptton und damit eben geistig die Aufmerksamkeit auf das Wichtigere vorzubereiten und zu spannen. So wird mittelbar auch die Wortstellung zum organischen Ausdruck der logischen Form.

§ 52. Doch beginnt nun gleich hier das weite Gebiet der Freiheit, der Mannigfaltigkeit, der Abweichungen. Als freie That des

Geistes ist gerade die logische Form in Ton wie Wortstellung keineswegs immer von den grammatischen Verhältnissen abhängig: vielmehr gilt ein in diesen untergeordneter Begriff logisch sehr oft als der Hauptbegriff, und wird dann auch in Ton und Wortfolge als solcher dargestellt. Den Unterschied zwischen grammatischer und logischer Begriffswertung erkennt man schon am einfachsten Satze, z. B. „die Rose blüht." Grammatisch ist „die Rose" der Hauptbegriff und heißt eben deshalb das Hauptwort; das Zeitwort „blüht" gilt hier als untergeordnet: als eine der vielen möglichen Aussagen, die man vom Hauptwort machen kann. Logisch dagegen gilt gerade umgekehrt der allgemeine Artbegriff des Blühens als das Wichtigste, was gerade jetzt unter allen möglichen anderen Wahrnehmungen (an der Rose überhaupt oder an einer bestimmten Rose) betont werden soll. Daher hat „blüht" beim Sprechen den Hauptton und steht zuletzt. Sollte dagegen betont werden, daß es gerade die Rose sei, die blühe, so würde man sagen müssen: „Es blüht die Rose", oder umschreibend: „Die Rose ist's, die blüht", oder noch deutlicher durch Gegensatz: „Nicht das Veilchen (oder sonst eine Blume), sondern die Rose blüht."

Nach allem dem unterscheidet man also von der regelmäßigen grammatischen Betonung, und oft auch von deren Wortstellung, die logische als den Redeton und erforderlichenfalls als die Umstellung (Inversion). Bei letzterer wird dann meistens, wie eben gezeigt, der so betonte Begriff durch einen Gegensatz (eine Antithese) hervorgehoben. Meister der Antithesen und der logischen Betonung überhaupt ist z. B. Schiller: Ernst ist das Leben, heiter ist die Kunst. Dies Gleichnis machen Sie, nicht ich. Darüber später.

§ 53. 3. Vor allem ist nun sprachgeschichtlich wichtig, daß gerade in der logischen Form der Gedanken und ihrer Betonung **die deutsche Sprache sich eigenartig von den übrigen Kultursprachen unterscheidet** und in einer diesen entgegengesetzten Richtung entwickelt hat.

Als der gleichsam in Lauten leiblich gewordene Geist hat nämlich, wie der Mensch überhaupt, so auch die Sprache zwei Seiten: eine geistige, eben die denkmäßige oder logische, und eine leibliche, die lautlich-stimmliche oder **phonetische** Seite. Letztere besteht im rein sinnlichen Vollklang der Laute, der Vokale oder Konsonanten und ihrer Mischung zu wohllautenden Silben- und Wort-Klängen und oft zu ganzen Lautmalereien, und zwar dies an und für sich, ganz ohne Rücksicht auf ihre logische Betonung.

§ 54. Nun sind in den organisch gebildeten Formen gerade **der deutschen Sprache** diese zwei Seiten der Betonung nicht geschieden, sondern in Eins verschmolzen: die logische Form der Begriffe und Gedanken stellt sich auch in phonetisch schönen Laut- und Tonverhältnissen dar; und „die organische Vollkommenheit der logischen Form thut sich unserm Gefühle kund durch die Vollkommenheit des phonetischen Rhythmus." „Die deutsche Sprache", sagt Becker-Lyon, „übt dadurch, daß die geistigen Schwingungen des Gedankens in wohlklingenden Tonschwingungen lieblich das Ohr berühren, auf den Hörer einen wunderbaren Zauber aus, den wir, weil wir daran gewöhnt sind, erst bei der Vergleichung mit anderen Sprachen voll und ganz gewahr werden."

§ 55. Darin nämlich unterscheiden sich die verschiedenen Sprachen, daß die einen sich mehr nach der leiblich-lautlichen, phonetischen Seite, die anderen mehr nach der geistig-denkmäßigen, logischen, entwickelt haben.

Die deutsche Sprache hat sich — nach ihrer später (§ 85) zu erwähnenden Absonderung vom Indogermanischen — mehr in letzterer Richtung entwickelt; in ihr ist die logische Seite zu so entschiedener Herrschaft über die phonetische gelangt, daß Begriff und Gedanke alle Lautverhältnisse durchdringen und die logische Betonung deren Bildung gänzlich beherrscht.

Dagegen haben die alten Sprachen, zumal das Griechische, sich mehr in phonetischer Richtung entwickelt und Lautverhältnisse gezeitigt, die nicht so vollkommen, wie im Deutschen, von Begriff und Gedanken durchdrungen sind, vielmehr einer logischen Betonung oft geradezu widerstreben. Daher sind hier die Lautverhältnisse verhältnismäßig mehr ausgebildet als die Tonverhältnisse. Sie haben mehr Wohllaut d. h. Ebenmaß verschiedenartiger Laute — als Wohlklang d. h. Ebenmaß der Tonverhältnisse.

§ 56. In ihnen werden nicht, wie im Deutschen, die Lautverhältnisse vom Ton, sondern umgekehrt der Ton von den Lautverhältnissen beherrscht. Ihre Betonung ist nicht, wie die deutsche, logisch und zugleich phonetisch, sondern „nur phonetisch, nur auf ein dem Ohre wohlgefälliges Ebenmaß der Töne gerichtet." Im Grunde ist dies also kein so vollkommenes, sondern ein anomales Verhältnis der Betonung zum Denkinhalt. Es tritt in diesen Sprachen schon in den Wörtern selbst hervor, sofern gar nicht immer die Stammsilbe, der Träger des Begriffs, sondern sehr oft andere, ja die Endsilben den Hauptton haben, und überhaupt das Tonverhältnis nicht sowohl innerlich durch den logischen Wert, als äußerlich durch die Zahl der Silben und durch deren Tondauer oder Quantität bestimmt wird. Während daher im Deutschen der Hauptton stets entweder auf der organischen Stammsilbe ruhen bleibt [Freúnd, Freúndschaft, Freúndschaftsverhältnis] oder in Zusammensetzungen das logische Bestimmungswort hervorhebt [Gróßmut, Allmacht, blútarm — Ausnahmen nur bei Adverbien: hinaúf, heráb, oder wo das erste Wort das zweite nur steigert: allwíssend], so verschiebt sich im Griechischen und Lateinischen der Ton rein nach phonetischen Quantitätsgesetzen [λέγω λεγόμενος, λεγομένων; vgl. auch alle Endtöne: κακός, ἀγαθός; ámo, amámus, amavérunt, amantibúsque; vgl. auch im Romanischen: frz. vertú aus virtus, virtúte; ital. libertá, frz. liberté aus libértas, libertáte; span. civitád aus civitas, civitáte u. s. w. Vgl. § 85]. — Weil also in diesen Sprachen das phonetische Element über das logische emporsteigt, so verliert die Betonung der Wörter ihre ursprüngliche Bedeutung. Ihre Wortformen wuchern — zumal im Griechischen — in einer Fülle mannigfaltiger vollklingender Endungen, und schon die Vielsilbigkeit wirkt zur Verschiebung des Tones mit. Letztere befriedigt nun allerdings sehr wohl das Gefühl für ein rhythmisches Ebenmaß der Tonverhältnisse; und diese Sprachen zeigen infolgedessen überhaupt eine größere Fülle der Wortformen, eine abgemessenere Rundung der Perioden und einen Rhythmus der Sätze, der dem Ohre außerordentlich wohllautet. Aber falsch wäre es, sie wegen dieser Vorzüge höher als das Deutsche zu stellen. Denn dieses übertrifft sie dafür weitaus in der Anschaulichkeit und Bestimmtheit der Begriffsdarstellung und in der Lebendigkeit und Klarheit der logischen Formen. — Sofern nämlich in jenen Sprachen das Gefühl für die logische Bedeutung des Tones getrübt ist, so wird auch in den Satzverhältnissen und im ganzen Satze die logische Begriffs- und Gedankenform nicht ebenso vollkommen durch die Betonung ausgeprägt, wie im Deutschen, sondern mehr Gewicht wird auf ein bloß phonetisch

schönes Tonverhältnis des Satzes gelegt: auf den quantitierenden Rhythmus des Griechischen, den Numerus des Lateinischen.

§ 57. Inwiefern sich aus allem dem auch für die deutsche Verslehre und die Formen der Dichtkunst die allerwichtigsten Folgerungen und Gesetze ergeben, wird sich bei den Vorbegriffen der eigentlichen Litteraturgeschichte zeigen. Hier, für die Sprachgeschichte, war nur dieser außerordentliche **Vorzug der deutschen Sprache** vor allen andern zu betonen, nämlich ihre Fähigkeit: daß sie Inhalt und logische Form der Gedanken in untrennbarer organisch-lebendiger Einheit und sinnlicher Anschaulichkeit darstellen kann. Diese Überlegenheit verdanken wir Deutschen eben, wie wiederum auch Becker-Lyon betont, vor allem jener reichen und dabei ganz organischen Entwickelung unseres Wortvorrats in seiner noch sinnlichen Anschaulichkeit, und der lebendigen Bedeutsamkeit unserer Betonung und Wortstellung. Dabei erwacht aus jener zugleich die schöpferisch-sprachbildende Kraft unserer Muttersprache. Da nämlich ihre Wortbildung noch nicht in dem schon vorhandenen Sprachgute erstarrt ist, so bildet sie noch durch Ableitung und Zusammensetzung für neue Begriffe leicht auch neue, sofort verständliche Wörter, ist daher „vorzüglich geeignet für wissenschaftliche Spekulation". Anderseits bewegt sich in ihr der Geist mit größerer Freiheit; und gerade weil „Betonung und Wortstellung noch durchaus organischer Ausdruck der logischen Form sind, so treten in ihr auch deren zarteste Abstufungen in der freiesten Bewegung der Gedanken unmittelbar in die Erscheinung." — —

IV. Sprachverschleifung, Sprachvergeistigung, Sprachverfall.

§ 58. **1.** Je nach den beiden Seiten der Sprache nun, der geistig-logischen und der damit verbundenen geistesgeschichtlichen überhaupt, und andererseits der leiblich-phonetischen, kann man alle Sprachentwickelung von doppeltem Gesichtspunkte aus beurteilen. Als **Vergeistigungs-Fortschritt** nach Seite der logischen Klarheit, Schärfe und Bestimmtheit des Ausdrucks, der Raschheit, Kürze und Gewandtheit des Sprachgefüges, und der im Laufe aller Kulturgeschichte naturnotwendig wachsenden Fülle und Vielseitigkeit des Sprachgehalts. Dagegen als Sprach-**Verfall** nach Seite der mit all diesen Fortschritten unausbleiblich verknüpften Erscheinungen der Lautverwitterung und Sprachverschleifung, nämlich der wachsenden Ausgleichung, Zerbröckelung oder Auflösung all der alten lautlichen Vollformen und Sprachklänge, sowie andererseits der Verluste an alt-einheimischem Sprachgute, mit der die Eintragung und Einbürgerung fremder Laute, Wörter, Sprach- und Redeformen Hand in Hand zu gehen pflegt.

§ 59. Zunächst ist es nämlich eine allgemeine Erscheinung: je mehr ein Volk aus ursprünglichem Dasein für sich, aus einfachem Naturleben, in den Strom geschichtlicher oder gar weltgeschichtlicher Beziehungen eintritt; je mehr also sein wirklich geschichtliches Leben sich entwickelt, sein Kulturverkehr und damit seine Geistesbildung fortschreitet; je reger, allseitiger und inniger seine Berührung und Wechselwirkung mit der übrigen Kulturwelt, mit Nachbarstämmen oder auch ferneren Handelsvölkern sich entfaltet: desto durchgreifender muß das, wie auf seinen ganzen Gesichtskreis, seine Anschauungs- und Gefühls-

welt und seinen Geisteszustand, so auch auf seine Sprache zurückwirken. Auch deren ursprünglich ruhiges Selbstleben und rein natürliche Entwickelung hört mehr und mehr auf, und sie erfährt die mannigfachsten äußeren, fremden Kultureinflüsse, die mehr oder weniger ändernd und umgestaltend auf sie einwirken.

§ 60. In rein lautlich-sprachlicher Hinsicht ist es vor allem die sogenannte Verschleifung der Sprache, der Verlust an ursprünglichen Lauten und Formen, was sich zunächst bemerklich macht und was z. B. als ein Hauptunterschied zwischen den alten und unseren modernen Kultursprachen hervortritt. Im allgemeinen darf man sagen: die alten Sprachen — z. B. Sanskrit, Griechisch und Lateinisch, doch auch, wie wir später sehen werden, das Gotische und Althochdeutsche — sie gefallen sich noch in jener Klangfülle mannigfaltiger breiter Sprachformen, in jener sinnlichen Kraft und Anschaulichkeit, und jener vollen Lautwirkung aufs Ohr, die sich von rein phonetischem Gesichtspunkte aus als ebensoviele Vorzüge vor unseren modernen Sprachen darstellen. Je mehr sich nun aber im geschichtlichen Fortschritt und im rascher steigenden Kulturverkehr aus ihnen die neueren Sprachen entwickeln, um so mehr ziehen sich jene breiten Vollformen zusammen, schwächen und stumpfen, zumal in den Ableitungsbestandteilen der Wörter und in den Endsilben, die Laute sich ab. Man kann dies mit der Erscheinung vergleichen, die wir alltäglich auch am einzelnen Menschen wahrnehmen. Je mehr das eintritt, was nach einer Seite Schiller im „Spaziergang" so meisterhaft schildert:

> Näher gerückt ist der Mensch an den Menschen. Enger wird um ihn,
> Reger erwacht, es umwälzt rascher sich in ihm die Welt —;

und was nach der anderen Seite zugleich die Erweiterung der Welt um ihn und in ihm durch immer neue und ausgedehntere Beziehungen bedingt; je schneller und rastloser also die Fülle der Eindrücke, der Bedürfnisse, der Thätigkeiten auf den Menschen eindrängt: um so rascher und kürzer, knapper und gedrängter, und eben deshalb um so abgeschliffener und abgegriffener wird in der Regel auch seine Sprache werden. Im kleinen also dasselbe, wie beim Völkerverkehr im großen. Im unablässig drängenden Getriebe ist es auch den Nationen immer mehr nur noch um ein rasch verständliches Zeichen für den Begriff, einen am kürzesten treffenden Ausdruck fürs Geistige zu thun, wogegen die sinnliche Seite, die lautliche Breite mehr und mehr zurücktritt. Man könnte schon dies eine vergeistigende Sprachentwickelung nennen, wenn nicht nachweislich auch die Einflüsse der Bequemlichkeit und Nachlässigkeit, um nicht zu sagen der Trägheit, förmlich wie Naturgesetze mitwirkten, abermals nicht nur bei den Einzelnen, sondern auch bei ganzen Geschlechtern, Stämmen und Völkern. Das letzte Ziel einer solchen Entwickelung — die in der That viele Sprachforscher geradezu als Sprachverfall beurteilen — bestände dann etwa in einer nahezu völligen Schwächung und Abstumpfung ursprünglicher Laute und einer entsprechenden Auflösung, Abschleifung und Beseitigung der früheren grammatischen Formen. Was früher

am Anfang und Ende der Wörter noch voll und hörbar erklang; was innerhalb ihrer selbst durch mannigfache Beugungsformen ausgedrückt wurde: es wird immer schwächer und stumpfer mit sogenannten „stummen" Lauten gesprochen; wird mehr und mehr in besondere kurze Beziehungswörter verlegt, die in raschestem Wechsel nur noch von außen an die Stammreste, an gleichsam abgehauene oder verdorrte Wortstümpfe herantreten, deren inneres Abwandlungsleben fast gänzlich erloschen scheint.

Deutlichstes Beispiel wiederum das Romanische und noch mehr das Engliche, wo z. B. die Deklination als innere organische Abwandlung fast ganz verloren gegangen ist und die Fallverhältnisse durch Präpositionen ersetzt werden. Fürs Deutsche vgl. die späteren Ausführungen und Beispiele.

§ 61. **2.** Dieser Vorgang kann nun natürlich mehr oder weniger gehemmt werden, sobald eine Sprache nicht nur in mündlicher Rede fürs Ohr fortlebt und bloß in der Zeit sich entwickelt, sondern zugleich auch durch bestimmte *Schrift* fürs Auge sichtbar festgehalten und mit an den *Raum* gebannt wird. Die Schrift also — deren Entwickelung in einem Schluß-Anhange noch gesondert zu skizzieren sein wird — übt in dieser Beziehung schon an und für sich, rein als Fixierungsmittel, einen zweifellos wohlthätigen, weil *erhaltenden* und *bewahrenden* Einfluß aus. Je früher daher die Kultur ein Volk auch zur Erfinduug und Verwendung der Schrift führt, desto ursprünglicher erhält sich gerade hierdurch auch dessen Grundsprache und tritt desto reiner und deutlicher in dessen ältesten Litteratur-Denkmälern hervor — abermals ein Beweis für die wichtige Wechselwirkung zwischen Mund- und Schriftrede, zwischen Sprach- und Litteraturgeschichte. Mithin sind die ältesten *Kultur*- und Litteratursprachen zugleich je *ihren Grund*- oder *Ursprachen* am ähnlichsten geblieben, die jüngsten dagegen am unähnlichsten geworden.

So stehen z. B. in der später vorzuführenden indogermanischen Sprachentafel (§ 78) die Sanskrit- und die Zend-Sprache der gemeinsamen Urwurzel am nächsten. Ähnlich im semitischen Sprachstamme das Althebräische und Arabische. — Welche Verschiedenheit umgekehrt im Laufe der Zeit zwischen der Schriftsprache und der Schreibweise mit ihrer *erhaltenden* Kraft einerseits, und der mündlichen Rede und ihrer fortwährend sich weiter verschleifenden Aussprache andererseits sich entwickeln kann, zeigt kaum eine andere Sprache deutlicher als wiederum das Englische [vgl. z. B. Schriftbild thoroughly, Laut: szrule; knight, sprich: neit u. s. w. Doch auch im Französischen: aiment, spr. äm; chevaux, spr. schwo u. s. w.].

§ 62. **3.** Allerdings sind nun diese Verschleifungsvorgänge keineswegs alle über einen Kamm zu scheren; sie können in den verschiedenen Sprachen sehr *verschiedene äußere Ursachen* oder innere Gründe haben und sind dann auch verschieden zu beurteilen. Überhaupt stehen sich die Ansichten der Sprachforscher darüber noch vielfach gegenüber, worauf hier nicht weiter eingegangen werden kann. Nur was insbesondere die *deutsche Sprache* betrifft, so sei bemerkt, daß man die Abschleifung der Ableitungs- vnd Flexionsendungen und ihren Ersatz durch Hilfszeitwörter und Präpositionen zum Teil auch als eine ganz *natürlich-organische* Folge auf die früher

(§ 53ff.) entwickelte Vorherrschaft zurückführen kann, welche die logische Betonung über die phonetischen Lautverhältnisse errungen hat: dann braucht man sie also keineswegs als Verfall zu beklagen. In den romanischen Sprachen allerdings, mit ihrer ganz anders, nämlich ursprünglich phonetisch gerichteten Art, ist der ähnliche Vorgang nachweisbar von jener Sprach-Mischung und der entsprechenden anomalen Wortentwickelung herzuleiten, und trägt insofern in der That die Züge eines Verfalls der ursprünglichen Art. In der Sache selbst freilich, d. h. in der schließlichen Wirkung, läuft er beiderseits auf dasselbe Ergebnis hinaus: die immer weitere Entfernung von der Urwurzel.

§ 63. 4. Diese wird schließlich noch durch jene anderen Vorgänge gesteigert, die jede Kultursprache fortwährend erlebt: durch die Wechselwirkung und den Austausch des eigenen Sprachgutes mit fremdem, der sich — wie eben bei den romanischen Sprachen — bis zu völliger Vermischung steigern und, wie gesagt, zu einer im Grunde ganz unorganischen, anomalen Entwickelung Anlaß geben kann. Auch die deutsche Sprache ist — wie später zu zeigen — mehrfach in großer Gefahr gewesen, in eine solche Richtung gedrängt zu werden. Denn diese tritt nicht etwa bloß dann hervor, wenn der natürliche Gang gesunder Sprachentwickelung durch solche Überwucherung mit Fremdmischungen gestört wird; sondern auch dann schon, wenn die gesamte geistige Entwickelung eines Volkes unnatürliche Bahnen einschlägt, und wenn nun die in solcher Richtung gebildeten Begriffe, Gedanken und Ideen auch durch unnatürlich gebildete Sprachformen dargestellt werden.

§ 64. In den romanischen Sprachen zunächst, welche, wie schon gesagt (§§ 17, 31), sich aus der Vermischung des Lateinischen mit einheimischen Grund- und germanischen Fremdsprachen gebildet haben, wurden die Wörter von vornherein schon aus dem Grunde nicht mehr vollkommen verstanden, weil weder der Germane die lateinischen Wörter, noch der Römer die deutschen, noch beide die Reste der Urdialekte je auf ihre Grundbedeutung, d. h. ihre ursprüngliche sinnliche Anschauung, zurückführen konnten. Solcher Mangel wirklichen gegenseitigen Verständnisses hat aber nicht nur eine anomale Entwickelung des Wortvorrats, sondern auch eine solche der Begriffe zur Folge. Das Wort — die leibliche Erscheinung des Begriffs — wird ja unmittelbar mit diesem selbst geboren und entwickelt sich zugleich mit ihm. Beider Entwickelung bedingt sich gegenseitig so durchaus, daß Störungen in der organischen Begriffsbildung auch eine anomale Wortbildung zur Folge haben und umgekehrt. Solange nun zwischen beiden das natürliche Band besteht, entwickelt sie sich naturgemäß; wird aber dieses Band durch starke Zumischung oder gar völlige Vermischung mit einer fremden Sprache gelöst, sodaß den Redenden immer mehr Worte sich aufdrängen, die nicht mehr der unmittelbare Ausdruck, die leibliche Erscheinung der betreffenden Begriffe, sondern nur noch ein im Grunde verständnisloses, also beliebig, willkürlich, künstlich aufgenommenes Zeichen dafür sind: so wird eben die Wort- und Sprachentwickelung samt der Begriffs- und Gedankenbildung immer unnatürlicher.

§ 65. Dies auch noch aus einem anderen ebenso selbstverständlichen Grunde. In jeder besonderen Sprache geht die Bedeutung der Wörter und damit überhaupt die ganze Begriffswelt aus der besonderen Denk- und

Gefühlsweise, der ganzen Eigenart und dem Eigenleben des betreffenden Volkes hervor. Was dieses Volk erlebt und wie es seine Erlebnisse aufgefaßt hat, was es denkt und wie es empfindet: alles das ist in seiner Sprache ausgeprägt; und nur daraus, nur aus dem Leben eines Volkes werden die Wörter, wird seine Sprache wirklich verstanden. **Die Sprache** ist eben, wie früher gesagt, **das unmittelbarste und treueste Spiegelbild nationalen Geistes und Lebens.** Weil nun das frühere Leben und die Eigenart des römischen Volkes den Germanen, und umgekehrt deren früheres Leben und Weben den Römern im Grunde fremd war und blieb: so wurden auch darum die Worte, die Sprache beider Teile gegenseitig nicht wahrhaft verstanden, sondern umgedeutet, verfälscht, und für Begriffe eingesetzt, in denen ihr ursprünglicher Sinn mehr oder weniger zurücktrat, verdunkelt wurde oder verloren ging.

Vgl. z. B. franz. façon Gestalt, Zuschnitt, von latein. factio das Machen, Thun u. s. w.; conquérir erobern, von conquirere einsammeln; prégnant dringend, von praegnans trächtig, voll; discuter erörtern, verhandeln, von discutere zerschlagen, zerteilen u. s. w. So noch mehr im Englischen: vgl. beef, mutton, pork, veale neben ox, sheep, pig, calf; umbrella Regenschirm v. lat. umbra Schatten; to travel reisen von franz. travailler arbeiten; title Anspruch, Berechtigung v. lat. titulus Benennung; occasion, auch franz., Anlaß, von lat. occasio Zufall, Gelegenheit u. s. w.

§ 66. Allerdings fand solche Verfälschung weniger bei den Begriffen der sinnlich konkreten Dinge statt, weil hier ja bei dem einen wie bei dem anderen Volke eine wirkliche Anschauung vorlag und diese Begriffe sowieso bestimmter sind. Desto mehr aber bei den Begriffen für nicht sinnliche, geistige Dinge, weil diese bei dem neuen Volke entweder überhaupt noch nicht vorhanden waren oder doch nicht so dargestellt wurden, wie bei dem andern. Daher bürgerten sich für diese vielfach die unvollkommen verstandenen, bloß konventionellen Zeichen ein. Allerdings können gerade solche der Sprache der Gebildeten für ihre vielen Abstrakta eine größere Bestimmtheit des Ausdrucks verleihen; und man hat das oft als einen besonderen Vorzug der romanischen Sprachen angesehen. Aber ihnen fehlt doch — worauf schon Fichte in der 4. seiner „Reden an die deutsche Nation" hinweist — „die sinnliche Anschaulichkeit der Darstellung, welche der Sprache erst wahres Leben und dem Ausdrucke Gewalt und Nachdruck verleiht."

§ 67. **5. Auch im Deutschen** haben — wie gesagt — derartige Vorgänge einer unnatürlichen Vergeistigung mehrfach störend in das gesunde Sprachleben und seine organische Entwickelung eingegriffen, und zwar gleichfalls vorwiegend in die Darstellung der geistigen Begriffe, also besonders bei den gebildeteren Klassen des Volkes. Wir werden allerdings später sehen, wie das Althochdeutsche und zeitweise noch das Mittelhochdeutsche sich bei dem Einstrom fremder Kulturen, erst der römisch-christlichen, dann der romanisch-französischen, und bei der entsprechenden Überschwemmung mit neuen Begriffen, Anschauungen und Ideen, dennoch kräftig ihrer Eigenart gewehrt und durch unausgesetzte innerliche Aneignung, Einverleibung, Umdeutschung des fremden Sprachgutes, ihre schöpferische Kraft und Lebensfülle bewiesen haben. Anders dagegen unser Neuhochdeutsch, welches in dieser Hinsicht ganze Zeiten wirklichen Sprachverfalles aufweist. Herrscht doch noch heute gerade in der „konventionellen" Sprache unserer gebildeten oder doch „gebildet" sein

und scheinen wollenden Stände vielfach eine derartige, den Einzelnen oft ganz unbewußte Sprachverfälschung — wir werden sie noch als Sprachverwelschung kennen lernen —, daß man sie in diesen Kreisen gewissermaßen zu dem vermeintlich „guten Tone" der vornehmeren Gesellschaft rechnet und die eigentliche Volkssprache, die diesem Unfuge gottlob noch beharrlich widerstrebt, anstatt ein Beispiel an ihr zu nehmen, geringschätzig über die Achsel ansieht und als die „unfeine" Sprache des „groben gemeinen Mannes" verachtet!

§ 68. Vier Merkmale sind's besonders, die solche sprachliche Afterbildung von der organischen Entwickelung unterscheiden:

1. Die urteillose, rein äußerlich-mechanische Aufnahme fremder Wörter und Ausdrucksformen — wohl zu unterscheiden von der innerlichen Aneignung und sprachschöpferischen Umwandlung solcher in sogen. Lehnwörter. Beides werden wir später genauer kennen lernen. [Gerade hierauf wird die nachfolgende Sprachgeschichte besonders die Aufmerksamkeit zu lenken suchen. Scheiden sich doch an diesem einen Merkmale ganze Zeitalter durch bedeutsamste Unterschiede von einander ab!].

2. Der häufigere Gebrauch möglichst abstrakter, allgemeiner, unbestimmter oder nichtssagender Ausdrücke statt solcher von sinnlicher Fülle, kraftvollem Leben und plastischer Anschaulichkeit. [Vgl. hierzu noch weiter unten § 70; dann später in der Sprachgeschichte die charakteristischen Unterschiede z. B. der Sprache Luthers, Goethes und Schillers von derjenigen anderer. — Übrigens mag hier dem Schulmanne die Nebenbemerkung gestattet sein, wie gerade dieses Merkmal einen Hauptfehler der gebildeten Schuljugend unserer höheren Lehranstalten darstellt, der immer neu und besonders bei den Übersetzungen aus den Fremdsprachen ins Deutsche hervortritt. So vor allem beim Griechischen, beim Homer, dessen wundervolle Plastik und naiv derbe Deutlichkeit die Schüler durch möglichst abgeschwächte, unentschiedene und oberflächliche Ausdrücke glauben wiedergeben zu müssen. Der unablässige Kampf hiergegen bildet in der That für die höhere Schule eine außerordentlich wichtige, sprachliche, ja geradezu sprachgeschichtliche Aufgabe!].

3. Wortformen und Wortbildungen, die von den natürlichen Gesetzen der Sprache abweichen. [Vgl. u. a. den Mißbrauch substantivischer Infinitive statt wirklicher Hauptwörter, z. B. das Empfinden des Schmerzes statt die Empfindung; die Mißbildung aller möglichen Wortungeheuer, z. B. Begründetheit, Meisterhaftigkeit, Zuständlichkeit; so namentlich durch sprachwidrige Zusammensetzungen, wie: Instandsetzung, Außerachtlassung, das Nichtversammeltsein, das Dagewesensein u. s. w. — alles Erscheinungen, gegen die ja heute gottlob kräftigst angekämpft wird, die aber im Zeitungs- und Kanzleistil, wie im „Salondeutsch", immer neu gleich Pilzen hervorwuchern.]

4. Gebrauch unverändert feststehender, aber zerflossener Redensarten, schablonenhafter, meist von Fremdsprachen herübergenommener Phrasen von rein konventioneller Bedeutung.

§ 69. Anmerkung. „Phrasen" im strengen Sinne sind Satzverhältnisse oder Redewendungen, welche den Mangel eines Begriffswortes für den betreffenden Gedanken durch eine Umschreibung ersetzen, die allmählich als festgeprägter Ausdruck sich einbürgert. Keineswegs sind also alle solche Redeformeln verwerflich; sie sind vielmehr nötig, wenn wirklich die kurze Wort-

bezeichnung fehlt; und sind berechtigt, wenn sie, aus dem organischen Leben der Sprache und der sinnlichen Anschauung selbst quellend, der Rede Kraft, Schwung und Fülle verleihen. Daher ist gerade auch die Volkssprache reich daran, und kein Geringerer als Luther hat viele daraus entlehnt. Man vgl. z. B. Ausdrücke voll sinnlicher Bildlichkeit, wie: Grillen fangen, hinters Licht führen, durch die Finger gehen; andererseits volle Redeformeln der Volkssprache, wie: Lob und Preis, Schimpf und Schande, in Ketten und Banden, hinter Schloß und Riegel u. a.; bei Luther: lügen und trügen, Lust und Liebe, Beruf und Stand, Kunst und Geschicklichkeit, klug und weise u. s. w. (vgl. später § 279). Selbst fremdsprachlich eingedrungene brauchen an sich noch nicht tadelnswert zu sein, so z. B.: jemandem den Hof machen, einen Gefallen thun, einen Besuch machen — weil hier in der That für neue Begriffe die Worte fehlten (auch „einen Besuch machen" ist etwas anderes, Förmlicheres, ursprünglich dem Deutschen Fremderes, als das schlichte „besuchen"). — Dagegen sind solche „Phrasen" unnötig, überflüssig, ja schädlich, wenn sie für wirklich vorhandene, gute und kurze, und vollends für konkrete Begriffsworte eintreten und diese durch abstrakte Ausdrücke ersetzen oder gar verdrängen sollen. So eine Unmenge **gerade heute weit verbreiteter, rein konventioneller Phrasen**, von denen namentlich das Amts- und das Zeitungsdeutsch strotzt, die aber in ihrer schablonenhaften Abgedroschenheit, ihrer gespreizten Breite und anmaßlichen Vornehmthuerei geradezu widerwärtig sind. So z. B.: käuflich an sich bringen statt kaufen; von etwas Umgang nehmen statt unterlassen; in Wegfall kommen statt wegfallen; zur Anmeldung bringen statt anmelden; Veranlassung geben statt veranlassen. So auch der abscheuliche Ersatz des einfachen Adjektivs oder Verbs durch Adjektiva oder Partizipia mit unbestimmtem Artikel: z. B. das Beispiel ist ein großes und löbliches statt groß und löblich; der Eindruck war ein überraschender statt überraschte oder war überraschend; die Aufführung war eine vollkommen gelungene statt gelang vollkommen oder war vollkommen gelungen u. s. w.

§ 70. **6.** Solche Erscheinungen sind nun zweifellos Zeichen eines Sprachverfalls — freilich, wie gesagt, nicht der Gesamtsprache als solcher, die ja ihren urkräftigen Rückhalt und ihren frischen, immer neu sprudelnden Gesundbrunnen an der lebendigen Volkssprache selber hat, welche solchen Einflüssen trotzig zu widerstehen pflegt; wohl aber der Bildungs- und damit oft genug auch der Schriftsprache. Andererseits indes ist nun zuzugestehen, was schon von vornherein angedeutet wurde (§ 58 ff.), daß eine gewisse Vergeistigung der Sprache überhaupt unzertrennlich mit allem Kulturfortschritt und namentlich mit jedem Aufschwunge der Wissenschaften verbunden ist. Es ist eben gar nicht zu umgehen und deshalb auch nicht zu tadeln, wenn insbesondere die Wissenschaft sich eine eigene Sprache selber schafft; wenn sie Begriffe, die nur ihrem Gebiete angehören, durch fremde und neugebildete Wörter bezeichnet, wenn sie einen freieren Gebrauch von Abstrakten und von Wendungen und Satzformen macht, die der Volkssprache nicht geläufig oder ganz fremd sind, und so dem geistigeren Gedanken auch einen geistigeren Ausdruck zu geben sucht. Immerhin würde indeß — wie das schon eingangs beim Begriffe der Litteratur gesagt ward (§ 5) — eine solche engere, nur für abgeschlossenere Kreise vollverständliche Wissenschaftssprache — wie überhaupt jede andere abgesonderte Amts-, Geschäfts-, Berufs- oder

Standes-Sprache — für das sprachliche Gesamtleben eine nur geringe und mittelbare Rolle spielen, also auch sprachgeschichtlich keiner besonderen Würdigung bedürfen. Will und soll sie das nun doch nicht, will und soll die Wissenschaft doch auch beim Volke verständlich gemacht und verbreitet, *popularisiert* werden: so tritt dann eben auch sofort die Forderung an sie heran, in möglichst allgemein üblicher, verständlicher, und damit in *schöner* Rede sich darzustellen. Zur *Schönheit* der Sprache aber gehört, wie wir sahen (§ 29), vor allem *sinnliche Anschaulichkeit*. Und je geistiger die Gedanken sind, um so nötiger, aber auch um so höher und freilich auch schwerer ist die Kunst, ihnen einen sinnlichen Bildleib zu geben. Doch es *muß* geschehen, will anders der Forscher und Denker auch in die Weite wirken. Und nur *wenn* es geschieht, erlangen derartige Darstellungen auch sprachliche und sprachgeschichtliche Bedeutung; nur dann sind sie als wirkliche Litteraturwerke, dann aber auch, je näher sie dem Ziele der Sprachschönheit kommen, um so mehr als wirkliche Kunstwerke zu würdigen.

Haben in dieser Beziehung insbesondere die *Philosophen*, auch noch der Neuzeit, viel gesündigt — man lese mit Schaudern nur eine Wendung wie diese: „die Formen in abstrakter Fertigkeit und Inhaltlichkeit als Selbstmöglichkeit ihrer Wirklichkeit" — so wird die Sprachgeschichte doch auch unter ihnen, und vollends unter den Geschichts- und den Naturwissenschafts-Forschern, Namen hervorheben, die als Meister des Denkens zugleich Muster der Sprache sind.

Nach diesen Vorbegriffen allgemeiner innerlich-organischer oder natürlich-physiologischer und zugleich geistig-psychologischer Sprachentwickelung in ihren Haupterscheinungen wenden wir uns nunmehr zur eigentlichen deutschen *Sprachgeschichte*: den fortschreitenden Äußerungen sprachlicher Entwickelung im *geschichtlichen* Leben unseres Volkes. Doch beginnen wir auch hier zunächst wieder mit der *allgemeineren* Unterlage *germanischer* Sprach-Erscheinungen und -Formen überhaupt, weil erst von hier aus Stellung und Eigenart, Bedeutung und Wert unserer Muttersprache recht verstanden und voll gewürdigt werden kann.

Zweiter Hauptteil.

Die deutsche Sprache innerhalb der germanischen Sprachfamilie.

I. Das Germanische innerhalb des indogermanischen Sprachstammes.

1. Das Indogermanische innerhalb der Menschheitssprachen überhaupt.

§ 71. Bekanntlich gehört unsere deutsche Muttersprache zu der großen germanischen Sprachfamilie und diese wieder zu dem gewaltigen indogermanischen Sprachstamme, der seinerseits seine Stellung innerhalb der Menschheits-Sprachen in der höchst entwickelten Gruppe oder Stufe der wurzeländernden oder flektierenden Sprachstämme einnimmt.

Man pflegt nämlich die Sprachen je nach der Art zu unterscheiden, wie sie sich aus den früher (§ 21 f.) erwähnten psychologischen und organischen Entwickelungsstufen gestalten; also je nach ihren, vom sogenannten morphologischen Gesichtspunkte aus betrachteten, inneren Gestaltungsgesetzen, und insbesondere darnach, wie sie ihren Wortvorrat und Gedankenausdruck aus den ursprünglichen Wortwurzeln und den mannigfachen Beziehungslauten gewinnen, welche erst deren logische Verhältnisse untereinander bezeichnen. Unter den Sprachen der Menschheit also — deren es beiläufig mehr als tausend, jedoch mit zahllosen Stammes-Mundarten und Landschafts- oder Orts-Dialekten, geben mag — pflegt man nach diesen Gesichtspunkten drei Hauptgruppen zu unterscheiden, die sich zugleich als Sprachstufen darstellen.

§ 72. I. Die unterste Urstufe bilden die **einsilbigen (isolierenden) Wurzelsprachen,** die als Träger der Begriffe nur unveränderliche einsilbige Wurzeln, also nur Bedeutungs-, keine Beziehungs-Laute haben und Veränderungen, Verbindungen, Beziehungen gar nicht innerlich lautlich ausdrücken, sondern nur äußerlich durch die Stellung

der Wurzeln in gewissen Reihenfolgen, welch letztere unseren Wortformen und Satzgefügen entsprechen. So z. B. das Chinesische, die Hinterindischen und die Himalaya-Sprachen. — Einen Fortschritt zeigen

§ 73. II. die **zusammenleimenden (agglutinierenden) Wurzelsprachen,** die mit den Wurzeln, als gleichfalls noch unveränderlichen Bedeutungslauten, die zum Ausdruck des Wechsels oder der Verbindung dienenden und schon veränderlichen Beziehungslaute nur äußerlich, gleichsam nur mechanisch verbinden: durch Vor-, Nach- oder Einsetzung (Präfixe, Suffixe, Infixe), und die zum Teil sogar ganze Sätze in eine Wortform einverleiben. Auf dieser Stufe stehen noch die meisten bekannten Sprachen, namentlich folgende (nach ethnographischem Gesichtspunkt bezeichnete) Hauptgruppen oder Sprachstämme: 1. die malaio-polynesischen Sprachen; 2. die turanischen oder finnisch-tatarischen, auch uralaltaische genannt, darunter z. B. Mongolisch, Türkisch, auch Finnisch-Lappisch, Ungarisch-Magyarisch, vielleicht auch Etruskisch, Baskisch; 3. viele afrikanische, z. B. Kaffern- oder Bantu-Sprachen; 4. die amerikanischen, z. B. Aztekisch, Indianisch, Grönländisch. — Aus diesen Vorstufen haben sich endlich

§ 74. III. zur höchsten Stufe die **wurzeländernden (flektierenden) Wortsprachen** entwickelt, welche die Bedeutungen und Beziehungen organisch, lautlich-innerlich in eins wachsen lassen, nämlich dadurch, daß sie die Wurzellaute selbst nach bestimmten Regeln ändern und mit ihnen die mannigfaltig wechselnden Beziehungslaute verschmelzen. Allerdings sind bei letzterem Vorgange, in der An- oder Einfügung von Präfixen und Suffixen, auch die Vorstufen noch deutlich erkennbar, wie denn überhaupt die Grenzen der Gruppen vielfach ineinander fließen.

§ 75. Zu dieser höchsten Stufe haben sich nur zwei große Sprachstämme erhoben:

1. der **semitische**, wozu u. a. Phönizisch, Chaldäisch, Hebräisch und Arabisch zählen, in gewisser Hinsicht auch Altägyptisch und Äthiopisch;

2. der **indogermanische**, von dem gleich genauer zu handeln ist.

§ 76. Von einander unterscheiden sich beide hauptsächlich durch 5 Merkmale: a) Die Wurzeln sind indogermanisch ursprünglich einsilbig, semitisch auch mehrsilbig; dabei sind sie aber b) indogermanisch nach Vokalen wie Konsonanten, semitisch nur nach Vokalen veränderlich, während die Konsonanten unverändert bleiben. c) Die Beziehungslaute werden mit den Wurzeln indogermanisch durch anhängende (suffigierende), semitisch auch durch vorhängende (präfigierende) Einverleibung verschmolzen; doch ist dabei d) die organische Innigkeit sowie die Mannigfaltigkeit dieser Verbindungen im Indogermanischen weit entwickelter als im Semitischen. Desgleichen übertrifft endlich e) in der feinen und reichen Gliederung des Satzbaus, namentlich durch unterordnende (subordinierende) Wortfügung, das Indogermanische bei weitem das Semitische, welches eigentlich nur die nebenordnende (koordinierende) Konstruktion kennt (vgl. die Sprache des Alten Testaments).

2. Indogermanisch, Germanisch, Deutsch im allgemeinen.

§ 77. **1.** Den sogenannten indogermanischen, auch indoeuropäischen oder (nach der vermutlichen Ursprache) arischen Sprachstamm denkt man sich als die einheitliche Urwurzel, aus der sich, infolge Abtrennung und Auswanderung einzelner Stammes- oder Völkerzweige, allmählich 3 Hauptgruppen mit 8, gleichfalls nach und nach sich trennenden Untergruppen (Familien) und deren abermals sich mannigfach sondernden Sprachzweigen, Mundarten (Dialekten) entwickelt haben — alle noch heute als sprachverwandt erkennbar.

§ 78. „Indo-germanisch" heißt die Wurzel nach ihren beiden äußersten Ausläufern im Osten und Westen. Der Name arisch kommt von dem gemeinsamen Urvolke der Arier (Sanskrit Arjâs: die Hohen, Herrlichen, nach andern von Arya: die Treuen, die (Stamm-)Genossen. Über die Namen Germanisch und Deutsch vgl. unten § 86 und 131. Das Gesamtbild ihrer Haupt-Gruppen und -Stufen mag ein **„Stammbaum"** veranschaulichen.

(Vgl. §. 79 auf S. 42 f.; die wichtigsten **Litteratursprachen** darin durch den Druck markiert, die ausgestorbenen durch † bezeichnet).

§ 80. **2.** Als Sitz des arisch-indogermanischen Urvolks denkt man sich das mittelasiatische Hochland im NW. des Pendschab und NO. von Iran, das spätere Alt-Baktrien, und denkt die Ablösungen der einzelnen Zweige erst dann begonnen, nachdem schon ein gewisser gemeinsamer Kulturstand errungen war: geregelte Familienordnung, Viehzucht mit Ackerbau verbunden, feste Ansiedlungen, Grundlagen einer Stammes- oder schon Volksverfassung, einfache Religion des Naturdienstes, konzentriert um die Verehrung des Lichts. Wenigstens zeigen sich diese Grundzüge mehr oder weniger ähnlich bei allen Indogermanen und spiegeln sich in ihren ältesten Wortbeständen, Sagen und Dichtungen wieder, lassen also auf gemeinsamen Urbesitz schließen. Wann dann und in welcher Reihenfolge die Abtrennungen und Spaltungen stattgefunden haben, ist strittig.

§ 81. Geographisch ergiebt sich folgendes Bild der **Wanderungen.** Die Inder ziehen nach SO. über den Hindukusch in das Stromgebiet des Indus, woher ihr Name; die Iranier nach SW. zur persischen Hochebene. Die übrigen Stämme wenden sich nach W., davon die Gräko-Italiker zum Mittelmeer nach Südeuropa, die Kelten nach Mitteleuropa (von wo später die großen Rückfluten der Gallier nach O. ausgehen). Ihnen nach drängen die Germanen und gewinnen den Norden samt der Nordhälfte von Mitteleuropa (von wo dann die Fluten der „Völkerwanderung" nach S. ausbrechen). Im O. endlich, jenseits der Weichsel, siedeln die Littauer und Slaven an. Alles dies natürlich unter mannigfachem Geschiebe und noch späterem Weiterdrängen. Noch im 3. Jahrhundert vor Christus scheinen Weser und Main die Germanen von den Kelten getrennt zu haben. Aber schon zu Cäsars Zeit beginnt der ersteren Vordrängen sogar über Rhein und Donau, während anderseits Slaven (Wenden u. a.) über die Elbe auf die Germanen drängen. Mit der Hunnen-Flut beginnt dann bekanntlich das allgemeine Chaos der Völkerwandrung.

§ 82. Sprachlich stehen der vermuteten Urwurzel am nächsten die arisch-indische Gruppe, etwas ferner schon die Keltisch-Gräko-italische, am fernsten die Germano-Slavische infolge eigentümlicher Lautänderungen, die wir namentlich fürs Germanische eine wichtige Rolle werden spielen sehen.

§ 79. **Stammbaum des Indogermanischen Sprachstammes.**

Arisch-indogermanische Urwurzel.

3 Hauptgruppen, 8 Familien, ca. 50 Haupt-Stufen bezw. Zweige.

I. Asiatische Arisch-Indische Gruppe. 2 Familien.

II. Südeuropäische Keltisch-Gräko-Italische Gruppe. 3 Familien.

III. Gruppe vgl. S. 43.

1. Iranisch-Arisch.

Haupt-Stufen bezw. -Zweige.

† Stufen:

Zend od. Altbaktrisch.
Altpersisch — ca. 300 v. Chr.
Pehlewi — ca. 600 n. Chr.
Parsisch — ca. 1000 n. Chr. (Firdusi).

Lebend:

Neupersisch.
Afghanisch.
Armenisch (auch als selbständige Gruppe gefaßt).

2. Indisch.

Haupt-Stufen bezw. -Zweige.

† Stufen:

Sanskrit — ca. 500 v. Chr.
Pâli — ca. 500 n. Chr.

Lebend:

Hindostanisch (einheimische Amtssprache).
Singalesisch (Ceylon).

(Zigeunerisch).

3. Keltisch.

Haupt-Stufen bezw. -Zweige.

† Stufen:

Gallisch.
Altbritisch.
Hiberisch (Irland).
Keltiberisch (Spanien).

Lebende Reste (Sprachinseln):

Gälisch (Irland, Hochschottland).
Kymrisch (Wales, dah. Wallisisch; Bretagne, dah. Bretonisch).

4. Gräko-illyrisch.

Haupt-Stufen bezw. -Zweige.

† Stufen:

Urgriechisch-Pelasgisch (?).
(Alt)-Griechisch mit den vier Dialekten: Dorisch, Äolisch, Jonisch, **Attisch.**
Illyro-Thrazisch.

Lebend:

Neugriechisch, Albanesisch — teilweise mit slavischer Beimischung?

5. Italisch.

Haupt-Stufen bezw. -Zweige.

† Stufen:

Umbrisch.
Oskisch-Sabinitisch.
Lateinisch, noch lebend als römische Kirchen- und teilweise als Gelehrten-Sprache.

Hieraus, unter germanischer Beimischung, die (Alt-, dann Neu-) Romanischen Sprachen.

Lebend:

Spanisch und Portugiesisch.
Italienisch.
Französisch und Provençalisch.
Ladinisch oder Rhätoromanisch (Graubünden, Südtirol).
Rumänisch.

III. Nordeuropäische Germano-Slavische Gruppe. 3 Familien.

6. Slavisch.

Haupt-Stufen bezw. Zweige.
† Stufen:
Altrussisch und Altbulgarisch, sog. Kirchenslavisch.

Lebend:
Russisch.
Serbisch-Kroatisch.
Slovenisch (Steiermark, Kärnten).
Tschechisch-Böhmisch.
Polnisch.
Wendisch (Lausitz, Spreewald u. a.).

7. Lettisch.

Haupt-Stufen bezw. Zweige.
† Stufe:
Altpreußisch.

Lebend:
Lettisch (Kur- u. Livland).
Littauisch (Westrußland, Ostpreußen).

8. Germanisch.

2 Hauptzweige:

A. Skandinavisch-Nordisch.
† Stufe:
Altnordisch.

Daraus entwickelt lebend:
Norwegisch-Isländisch,
Schwedisch-Dänisch.

B. Festländisch (Kontinental).
Abermals 2 Äste:

I. † Gotisch bis ca. 500.

II. Urdeutsch, wieder sich teilend in 3 Hauptzweige:

1.	2.	3.
Ober- od. **Hochdeutsch** in Ober- und Süddeutschland.	**Mitteldeutsch** in Mitteldeutschland.	Nieder- oder **Plattdeutsch** in Nieder oder Norddeutschland.

a) Sprachstufen:

Hoch- und Mitteldeutsch zusammen:

1. **Althochdeutsch** (ahd.) — ca. 1000, †.
2. **Mittelhochdeutsch** (mhd.) — ca. 1500, †.
3. **Neuhochdeutsch** (nhd.) — jetzt lebend.

Niederdeutsch:

1. Altsächsisch †. — Plattdeutsch.
2. Angelsächsisch †. — **Englisch.**
3. Alt-Niederländisch †. — Holländisch, Vlämisch.

b) Nebenzweige, je 3 Hauptmundarten noch lebend:

Hochdeutsch:
Alemannisch, Schwäbisch, Bayrisch: in Süddeutschland, Schweiz, Oesterreich.

Mitteldeutsch:
Fränkisch, Thüringisch, Obersächsisch: vom Rhein bis Schlesien, Harz bis Main.

Plattdeutsch:
Friesisch, Westfälisch, Niedersächsisch: in Norddeutschland v. Holland bis Ostpreußen.

NB. Genaueres in der Mundartentafel § 243. — Vgl. zum Ganzen ff. **Beispiele:**

Indisch.	Persisch.	Griechisch.	Lateinisch.	Gotisch.	Englisch.	Ahd.	Mhd.	Nhd.
pitar	patar	πατήρ	pater	fadar	father	fatar	vater	Vater
nâman	nâman	ὄνομα	nomen	namô	name	namo	name	Name
veda	vaêda	(f)οἶδα	video	witan	wit	wizan	wizzen	wissen weisen
		(f)εἴδω					Plattd.:	weeten
asti	asti	ἐστί	est	ist	is	ist	ist	ist

Weitere Belege vgl. unten § 91.

§ 83. 3. Die **Sprachverwandtschaft** aller dieser Zweige erkennt man

a) aus den Wortbeständen selbst, die sich vielfach auf dieselben Urwurzeln zurückführen lassen (vgl. die Beispiele § 79 und 91); sodann

§ 84. b) aus der Wortabwandlung (Flexion), die überall dieselben 2 Grundzüge aufweist:

α) Wechsel des Wurzelvokals, z. B. finde fand gefunden, Griech. *λείπω ἔλιπον λέλοιπα*, Lat. ago egi actum, vgl. § 92.

β) Anhang ursprünglich selbständiger Verbal- und Pronominal-Wurzeln, z. B. got. sâlbodêdum, ahd. salpôtumês, nhd. wir salb(e)**ten**, mit dem Suffix des Verbs **thun**, also = salben thaten wir, wie heute noch volks- und altertümlich: wir thaten (thäten) salben. Vgl. auch aus den Beispielen § 79: Got. asti aus Wurzel as = sein (lat. esse) und Pronomen ti = er, also eigentlich: sein er; so noch griech. *ἐστί*, wofür lat. est, nhd. ist, frz. est, nur noch das t als Zeichen der 3. Person, wie in thut, kommt, frz. fait, vient u. s. w. So lat. ama-bam, ama-bo, statt ama-fuam, ama-fuo, vom alten Verb fuo (vgl. fui), griech. *φύω*, ich bin, also eigentlich: liebend war ich u. s. w. Vgl. § 94.

Bei all diesen verwandtschaftlichen Übereinstimmungen zeigt indes, wie angedeutet, das Germanische und in ihm wieder das Deutsche ganz besondere Eigentümlichkeiten.

II. Haupteigentümlichkeiten germanisch-deutscher Sprachentwickelung.

§ 85. Die Ablösung nämlich des Germanischen Zweigs aus der Ursprache — der Zeit nach bisher ganz unbestimmbar — ist bedingt durch zwei einzig dastehende, aber ganz gesetzmäßig sich vollziehende Gruppen von Sprachvorgängen: I. Hinsichtlich der **Betonung** durch die schon in den Vorbegriffen (§ 55 f.) erwähnte Festlegung des bis dahin beweglichen Tons auf die jedesmalige Hauptsilbe (logische Akzentfixierung gegenüber der indogermanischen phonetischen Akzentverschiebung). Vgl. z. B. griech. *τράπεζα, τραπέζης, τραπεζῶν*; lat. Róma, Románi, Romanórum; dazu § 56. Dagegen ruht im Germanischen und vollends im Deutschen der Hochton allemal streng logisch auf dem Wortstamm (That, Thätigkeit, Thätigkeitstrieb; trübe, Trübsal, trübselig, Trübseligkeit) oder wenigstens auf der für den Gedanken bedeutsamsten Silbe (Abteilung, dagegen Verteilung; Ausruf, dagegen Verúf u. s. w.). Also der früher besprochene Vergeistigungsvorgang, gleichsam ein Zeichen, daß die Germanen bald „den Inhalt höher schätzen lernten als die Form, das Wesen höher als den Schein" (Weise, Unsere Muttersprache, 1895, Leipzig, Teubner. — Über die Bedeutung des germanischen Betonungs-Gesetzes gerade für Dichtkunst und Litteratur vgl. früher § 57 und später bei Opitz).

§ 86. Bemerkung. Der Name **Germanen** ist nicht selbst germanisch-deutschen Ursprungs, da unsern Altvordern mit dem gemeinsamen Volksverbande auch jede zusammenfassende Selbstbezeichnung, jeder Ausdruck für das Bewußtsein verwandtschaftlicher Zusammengehörigkeit fehlt. Er ist uns vielmehr von den Römern und diesen wahrscheinlich von den keltischen Galliern überliefert worden. Bei den Römern schon 222 v. Chr. in den Triumphlisten des Kapitoltempels (Fasti capitolini) nachweisbar, wird er doch erst seit 50 v. Chr. durch Cäsar (Bell. Gall. 2, 4; 4, 1 ff.; bes. 6, 21 ff.) und vollends durch Tacitus'

Germania (98 n. Chr.) allgemein üblich. Die Gallier haben zunächst wohl nur die über den Rhein vorgedrungenen Stämme des Nachbarvolkes, die Eburonen u. a., und erst später die Gesamtheit der rechtsrheinischen Gegner so genannt. Der Sinn des Namens — früher auf Ger- d. h. Speer-Mannen, und darnach von J. Grimm auf „ungestüm tobende Krieger" gedeutet — ist auch jetzt noch strittig.[1]) Die einen erklären: „gute Schreier", andere „Ostleute", noch andere schlechtweg „Nachbarn", wieder andere „Wäldler, Waldleute". Die so Genannten selbst haben dann das Wort ihrerseits wohl erst von den Galliern gehört und sich desselben nur Fremden, besonders den Römern gegenüber bedient. Bei ihnen selbst nie recht volkstümlich heimisch, ist der Fremdname doch, beim Mangel einer eigenen Selbstbezeichnung, für die Geschichtsforschung unentbehrlich geworden, wird aber nunmehr in viel weiterem als dem ursprünglichen Umfange nicht bloß auf die Deutschen, sondern auch auf deren sämtliche Stammverwandten angewendet. — Über den Namen Deutsch vgl. § 131.

§ 87. Nicht minder wichtig und eigenartig ist II. eine Reihe speziell germanischer **Lautveränderungen,** welche zum Teil noch innerhalb des Zweiges selbst zu abermaliger Sonderung des Hochdeutschen vom Niederdeutschen je mit ihren Dialekten weiter wirken. Es sind dies

A. die konsonantische Gruppe der beiden **Lautverschiebungen,** d. h. eines zweimaligen Wechsels in den 9 „stummen" Konsonanten (den Mutae), und

B. die vokalische Gruppe der **Vokalwechsel** durch sogen. Doppellautung, Ablautung, Umlautung, Brechung, Schwächung u. a. Änderungen, zu denen sich allerdings Ähnlichkeiten auch im Griechischen und Lateinischen finden.

§ 88. A. Die **Lautverschiebung** der 9 Mutae (nach einem von J. Grimm entdeckten und so genannten Gesetze) haben das 1. Mal alle germanischen Sprachen durchmachen müssen beim Übergang aus der I. Stufe der Ursprache zur II. Stufe des Ost-Nord-Germanischen bezw. **Niederdeutschen** (also zum Gotischen, Altnordischen, Angelsächsischen, Altsächsischen, dann Englischen, vgl. § 79 Stammbaum Nr. 8). Sodann hat sie das 2. Mal ein Teil der deutschen Sprache für sich durchgemacht beim Übergange von der II. Stufe des Niederzur III. des **Hochdeutschen** (vgl. unten § 128 f.).

§ 89. Darstellbar ist das Gesetz — das natürlich nicht überall streng, sondern von vielen Ausnahmen und später entwickelten Abweichungen, Rückbildungen und dgl. durchbrochen erscheint — durch folgendes Schema:

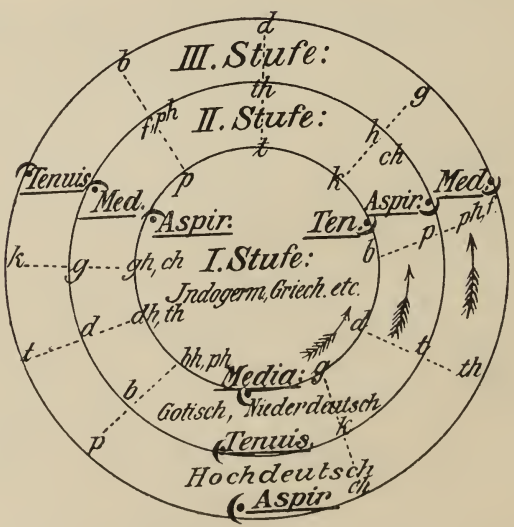
Indogerm. (Griech. Lat.):	Media	Tenuis	Spirans.
Gotisch:	Tenuis	Spirans	Media.
Hochdeutsch:	Spirans	Media	Tenuis.

[1]) Die Römer deuteten germani auf „Brüder": die Gallier hätten sie eben als Stammverwandte bezeichnen wollen. Übrigens wird jene älteste Anführung von 222 v. Chr. heute als spätere Einschiebung (statt der gallischen Gaesati) aufgefaßt. Über die Tacitusstelle (Germ. II) vgl. neuestens Hirschfeld in der Festschrift für H. Kiepert, Berlin, Reimer, 1898, S. 259 ff.

Also im einzelnen:

Die 9 Mutae		I. Stufe: Indo-Germ.	I. Stufe: Griech.	I. Stufe: Lat.	Verschiebung	II. Stufe: Gotisch bezw. Niederdeutsch	III. Stufe: Hochdeutsch mit den (Ausnahmen)
I. Kehllaute (Gutturales)	1. Weichlaut Media	g	γ	g	wird	Hartlaut Tenuis k	Sp. ch, hh, h (k)
	2. Hartlaut Tenuis	k	κ	c, k, qu	„	Hauchlt. Spirans h (ch)	Med. g (gh, h)
	3. Hauchlaut Spirans	gh	χ	ch	„	Weichlaut Media g	Ten. k (g)
II. Zahnlaute (Dentales)	1. Media	d	δ	d	wird	Tenuis t	Sp. th, z(=s), sz
	2. Tenuis	t	τ	t	„	Spirans th	Med. d
	3. Spirans	dh	ϑ	th	„	Media d	Ten. t
III. Lippenlaute (Labiales)	1. Media	b	β	b	wird	Tenuis p	Sp. f, ph, v
	2. Tenuis	p	π	p	„	Spirans f, ph	Med. b (bh), f
	3. Spirans	bh	φ	f, ph, v	„	Media b	Ten. p (b)

§ 90. Erläuterung. Also ein Kreislauf, nach Grimm gleichsam 3 im Kreise fahrende Wagen, von denen keiner den andern völlig einholt, aber stets ein Rad unmittelbar dem vorhergehenden folgt. Vgl. folgendes Bild:



§ 91. An Beispielen vgl. folgende:

	Sanskr.	Griech.	Lat.	Gotisch	(Englisch)	Ahd.	(Mhd.)	Nhd.
Zu I, 1 .	jânu	γόνυ	genu	kniu	knee	chniu	knie	Knie
Zu I, 1 .	giuh	ζύγον	jugum	juk	yoke	joh	joch	Joch
Zu I, 2 .	—	ὄκος	oculus	augô	(eye)	auga	ouge	Auge
Zu I, 2 .	—	ὀκτώ	octo	ahtau	eight	ahtô	ahte	acht
Zu I, 3 .	—	χόρτος	hortus	gards	garden (frz. jardin)	karto	garte	Garten
Zu I, 3 .	—	λείχω	lingo	laigon	lick	lekôn	lecke	lecke
Zu II, 1 .	dantas	ὀδόντος	dens	tunthus	tooth	zand	zan	Zahn
Zu II, 1 .	—	ἔδω	edo	itan	eat	ezan	ezzen	essen (atzen)
Zu II, 2 .	tan	τείνω	tendo	thanja	—	dennu	dene	dehnen
Zu II, 2 .	tri	τρεῖς	tres	threis	three	drî	drî	drei
Zu II, 3 .	—	θύρα	tores	daurô	door	tôr, turî	tôr, tür	Tor, Tür
Zu II, 3 .	madhjas	μέ(θ)σος	medius	midja	midst	mitti	mitte	Mitte
Zu III, 1	—	—	labi	hlaupan	leap	loufan	loufen	laufen
Zu III, 1	—	κάνναβις	cannabis	(hanps)	hemp	hanaf	hanef	Hanf
Zu III, 2	plu	πλέω	pluo	fleotan	flow	fliozan	vliessen	fließen
Zu III, 2	upari	ὑπέρ	super	ufar	over	ubar	über	über
Zu III, 3	bhr	φέρω	fero	bairan	bear	piran	bern,gebern	gebären
Zu III, 3	bhrâtar	φράτωρ	frater	brôthar	brother	pruodar	bruoder	Bruder

Zur späteren hochdeutschen Lautverschiebung vgl. noch § 128 f.

§ 92. **B. Zur Gruppe der germanischen Vokalwechsel gehören, wie schon angedeutet, folgende Haupterscheinungen sprachlichen Lebens, die auch jetzt noch immer weiter fortwirken.**

1. Die **Doppellautung** (Diphthongierung) der Vokale, die — übrigens auch in den anderen indogermanischen Sprachen wahrnehmbar — vorbereitet wird durch die dehnende Steigerung („Guna, Gunierung") der ursprünglich allein vorhandenen und im Sanskrit noch vorherrschenden kurzen Vokale ă ĭ ŭ in Längen: aa = ā, ii = ī, uu = ū. Auf sie folgt die Verschmelzung der kurzen Urvokale in längere **Doppelvokale: ai, au** (iu), woraus sich durch Schwächung die neuen Selbstlauter ē (aus ai, vgl. griech. η, franz. ai = ē) und ō (aus au, vgl. gr. ω, frz. au = o) und daraus durch Kürzung wieder ĕ (griech. ε) und ŏ (griech. ο) entwickeln. Durch neue Verbindungen entstehen dann z. B. noch ä (ae), **ei, eu, aeu** (äu), **oe, oi, ou** u. s. w. Was so im Indogermanischen ursprünglich mehr beiläufig, in sprunghafter Mannigfaltigkeit sich entwickelt, wird dann im Germanischen zu Regelmäßigkeit und Gesetz. Die Diphthongierung scheint freilich im Gotischen ganz zu fehlen, sofern die geschriebenen ai au ei wahrscheinlich wie ä oder ē ō ī gesprochen wurden. Das Ahd. hat nur die 2 wirklichen Diphthonge: ai (später ei) und au (später ou); das Mhd. die 3: ei, ou, öu, während die Vokalverbindungen ie iu uo nicht als Doppellauter, sondern als zwei Vokale hinter einander gesprochen werden, der

zweite freilich viel kürzer als der erste. Das Nhd. behält dann die obigen Verbindungen, außer ou, wofür nun ū, und ie, das nun als ī lautet. Dagegen wirkt grade bei seiner Bildung die Doppellautung noch als große Lautbewegung nach, sofern die Langvokale ī und ū, die das Niederdeutsche mit dem Oberdeutschen lange Zeit gemeinsam hat, um die Zeit des verfallenden Kaisertums in die Doppel-Vokale ei und au rückumlauten, vgl. Alemannisch: mīne Zīt, Plattdeutsch: mīne Tīd, beide mīn hūs, Nhd.: **meine Zeit, mein Haus** u. s. w.

Eine noch merkwürdigere Gesetzmäßigkeit zeigt sodann

§ 93. 2. Der sogenannte **Ablaut**, ein „wundersam wohllautender", streng gesetzmäßiger Vokalwechsel in der Wurzel selbst, der zunächst a) im Verbum waltet, um die Unterschiede der Zeiten wie der Sprechweisen sinnlich-lautlich auszudrücken, dann aber auch b) als „innerer Hebel" die Wortbildung d. h. die Herausbildung neuer Verba oder Nomina aus den Verbalwurzeln fördert. Endlich wirkt er c) in Ausrufen, in Nachahmung von Naturlauten u. dgl. als lebendiges Lautspiel. Auch er tritt schon im Indogermanischen auf, doch gleichfalls nur beiläufig und stellenweise. Erst im Germanischen entwickelt er sich zu einer Regelmäßigkeit, welche, wie gesagt, zunächst im Verbum alle inneren Temporal- und Modalbildungen erschöpft und dann auch auf Wortbildung und Lautmalerei schöpferisch hinüber wirkt. Und eben dies ist das Wesen und die Bedeutung des Ablauts im engern Sinne. Derselbe bedingt also

§ 94. ad a) im Zeitwort die sogenannte „starke", d. h. innerlich-organische Abwandlung (flektierende Konjugation), gegenüber der „schwachen", die das Präteritum nur äußerlich durch die (§ 84) erwähnten Suffixe von dem verschliffenen Hülfsverb „thun" (got. didan, dan; ahd. tan, tuon) bildet (vgl. dringe, drang, gedrungen, mit: dränge, **drängte**, gedrängt; bitte, bat, gebeten, mit: bete, **betete**, gebetet u. s. w.). Je nach der Ablauts-Folge unterscheidet man **sechs** „starke Verbalklassen. Zu denen gesellen sich dann — um das gleich hier anzufügen — noch **vier** ähnliche, die nach ältester indogermanischer Form das Präteritum noch durch Verdoppelung der Wurzelsilbe (Reduplikation) bilden — ein Vorgang, welcher, im Gotischen noch deutlich erkennbar, allerdings schon im Ahd. ganz verschliffen und vollends im Mhd. und Nhd. unkenntlich geworden ist, so daß man sie hier zu den ablautenden Verbalklassen, deren also im ganzen **zehn** zählt, meistens alte Stammverben, während zur schwachen meist abgeleitete Verben gehören. — Zu Ablaut und Reduplikation vgl. im Griech.: 1. *λείπω ἔλιπον λέλοιπα* — 2. *τρέφω ἔτραφον τέτροφα* — 3. *μαίνομαι ἐμάνην μέμηνα* — 4. *λήθω ἔλαθον λέλῃθα* — 5. *φεύγω ἔφυγον πέφευγα;* im Latein.: tango tetigi tactum — pareo peperei parsum — cado cecidi casum u. a.

§ 95. Um eine Vorstellung vom Reichtum germanisch-deutscher Verbalformen zu geben, mag im Anhange dieses Abschnittes (S. 51 ff.) eine kurze Übersicht von Beispielen (Paradigmen) wenigstens der regelmäßigen starken und schwachen Konjugation folgen, zu der dann ja noch zahlreiche Mischformen und unregelmäßige Bildungen kommen. Die schwache Konjugation teilt man in Klassen je nachdem ursprünglichen Bindevokal zwischen der Wurzelsilbe und dem Suffix. Der war im Gotischen i, ai oder ô, im Ahd. i, ê oder ô, ergab hier also drei Klassen; im Mhd. und Nhd. durchweg zu e geschwächt, ergiebt er, je nachdem er ausfällt (die erste oder i-Klasse) oder bleibt (die zweite und dritte oder ai- (ê-) und ô-Klasse), nur zwei Klassen, deren erste dann noch das Merkzeichen des (unten § 96 behandelten) Umlauts im Präsens trägt. [Sprich in den Beispielen alle Vokale ohne ^ oder - kurz; ou = au; iu, io = ü, eu; th = engl. th; h im Got. u. Ahd. = ch.]

§ 96. Sofern endlich ein ähnlicher Vorgang auch bei der Beugung (Deklination) der Ding-, Eigenschafts-, Zahl- und Fürwörter (Substantiva, Adjektiva, Numeralia und Pronomina) zu zwei grundverschiedenen Form-Arten geführt hat, die gleichfalls als starke und schwache bezeichnet werden, so sei zur Veranschaulichung auch dies in aller Kürze durch die im Anhange S. 54 ff. gegebenen Übersichten veranschaulicht.

§ 97. ad b) Den Ablaut im Dienste der **Wortbildung** und damit zugleich der Wortbedeutung vgl. z. B. in

Finde — fand — der Fund, das Finden, der Findling;
Geben — gab — die Gabe, das Geben, die (Mit)Gift;
Schwinge — schwang — der Schwang (im Schwange gehen), Schwung, die Schwingung u. s. w.;
Binde — band — der und das Band, der und das Bund, das Binden, die (Ver)Bindung, sich verbünden u. s. w.;
Spreche — sprach — die Sprache, der Spruch, das Sprichwort, das Gespräch u. s. w.;
Grabe — grub — das Grab, das und der Graben, die Grube, das Grübchen, die Gruft u. s. w.;
Trinke — trank — der Trank, Trunk, das Trinken, trunken, tränken, die Tränke u. s. w.

§ 98. ad c) Endlich vgl. noch den Ablaut in volkstümlichen Ausrufen (Interjektionen), Klangwirkungen u. dgl., die in ihrer naiven Urwüchsigkeit noch deutlich die urgermanische Vokaldreiheit a i u wiederklingen und zugleich durch Lautanklänge (Alliteration) und teilweise Wurzelverdopplung (Reduplikation) eine anhaltende oder einförmig wiederholte Bewegung oder Thätigkeit ausdrücken. So z. B. Ticktack, Zickzack; Schnickschnack, Mischmasch, Wirrwarr, Singsang, Klingklang; lirum larum, tripp-trapp, gripsch-grapsch, ritsch-ratsch; piff-paff-puff, bim-bam-bum (vgl. auch den Liedrefrain: O du Bimmel, o du Bammel, o du Bim-bam-bum), Dideldumdei, Schnipp-schnapp-schnurr u. a.

§ 99. **3.** Die übrigen Vokalveränderungen der germanisch-deutschen Sprachen beruhen teils auf der schon (§ 92) besprochenen Dehnung oder Steigerung einfacher kurzer Vokale zu langen oder zu Doppelvokalen, teils auf der gleichfalls schon (§ 92) berührten Schwächung vollerer Vokale in leerere (besonders in den Flexions- und Bildungssilben), die sich je länger desto mehr zu jener völligen Ab- und Verschleifung der betr. Vokale entwickelt, welche schon früher (§ 58 ff.) nach ihrer sprachgeschichtlichen Bedeutung gewürdigt wurde. Vgl. schon lat. neben lepus leporis auch genus generis u. a.; ahd. angil = nhd. Engel, haso = Hase, vallu = falle, thiob = Dieb, pluotac = blutig, hapuh = Habicht; hano = Hahn, Genit. pl. hanôn̂, mhd. hanen, nhd. Hähnen; sippja = Sippe, Dat. pl. sippjôm = Sippen u. s. w.)

§ 100. **4.** Hierauf und auf einem Hange zur Angleichung (Assimilierung) der Vokale zwecks Erleichterung der Aussprache beruhen insbesondere auch der — erst im Ahd. auftretende — sogen. **Umlaut** und die **Brechung**. Nämlich zunächst

der **Umlaut** nach dem Gesetze: a, o, u, au werden durch folgendes i umgelautet in ä bezw. e, ö, ü, äu bezw. eu (indem nämlich beim ersten Vokal das Stimmwerkzeug sich schon zur Erzeugung des zweiten rüstet.) Vgl.

ahd. halid, arbi, anti wird helid, erbi, enti, daraus mhd. nhd. Held, Erbe, Ende;

ahd. faru, faris, farit wird mhd. var, verst, vert, nhd. **fahre, fährst, fährt**; ahd. hûs, Plur hûsir wird mhd. hûs, hüser, hiuser, nhd. **Haus, Häuser**; ahd. gruoz, Zeitw. gruozjan wird mhd. gruoz, grüezen, nhd. **Gruß, grüßen**.

§ 101. Fiel dann das Endungs-i weg (z. B. durch Zusammenziehung bei Verben), so trat entweder der ursprüngliche Vokal wieder ein (**Rückumlaut**), oder der ungelautete blieb trotzdem (**versteckter Umlaut**). So z. B. im Präteritum der schwachen Konjugation, wenn die Endung -ita in -ta synkopiert ward: ahd. zurnên, mhd. zürnen; Praet. zurnita, dann zurnta, daher mhd. zurnte, doch nhd. **zürnte**. Vgl. aus got. ahd. sandjan, vandjan u. s. w.: mhd. nhd. senden, wenden, desgl. rennen, brennen, kennen, aber Prät. **sandte, wandte, rannte** u. s. w. neben **sendete, wendete, rennete** u. s. w. Versteckter Umlaut auch im altertümlichen **gläuben** statt **glauben** u. s. w.

§ 102. Da nun im Mhd. und vollends im Nhd. das i der Endung sich fast durchweg zu e abschwächte, so verschwand allmählich das Bewußtsein vom Grunde und Sinn des Umlauts; man legte ihm eine begriffliche Bedeutung bei und benutzte ihn zu allerhand Ableitungs- und Biegungsformen, wodurch allmählich eine völlige Verwirrung eintrat. Im ganzen tritt er heute in ff. Fällen auf:

I. In Stammformen:

1. organisch als Folge des ursprünglichen Endungs-**i**, vgl. oben;
2. unorganisch infolge fehlerhafter Aussprache, z. B. **Bär**, ahd. pero, mhd. ber; **Löwe**, ahd. lewo, mhd. lewe (auch leuwe, vgl. lat. leo, nhd. Leu); **schwören**, ahd. swarjan, swerran, mhd. swern, Prät. swuor; **löschen**, ahd. lescan, mhd. leschen.

II. In Ableitungen:

1. in Verkleinerungswörtern (Diminutiven): Knabe Knäblein, Rose Röschen u. a.;
2. in Abstrakten auf **e**: rot Röte, blau Bläue u. a.;
3. in Femininen auf **in**: Hund, Hündin u. s. w.;
4. in Adjektiven auf **ig, isch, icht, lich**: That thätig, Spott spöttisch, Tor töricht, Kunst künstlich. Doch daneben: Wald waldig, Dorn dornig dornicht, Sprache sprachlich u. a.;
5. in Personennamen auf **er** (ahd. ari, mhd. aere): Lauf Läufer, Tanz Tänzer, Spott Spötter (mhd. loufaere, spotâre, doch schon tanzer, tenzer).

III. In Beugungsformen:

1. im Plural, zum Teil organisch: Glas Gläser, Schloß Schlösser, Hand Hände; auch zu sogenannten Spaltformen verwendet: Wort Worte Wörter, Land Lande Länder, Band Bande Bänder u. a.;
2. in der Steigerung: alt älter ältest, groß größer größt, jung jünger jüngst. Daneben: matt matter matteſt, stumm stummer u. a.;
3. in Verbalformen der starken Konjugation (vgl. Beispiele im Anhang): fallen fällst fällt; aß äße, flog flöge u. s. w.

§ 103. 5. **Brechung** endlich ist die Trübung (Schwächung) eines i oder u oder iu in e, o oder ie durch ein a der folgenden Silbe. Vgl. got. stilan hilpan, Ahd. stelan helfan; Partiz. got. stulans hulfans, ahd. stolan holfan; mhd. helfen geholfen u. s. w. (Vgl. Beispiele im Anhang). Auch hier kann (vgl. § 101) bei Wegfall des a und namentlich bei Eintritt eines i **Rückbrechung** stattfinden: erda irdisk, feld gifildi, nhd. Erde, irden, irdisch); **Feld Gefilde, Berg Gebirge**, Schenkel Schinken, helfe hilfst u. s. w.

Anhang

zu Abschnitt II, §§ 95—103.

Übersichten:

I.

Von germanisch-deutschen Zeitwörtern . . . . . S. 52, 53
Beugungsformen aus den 11 (bezw. 12) Klassen der regelmäßigen starken und schwachen Konjugation;

II.

von germanisch-deutschen Hauptwörtern . . . . . S. 54—56
Beugungsformen der starken und schwachen Deklination in den drei Geschlechtern —

je im Gotischen, Althochdeutschen, Mittelhochdeutschen und Neuhochdeutschen.

		Gotisch				Althochdeutsch			
			Präteritum				Präteritum		
		Präs.	1. Sing.	1. Plur.	Partiz.	Präs.	1. Sing.	1. Plur.	Partiz.
I. Starke V.	Kl. 1.	fintha	fanth	funthum	funthans	findu	fand	fundumês	fundan
6 Ablautklassen	Sogen. A-Klasse des Präterit 2.	rinna	ran	runnum	runnans	rinna	ran	runnumês	runnan
		stila	stal	stêlum	stulans	stilu	stal	stâlumês	stolan
		—	—	—	—	wipa	wap	wâpumês	wepan
	3.	—	—	—	—	—	—	—	—
		giba	gaf	gêbum	gibans	kipu	kap	kâpumês	kepan
		liga	lak	lêgum	ligans	likka	lak	lâkumês	lekkan
	4.	slaha	slôh	slôhum	slahans	slahu	sluoh	sluogumês	slahan
	I-Kl. 5.	skeina	skain	skinum	skinans	scînu	scein	scinumês	scinan
	U-Kl. 6.	biuga	baug	bugum	bugans	pioku	pouc	pukumês	pokan
		siutha	sauth	suthum	suthans	siotu	sout	sutumês	sotan
		—	—	—	—	—	—	—	—
4 Reduplikationsklassen	5.	halda	haihald	haihaldum	haldans	haltu	hialt	hialtumês	haltan
	6.	slêpa	saislêp	saislêpum	slêpans	slâfu	sliaf	sliafumês	slâfan
	7.	skaida	skaiskaid	skeiskaidum	skaidans	sceidu	sciat	sciatumês	sceidan
	8.	hlaupa	hlaihloup	hlaihloupum	hloupans	hloufu	hliaf	hliafumês	hloufan
II. Schwache V.	1. a kurz:	nasja	nasida	nasidêdum	nasiths	nerju	nerita	neritumês	nerit
	b lang:	sôkjan	sôkida	sokidêdum	sôkiths	sôh(h)u	sôhhita	sôhhitumês	sôhhit
	2.	salbô	salbôda	salbôdêdum	salbôths	salpôm	salpôta	salpôtumês	salpôt
	3.	haba	habaida	habaidêdum	habaiths	hapêm	hapêta	hapêtumês	hapêt

		Mittelhochdeutsch				Neuhochdeutsch			
		Präteritum				Präteritum			
		Präs.	Sing.	Plur.	Partiz.	Präs. 1. u. 2. Sing.	1. Sing.	1. Plur.	Partiz.
I. Starke V.	Kl. 1.	vinde	vant	vunden	gevunden	finde, —est	fand	fanden altert. funden	gefunden
6 Ablautklassen	Sogen. A-Klasse des Präteritum 2.	rinne	ran	runnen	gerunnen	rinne, rinnst	rann	rannen	geronnen
		stil (Inf. steln)	stal	stâlen	gestoln	stehle, stiehlst	stāhl	stāhlen	gestōhlen
		wibe (weben)	wap	wâben	gewoben	wēbe, wēbst	wōb	wōben	gewōben
		—	—	—	—	Nebenf. schwach:	wēbte	wēbten	gewēbt
	3	gibe	gap	gâben	gegeben	gēbe, gibst	gāb	gāben	gegēben
		lige	lac	lâgen	gelegen	liege, liegst	lāg	lāgen	gelēgen
	4.	slahe	sluoc	sluogen	geslagen	schlāge, schlägst	schlūg	schlūgen	geschlāgen
	I-Kl. 5.	schîne	schein	schinen	geschinen	scheine, scheinst	schien	schienen	geschienen
	U-Kl. 6.	biuge	bouc	bugen	gebogen	biege, biegst	bōg	bōgen	gebōgen
		siude	sôt	suten	gesoten	siede, siedest	sott	sotten	gesotten
		—	—	—	—	intr. schwach:	siedete	siedeten	gesiedet
4 Reduplikationsklassen	5.	halte	hielt	hielten	gehalten	halte, häl(t)st	hielt	hielten	gehalten
	6.	slâfe	slief	sliefen	geslâfen	schläfe, schläfst	schlief	schliefen	geschläfen
	7.	scheide	schiet	schieden	gescheiden	scheide, scheidest	schied	schieden	geschieden
	3.	loufe	lief	liefen	geloufen	laufe, läufst	lief	liefen	gelaufen
II. Schwache V.	1. a kurz:	ner (Inf. nern)	nerte	nerten	genert	nähre, nährst	nährte	nährten	genährt
	b lang:	suoche	suochte	suochten	gesuocht	sūche, sūchst	sūchte	sūchten	gesūcht
	2.	salbe	salbete	salbeten	gesalbet	salbe, salbst	salbte	salbten	gesalbt
	3.	habe, (hân)	habete, hâte, hete	habeten, hatten	gehabet, gehât	habe, hast	hatte	hatten	gehabt

A. Starke Deklination der Substantiva

Gotisch.

	A-Klasse								I-Klasse		U-Klasse	
	1. Grundform —a			2. Grundform —ja			3. Grundform —va					
	masc.	fem.	neutr.	masc.	fem.	neutr.	masc.	neutr.	masc.	fem.	masc.	neutr.
Nhd.:	Fisch	Gabe	Wort	Hirte	Sippe	Geschlecht	See	Knie	Balg	Gunst	Sohn	Vieh
Sing.												
N.	fisks	giba	vaurd	hairdeis	sipja	kuni	saivs	kniu	balgs	ansts	sunus	faihu
G.	fiskis	gibôs	vaurdis	hairdais	sipjôs	kunjis	saivis	knivis	balgis	anstais	sunaus	faihaus
D.	fiska	gibai	vaurda	hairdja	sipjai	kunja	saiva	kniva	balga	anstai	sunau	faihau
A.	fisk	giba	vaurd	hairdi	sipja	kuni	saiv	kniu	balg	anst	sunu	faihu
Plur.												
N.	fiskôs	gibôs	vaurda	hairdjôs	sipjôs	kunja	saivôs	kniva	balgeis	ansteis	sunjus	
G.	fiskê	gibô	vaurdê	hairdjê	sipjô	kunjê	saivê	knivê	balgê	anstê	sunivê	fehlt
D.	fiskam	gibôm	vaurdam	hairdjam	sipjôm	kunjam	saivam	knivam	balgim	anstim	sunum	
A.	fiskans	gibôs	vaurda	hairdjans	sipjôs	kunja	saivans	kniva	balgins	anstins	sununs	

Althochdeutsch.

Sing.												
N.	visk	geba	wort	hirti	sippja	kunni	sêo	kniu	palc	anst	sunu	fihu
G.	viskes	gebô	wortes	hirtes	sippjâ	kunnjes	sêwes	kniwes	palkes	enstî	sunes	fihes
D.	viska	gebô	worta	hirta	sippjâ	kunnje	sêwa	kniwe	palka	enstî	sunju	(fihju)
A.	visk	geba	wort	hirti	sippja	kunni	sêo	kniu	palc	anst	sunu	fihu
Plur.												
N.	viskâ	gebô	wort	hirtâ	sippjâ	kunni	sêwâ	kniu	pelkî	enstî	suni	fihju
G.	viskô	gebônô	wortô	hirtô	sippjônô	kunnjô	sêwô	kniwô	pelkjô	enstjô	sunjô	fihjô
D.	viskum	gebôm	wortum	hirtum	sippjôm	kunnjum	sêwum	kniwum	pelkim	enstim	sunim	(fihim)
A.	viskâ	gebô	wort	hirtâ	sippjâ	kunni	sêwâ	kniu	pelkî	enstî	suni	fihju

Mittelhochdeutsch.

Sing.										Kraft	Sitte	
N.	visch	gebe	wort	hirte	sippe	künne	sê	knie	balc	kraft	site	vihe
G.	visches	gebe	wortes	hirtes	sippe	künnes	sêwes	kniewes	balges	krefte	sites	vihes
D.	vische	gebe	worte	hirte	sippe	künne	sêwe	kniewe	balge	krefte	site	vihe
A.	visch	gebe	wort	hirte	sippe	künne	sê	knie	balc	kraft	site	vihe
Plur.												
N.	vische	gebe	wort	hirte	sippe	künne	sêwe	knie	belge	krefte	site	vihe
G.	vische	geben	worte	hirtes	sippen	künne	sêwe	kniewe	belge	krefte	site	vihe
D.	vischen	geben	worten	hirten	sippen	künnen	sêwen	kniewen	belgen	kreften	siten	vihen
A.	vische	gebe	wort	hirte	sippe	künne	sêwe	knie	belge	krefte	site	vihe

B. Schwache Deklination

Grundform jan, in

Gotisch.

	masc.	fem.		neutr.
Nhd.	Hahn	Zunge	Menge	Herz
Sing.				
N.	hana	tuggô [1])	managei	hairtô
G.	hanins	tuggôns	manageins	hairtins
D.	hanin	tuggôn	managein	hairtin
A.	hana	tuggô	managein	hairtô
Plur.				
N.	hanans	tuggôns	manageins	hairtôna
G.	hananê	tuggôns	manageinô	hairtanê
D.	hanam	tuggôm	manageim	hairtam
A.	hanans	tuggôns	manageins	hairtôna

[1]) gg = ng

Althochdeutsch.

Sing.				
N.	hano	zunga	managîn	hërza
G.	hanin	zungûn	„	hërzin
D.	hanin	zungûn	„	hërzin
A.	hanun	zungûn	„	hërza
Plur.				
N.	hanun	zungûn	managîn	hërzûn
G.	hanônô	zungônô	managinô	hërzôno
D.	hanôm	zungôm	managîm	hërzôm
A.	hanun	zungûn	managîn	hërzûn

Mittelhochdeutsch.

Sing.				
N.	han	zunge	menge	herze
G.	hanen	zungen	mengen	herzen
D.	„	„	„	herzen
A.	„	„	„	herze
Plur.				
N.	„	„	„	herzen
G.	„	„	„	„
D.	„	„	„	„
A.	„	„	„	„

III. Überblick über Geschichte, Charakter und Bestand germanisch-deutscher Sprachen und Schrifttümer im allgemeinen.

§ 104. Vorbemerkungen. **1.** Die Sprachen vieler Germanenvölker, z. B. der Vandalen, Langobarden u. a., wie auch die Urmutter der eigentlich deutschen Sprache, das Urdeutsche, sind uns beim völligen Mangel von Schriftdenkmälern unbekannt.

Über die germanische Runenschrift, welche nur zu Orakel- und Zauberzwecken, dann auch zu kurzen Inschriften auf Rindenstücke, Holzstäbchen, Metallschmuck, Steine u. dgl. eingeritzt, aber nicht zum zusammenhängenden Schreiben, geschweige denn für Litteratur gebraucht wurde, vgl. den Schlußanhang. Hier nur dies, daß von deren Einritzen eben das älteste germanische Wort für schreiben herrührt: ahd. rîzan, angelsächs. writan, engl. to write, vgl. unser reißen, Riß, Abriß, Grundriß u. a. Erst im Ahd. tritt dann das Wort „schreiben" als Lehnwort aus dem lat. scribere auf, vgl. § 147.

§ 105. **2.** So beschränkt sich unsere Kenntnis auf die schriftlich überlieferten Zweige (vgl. § 78 im Stammbaum die Litteratursprachen): das **Nordisch-Skandinavische** oder **Altnordische**, das **Gotische**, das **Alt-** und **Mittel-Niederdeutsche** (Altsächsisch und Angelsächsisch), und das **Hochdeutsche**, je in ihren verschiedenen schriftlich festgelegten Abzweigungen oder Stufen. — Dabei sind — um das gleich hier einzuschalten — aus diesen Schriftsprachen vielfach und wenigstens zum Teil auch die Mundarten der jedesmaligen Volksredeweisen zu erschließen, da bis zur Höhe des Mittelalters sich beides meist noch gedeckt zu haben scheint, oder doch je in einer vorherrschenden Schrift- und Litteratursprache auch eine vorherrschende Mundart zum Ausdruck kommt. Eine völlige Scheidung zwischen einer allverbindenden Gemeinsprache der Bildung und Litteratur einerseits und den im Volke selbst fortlebenden, sich immer mehr von ihr absondernden und auch unter einander trennenden Dialekten anderseits, eine solche tritt erst in der Neuzeit mit der Entwicklung des Neuhochdeutschen ein, vgl. § 238ff. —

§ 106. **Die Sprachzweige selbst** sind folgende:

I. Das **Altnordische** — dem später zu charakterisierenden Gotischen und Altniederländischen ähnlich, Mutter der heutigen skandinavischen Sprachen, von denen die Isländische Tochter ihr noch am ähnlichsten ist. Es kommt hier nur für die spätere Litteraturgeschichte als Quelle der nordgermanischen Mythologie in Betracht, sofern ja neben der Sprache auch Religion und Kultus, Götter- und Heldensagen, ein gemeinsames Band aller Germanen bildeten und grade der nordische Zweig — trotz aller Abweichung — doch für das Verständnis auch unserer altdeutschen Mythologie und der entsprechenden Schriftdenkmäler wertvollste Beiträge liefert. Während nämlich in Deutschland die frühe Verdrängung des Heidentums durchs Christentum die Aufzeichnung der altheidnischen Sagen hemmt, können sich dieselben im Norden, wo das Christentum erst ein halbes Jahrtausend später (um 1000) Eingang findet und wo die Skalden-Sänger sie bis dahin berufsmäßig fortpflanzen, sich so lange erhalten, bis sie gesammelt und im 12. und 13. Jahr-

hundert in jenen berühmten „Edda"-Liedern aufgezeichnet werden, die eben deshalb gleichfalls später in der Litteraturgeschichte genauer zu charakterisieren sind.

§ 107. **II. Das Gotische** ist — wie aus dem Früheren ersichtlich — der älteste uns urkundlich vorliegende Zweig des Festländisch-Germanischen, aber schon eine Litteratursprache im Vollsinn des Worts, durchaus fähig, den Gedankengehalt ihrer Zeit entsprechend auszudrücken. Auf voller Höhe erscheint es sogleich in den einzig uns erhaltenen Urkunden aus dem 4. Jahrhundert: Den Skeireins (spr. Skirins, d. h. Auslegung), den Bruchstücken einer Erklärung des Johannesevangeliums, und vor allem in der berühmten **Bibelübersetzung** des westgotischen Bischofs **Wulfila** (Ulfilas), von der bekanntlich ansehnliche Teile handschriftlich erhalten sind [vgl. darüber später in der Litteraturgeschichte]. Wulfila zeigt sich darin als ein Sprachmeister ersten Ranges: mit wunderbarer Wort- und Sinntreue verbindet er die staunenswerte Sprachgewandtheit, in treuer und doch nirgends sklavischer Übertragung ein unverfälschtes Gotisch zu bewahren. Selten sieht er sich genötigt, einen biblischen Fremdausdruck als unübersetzbar beizubehalten; eher gebraucht er ein seinem Volke schon geläufiges griechisches oder lateinisches Synonym. In der Syntax muß er sich allerdings, bei dem griechisch überlieferten, dabei ganz neuen und fremdartigen Stoffe, vielfach an das Griechische anschließen; doch tritt daneben ursprüngliches Germanisch genug hervor, um den Charakter der Sprache auch in dieser Hinsicht zu erkennen. Eine Mischung griechischer und altgermanischer Runenschrift zeigt endlich das von ihm geschaffene Alfabet, das gerade in seinen Abweichnungen abermals sein schöpferisches Genie verrät.

Als Sprachprobe das Vaterunser, Matth. 6, 9 ff.:

Atta unsar thu in himinam.
Veihnai (geweihet, d. h. geheiligt sei) namo thein.
Kvimai thiudinassus (Volks-, Königreich) theins.
Vairthai (es werde, geschehe) vilja theins, svê (wie) in himina jah (auch) ana airthai (Erde).
Hlaif (Laib, d. h. Brot) unsarana thana sinteinan (dieses tägliche) gif uns himma daga (an diesem Tage, heute).
Jah aflêt (ab-, erlasse) uns thanei (das was) skulans sijaima (schuldig wir sind), svasvê (sowie) jah veis (wir) aflêtam thaim skulam (den Schuldigen) unsaraim.
Jah ni briggais (gg = ug) uns in fraistubnjai (Versuchung).
Ak lausai (löse) uns af thamma ubilin.
Unte (denn) theina is thiudangardi (Volks-, Königshaus, d. h. Herrschaft) jah mahts jah vulthus (Herrlichkeit) in aivins (Ewigkeit). amen.

§ 108. Was nun die gotische Sprache selbst betrifft, so erscheint sie ausgezeichnet durch urwüchsige Frische und schlichte Einfalt, durch Würde, Ernst und doch zugleich Innigkeit; in phonetischer Hinsicht durch lautlichen Wohlklang und sinnliche Kraft, durch reine und volltönende Vokale auch in den Flexions- und Endsilben, durch reichste

Fülle und größte Gesetzmäßigkeit der Formen, durch Mannigfaltigkeit der Bezeichnungen und Genauigkeit des Ausdrucks. Zu den früheren Beispielen vgl. noch Folgendes. Das Gotische hat in der Deklination außer unsern 4 Fällen noch einen 5., den vom Nominativ abweichenden Vokativ, und zählt 40 verschiedene Endungen, worin alle Vokale vorkommen, während das Ahd. nur noch 25, das Nhd. gar nur 6 hat, worin überall das schwache e herrscht! Im Plural des Adjektivs unterscheidet es noch die 3 Geschlechter; ebenso das Ahd.; das Nhd. nicht mehr. Die Pronomina und Verben haben wie im Griechischen einen Dual — z. B. vais wir, vit wir beiden; habam wir haben, habôs wir beide haben. Das Passiv der Verba kann noch ohne Hilfsverb gebildet werden — z. B. finthada ich werde — finthaza du wirst gefunden u. s. w.

§ 109. Mit dem Verschwinden der Goten selbst ist dann diese herrliche Sprache verstorben, und ihre Denkmäler sind erst nach mehr als tausendjährigem Schlummer wieder erweckt, um nun jedoch — nach Vilmars schönem Ausdruck — „mit neuen wunderbaren Zungen zu den spätesten Enkeln zu reden, diesen erst das eigentliche innerste Verständnis ihrer eigenen Sprache zu eröffnen und überall ein neues reges Leben, ja eine ganz neue Wissenschaft — eben die vergleichende Sprachkunde — zu erwecken." Hat doch auch für den gebildeten Laien diese „vollendetste Sprache" unserer Altväter — „scheinbar rätselhaft und doch alsbald überraschend verständlich, fremd und doch zugleich heimisch und vertraut, scheinbar schroff und streng und dennoch ans innerste reinste Gefühl sich anschmiegend" — etwas ungemein Anregendes, was unwillkürlich auch das Herz bewegt und staunende Ehrfurcht, innige Pietät hervorruft.

§ 110. III. Vom **Alt-** und dann **Mittel-Niederdeutschen** sind allmählich in ethnographischer und politischer Hinsicht

a) zu außerdeutschen Zweigen geworden: das **Angelsächsische** und das (Alt-) **Niederländische.**

1. Das **Angelsächsische,** im 5. Jahrhundert nach Britannien verpflanzt und allmählich unter Beimischung normännischer und romanischer (französischer) Elemente zum heutigen **Englischen** entwickelt, kommt für die deutsche Sprach- und Litteraturgeschichte nur wegen seines ältesten Hauptwerkes in Betracht: des Epos Beowulf aus dem 8. Jahrhundert, sofern dieses inhaltlich sich mit den Kreisen der norddeutschen Seesagen berührt und in der Form die altgermanische Alliteration zeigt, die uns bei den ahd. Dichtungen begegnen wird. Das **Englische** hat sich bekanntlich zu einer der einflußreichsten Litteratursprachen und, in Wechselwirkung mit seiner am weitesten fortgeschrittenen Abschleifung (vgl. § 60ff.), geradezu zur verbreitetsten Weltsprache entwickelt. Es übt dann, wie zu zeigen, eben durch seine Litteratur (Milton, Shakespeare) in der Neuzeit große Wirkungen auf unsere neuhochdeutsche Sprachperiode aus und hilft hier deren Höhe im 18. Jahrhundert mit vorbereiten.

§ 111. 2. Das **Niederländische** mit seinen Endstufen, dem **Holländischen** und **Vlämischen,** hat viel weniger auf die deutsche Litteratur eingewirkt. Zwar galt es einst in Deutschland für fein, zu „vlämen" — wohl eine Folge der langen politischen Zusammengehörigkeit und des Aufschwungs der flandrischen Städte; vgl. (§ 190) schon den Einfluß des Niederländers Veldeke auf die

höfische Kunst. Und noch im 17. Jahrhundert zog die deutsche Sprachgrenze südlich von Boulogne. Dann aber drängt allgewaltig das Französische vor; schwach, gleichgültig und der Ausländerei verfallen, vernachlässigen die Vlämen ihre Muttersprache, die infolgedessen bis nördlich von Gravelingen zurückweicht. Erst heute ermannt sich die Nachbarschwester wieder gegen die Verwälschung zu einem Kampfe, dessen Erfolg auch uns in Spannung erhält.

b) Die einheimisch deutsch gebliebenen Zweige des Niederdeutschen führen uns nun schon aus der weiteren germanischen in die engere deutsche Sprachgeschichte, der wir uns nun als dem eigentlichen Hauptgegenstande zu eingehenderer Behandlung zuwenden.

Dritter Hauptteil.

Besondere Geschichte der deutschen Sprache.

Erste Hauptgruppe.

Das Niederdeutsche oder Plattdeutsche.

I. Das Alt-Niederdeutsche.

Von dessen zwei Haupt-Zweigen, Altsächsisch und Altfriesisch, wird

§ 112. **1.** des **Altsächsischen** besonders in der Litteraturgeschichte zu gedenken sein, vor allem wegen seiner zwei hervorragendsten Denkmäler aus dem 9. Jahrhundert: des berühmten, leider nur in kleinem Bruchstücke erhaltenen **Hildebrandsliedes**, des einzigen Restes altdeutsch-nationalen Heldensanges, und andererseits des nicht minder berühmten **Heliand**, des ältesten christlich-germanischen Epos.

In der Sprachform zeigt *ersteres* allerdings eine merkwürdige *Mischung* der altsächsisch-*niederdeutschen* Grundsprache mit *hochdeutschen* Formen, so daß man auf einen hochdeutschen Abschreiber schließt. Gedichtet ist es im Allitterationsverse des altgermanischen Epos, dem sogen. *Stabreime*. Die Sprache ist ernst, markig, aber einfach und knapp, nicht grade reich an Bildern und Beiwörtern, mäßig auch im Gebrauch des alten epischen Stilmittels: eines Ausdruckswechsels in Form des „variierenden Parallelismus." — Viel reicher, stellenweise überreich, ist hierin der gleichsfalls stabreimende, durchweg niederdeutsche *Heliand*, der gleichfalls ganz im Tone des alten Heldenlieds gehalten ist und demgemäß auch, wie später zu zeigen, den christlichen Evangeliengehalt ganz wie ein urdeutsches Epos behandelt. Wirkt nun das Hildebrandslied sprachlich durch seine einfache Erhabenheit und seinen feierlichen Ernst, so der Heliand durch sinnlich frische Anschauung, vielseitige Fülle und treuherzig naive Gemütstiefe.

Zur sprachlichen Veranschaulichung aus beiden ein paar ganz kurze *Proben*.

1. Aus dem **Hildebrandslied** [die Allitteration ist hervorgehoben].

a) *Der Anfang:*

*Ik gi**h**orta dhat seggen*	Ich hörte das sagen,
*dhat sih (=sich) ur**h**êttun aenôn muotin*	daß sich erhießen (forderten) (in) eine Begegnung [d. h. zum Einzelkampf]

Hiltibraht enti Hadubrant untar herjun tuêm	Hildebrand und Hadubrand unter (zwischen) Heeren zweien,
Sunufatarungô, irô saro rihtun . . .	Sohn und Vater, ihre Rüstungen richteten . . .

b) Wehklage Hildebrands:

Welaga nu, waltant got, wêwurt skihit!	Wehe nun, waltender Gott, Wehwerden (Wehschicksal) geschieht!
Ih wallôta sumarô enti wintrô sehstic ur lante . . .	Ich wallete der Sommer und Winter sechzig außer Landes . . .
nû scal mih suâsat chind suertû hauwan	Nun soll mich (mein) süßes Kind mit dem Schwerte hauen . . .

2. Aus dem **Heliand**: Eingang zur Bergpredigt.

Sat im thûo endi svígoda endi sah seo an langa,	(Er) saß da und schwieg und sah sie lange an,
Was im hold an is hugi, helag drohtin,	War ihnen hold in seinem Sinn, der heilige Herr,
mildi an is múode; endi thûo mund antlôc	Mild in seinem Mute; und da entschloß er den Mund,
wisda mid wordun, waldandas sunu,	Wies mit Worten, des Waltenden Sohn,
manag márlic thîng . . .	Manches herrliche Ding.

§ 113. 2. Das **Altfriesische** ist uns hauptsächlich in Rechtsurkunden überliefert, die kaum allgemeinere sprachgeschichtliche oder litterarische Bedeutung haben. —

II. Das Mittel-Niederdeutsche.

§ 114. Vorbemerkung. Diese Bezeichnung — um das vorweg zu nehmen — besagt hier nicht, wie später beim „Mitteldeutschen" (§ 119, 139, 175 u. a.), eine örtlich-landschaftliche Verbreitung, als wäre sein Hauptgebiet in Mitteldeutschland zu suchen; denn solches ist und bleibt eben ausschließlich Nieder- oder Norddeutschland. Sondern es geht, ganz wie beim „Mittelhochdeutschen", lediglich auf die Zeit seines Bestandes: das Mittelalter, gegenüber dem heutigen Neu-Niederdeutschen. Allerdings kann diese bald örtlich, bald zeitlich zu fassende Bedeutung des Vorderworts „Mittel" anfangs einige Unklarheit bereiten. Doch hat sie sich in Ermangelung einer besseren Bezeichnung einmal eingebürgert und wird hier, nach diesem ausdrücklichen Hinweise, hoffentlich kein Mißverständnis weiter veranlassen.

§ 115. 1. In der Litteraturgeschichte spielt das Mittel-Niederdeutsche mit einigen bedeutsamen Schriftwerken eine wenn auch nur begrenzte Rolle. Vor allem verdankt man ihm die Anfänge einer deutschen Rechts- und Geschichtsprosa, aus welcher die berühmte sächsische Gesetz- und Rechts-Sammlung, der sogen. **Sachsenspiegel** des sächsischen Ritters Eike von Repgowe (um 1250), und das fast gleichzeitige erste deutsche Geschichtswerk in Prosa, die **sächsische Weltchronik** eines Geistlichen aus demselben Geschlechte der Repgowe, hervorragen. Auch eine Reihe vorreformatorischer Bibelübersetzungen trägt plattdeutschen Sprachcharakter. Manche davon haben sich noch lange neben der Lutherschen erhalten und Ausgaben auch im neueren Plattdeutsch erlebt (vgl. unten § 282 ff.). Vor allem hat das Niederdeutsche eine litterarische Rolle gespielt durch die köstliche Ausbildung

des satirischen Tierepos in dem gleichfalls weit berühmten **Reinke de Vos,** dem Werke eines ungenannten plattdeutschen Dichters (1498 zu Lübeck gedruckt), der zwar sehr eng an ältere (niederländische und lateinische) Vorbilder anlehnt, aber seiner Heimatssprache darin ein selbständiges und sprachgeschichtlich höchst wertvolles Denkmal gesetzt hat.

§ 116. **2.** In sprachlicher Hinsicht zeigt gerade der Sachsenspiegel ein lehrreiches Schwanken zwischen verschiedensten niederdeutschen Wortformen, denen auch mitteldeutsche und sogar hochdeutsche beigemischt sind (z. B. neben der plattdeutschen Verkleinerungsform —ken auch die hochdeutsche —lin). Zur Charakteristik nur einige Sätze (nach der Ausgabe von Lübben, Oldenburg, 1879) mit einigen Schriftänderungen zu besserer Lesbarkeit.

Dit is der Sassen Speyghel. Des hilighen Geystes Minne, de sterke mine Sinne, dat ik Recht und Unrecht der Sassen bescede (bescheide, darstelle) *na Godes Hulden unde na der Worlde Vromen* (zum Frommen der Welt). . . *God, de dar is Begyn unde Ende aller goden Dincge, de makede aller erst Hymel und Erden, unde makede den Minschen in Erdrike* (Erdreich) *unde satte ene in den Paradis . . . Twe Swert let God an* (legte, setzte aufs) *Erdrike to beschermene de Kristenheyt. Dem Pawese* (Papst) *dat gestlike, dem Kaysere dat werdlike* (weltliche) . . . *Dit ist de Betecnisse* (Bezeichnung, Grenze), *swat dem Pavese weddersta* (die dem Papste widersteht, d. h. verbietet), *dat he mit gestliken Regte* (Recht) *night dwingen ne mach* (nicht zwingen darf), *dat it de Kayser mit wertliken Regte dwinge dem Pavese horsam to wesende* (daß es der Kaiser mit weltlichem Recht erzwinge, dem Papste gehorsam zu sein).

§ 117. **3.** Man sieht, im wesentlichen zeigt das mittelaltrige Plattdeutsch denselben Sprachcharakter wie das heutige, so daß es genügen wird, an letzterem dessen Grundzüge festzustellen. — An Gebiet und Bestand wahrt es sich einerseits — wie schon aus der Tafel § 78 hervorgeht — in der Hauptsache das nördliche Deutschland, wo es namentlich während der Blüte der Hansa, im weiten Kreise des sogen. Lübischen Rechtes, als Volks-, Welthandels- und als Schriftsprache der Urkunden und Rechtstümer, eine bedeutende Rolle spielt. Es gewinnt aber schon vorher, und vollends während dieser Zeit, zu den ursprünglichen Sitzen (Friesland, Westfalen, Niedersachsen) noch weite Gebiete des Ostens hinzu. Nämlich bei der Germanisierung des Ostens seit dem 10. Jahrhundert (Markgraf Gero, Askanier, Heinrich der Löwe, Deutsch-Orden, Hohenzollern) hält es, übrigens Hand in Hand mit dem Mitteldeutschen der alt- wie der mittelhochdeutschen Periode, seinen Siegeseinzug auch in die nordöstlichen Slavenländer: Brandenburg, Mecklenburg, Pommern, West- und Ostpreußen. Daß es dann später an seinen Südgrenzen einiges Gebiet an das vordringende Mitteldeutsch verliert, führt schon zur Stufe

III. des heutigen Neu-Nieder- oder Plattdeutschen.

§ 118. **1.** Seine Rolle als Litteratursprache hat dasselbe bekanntlich schon seit der Reformationszeit, und vollends seit dem gerade

für Norddeutschland so verhängnisvollen 30jährigen Kriege, an das Neuhochdeutsche abgetreten und lebt vorwiegend nur als mundartliche Sprechweise in der lebendigen Volkssprache fort. So namentlich in den niederen Volksklassen, auf dem Lande durchweg, und in den Städten jedenfalls, wenn sie unter sich sind. Doch hat sich auch in den gebildeteren Ständen, besonders in alteingesessenen Familien alter Hansestädte, wie Bremen und Hamburg, im Familienverkehr selber das trauliche „Plattdütsch" noch mehrfach bis in die neueste Zeit erhalten; und es wäre im sprachgeschichtlichem Interesse sehr zu beklagen, wenn auch diese Altvätersitte vor dem Andringen „modernen" Geistes und gar vor dem früher gegeißelten „Salondeutsch" verschwinden sollte. — Dies um so mehr, als doch auch im Plattdeutschen, wie allbekannt, zeitweise und wiederholt bis in die neueste Zeit die interessanteste und wertvollste Dialekt-Dichtung und -Schriftstellerei aufgeblüht ist, die von der Eigenart, dem sprachlichen Leben und der unverwüstlichen Kraft dieses Zweiges zeugt und ihn zur höchsten Ehre gebracht hat! Auf sie wird später kurz einzugehen sein (§ 125 f).

§ 119. 2. Was zunächst Gebiet und Bestand des Plattdeutschen betrifft, so sind sie, wie gesagt, im ganzen dieselben wie vor alters geblieben. Geographisch umfaßt es immer noch ganz Norddeutschland und grenzt sich gegen das Hochdeutsche, genauer gegen die zu diesem überleitenden mitteldeutschen Dialekte, durch eine Sprachscheide ab, die sich von W. nach O., von der französischen Sprachgrenze, etwa bei Aachen über Düsseldorf nordöstlich zur Elbe bei Wittenberg und nordnordöstlich zur Oderkrümmung bei Frankfurt a. O. und zur Weichsel bei Thorn führen läßt. Genaueres vgl. § 138, 242.

In diesem Gebiet bildet der Harz (Klausthal, Zellerfeld, Andreasberg u. a.) infolge Ansiedelung oberdeutscher Bergleute eine hd. Sprachinsel. Gegen früher hat, wie vorhin erwähnt, das Md. dem Nd. Gebiet abgewonnen, besonders im O., wo z. B. Merseburg, Halle, Mansfeld u. a. im 13. Jahrhundert noch nd. waren, jetzt md. sind.

§ 120. 3. Mundartlich sind — wie schon aus der Sprachentafel § 78 ersichtlich — 3 Hauptzweige zu unterscheiden: **Friesisch, Westfälisch, Niedersächsisch.** Allerdings rechnen manche Sprachforscher als „Friesisch" im engern Sinne nur die spärlichen Reste des alten Friesischen auf den schleswigschen Inseln (Sylt, Föhr, Helgoland u. a.), und das heutige Ostfriesisch, Oldenburgisch u. a. als Misch- oder Abarten des Westfälischen; andere aber, wohl richtiger, als wirkliches Friesisch und zwar als **Ostfriesisch** gegenüber dem in Nordholland gesprochenen **Westfriesischen.** — Das **Westfälische**, westlich der Weser bis zum Niederrhein, umfaßt als Unterarten das Westfälische im engern Sinn in Westfalen und das **Niederrheinische** mit mitteldeutschen und andererseits niederländischen Beimischungen. — Das **Niedersächsische**, östlich der Weser, gliedert sich in die Zweige: reines Niedersächsisch in Hannover, Braunschweig; **Dietmarsisch** in Holstein; **Mecklen-**

burgisch und **Pommersch**; **Märkisch** in Brandenburg; **Preußisch** in den deutschen Sprachinseln des nördlichen Polens und Preußens.

Als lautliche Hauptmerkmale gelten: fürs Westfälische die bekannte Trennung des sch in s-ch, sprich S-chinken, s-chön; ferner für „mir, mich, dir, dich“: niedersächs.: mi, di; westf.: mek, dek. Endlich fürs gesamte Niederdeutsch, und außerdem auch fürs heutige norddeutsche Hochdeutsch: die reine spitzige Aussprache des s-p, s-t, statt des eigentlich Hochdeutschen schp, scht. Dazu der Vorzug sanfterer, weicherer Laute, vgl. das Folgende.

§ 121. **4. Im Gesamt-Charakter** hat, wie gesagt, das Plattdeutsche — wie es bei seinem vorwiegend volksmundartlichen Leben natürlich ist — viel mehr von den ursprünglichen Formen und Klangfarben bewahrt als das Hochdeutsche, dessen 2. Lautverschiebung es ja überhaupt nicht mitgemacht hat (§. 88 ff.). Vielfach scheint es noch auf derselben Stufe zu stehen, wie zu Tacitus' Zeit.

Vor allem hat es sich die weichen tönenden Verschluß- und Reibelaute b, d, g, j, v, w, bewahrt, die im Hd. hart und stimmlos geworden sind. Es trägt überhaupt einen konservativeren Charakter als dieses, einen Zug phlegmatisch sich dehnender Ruhe und Schwere, gemächlicher Breite, naiv-gemütlicher Behäbigkeit, aber auch tief gemütvollen Ernstes einerseits und derbsten Humors anderseits. Rühmt doch schon Lauremberg um 1650 in seinen „plattdeutschen Scherzgedichten“ den Hochdeutschen gegenüber:

Unse sprake blift altid beständig un fest;
Als se ersten was, ebenso is se ook lest.
Juwe (Euere) *verännert sik alle föftig Jahr,*
Dat können de Schriften bewîsen klar.

Inwiefern dies alles mit dem norddeutschen Stammes-Charakter überhaupt zusammenhänge und in charakteristischem Unterschiede zum süddeutschen stehe, darüber vgl. §. 127.

§ 122. Als interessante Vergleichsprobe sei gleich hier [nach Böttticher und Kinzel „Geschichte der deutschen Litteratur und Sprache“, Halle, Waisenhaus 1894] ein plattdeutsches Stück aus Reuters „Urgeschichte Mecklenburgs“ mit der Übersetzung Roseggers in steirischer Mundart und der nhd. Wiedergabe angeführt (unter Markierung gewisser Hauptunterschiede).

Niederd.	Nhd.	Steirisch.
Ick heww in minen ganzen Lewen nicks funnen, as blot mal, as dat Harwstmark tau Enn was, twei Gröschen up de Städ, wo de Pötter utstunn. Ick köffte mi dorför ne Blifedder; min sel Vader krēg dat tau weiten, un ick müßt tau Schimp un Schann de Blifedder weddер taurügg gewen u. s. w.	Ich habe in meinem ganzen Leben nichts gefunden, als bloß einmal, als der Herbstmarkt zu Ende war, zwei Groschen auf der Stelle (Stätte), wo der Töpfer ausstand. Ich kaufte mir dafür eine Bleifeder; mein seliger Vater kriegte das zu wissen, und ich mußte zu (mit) Schimpf und Schande die Bleifeder wieder zurückgeben.	Ih hon mei Leppa nia nix gfundn, aus aloan amol, wia da Hiaschtkiata (Herbstkirchweih) gor is gwen, zwen Grouschn afn Platzl, wou da Hofna (Hafner) sein Stond hot ghobb. Ih kaf ma dafür an Bleistiftn; mei Vada — trōst nahm Goud — kriagg dos zwissn, und ih muas zu mein ewigen Schimpf und Schond in Bleistiftn wieder zrugg gebn.

§ 123. Anschaulich tritt der Charakter des Plattdeutschen in den oft ebenso urkräftig derben wie witzigen Volks-Sprichwörtern und -Redensarten hervor, wie sie in seiner bekannten Sammlung „Wie das Volk spricht“ Hoefer gerade aus niederdeutschem

Volksmunde ganz besonders zahlreich vorführt. Man denke nur an Worte wie: *Ehr eck nich kôme, wert'r doch nix ût, sä de Deif* (oder *Dêf*: Dieb), *as se den Galgen bûën* (Hildesheimisch). *Wann de Lährer nich mit verbrannt ess, kann't âl nich helpen, säg* (oder *sagg*) *de Iung; do was de Schôl afbrannt* (Niederrheinisch). *Holt't Mûl, seet de Katt, un fret den Bratfisch* (Ostpreußisch) oder: *un frat de Mus* (Westfälisch). — Köstlich tritt die Eigenart auch in den „Döntjen" hervor, die oft als Sprechübung im Chor nachgesprochen wurden, z. B. in dem bekannten von der „alten Eule": *Dar seet en olle Uhl op de Achterdeel* (Hinterdiele) *un klampüster sick* (plusterte ihre Federn). *Keem lirum larum de olle Pimpampimpendeckel* (oder: *Pipenstêl*, Pfeifenstiel, angeblich Umschreibung für den Teufel?) *un pett* (trat) *ehr op den ollen Plattfoot. Pi-i-ih!* (oder: *Iîp*), *seggt de ohle Uhl; kann ick hier nich sitten und piseln mine Paseln, mine Pimpampuseln?* — Gleiches tritt in vielen mundartlichen Volksausdrücken, Kinderreimen u. dgl. hervor. Bekannt ist aus Grimms Märchen der Vers des Fischers:

Mantje Mantje Timpe Te! *Mine Fru, de Ilsebill,*
Buttje Buttje in den See! *Will nich so, as ik wol will.*

Mündlicher Überlieferung verdanke ich die anscheinend friesischen Kinderreime, in denen sich uralte heidnische Sagenteile wiederzuspiegeln scheinen:

Ene pene Sippe see!	Nhd.	Eine feine Sippschaft, seht!
Appel Dappel dunnre ne!	(doch	Appel Dappel (?) donnre nicht!
Jis sas — Hul de fas!	sehr	Isa (Braut) sitzt — Halt sie fest!
De Krestii — de er frii	frag-	Wird sie Christin — ist sie frei.
Ene meene mei:	lich):	Einer (ist) mein (den ich) mag:
Akel Dakel Dummeldei.		(Name des Betreffenden?)
Ülwer, Bülwer bop.		Wölfe, Hunde (Beller) oben (?).
Die uald Quop,		Du alte Quappe (?)
Ekke, fat — Bundis Kat.		Ekke, bekommst — Bundis (?) Katze.

Ganz unklaren Sinnes, aber lautlich sehr charakteristisch:

Enje Denje Ditje Datje, *Sewle Bewle Buff!*
Sewle Bewle Butje Knatje, *En twên drî — du bist frî.*

§ 124. Lautmalerische Einzelworte sind z. B. noch folgende, gleichfalls nach mündlicher Überlieferung. a) Hauptwörter: *Nuff* (Schweinchen), *Gubbels* (Unrat), *Peddick* (Marktkern z. B. im Hollunder, in Wurzeln ꝛc.), *Trütche* (Grille), *Klospe* (Klammerholz), *Huck* (Winkel, Alkoven), *Strunt* (Abfall); Scherz- und Schimpfausdrücke: *Ritensplit* (Kind, das alles zerreißt), *Schubribunk* (Schacherhandel), *Schuffel* (Schlampe), *Schettertuck* (gemeine Person) u. s. w. b) Adjektiva: *elätsch* (albern), *nümig* (pfiffig), *nüren* (eigenwillig), *trickel* (heikel), *krodde* (krötig), *schnicker* (reinlich), *rusig* (schauerlich), *pilk* (vorsichtig), *pim* (peinlich) u. a. c) Adverbien: *behött* (behutsam), *drock, heddern, hille* (eilig), *riwe* (verschwenderisch), *neelk* (albern), *stätsch* (störrisch), *stick* (gradeaus) u. a. d) Verba: *möten* (hemmen), *stülten* (gerinnen), *schmickern* (schmatzen), *dünen*, z. B. der Schnee *dünt* (wirbelt), *schnopen* (stehlen), *lungohrn* (lauern), *reutelbeuteln* (tauschen), *zipern* (langsam tröpfeln), *zirsen* (sausen, vom kochenden Wasser) und dgl.

§ 125. **5. Endlich ist, wie (§ 108) angekündigt, der Dialekt-Dichtung und -Schriftstellerei des neueren Plattdeutsch wenigstens nach ihrer sprachgeschichtlichen Seite und Bedeutung zu gedenken. Aus den Scherzgedichten Laurembergs ist schon eine Probe gegeben (§ 121), und wir werden ihnen später, bei der Sprachverwelschung (§ 293 ff.), nochmals als einer echt deutschen, sprachlich hochverdienten Satire gegen diesen Unfug begegnen (§ 295). — Daß auch der be-**

rühmte Königsberger Dichter **Simon Dach** (1605—59) viele seiner Gedichte, vor allem das berühmteste, „Annchen von Tharau", ursprünglich plattdeutsch gedichtet hat, dürfte bekannt sein. Zum Vergleich nur die Anfangsstrophe in ihrem ostpreußischen Dialekte:

Anke van Tharau ös, de mi geföllt, *Anke van Tharau heft wedder ehr Hart*
Se ös min Lewen, min Goet on min Gölt. *Bi mi geröchtet än Löw on än Schmart.*
Anke van Tharau, min Rikdom, min Goet,
Du mine Seele, min Fleesch on min Bloet.

Unter den neueren plattdeutschen Dichtern seien erwähnt: 1. der bekannte Homerübersetzer **J. H. Voß** (1751—1826), dessen plattdeutsche Idyllen („De Geldhapers", d. h. Geldhoffer, und „De Winterawend" 1785) nach langer Pause wieder Anregung geben. Ihm folgt 2. der Rostocker Babst mit „Allerhant schnakschen Saken tom Tietverdriewn", dem Vorbilde des Reuterschen Humors. Sodann 3. Bornemann (Gedichte in plattdeutscher Mundart, 6. Aufl., Berlin 1854), 4. Barmann (Rymels un Dichtels, im Hamburger Dialekt), und vor allem die beiden berühmtesten: 5. **Klaus Groth** (geb. 1819), der Holsteiner, und 6. **Fritz Reuter** (1810—74), der Mecklenburger.

§ 126. Bei allen diesen Neuesten steht allerdings das bewußte künstlerische Schaffen von vornherein in einem gewissen Widerspruch zu dem gewählten Sprachmittel, dem wirklichen Volksdialekt, der seiner ganzen Art nach mehr auf unmittelbar-natürliches, unbewußt-naives Hervorquellen der Empfindungen gerichtet ist. Überwunden kann dieser Widerstreit also nur werden, wenn der Dialektdichter einerseits wirklich ganz in seiner Heimatssprache aufgewachsen ist und als echtes Volkskind dauernd in ihr lebt und webt; und wenn er anderseits ein ebenso echter Dichter und in seiner Art und Grenze ein Genie ist; wenn er also als solches, trotz alles Kunstbewußtseins, doch eben in der Hauptsache gleichfalls urwüchsig-naiv schafft und herausssingt, was in ihm übermächtig zu Tage drängt.

In dieser Beziehung trägt nun zweifellos vieles von Groth wie von Reuter diesen echten naturfrischen, unmittelbar volkstümlichen und zugleich organisch-künstlerischen Zug der ganzen Sprache selbst, und wird deshalb auch sprachgeschichtlich dauernden Wert behalten. Vieles allerdings fällt wieder dagegen ab, freilich mehr inhaltlich als gerade sprachlich; denn Sprachmeister hohen Ranges sind sie beide.

In der gebundenen Rede der Lyrik dürfte dabei **Groth** — der die erste Sammlung seiner plattdeutschen Gedichte 1852 unter dem Namen „Quickborn" herausgab — zweifellos **Reuter** überlegen sein, der ihm darin wohl nur in einigen Stücken seines „Hanne Nüte" gleichkommt, während seine „Läuschen un Riemels" und seine sonstige Lyrik hauptsächlich ihrem köstlich heiteren Inhalte die weite Verbreitung verdanken. Aber Groths Dithmarsen-Mundart ist viel schwerer verständlich; und schon deshalb, doch auch wegen ihres viel begrenzteren Stoff-Gebietes, haben sich seine Dichtungen bei weitem nicht so verbreitet wie die Reuterschen. Vor allem hat Reuter nun in seiner plattdeutschen Erzählungs-Prosa geradezu Meisterwerke geschaffen (1860 Festungstid, Franzosentid; 1862ff. Stromtid), die mit Recht alldeutsches Gemeingut und Lieblingsbesitz aller, auch der höher gebildeten hochdeutschen Volksklassen geworden sind. Das Plattdeutsche hat in ihnen einen Siegeszug

durch die ganze deutsche Welt gehalten, wie nie vorher. Von Reuter ist schon oben (§ 122) eine kurze Probe gegeben. Von Groth folge hier eine aus dem tief innigen Liede auf seine Muttersprache, weil es gerade für eine Sprachgeschichte besondern Wert hat.

Min Modersprak, wa klingst du schön!
Wa büst du mi vertrut!
Weer ok min Hart as Stahl un Steen,
Du drevst den Stolt herut. . . . .
Min Modersprak, so slicht un recht,
Du ole frame Red!
Wenn blot en Mund „min Vadder" seggt,
So klingt mi't as en Bed (Gebet).
So herrli klingt mi keen Musik
Und singt keen Nachtigall;
Mi lopt je glik in Ogenblick
De helle Thran hendal.

Zweite Hauptgruppe.

Das Althochdeutsche.

I. Überblick.

§ 127. Zur herrschenden Schrift-, Bildungs-, und Litteratursprache in Deutschland hat sich bekanntlich das Hochdeutsche aufgeschwungen, allerdings mit Einschluß, ja unter Einfluß und Vermittelung eben des Mitteldeutschen, und zwar — wie schon aus der Tafel § 78 erhellt — in der Entwickelung durch die 3 Hauptstufen:

der althochdeutschen Sprachperiode von (?500) bis ca. 1100,
der mittel- „ „ „ ca. 1100 „ ca. 1500,
der neu- „ „ seit ca. 1500 bis jetzt.

Zur Erklärung dieses Geschichtsganges verweist man wohl auf die Verschiedenheit der süd- und norddeutschen Stämme, die man geradezu mit derjenigen zwischen den griechischen Joniern und Dorern vergleicht. In der norddeutschen Ebene habe allezeit mehr der Verstand und Wille vorgeherrscht, mehr Nüchternheit, ruhige Festigkeit, trotziges Beharren, langsamere Bedächtigkeit; daher größere Gabe zu scharfem Denken, klarer Verstandesforschung und freiheitlich-„protestantischer" Aufklärung; andererseits zu staatenbildender, nationaler Herrscherkunst und Politik und zu fest gerüstetem Heereswesen. Im süddeutschen Berglande dagegen mehr Gemüt und Phantasie, mehr lebendige Beweglichkeit, sinnliches Empfinden, mehr treuherzig-harmlose Mitteilsamkeit und Gemütlichkeit. Daher hier die größere Begabung für alle Künste: Malerei, Musik, Poesie, und vor allem eben auch zu sprachschöpferischer, sprachbildender Entwickelung. Alles also charakteristische Gegensätze, die dann u. a. Weise (a. a. O. § 85) in sinnigster Weise bis auf den Gegensatz zwischen dem Franken Goethe und dem Sachsen Lessing durchführt. — Vor allem entscheidet wohl, daß Süddeutschland um Jahrhunderte früher als Norddeutschland in den Kulturbereich des Altertums gezogen und in den vollen Gang

der Welt- und damit der wirklichen Sprach-Geschichte eingetreten, also an Reichtum der Geisteswelt und litterarischer Sprachbildung ihm weit voraus war.

II. Sprachgeschichte des Althochdeutschen.

§ 128. **1.** Die Anfänge des Hochdeutschen überhaupt rechnet man sprachlich von der früher (§ 88ff.) dargelegten **2. Lautverschiebung.** Ursprünglich waren wohl die Mundarten der oberdeutschen Stämme (Bayern, Schwaben, Alemannen, vgl. § 79) denen der mitteldeutschen (Franken, Obersachsen) ziemlich ähnlich. Dann tritt im 6.—7. Jahrhundert bei ersteren die Lautverschiebung ein, durch die auch von den Franken die südliche Hälfte (Oberfranken in Pfalz, Rheingau 2c.) mitberührt wird, während die nördliche (Niederfranken am Niederrhein) unberührt bleibt.

§ 129. Das theoretische Gesetz dieses Lautwechsels (§ 88) erleidet natürlich, wie früher gesagt, in der Wirklichkeit sprachlichen Lebens mannigfache Einschränkungen und Ausnahmen. Besonders trifft's zu: 1. Auf die Hartlaute (Tenues) im Inlaut der Wörter, die zu Hauchlauten (Spirantes) werden, weniger auf die im An- und Auslaut [vgl. nd. Water, ahd. Wazzar, nhd. Wasser; nd. slapen (engl. sleep), ahd. slâfan, nhd. schlafen u. s. w.; dagegen got. swarts, ahd. swarz, nhd. schwarz, nd. swart u. s. w.]. So wird besonders k zum tiefen Kehllaut ch [nd. maken (engl. make), ahd. machôn, nhd. machen; nd. korn, ahd. chorn, so noch heut alemann., vgl. § 243 ff. die Mundarten]. 2. Von den Weichlauten (Mediae) wird eigentlich nur d ahd. zu t [nd. dag, ahd. tac, nhd. Tag]; 3. von den Hauchlauten (Spirantes) th zu d [got. thu, engl. thou, ahd. du] und zwar überall im Deutschen, so daß das alte th nur im Englischen als Zischhauch bewahrt, sonst verschwunden ist.

§ 130. **2.** Zeigt sich demnach das Ahd. lautlich als solches erst seit dem 7. Jahrhundert, so reicht doch die sprachgeschichtliche und vollends die litterarische Rolle der betreffenden Volksstämme viel weiter zurück, in die Zeit der Völkerwanderung, dieses Heldenzeitalters altheidnischer Germanenwelt. Und zu hoher Bedeutung steigt sie im 6. Jahrhundert mit der Gründung des Frankenreichs durch Chlodwig (481—511) und der Bekehrung vieler oberdeutscher Stämme zum Christentum. Direkt sprachgeschichtlich umfaßt die ahd. Periode mehr als ein halbes Jahrtausend, ca. 500 —1100, und darin als Hauptzeiten folgende **2**:

a) Die Zeit des **Frankenreichs** ca. 500—850 in seiner Erweiterung unter den Merowingern und seiner Höhe unter Karl d. Gr., welche letztere als **Höhe dieser Sprachperiode** selber gilt und ihr geradezu als Hauptcharakter den fränkischen aufdrückt. Dann folgt die Zeit

b) des gesonderten **Deutschen Reichs** ca. 850—1100 unter karolingischen, sächsischen und fränkischen Königen und Kaisern, wo namentlich unter den letzteren die litterarische Bedeutung des Althochdeutschen wieder zurücktritt, vgl. § 155 ff. Immerhin bildet sich jetzt zuerst auch das Wort „deutsch", ahd. diutisk., mhd. diutsch, als zusammenfassende Bezeichnung für die gemeinsame Volkssprache der deutschen Stämme gegenüber der lateinischen Fremdsprache der Kirche. Von

der Sprache wird es dann aufs Volksganze selbst übertragen und seit dem 11. Jahrhundert allgemeiner Volksname.

§ 131. **Zusatz.** Das Wort, got. thiuda thiudisks, ahd. diot diotisk, mhd. diet diutsch = Volk, volksmäßig, vgl. noch nhd. in Dietrich, Dietleib, Detlef, Detmold u. a. Für die Volkssprache gegenüber der lateinischen Kirchensprache ist es in der Lateinform theodiscus schon 786 nachweisbar, im Briefe eines päpstlichen Legaten über die englische Synode d. J. Sodann in einer Verordnung Karls d. Gr. von 803, daß die Geistlichen dem Volke das Evangelium lingua diutiska predigen sollen. Otfried von Weißenburg um 870 sagt statt theodisce auch: in frenkisga zungûn, auf fränkisch. Schon seit 840 aber wird's auch im Gegensatz zur romanischen (welschen) Sprache gebraucht. So namentlich in den für unsere Sprachgeschichte auch sonst wichtigen Straßburger Eiden vom 14. Febr. 842, welche Ludwig der Deutsche und Karl der Kahle vor und samt ihren Heeren zum Bündnis wider Lothar schwören. Um ihrer Bedeutung willen seien sie hier aufgeführt. — nach dem Berichte des berühmten Historikers Nithard (Enkels Karls d. Gr., schrieb als Zeitgenosse 4 Bücher Historiae). Interessant ist, daß die Fürsten je in der Sprache des Bundesgenossen, also Ludwig „romana", Karl „teudiska lingua" schwören, die Heere dagegen je in ihrer eigenen Sprache, so daß also die Sprachscheidung schon das Volksbewußtsein durchdrungen hat.

§ 132. Die Eide lauten:

I. Der Fürsten:

Ludwigs romana lingua.

Pro deo amur et pro christian poblo et nostro commun salvament, d'ist di in avant, in quant deus savir et podir me dunat, si salvarai eo cist meon fradre Karlo et in aiudha et in cadhuna cosa, si cum om per dreit son fradra salvar dist, in o quid il mi altresi fazet, et ab Ludher nul plaid numquam prindrai, qui meon vol cist meon fradre Karle in damno sit.

Karls teudiska lingua.

In godes minna ind in thês christiânes folches ind unsêr bêdhêro gehaltnissi, fon thesemo dage frammordes, sô fram sô mir got gewizci indi mahd furgibit, sô haldih thesan mînan bruodher [hier fehlt der Name Ludwigs und das Stück von *et — cosa*], *sôsô man mit rehtû sînan bruodher scal, in thiu thaz er mig sô sama duo, indi mit Ludheren in nohheiniu thing negegango, thê mînan willon imo ce scadhen werdhên.*

Nhd.

Aus Liebe zu Gott und zu des christlichen Volkes und unser beider gemeinsamer Erhaltung von diesem Tage an, soweit mir Gott Wissen und Macht giebt, halte(schütze) ich diesen meinen Bruder Karl, sowohl zur Hilfe wie in jeglicher Sache, so wie man mit Recht seinen Bruder (halten) soll, in dem daß (damit) er mir ebenso thun, und mit Lothar werde ich in kein Ding (Vertrag) eingehen, das meines Willens ihm zum Schaden werde.

II. Der Heere:

Der Franken romana l.

Si Lodhwigs sagrament, que son fradre Karlo iurat, conservat, et Karlus meos sendra de sua parte non los tanit, si io returnar non l'int pois, ne io ne neuls, cui eo returnar int pois, in nulla aiudha contra Lodwig nun li iv er.

Der Deutschen teudiska l.

Oba Karl then eid, then er sînemo bruodher Ludhwîge gesuor, geleistit, inti Ludhwig mîn hêrro, then er imo gesuor, forbrihchit, ob ih inan es irwenden nemag, noh ih noh thero nohhein, then ih es irwenden mag, widhar Karle imo ce follusti newirdhit.

Nhd.

Wenn Ludwig (bezw. Karl) den Eid, den er seinem Bruder K. (bezw. L.) schwur, hält, und Karl (bezw. L.) mein Herr, den, den er ihm schwur, bricht, wenn ich ihn davon nicht abwenden kann, so werde weder ich noch deren irgend einer, die ich davon abwenden kann, wider Ludwig (bezw. Karl) ihm beistehen.

§ 133. **3.** In seiner ganzen mehr als halbtausendjährigen Zeit nun erscheint das Ahd. als eine wirkliche Litteratursprache von außerordentlicher Kraft, Vielgestaltigkeit und Schönheit. Es ist Trägerin einerseits des **altdeutsch-heidnischen Heldengesanges** aus jener Heroenzeit der Völkerwanderung, aus welcher uns leider nur das (§ 112) erwähnte Bruchstück des **Hildebrandsliedes** und einige altgermanisch-heidnische Zaubersprüche, die sogen. Merseburger, erhalten sind; andererseits einer reichen **christlich-kirchlichen Litteratur,** namentlich von Bibelübersetzungen und Bibelbearbeitungen in Poesie und Prosa (vgl. unten § 148 ff., 154 ff.).

§ 134. **4.** Allerdings macht es, wie gleich zu zeigen, gerade unterm Einfluß der römisch-christlichen Kultur den gewaltigsten Entwickelungsprozeß durch jene früher (§ 58 ff.) skizzierten Vorgänge der Sprachvergeistigung; es geht aber, wie gleichfalls schon bemerkt (§ 67), aus diesem Ringkampfe mit dem auf es einstürmenden Fremdgute neuer Begriffe und Sprachformen, wenigstens anfangs noch, in siegreicher schöpferischer Kraft bereichert und gestärkt hervor und zeigt erst vom 10. Jahrhundert ab Spuren wirklichen Verfalls (vgl. § 141).

§ 135. Im einzelnen ist es natürlich zunächst der Sprachgehalt, der durch Aufnahme der neuen Weltkultur eine ungemeine Bereicherung erfährt. Dies geschieht nämlich durch Einbürgerung all der neuen religiös-sittlichen, kirchlichen oder weltlich-kulturellen Begriffe und Ideen, und durch entsprechende Aufnahme, Aneignung und Umbildung vieler betreffenden lateinischen oder griechischen Ausdrücke [Beispiele vgl. unten § 144ff.]. Daß damit auch für die Schrift eine Veränderung und schließlich die Verdrängung der alten Runen (oben § 104) durchs lateinische Alfabet Hand in Hand geht, sei hier nur gestreift. Gewiß ist dadurch unserer deutschen Sprache und Litteratur viel fremdes Gut und Blut eingepfropft worden; aber einmal hat sie das ja mit allen Kultursprachen und Litteraturen gemein (vgl. oben § 58. 61); und anderseits bedeutet nicht nur fast jeder Zuwachs zugleich einen Kulturfortschritt, sondern — wie schon wiederholt betont — der ganze Verlauf dieser großen Sprachentwickelung zeigt grade das Ahd., wenigstens vom 6. bis zum 9. Jahrhundert, fast durchweg auf der vollen Höhe und im vollem Glanze der ihm eigentümlichen Lebenskraft.

§ 136. Schon daß überhaupt, trotz der selbstverständlichen Herrschaft des Lateinischen als der Kirchen- und Rechtssprache, dennoch verdienstvolle Mönche und Kleriker selber das zurückgedrängte, oft gar verachtete Deutsch pflegen und zu Ansehen bringen, schon das ist ein bedeutsames Ehrenzeugnis für dieses. Erhöht wird dasselbe nun vollends dadurch, daß der gewaltige Kaiser **Karl d. Gr.,** dieser „Mann des Schwerts mitten in einem lateinisch zugeschnittenen Reichsgetriebe und zumeist auf romanischem Boden", dennoch in seinem Riesengeiste das Bedürfnis empfindet, daß er die Zeit opfert, Mittel und Wege sucht, nicht nur den Winden und Monden ihre echt deutschen Namen wiederzugeben und „gelehrte Kränzchen im Stile moderner Sprachgesellschaften" zu halten, sondern geradezu eine deutsche Sprachlehre schaffen zu lassen und durch Sammlung der alten Heldenlieder eine deutsch-nationale Litteratur zu begründen. In der That, wen erfüllte

das alles nicht mit Bewunderung? wen sollte es nicht noch heute anspornen, solchen Vorbildern nachzueifern?

§ 137. Übrigens dauert auch unter den späteren Karolingern diese nationale Sprachpflege noch fort. Namentlich hat der berühmte Abt von Fulda, Hrabanus Maurus (776—856), für deutsche Predigt und deutsches Sprachverständnis trefflich gewirkt und für Wörtersammlungen, Übersetzungen und Grammatiken gesorgt. Mit ihm haben dann besonders die Mönche des Klosters St. Gallen gewetteifert und zahlreiche treffliche Übersetzungen geliefert. Überall sehen wir denn auch in dieser Zeit das heimische Sprachleben sich aufs kräftigste regen und bethätigen.

Durch Entlehnung, Übersetzung, Umbildung wird dessen Wortschatz, durch Begriffs-Erweiterung und Vertiefung der Wortsinn und -gehalt bereichert. Und gerade in dieser **Umdeutschung von Fremdwörtern,** in dieser Umwandlung ihrer Form in einen Anklang an wirklich deutsche Wurzeln, in dieser Hineinziehung und Einverleibung des Fremden in deutsche Begriffsanschaulichkeit und deutsche Wortbildungs- wie Wortbiegungsgesetze: eben darin zeigt sich der fortarbeitende Lebenstrieb und die siegreiche Lebenskraft dieser Sprachperiode. Eine Kraft, welche — um das nochmals zu sagen (vgl. § 67) — zum Teil auch die mhd. Tochter noch den romanischen Fremdwörtern gegenüber bewährt, während die nhd. Enkelin leider ganze lange Zeiten schwächlichster Ohnmacht, schmählichster Ausländerei und Fremdwörtersucht durchzumachen hat und vor Mutter und Ahne beschämt zurückstehen muß.

III. Gebiet und Bestand, Mundarten und Sprachcharakter des Althochdeutschen.

§ 138. **1.** An **Gebiet** umfaßt das Ahd. — wie aus Früherem ersichtlich (§ 78) — Süddeutschland mit den Ausdehnungen: nach Norden bis zur niederdeutschen Sprachscheide (§ 119), nach Osten nur bis zur Elbe, March und Raab als damaliger Slavengrenze, nach Süden den größten Teil der Mittelalpen samt Schweiz, nach Westen Lothringen, Elsaß und Teile Burgunds.

§ 139. **2.** An **Mundarten** sind — vorbehaltlich der später genauer zu gebenden Übersicht (§ 243) — die gleichfalls schon (§ 78) genannten zwei Haupt-Gruppen zu unterscheiden, die schon sehr früh auftreten: Das **Mitteldeutsche** im N. als Übergang zum Niederdeutschen, mit den Hauptzweigen des **Fränkischen** zwischen Main und Donau einer-, Saar und Fichtelgebirge andererseits, des **Hessischen** und **Thüringischen** nordwestlich und des **Obersächsischen** nordöstlich davon bis zur niederd. Sprachscheide. Sodann — durch eine Sprachscheide, etwa von den Saarquellen ab über Rastatt, Heilbronn bis Regensburg und zum Böhmerwald hin, davon geschieden — das eigentlich süddeutsche Hochdeutsch oder **Oberdeutsch**

im engern Sinne, von da bis über den Alpenkamm südwärts ins heutige Österreich, Tirol und Schweizerland, mit den 3 Hauptgruppen: **Alemannisch** im Westen, **Schwäbisch** östlich davon bis zum Lech, **Bayrisch** östlich vom Lech bis nach Ungarn, Steiermark und Krain.

§ 140. **3.** Seinem **Charakter** nach steht — wie gleichfalls schon zum Teil aus Früherem ersichtlich (vgl. §§ 88—103) — das Ahd., als Inbegriff all dieser Abzweigungen, zunächst in phonetischer Hinsicht, also an sinnlich-lautlichem Wohlklange, an Reinheit der von neuem ablautenden Vokale, an Fülle der in den Muten gleichfalls von neuem sich verschiebenden Konsonanten, und an Mannigfaltigkeit und Regelmäßigkeit der Wort- und Formenbildungen, unter den drei hochdeutschen Sprachstufen nach obenan und dem Gotischen am nächsten.

Den **Gesamtcharakter** des Ahd. hat wundervoll **G. Freytag** in seinen „Bildern aus deutscher Vergangenheit geschildert (I, S. 297 f.). „In diesem Deutsch, das klangvoll mit vokalbunten schweren Flexionen von den Lippen rollte, hing fast allen Wörtern noch das Sinnliche des ersten Eindrucks an, welcher ursprünglich das Wort aus der Seele gelockt hatte. Abstraktionen, Wörter für Begriffe, welche der sinnlichen Anschauung entkleidet waren, fehlten fast ganz. Das Wort Grund bedeutete nicht Ursache, sondern nur Boden; das Wort Ursache noch nicht die schöpferische Vorbedingung einer Wirkung, sondern die Veranlassung zu einem Streithandel; auch Ursprung bezeichnete nur den Quell, der aus der Erde springt; bei dem Worte Geist empfand die Phantasie noch den wehenden Lufthauch, und bei dem Worte Seele sah der Deutsche noch das rastlose Wogen der bewegten See vor sich, welcher er die unablässig arbeitende Gewalt seines Inneren verglich. Wollte er einen Gedanken aussprechen, so erfand er ihn in ein Bild gehüllt; die für alle Zeiten geltende Wahrheit drückte er aus wie einen Vorgang, den er aus der Vergangenheit berichtete; wollte er eine Lebensmaxime in Worte fassen, so erschien sie als Sprichwort . . . Sprach er aber in gesteigerter Stimmung, frei schaffend, so ordnete sich ihm die Rede unwillkürlich in kleine parallele Satzglieder, von denen sich leicht je zwei zu einem Vers zusammenbanden. Es lag im Wesen seiner Sprache, besonders kräftig den anlautenden Buchstaben der Stammwörter hervorzuheben und zwei benachbarte Satzglieder dadurch einander anzupassen, daß in beiden die wichtigsten Wörter denselben Anlaut erhielten; die Allitteration. Auch einzelne Wörter gesellte er so zusammen: Stock und Stein, Flur und Feld, Haus und Hof [vgl. § 143]. Der Drang nach solchem Gleichklang des Anlauts gab seiner gehobenen Rede etwas Formelhaftes und Starres, er trug dazu bei, hergebrachte schöne Wortverbindungen und poetische Prädikate stehend zu machen [vgl. unten § 151: Otfrieds Lösung dieses Bannes] . . . Die Verbindung der einzelnen kleinen Satzteile war sehr einfach; häufig wurden die näheren Bestimmungen als Apposition angeschoben; die relativen Verbindungswörter waren merkwürdig schwach entwickelt; so auch alle Partikeln, welche einen Nebensatz dem Hauptsatze unterordneten. Für geschickte Unterordnung fehlte der Sprache ebenso der Sinn, wie dem demokratischen Leben des Bauern. — Jetzt nun sollte der Deutsche erörtern in zusammengefügten Perioden mit: darum, weil, obgleich, aber; er sollte, was er meinte, nicht mehr im Bilde sagen, sondern vom Bilde abgelöst vortragen; er sollte die ganze feine Dialektik der antiken Sprachen, welche durch tausendjährigen prosaischen Stil ausgebildet war, in einer Sprache nachahmen, welche noch ganz von dem buntfarbigen Leitseil des epischen Stils gelenkt wurde. Das war allerdings eine riesige Aufgabe. Viele Geschlechter mußten mit dem Ausdrucke ringen, bevor eine selbständige deutsche Prosa geschaffen wurde." — —

§ 141. Im einzelnen zeigt das Ahd. a) allerdings in der Flexion schon manche Verluste: Vokativ, Dual, Reduplikation, innerlich organische Passivbildung sind verschwunden (vgl. § 94 ff.). Anderseits ist z. B. im Verb die Form der 1. Pluralperson voller (vgl. § 95 fundumês gegen Got. funthum u. a.), Vokallängen und Diphthonge erscheinen vermehrt, in Wortbildung und Satzbau herrscht noch große Mannigfaltigkeit. Später freilich, schon seit dem 9. Jahrh., zeigt sich jene allmähliche Verschleifung, die als allgemeines Entwickelungs-Gesetz aller Kultursprachen früher gewürdigt worden ist (§ 62 ff.). Anlauts-Aspiraten, Auslauts-Vokale werden vielfach geschwächt oder gehen ganz verloren (aus hloufu bildet sich das mhd. loufe-laufe, aus hwedarêr wird weder, aus hianaht, hînaht (diese Nacht) wird heint u. s. w. Im 10. Jahrh. steigert sich dann diese Erscheinung bis zu wirklichem Verfall: mehr und mehr tritt Eintönigkeit und Verwilderung ein, bis dann im 11. Jahrhundert eine Besserung folgt und die Blüte der mhd. Sprach- und Litteraturgeschichte sich anbahnt.

§ 142. b) Zur Charakteristik dieser phonetischen Seite diene außer den zahlreichen früheren Beispielen noch Folgendes.

Wo sich alter Voll- und Wohlklang noch bis heute erhalten hat, da sind's eben ahd. Reste. So in Eigennamen: Otto, Bruno, Hertha, Hansa (neben Hanse) u. v. a.; in Ausrufen: Halló (von halôn, holen, also: Hol über!), Hólla, Hurrá (v. hurren = currere); vgl. auch die allerdings nur künstlich von späterer Kanzleisprache wieder aufgefrischten Titel: Ihro, Dero. Im Bindevokal: Nachtigall (der Nacht Gellerin, d. h. Sängerin), Bräutigam (der Braut Mann). In hochtonigen Vorsilben: Antlitz, Antwort; Urkunde, úrbar, úralt (neben urplötzlich)); Unsinn, úngereimt (d. h. thöricht, neben ungereimt, d. h. nicht gereimt); Erzbischof (ahd. erzi-piskoph, vom lat. arci, griech. ἀρχι, vgl. unten), Erzvater (neben Erzschelm). In tieftonigen (statt tonlosen) Endungen: Heiland, (der Heilende, neben Heilend), Weigand (Wiegand, der Kämpfende), Leumund u. a.

§ 143 Aus dem Ahd. stammt auch das von Freytag so schön charakterisierte Kunstmittel des Anreims oder der Allitteration, welches eben zum Kunstmittel des poetischen Stabreims nur deshalb werden konnte, weil es mit dem Ablaut zusammen (vgl. § 93 ff.) als organisches Klangmittel in der Volkssprache selber lebte und zum Teil noch heute lebt. Vgl. z. B.: in **B**ausch und **B**ogen, durch **D**orn und **D**istel, **d**ick und **d**ünn, **F**euer und **F**lamme, **F**reund und **F**eind, **F**ürst und **V**olk, **G**eld und **G**ut, **G**ift und **G**alle, **G**lück und **G**las, **H**aut und **H**aar, **H**aus und **H**of, **H**erz und **H**and, **H**immel und **H**ölle, **K**ind und **K**egel, **K**üche und **K**eller, **L**and und **L**eute, **L**eib und **L**eben, **L**iebe und **L**eid, **L**icht und **L**uft, **L**ust und **L**iebe, mit **M**ann und **M**aus, bei **N**acht und **N**ebel, **R**uh und **R**ast, **R**oß und **R**eiter, in **S**amt und **S**eide, **Sch**impf und **Sch**ande, **St**umpf und **St**iel, **Th**ür und **Th**or, **T**od und **T**eufel, **W**ehr und **W**affen, **W**ind und **W**etter, **w**ind und **w**eh, **W**ohl und **W**eh, **Z**aum und **Z**ügel, **Z**ittern und **Z**agen u. s. w.

§ 144. c) Zur Charakteristik einer Sprache gehört aber auch ihr Wortbestand. Und gerade der hat nun, wie gesagt (§ 135), im Ahd. jene ungemeine Bereicherung erfahren, welche nicht in einer bloßen passiven und mechanischen Aufnahme des fremdsprachlichen Gutes als Fremdwörterballastes besteht; sondern in einer innerlich-organischen Aneignung, einer lebenskräftig schöpferischen Einverleibung, einer sozusagen völligen Um- und Eindeutschung der fremden Begriffe in wirklich deutsch nachempfundene und volkstümlich umgeschaffene **Lehnwörter.**

§ 145. Aus der Unzahl von Beispielen nur einige besonders charakteristische. Übersetzung sind z. B. unsere Wochentage: Montag, ahd. mânetac für

dies lunae, franz. lundi; Dienstag, ahd. ziestac, Tag des Gottes Ziu, dies Martis, frz. mardi u. s. w. Ferner aus misericors ahd. armherzi, nhd. b(e)armherzig; aus con-scientia Ge=wissen; aus con-fessio ahd. bi-jiht, nhd. Beichte; aus prophetia ahd. wîssagunga, Weissagung; aus discipulus ahd. jungiro, Jünger u. s. w. —

§ 146. Sinn=Vertiefung und Erfüllung mit christlich=religiösem und sittlichem Inhalt erfuhren alteinheimisch=vorhandene Wörter, wie Glaube (urspr. nur Hin=, Zuneigung), Buße (urspr. Abhilfe, Entgelt), Gnade (Herablassung, Hilfe), Heil (Unversehrtheit, Gesundheit, Glück), Hölle (ahd. Hellia, Hella, die Todesgöttin), Schuld (ahd. scult, Pflichtleistung, Abgabe) u. s. w.

§ 147. Echt umgedeutschte Lehnwörter endlich sind z. B.:

A) aus dem Griechischen: Samstag (Sabbatstag), Teufel (Diabolos), Bischof (Episcopos), Pfingsten, plattd. Pengesten (Pentecoste) u. a., vgl. auch B 8.

B) Aus dem Lateinischen eine Menge kultureller Bezeichnungen, z. B. 1. von den Römern eingeführter Pflanzen und Gewürze wie: Kirsche, Pfirsich, Birne; Linse, Wicke, Zwiebel, Rettig (Radieschen), (aus: cerasus, persicum, pirus; lens, vicia, cepula, radix, Kohl; Buchsbaum, Lorbeer, Veilchen u. a.; Pfeffer, Senf u. a. caulis; buxus, laurus, viola; piper, sinapi.)

Speziell 2. vom Weinbau: Wein, Most, Kelter, Presse; Winzer, Propf= (vinum, mustum, calcatura, pressa, vinitor, proreis; Kufe, Ohm, Pech; Kelch, Becher u. a. pago; cupa, ama, pix; calyx, bicarium.)

Desgl. 3. Tiere, z. B. Esel, Pferd, Katze, Pfau, Sauntier u. a. (asinus, paraverêdus,*) cattus, pavo, sagma.)

Desgl. 4. viele Wohnungsbezeichnungen: Mauer, Turm, Kammer, Keller, (murus, turris, camera, cellarium, Pforte, Fenster, Ziegel, Estrich u. v. a. porta, fenestra, tegulum, astricum.)

5. Allerlei Geräte, Kleider u. dgl., z. B. Tisch, Spiegel, Pfanne, Trichter; (discus, speculum, patina, tractarius; Socke, Sohlen, Schürze; Flaum, Pfühl u. v. a. soccus, solea, scortum; pluma, pulvinus.)

Desgleichen 6. Handels= und Verkehrsausdrücke z. B. Markt, Münze, (mercatus, moneta, Groschen, Zins, Brief, Siegel; Kiste, Schrein. grossus, census, breve, sigillum; cista, scrinium.)

Desgl. 7. solche der Kunst und Wissenschaft, des Rechts= und Staatslebens u. s. w., z. B. der Arzneikunde: Arzt, Fieber, Pflaster u. a.; (arch-iatros, febris, emplastrum schreiben (vgl. § 104); Pacht; sicher; Kaiser (vielleicht ältestes Lehn= scribere pactum; securus; Caesar.) wort, schon im Hildebrandsliede).

Endlich 8. Ausdrücke kirchlichen Gepräges: Pein, Marter; opfern, predigen; (poena, martyrium, offerre, predicare; Priester, Probst, Mönch; Messe, Feier, Segen, presbyter (vgl. A), propositus, monachus, missa, feriae, signum, Münster, Kloster, Kreuz, Kanzel u. v. a. monasterium, claustrum, crux, cancelli.)

*) Paraverêdus, das Neben=, Extrapostpferd.

IV. Sprachliches zur Litteratur des Althochdeutschen.

A. Aus der karolingisch-fränkischen Zeit.

§ 148. **1.** Unter den oben (§ 133) flüchtig erwähnten Litteraturdenkmälern dieser ganzen Sprachstufe sind sprachlich zunächst, dem Mischdeutsch des Hildebrandsliedes (§ 112) gegenüber, die **Merseburger Zaubersprüche** in fränkischer, also karolingischer Mundart lehrreich und mögen zu vergleichender Anschauung mitgeteilt sein (die Stabreime hervorgehoben).

1. Haftlied.

Eîris sâzun idisi, sâzun hera duoder, Einst saßen Idise (weise Frauen, Walküren), saßen hier und da,
Sumâ hapt heptidun, sumâ heri lezidun, einige hefteten Hafte, einige hemmten (das) Heer,
suma clûbôdun umbi cuniowidî: einige klaubten um (an) Knie-Fesseln:
insprinc haptbandun, invar vîgandun! Entspring den Haftbanden, entfahre den Weiganden (Kriegern)!

2. Balders Fohlen.

Phol ende Wodan vuorun zi holza. Phol [Beiname für Balder, den Lichtgott] und Wodan fuhren zu Holze.
Dû wart demo Balderes volon sîn vuoz birenkit. Da ward dem Fohlen Balders sein Fuß verrenkt.
Dû biguolen Sinthgunt, Sunnâ erâ suister; Da began(ke)lte [bezauberte, besprach] ihn Sintgunt (und) Sunna, ihre Schwester;
Dû biguolen Frîja, Vollâ erâ suister; Da besprach ihn Frija (und) Volla, ihre Schwester, [Licht- und Naturgöttinnen];
Dû biguolen Wôdan, sô he wola conda, Da besprach ihn Wodan, wie er's wohl konnte (eig. kannte, verstand),
Sôse bênrenki, sôse bluotrenki, sôse lidirenki: So (die) Beinverrenkung, wie (die) Blutverrenkung, wie die Gliedverrenkung:
Bên zi bêna, bluot zi bluoda, „Bein zu Beine, Blut zu Blute,
Lid zi geliden, sôse gelîmida sîn. Glied zu Gliede, als ob sie geleimt seien."

§ 149. **2.** Aus der christlich-deutschen Litteratur interessiert zunächst ein uraltes, gleichfalls fränkisches Taufbekenntnis in Frage- und Antwortform, das auch ohne Übertragung verständlich sein dürfte:

Gilaubistu in Got fater almahtigan?
Gilaubistu in Christ Gotes sun nerienton (den Ernährenden, d. h. Rettenden, Heiland)?
Gilaubistu in heilagan Geist?
} Antwort: *Ih gilaubu.*

§ 150. **3.** Als stabreimende Denkmäler der Karolingerzeit sind noch bekannt: das sog. **Wessobrunner Gebet,** in dem sich aber niederdeutsche, altsächsische Formen mit den oberdeutschen bayerischen mischen, vgl. z. B.:

Dat gafregin ih mit firahim firiwizzô meista,
Daß erfragte ich unter Menschen (als der) Weltweisheit [-Wunder] Größtes,
Dat ero ni was noh ufhimil, noh paum, noh pereg ni was ...
daß (die) Erde nicht war noch Über-Himmel, noch Baum noch Berg war ...

Ferner das **Muspilli**-Gedicht, sogenannt von dem darin vorkommenden Worte Muspille, d. h. Weltvernichtung [von mû, mult, molt Erde, Staub (vgl. multwurf und mûwurf, Staub- oder Erdaufwerfer, Maulwurf) und spildjan, spellen zerspellen, vernichten; nach andern von spellon, spilli, spel erzählen, Erzählung, vgl. gotspel, engl. gospel Gotteserzählung, Evangelium, dann hier muspel: Erdweisagung]. Als Probe der reineren oberdeutschen (bayerischen) Mundart, die übrigens den Stabreim freier handhabt und hie und da schon Endreime zeigt, vgl. das Folgende:

Daz hôrtih **r**'*ahhôn dia werolt***r**'*ehtwîson,*
Das hörte ich rechen [sagen] die Weltrechtsweisen [Weltweisen],
daz sculi der **a***ntichristo mit* **e***lîase pâgan . . .*
daß sollte der Antichrist mit Elias zanken [streiten] . . .
Sô daz **e***lîases pluot in* **e***rda kitriufit,*
So das Elias-Blut auf die Erde träufet,
*sô in***p***rinnant die* **p***ergâ,* **p***oum ni kistentit . . .*
so entbrennen die Berge, Baum nicht steht . . .
*muor var***s***wilhit sih,* **s***wilizôt lougjou der himil,*
Das Moor verschlingt sich, es schwälet in Lohe der Himmel,
m*âno vallit, prinnit* **m***ittilagart . . .*
der Mond fällt, es brennt Mittelgarten (die Erde) . . .
Diu marha ist farprunnan, diu sêla stêt pidwungan . . .
Die (Landes-)Mark ist verbrannt, die Seele steht bezwungen . . .
dar ni mac **m***âk andremo helfan vora* **m***uspille.*
da nicht vermag ein Mage [Verwandter] dem andern zu helfen vorm Weltbrand.

§ 151. 4. Zum Siege gelangt dann das, schon in der lateinischen Hymnendichtung längst eingebürgerte und selbst dem antiken Hexameter nicht fremde Kunstmittel des Endreims und verdrängt fortan den altgermanischen Stabreim, besonders infolge der althochdeutsch-fränkischen **Evangelienharmonie** des Mönchs **Otfried v. Weißenburg** im Speiergau, um 870, des umfassendsten und bedeutsamsten Dichtwerks dieser Zeit. Allerdings tritt dasselbe an Kunstwert — wie die Litteraturgeschichte zeigen wird — schon als gelehrte, vielfach moralisierende Kunstdichtung hinter dem frischen Volkssange des Heliand (§ 115) weit zurück. Aber sprachgeschichtlich bedeutet es eben den Wendepunkt des Übergangs unserer Dichtung vom Stab- zum Endreime. Der Hauptgrund Otfrieds hierfür ist allerdings einerseits ein religiöser oder kirchlicher: der Kampf des kirchlichen Christentums gegen das altgermanische Heidentum auch in seinen poetischen Formen, also gegen den Allitterationsvers des Stabreims. Anderseits aber ein sehr anerkennenswerter nationaler: der lateinischen Kirchendichtung will Otfried eben vollbewußt eine deutsche Kulturdichtung ebenbürtig zur Seite stellen. Eben deshalb sucht er auch eine Vermittlung zwischen dem antiken vierfüßigen Jambus der Hymnendichtung mit seinem regelrechten Wechsel von Hebung und Senkung einerseits und der altdeutschen Vers-Langzeile anderseits herzustellen. Er behält letztere bei und hebt aus den vier Hebungen seiner Halb- (oder den acht seiner Lang-) Zeile meistens je zwei durch Akzentuierung hervor, was also an die zwei Hauptheben

des Stabreims erinnert. Sodann läßt er, statt des antiken Wechsels von Hebung und Senkung und der dadurch festbestimmten Silbenzahl, vielfach auch das echt germanische Betonungsgesetz gelten: daß eine Senkung fehlen und sofort eine neue Hebung eintreten kann, wenn diese Silbe nur gewichtig und hochtonig genug ist, um einen ganzen Takt auszufüllen. Nur benutzt er bei allem dem als Band zwischen den beiden Vershälften nicht mehr die Allitteration, sondern eben den Endreim, allerdings — wie man unten sehen wird — vorläufig erst noch in der Form bloßer Assonanz, die erst im Mhd. zum regelmäßigen Reime wird (§ 190). Jedenfalls führt er damit in unsere Sprache ein neues und zwar beweglicheres, flüssigeres Klangmittel ein. Man kann geradezu sagen: er habe unser Deutsch vom Banne der altertümlichen, allmählich versteinerten Stabreimformeln befreit, welche in ihrer starren Geschlossenheit den lebendigen Ausdruck eigenartig persönlicher Empfindung und die freie Hingabe des Gefühls an neue poetische Stoffe doch wesentlich zu hemmen drohten. (Vgl. § 140 das Zitat aus Freytag a. E.). Zugleich faßt er je 2 Lang- oder 4 Halbzeilen zu einer Strophe zusammen, verpflanzt also auch diese Form in die deutsche Dichtung. — So bedeutet Otfried in der That einen sprachgeschichtlichen Wendepunkt, wie etwa 800 Jahre später, 1624, Opitz, mit dem man ihn auch sonst treffend verglichen hat (vgl. unten §. 298). Er will, wie dieser, der gelehrten Dichtung in fremder Sprache eine Gelehrtendichtung in deutscher Zunge gegenüber stellen, und bringt, wie Opitz, theoretisch und praktisch eine strengere metrische Form zur Geltung, die auf einer Vereinigung fremder und heimischer Elemente ruht. „Wie Opitz mit dem alten Knittelvers, so bricht Otfried mit dem Allitterationsverse; führt jener einen regelmäßigen und der natürlichen Betonung entsprechenden Wechsel von Hebung und Senkung durch, so zeigt auch Otfrieds Vers eine viel festere metrische Begrenzung als die alte Allitterationszeile; erhebt Opitz den Alexandriner zum herrschenden Versmaße, so hat Otfried zuerst den Reimvers in größerem Umfang und mit Konsequenz durchgeführt" (Vogt).

§ 152. Als Sprach- und zugleich Gesinnungs-Probe vgl. aus der Einleitung seine Rechtfertigung: „cur hunc librum theotisce dictaverit": warum er dies Buch deutsch schreibe:

Was liuto filu in flize,	War(en) der Leute viele mit Fleiß,
in managemo agaleize,	in mancher Emsigkeit,
Sie thaz in scrîp gikleiptîn,	Die das in Schrift kleibten (festprägten),
thaz se iro namon breittîn ...	daß sie ihren Namen (aus)breiteten ...
Nu es filu manno inthîhit,	Nun es vieler [mancher] Mensch beginnt,
in sîna zungûn scrîbit	in seiner Zunge schreibt,
ioh îlit, er gigâhe,	und eilt, daran zu gehen,
thaz sînaz io gihôhe,	daß er das Seinige immer erhöhe,
Wanana skulun Frankôn	Weshalb sollen (die) Franken
einon thaz biwankôn,	allein das vermeiden [oder: entbehren],
ni sie in Frénkisgon biginnên,	daß sie nicht auf Fränkisch beginnen,
sie gotes lób singên?	daß sie Gottes Lob singen?

Nist si sô gisúngan
mit régulu bithwúngan,

si hábêt thoh thia ríhtî
in sconêru slihtî . . .
Thaz lâz thir wesan suazi,
sô mezent iz thie fuazi,
zît ioh thiu regula,
so ist gotes selbes brédiga . . .
Ziu skulun Frankon, sô ih quad
zi thiu einan wesan ungimah,
thie liutes wiht nidvaltun,
thie wir hiar oba zaltun?

Sie sint sô sama kuani,
selb sô thie Rômâni;
nitharf man thaz ouh redinôn
thaz Kriahi in es giwiderôn.

Sie eigun in zi nuzzî
sô samalîcho wizzî,
in felde ioh in walde
sô sint sie samabalde;
Rîhiduam ginuagi,
ioh sint ouh filu kuani,
zi wâfane snelle,
sô sint thie thegana alle . . .
Nu will ih scrîban unsêr heil
evangeliôno deil,
sô wir nu hiar bigunnûn
in Frenkisga zungûn;
Thaz sie niwesên eino
thes selben âdeilo,
ni man in iro gizungi
Kristes lob súngi . . .
Nu frewen sih es alle,
sô wer sô wola wolle,
ioh so wér sî hold in muate
Frankôno thiote,
Thaz wir Kriste sungun
in unsera zungûn,
ioh wir ouh thaz gilébêtun,
in Frenkisgon nan lóbôtun.

(Zwar) nicht wird sie (die fränk. Sprache)
so gesungen (klingt nicht so) mit Regeln
bezwungen (von R. beherrscht),
Doch sie hat die Richtigkeit (Ordnung)
in schöner Schlichtheit . . .
Das laß dir sein süße,
wie es messen die (Vers-)Füße,
Zeit(messung) und die Regel,
wie Gottes selbes Predigt ist . . .
Weshalb sollen Franken, wie ich sagte,
zu dem Einen sein unvermögend,
die den Leuten in nichts nachwalteten
(nachstanden), die wir hier oben auf-
zählten?
Sie sind ebenso kühn,
ebenso wie die Römer;
nicht darf man das auch reden,
daß die Griechen ihnen widerstritten
(den Vorrang streitig machten).
Sie eignen sich zum Nutzen (haben zum
Gebrauch) ebensolchen Witz (Verstand);
in Feld und in Wald
sind sie ebenso baldig (hurtig);
Reichsgewalt genug (haben sie),
und sind auch viel (sehr) kühn,
Zu Waffen schnell (bereit),
so sind die Degen alle . . .
Nun will ich schreiben unser Heil,
(von) Evangelien ein Teil,
so wie wir nun hier begonnen
in Fränkischer Zungen;
Daß sie nicht seien alleine
desselben unteilhaftig,
daß man nicht in ihrer Zunge
Christi Lob singe . . .
Nun freuen sich des alle,
jeder der so wohlwill,
und wer so hold im Mute (Gemüte)
ist dem Frankenvolke,
Daß wir Christo sangen
in unserer Zungen,
und wir auch das erlebten,
im Fränkischen ihn lobten.

§ 153. **5.** Nach Sprache und Form schließt hieran sich das berühmte **Ludwigslied**, ein sogen. Leich, d. h. ein volksliedartiger Sang weltlichen Inhalts, auf den Sieg des jungen karolingischen Königs von Westfranken, Ludwigs III., über die seeräuberischen Normannen bei Salthulcurtis, dem heutigen Saucourt (3. August 881), in oberfränkischer Mundart und gereimten Langzeilen. Der Anfang lautet:

Einan Kuning weiz ih,
Heiszit her Hludvîg,

Einen König weiß ich,
heißt Herr Ludwig,

Ther gerno gode thionôt:
Ih weisz her imos lonôt

Der gerne Gott dienet:
ich weiß, (daß) der ihm's lohnet.

Der Sieg wird besungen:

Gilobôt sî thiu godes kraft!
Hludvîg warth sigihaft.
Ioh allên heiligôn thank!
Sîn warth ther sigikamf u. s. w.

Gelobet sei die Gotteskraft!
Ludwig ward sieghaft.
Und allen Heiligen Dank!
Sein ward der Siegkampf.

§ 154. 6. Sprachlich sehr interessant sind endlich die **Übersetzungen** und vollends die **Verdeutschungs**-Mittel dieser Zeit, für die wir besonders die Klöster Fulda und St. Gallen thätig sahen (§ 137). So die direkten Wortübertragungen, oft mit doppelten lateinisch-deutschen Textreihen (Interlinearversionen), die Auslegungsübersetzungen (Glossarien) und die Wörterbücher (Vokabularien), weil gerade sie den lehrreichsten Einblick in die Werkstätten des früher (§ 144 ff.) skizzierten Sprachlebens und Sprachkampfes eröffnen. Natürlich dienen die meisten den religiös-kirchlichen Zwecken der Volksbekehrung und -belehrung; doch zeigen die Vokabularien auch weltliche Kulturzwecke, z. B. unten c. An Proben vgl. folgende:

a) Aus dem Weißenburger Katechismus (ca. 790): Das Vaterunser.

Fater unsêr, thu in himilom bist. Giwîhit sî namo thîn. Quaeme rîhi thîn. Werdhe willeo thîn, sama sô in himile endi in erthu. Broot unseraz emezzîgaz (beständiges) *gib uns hiutu. Endi farlâz uns sculdhi unsero, sama sô wir farlâzzen scolôm* (Schuldnern) *unserêm. Endi nigileidi* (nicht geleite, führe) *unsih in costunga* (Kostung, Prüfung, Versuchung). *Auh arlôsi unsih fona ubile.* —

Erster und zweiter Glaubensartikel.

Gilaubiu in Got fater almahtigôn, scepphion (Schöpfer) *himiles enti erdâ. Enti in heilenton Christ, suno sînan einagon, truhtîn* (Herrn) *unseran. Ther infanganêr ist fona heilegemo geiste, giboran fona Mariûn magadî, giwîzzenôt* (verwiesen, gerügt, gestraft) *bî Pontisgen Pilate, in crûci bislagan, toot* (getötet) *endi bigraban. Nidhar steig zi helliu, in thritten dage arstuat* (erstanden) *fona tootêm, ûfsteig zi himilom, gisaaz zi zesuûn* (zur Rechten) *Gotes fateres almahtiges: thanân quemendi* (von dannen kommend) *zi ardeilenne (urteilen) quecchêm* (den Lebenden) *endi doodêm.*

b) Aus der Interlinearversion der Benediktinerregel zu St. Gallen, Anfang des 9. Jahrhunderts.

Kewisso[1] *zekarawenne*[2] *sint herzun unseriu indi lihhamun*[3] *dero wihon*[4]
Ergo preparanda sunt corda nostra et corpora sanctae
piboto[5] *dera horsami*[6] *zechamfanne*[7]
praeceptorum oboedientiae militanda.

c) Aus einem Vokabularium zu St. Gallen:

saxus — stain	*campus — feld*	*pallea — spriu* (Spreu)
cimentus — calc	*ager — accar*	*festuca — halma*
(h)ortus — garto	*semen — samo*	*triticus — corn*

[1]) Gewiß, sicherlich, also. — [2]) karawen, garawjan, mhd. garwen, gerwen = gar machen, gerben, fertig machen, ausrüsten. — [3]) Leichname, Leiber. — [4]) weihe(vollen). — [5]) Geboten. — [6]) Gehorsam. — [7]) chamfan, kampfjan, mhd. kemphen = kämpfen, bekämpfen, zum Kampfe bereiten u. s. w.

spicas — hahir (Ähren)	*ventilabrus — wintscufla* (Wind- d. h. Wurfschaufel)
scopa — besamo (Besen)	
flagellus — driscila (Dreschflegel)	*scorea — stadal* (Stadel, Schober, Scheune).

B. Aus der sächsisch-salischen Zeit.

§ 155. 7. Leider gerät — wie schon (§ 130b) angedeutet — das unter den Karolingern so frisch aufblühende althochdeutsche Sprach- und Litteraturleben nach deren Aussterben ins Stocken und schließlich in Verfall. Unter den sächsischen Ottonen (919—1024) und den salischen Kaisern (1024—1125) tritt — in Wechselwirkung mit der engeren politischen Verbindung mit Italien (962 Ottos I. Kaiserkrönung) — die lateinische Poesie und Prosa der Geistlichen und auch der weltlichen Gelehrten zu sehr in den Vordergrund. In den höheren Ständen verachtet man geradezu das Deutsche als „Bauernsprache" und gebraucht es nur als untergeordnetes Mittel, um die Kenntnis der Fremdsprache zu vermitteln, in welcher zu glänzen als Auszeichnung gilt. Allerdings wird die Litteraturgeschichte selbst hierin noch Werke hochbedeutsamen echt nationalen Inhalts und volkstümlichen frischen Lebens aufzeigen (z. B. Ekkeharts Walthari-Epos, den Ruodlieb, den Anfang der Tierdichtung, Roswithas Stücke u. a.). Aber die Sprachgeschichte kann hier als deutsche Werke nur einige Prosaübersetzungen erwähnen, z. B. von dem St. Gallener **Notker Labeo** († 1022), der deshalb und überhaupt wegen seiner Verdienste um die Muttersprache auch „Teutonicus, der Deutsche", heißt. Erst vom Ende des 11. Jahrhunderts an ist ein neuer Aufschwung festzustellen, der aber das Althochdeutsche schon sehr stark im Übergange zum Mittelhochdeutschen zeigt und diesem geradezu als Vorbereitung dient. Hierher gehören besonders das Annolied und manche Marienlieder.

§ 156. 8. Ein eigenartiges Stück aus sächsischer Zeit ist das lateinisch-deutsche Mischgedicht „De Heinrico" auf Ottos I. Bruder, Herzog Heinrich von Bayern, aus dem 11. Jahrhundert, wie folgende Probe veranschaulichen möge:

Tunc surrexit Otdo,	Da erhob sich Otto,
ther unser Keisar guodo,	der unser guter Kaiser (ist),
perrexit illi obviam,	ging ihm entgegen,
indo vilo manig man,	und gar mancher Mann (mit ihm),
et excepit illum	und empfing ihn
mid mihilon eron.	mit michelen (großen) Ehren.
Primitus quoque dixit:	Als erster auch sprach er:
Willicumo Heinrich!	Willkommen Heinrich! u. s. w.

§ 157. **9. Notkers** Verdienste um die deutsche Sprache beruhen hauptsächlich darauf, daß er sie um ihrer selbst willen, aus wirklicher Liebe zu ihr pflegt, überall auf sie hinweist, und ihren Gesetzen, ihren Erscheinungen, ihrem Wesen so scharf beobachtend nachgeht, daß man

ihn geradezu — mit Karl d. Gr. und Hrabanus Maurus (§ 136 f.) — als den dritten großen Grammatiker unserer Muttersprache würdigen darf. Er ist in der That „ein weitschauender Geist trotz engsten Raumes seiner Untersuchungen, ein emsiger Lehrer des Lateinischen, dessen Zunge doch mit Vorliebe deutsch sprach, ein Freund deutschen Wesens, deutscher Sprache und Sitte, im Kleide eines von Rom abhängigen Mönches" (Piper).

Auch Notker läßt in seinen Schriften — Psalmenübersetzungen und -auslegungen, Übersetzung von Schriften des Philosophen Boëtius u. a. — Latein und Deutsch durcheinander spielen. Vor allem ringt er mit der Sprache, um sich eigene neue philosophische Begriffsbezeichnungen in gutem Deutsch zu bilden — eine Leistung, die vor ihm noch nie und nach ihm erst 6 Jahrhunderte später, durch Wolff und andere Philosophen, versucht worden ist (vgl. § 300). Er ist also geradezu der Schöpfer und Vater der ältesten deutschen Philosophie-Sprache, allerdings mit dem tragischen Geschick, keine Nachfolger zu finden und umsonst gearbeitet zu haben. Als Probe diene ein Stückchen seiner Bearbeitung von Boëtius' Kommentar zu Aristoteles' Kategorien (III, 7 über die Farben):

Wir sehen oftô . . daz sih farewâ wechselônt fone etelîchero
Wir sehen oft, daß sich die Farben wechseln von etlicher (irgend einer)
dolungo. Erubescens enim aliquis rubeus factus est . et timens
Duldung (Einwirkung). . . . . .
pallidus. . Man irrôtêt oftô vone scamo unde irbleichêt vone vorhtôn. Unde
. . . . Man errötet oft von Scham und erbleicht von Furcht. Und
al demo gelih chumet io vone dolungo. Fone diu mûoz ouh ter
alles dem gleiche kommt immer von Erduldung. Davon muß auch der
samelîche farewe haben, demo natûrlîcho ieht solhês kescah. . .
ebensolche Farbe haben, dem natürlich(erweise) etwas solches geschah.
Sôwelîche sô getâne geskihte, scilicet sô varawâ sint unde anderiu
Welche derartige so gethane Geschehnisse, nämlich wie Farben sind und andere
mâl fone deheinên dolungôn, stetîgên unde wirigên,
Mal(zeichen) von irgendwelchen Einwirkungen, stetigen und währigen (dauernden),
dîe heizent îo passibiles qualitates.
die heißen immer . . . . . .

§ 158. **10.** Aus der salischen Zeit schließlich mag den Übergang zum Mittelhochdeutschen, namentlich auch die Abschleifung der vollen Endungen u. dgl., eine kurze Probe aus dem **Annolied** veranschaulichen, der gereimten Weltgeschichte eines Geistlichen um 1080 zu Ehren des bekannten Erzbischofs Hanno v. Köln. Sie beginnt so:

Wir hôrten ie dikke (oft) *singen*
von alten dingen,
wie snelle helide vuhten,
wie sie veste burgen brâchen,
wie sich liebiu winiscefte (Gewinn-, Freundschaften) *schieden,*
wie rîche kunige al zegiengen (vergingen):
nu ist zît, daz wir denken,
wie wir selve sulin enden.
Krist, der unser herre guot,
wi manige zeichen her uns vure duot (uns herführen thut) u. s. w.

Dritte Hauptgruppe.

Das Mittelhochdeutsche.

1. Überblick.

§ 159. **1.** Die mhd. Periode rechnet man von ca. **1100—1500,** vom Beginn der Kreuzzüge bis zur Reformation, also etwa vier Jahrhunderte, die wiederum in zwei Hauptabschnitte von je 200 Jahren zerfallen.

A. Die **1. Hälfte** von ca. **1100—1300** umfaßt den neuen Aufschwung, 1100 bis ca. 1150 (vgl. § 155 a. E.), und die sprach- wie litteraturgeschichtliche **Höhe des Mittelhochdeutschen,** die sich etwa durch anderthalb Jahrhunderte, von 1150 bis 1300, erstreckt. Es ist vorzugsweise die Zeit der schwäbischen Kaiser aus dem Hohenstaufen-Geschlecht (1138—1254). Daher herrscht denn auch die schwäbische Mundart als Hof- und Bildungssprache vor, ohne indes für die Litteratur zu ausschließlicher Geltung als etwaige Mustersprache zu gelangen. Vielmehr findet die Dichtung dieser Zeit gerade auch in und von Österreich und Bayern aus reichste Pflege und Verbreitung, so daß auch diese Dialekte thätigen Anteil nehmen. — Mit dem Verlöschen der glanzvollen Kreuzzugs- und Hohenstaufenzeit beginnt dann

B. eine **2. Hälfte,** und zwar des zunehmenden Verfalls, von ca. 1300—1500. Durch die „kaiserlose schreckliche" Zeit des Interregnums (1254—1273) vorbereitet, dauert sie unter den habsburgischen und luxemburgischen Kaisern fort bis zu dem Wendepunkte, wo im Geisterkampfe der Reformation durch Luthers Bibelübersetzung der Grund zu einer neuen, der nhd. Sprachentwickelung gelegt wird. —

Über den ganzen merkwürdigen Sprach-Aufschwung mittelhochdeutscher Dichtung nach dem früher [§ 155] geschilderten Verfalle des Althochdeutschen bemerkt abermals G. Freytag (vgl. § 140, a. a. O. S. 520): Das Aufblühen einer originalen deutschen Poesie am Ende des 12. Jahrhunderts erscheint einem Wunder gleich. Fast plötzlich wird, etwa seit 1170, das deutsche Land mit einer ritterlichen Dichtkunst und Litteratur gefüllt, von welcher wir in den Jahrzehnten zuvor aus überlieferter Schrift kaum die ersten Spuren entdecken. Schnell ist die deutsche Sprache eine andere geworden; der schwäbische Dialekt gestaltet sich zur gebildeten Schriftsprache. Die neue Dichtung, welche aus tausend Seelen ihre Lieder durchs Land sendet, formt mit graziösem Geschmack und sehr feiner Sprachempfindung die Weisen des alten Volkslieds zu vornehmer Kunst aus, und weiß die Töne und Maße der Südfranzosen prachtvoll ins Deutsche umzuarbeiten. Noch im Anfange des 12. Jahrh. ist die deutsche Sprache ungeschickt, die Arbeit des denkenden Geistes und seine Empfindung schriftmäßig auszudrücken (vgl. § 58 ff. 140. 157). Sie hängt noch ganz in Dialekten; die schweren Vokale der silbenreichen Flexionsendungen sind nur zum Teil verdünnt und abgeschliffen, immer noch schwerfällig; der logische Zusammenschluß der einzelnen Satzteile durch Partikeln ist noch wenig entwickelt; die Perioden suchen gegen den Geist

der Sprache die lateinische Satzbildung nachzuahmen. Das wird fast plötzlich anders. Ein Gefühl für sprachlichen Wohllaut, wie es die Neuzeit gar nicht kennt, lebt in hundert Schaffenden; der Ausdruck der Gedanken ist höchst graziös, oft kräftig und von epigrammatischer Kürze und Energie." — Natürlich sieht auch Freytag sehr wohl die Gründe davon: „Offenbar hat das aufblühende Rittertum diese große Veränderung nur deshalb zu Tage gebracht, weil sie im Volke längst vorgebildet war. Wir wissen, daß der deutsche Versbau in seinen Gesetzen uralt ist; wir erkennen wohl, daß die Mönche, welche in der Karolinger- und Sachsenzeit einmal deutsch dichteten [§ 155 ff.], dieselbe Klangempfindung hatten. Aber von den Volksliedern der Staufenzeit ist uns nichts erhalten, und sehr wenig von den Liedern der fahrenden Leute, welche jedes Ereignis dem Volke episch zurichteten. Und selbst wenn wir davon Kenntnis hätten, würde es uns kein geringeres Wunder sein, daß sich im Kreise weltgebildeter Laien der alte Volksgesang so schnell verfeinerte und in so einziger Weise Klang- und Sprachgefühl ausbildete, während der letzten zwanzig Jahre Friedrich Barbarossas!" — —

II. Sprachliche Bedeutung des Mittelhochdeutschen.

§. 160. Um diese recht verständlich zu machen, kann auch die Sprachgeschichte nicht umhin, wenigstens die Haupterscheinungen der Litteratur im raschen Fluge einer Übersicht, unter kürzester Andeutung auch ihres Wertes, vorzuführen. Doch überläßt sie dabei natürlich — wie schon in Vorwort und Einleitung betont (§ 7 ff.) — alles Inhaltliche, alles eigentlich Litterarische und Ästhetische, und vollends alles Biographische und Persönliche, der späteren Litteraturgeschichte. Auch bei der späteren genaueren Würdigung wenigstens der Hauptwerke und -Schriftsteller (§ 183 ff.) wird sie sich ganz aufs Sprachliche, Stilistische, Formale beschränken.

Merkwürdig ist nun vornherein auch sprachgeschichtlich, daß während der beiden obigen Zeitabschnitte sich einerseits Poesie und Prosa, anderseits — wenigstens zum Teil — Volks- und Kunstdichtung zu einander gerade umgekehrt verhalten. Die erste Zeithälfte zeigt, wie gesagt, das Mittelhochdeutsche auf seiner Höhe, aber eben vorwiegend nur auf dem Gebiete der Dichtung, und zwar der sogen. höfischen, wogegen die Prosa und das eigentliche Volkslied verhältnismäßig zurücktreten. Die zweite Hälfte zeigt umgekehrt die höfische Dichtung mehr und mehr im Verfall, dagegen einen Aufschwung der Prosa und eine geradezu wundervolle Blüte des urwüchsigen Volksliedes.

Im einzelnen stellt sich dies folgendermaßen dar:

§ 161. A. Auf seiner Höhe ist das Mhd. bekanntlich Träger der **Blüte höfischer Ritterdichtung** in ihren beiden Hauptzweigen: der Erneuerung des alten **Volksheldensangs**, und der Ausbildung einer großartigen ritterlichen **Kunstdichtung**.

1. Die alte **Volksepik** wird namentlich durch österreichische Dichter erneuert. Ihre Hauptwerke sind das **Nibelungenlied** (um 1200) und **Gudrun** (oberdeutsch „Kudrun", um 1215), beide von un-

bekannten Verfassern. Daran reihen sich kleinere Epen aus den verschiedenen Sagenkreisen. So z. B. aus der ostgotischen Dietrichsage: Alpharts Tod, Biterolf, Laurin oder Kleiner Rosengarten, Eckenlied, Sigenot, Rabenschlacht u. a.; die Sage von Ortnit und Wolfdietrich; die langobardische vom König Rother; die schwäbische vom Herzog Ernst. Später folgen in den Volkskreisen die Spielmannsmären", z. B. Großer Rosengarten, Salman und Morolf u. a.

§ 162. 2. Die höfische **Kunstdichtung** verzweigt sich wiederum in 2 Hauptäste: die Ritter-**Epik** und die **Lyrik** des sog. Minnesangs und der Spruchdichtung, die sich aus den „Leichen" (§ 153) u. a. Volksliedern entwickelt.

a) Die **höfische Epik,** angeregt durch romanische, besonders französische Vorbilder (die nordfranzösischen der sogen. „Trouvères", die südfranzösisch-provençalischen der „Troubadours") und zunächst noch in engem Anschlusse an diese, wird um 1130 eingeleitet durch das Rolandslied des „Pfaffen" Konrad und das Alexanderlied des „Pfaffen" Lambrecht, dann um 1180 begründet durch die Eneït (Aneïde) des niederrheinischen Ritters Heinrich v. Veldecke, und auf die **Höhe** geführt durch die drei großen Meister, die sich namentlich den Hauptsagenstoffen des Rittertums zuwenden: dem weltlichen der Artussage mit ihren Ausläufern, und dem geistlichen der Gralsage. Es sind bekanntlich zwei oberrheinische Dichter: der Schwabe **Hartmann von Aue** († um 1225) mit den Artus-Epen Erek und Iwein, der Legende von Gregorius, alle 3 noch nach französischen Mustern, und dann der rein deutschen wundervollen Erzählung vom Armen Heinrich; gleichzeitig der Elsässer **Gottfried von Straßburg** (um 1210) mit der gleichfalls französischen Sage von Tristan und Isolde, die er aber mit selbständiger Meisterschaft behandelt. Ihnen gegenüber der tiefsinnigste aller mittelaltrigen Dichter, der Bayer **Wolfram von Eschenbach** (um 1170—1220), mit den großartigen Grals-Epen Parzival und Titurel und der französischen Sage vom Willehalm v. Oranse. — Den Ausklang bringen dann die Epigonen, besonders der Schweizer Rudolf v. Ems († 1254: Weltchronik, Legende vom guten Gerhart, u. a.); der Franke Konrad v. Würzburg († 1287: Engelhard, Trojanischer Krieg, Sagen vom Schwanritter, Otto mit dem Barte u. a.); der österreichische Geistliche Wernher der Gärtner (um 1240) mit dem Meisterstück aus dem heimischen Bauernleben, Meier Helmbrecht, der ältesten deutschen Dorfgeschichte. — Manche dieser Dichter sind nun zugleich Vertreter

§ 163. b) der **höfischen Lyrik,** die, im ganzen mit etwa 160 Dichternamen, in 4 Hauptstufen verläuft, welche sich zugleich mit landschaftlichen Gruppen berühren. 1. Die Anfänge, wie bei der Epik von Österreich ausgehend, sind noch mehr episch als lyrisch, einfach, volkstümlich-deutscher Art. So der Kürenberg, Dietmar v. Aist, der Spruchdichter Hergêr, gen. Spervogel (um 1180) u. a. — 2. Die

rheinfränkische Entwickelung unter französischen Einflüssen, und zwar unter nordfranzösischen Veldeke (vgl. oben), unter südfranzösischen der Pfälzer Friedrich v. Hausen, der Schwabe Hartmann v. Aue (vgl. oben), der Thüringer Heinrich v. Morungen, der Elsässer Reinmar „der Alte" von Hagenau, um 1195 in Österreich. Dieser, noch ganz romanisch geschult, bildet doch als Lehrer Walters schon den Übergang zur — **3. Höhe.** Diese stellen eigentlich nur die drei Dichter dar, welche, trotz romanischer Vorbilder, doch ganz an die heimische Volkslyrik anknüpfen (§ 169): der Bayer **Wolfram von Eschenbach,** allerdings mit nur wenigen, aber um so trefflicheren „Tageliedern" [Abschiedslieder der Liebenden beim Grauen des Tages]; dann der unbestrittene Meister, an volkstümlicher Kraft, naturwüchsiger Wahrheit und anmutigster Schönheit der Sprache alle überragend, der Tiroler **Walther von der Vogelweide** (um 1165—1230), gleich ausgezeichnet in allen drei lyrischen Gattungen: Lied, Leich und Spruch (vgl. § 201 ff.). Endlich der eigenartige Bayer Neidhart v. Reuenthal († um 1295), den manche allerdings schon — **4.** der Nachblüte, den Epigonen und der beginnenden Entartung zuweisen. Immerhin ragt auch hier noch hervor Ulrich v. Lichtenstein († 1275), dessen Selbstbiographie „Frauendienst" ein höchst lehrreiches Kulturbild entrollt. Heinrich v. Meißen, gen. Frauenlob († 1318) zeigt schon Ziererei und Spielerei. Höher stehen die Spruchdichter Reinmar v. Zweter († um 1260) und der bürgerlich-volkstümliche Freidank (1230), dessen berühmtes Werk „Bescheidenheit", d. h. Lebensweisheit, geradezu die klassische Vollendung mittelhochdeutscher Lehrdichtung darstellt. Aus dieser sind noch bedeutend: der Winsbeke, eine Sammlung trefflicher Ritterweisheit; der „Renner" des Hugo v. Trimberg (um 1300), und die Fabeln von Stricker (Pfaffe Amis um 1230), Boner (Fabelsammlung des „Edelsteins") u. a. —

§ 164. **3.** Dieser Fülle der Dichtung gegenüber tritt, wie gesagt (§ 160), während dieser Blütezeit die mhd. **Prosa,** zumal an Umfang, verhältnismäßig zurück. Die Sprache der Wissenschaft nämlich ist immer noch das Lateinische; auch die Geschichtsschreibung gebraucht die Fremdsprache, oder sie kleidet sich sofort in dichterisches Gewand, in den Reimchroniken, aus denen z. B. die Kaiserchronik (ca. 1147), die Weltchronik Rudolfs v. Ems, die Livländische (um 1290), und die Österreichische des Ritters Hornek (um 1300) zu erwähnen sind. Immerhin ist die Prosa des Amts- und Geschäftslebens gerade sprachgeschichtlich doch bedeutsam genug. Ihre wichtigsten Denkmäler sind: 1. **Eidesformeln** aller Art. — 2. **Urkunden,** die namentlich seit dem Emporkommen des Bürgertums, seit ca. 1250, immer mehr in heimischer Sprache abgefaßt werden. Von den Klöstern, Bischofssitzen und Hochschulen mit ihrer fast ausschließlichen Lateinsprache abgesehen, werden alle Rechts- und Verkehrs-Urkunden in Süddeutschland schon um 1300, in Mittel- und Niederdeutschland seit

ca. 1350 nur noch deutsch ausgestellt (vgl. § 117). Sie bilden dann nach Lautstand, Wortschatz, Satzform u. s. w. die Grundlage der eigentlichen Schriftprosa. Und aus dieser, namentlich aus den Urkunden der kaiserlichen und reichsstädtischen Kanzleien, werden wir dann später unsere neuhochdeutsche Schrift- und Gemeinsprache sich entwickeln sehen. — 3. **Rechtsbücher:** nach dem Vorbilde des niederdeutschen Sachsenspiegels (§§ 115 f.) entsteht z. B. der „Deutschenspiegel", sodann das „Landrechtbuch" oder der „Schwabenspiegel" (1275) für das süddeutsche Recht. Auch die Rechtsentscheidungen der sogen. Weistümer gehören hierher. — Endlich sind 4. sprachgeschichtliche Hauptquellen noch die deutschen **Predigten,** namentlich der Franziskaner. So kann David v. Augsburg († 1271) geradezu als Begründer, sein größerer Schüler Berthold v. Regensburg († 1272) schon als ein Meister mittelhochdeutscher Predigtsprache bezeichnet werden. — Indes beginnt, wie gesagt (§ 160), der volle Aufschwung der Prosa erst

§ 165. **B. während der zweiten Zeithälfte (ca. 1300—1500),** während welcher gerade die höfische Dichtung mehr und mehr ihrem Verfalle zueilt und verhältnismäßig rasch völlig erlischt. Hauptsächlich zeigt sich dies an folgenden Erscheinungen.

1. In der epischen Dichtung verhallen die letzten Nachklänge des alten Volksheldensangs in Liedern wie: vom „hürnen Siegfried", dem sogen. „jüngeren Hildebrandsliede" und anderen, die dann größtenteils in Kaspar von der Roens „Heldenbuche" (1472) gesammelt erscheinen. Vollen Verfall zeigen höfisch sein sollende zeitgeschichtliche Ritter- und Kunstepen, wie Kaiser Maximilians „Teuerdank" (1517), im Grunde ein trockenes unbeholfenes Reimwerk. Frischer dagegen blüht eine gleichfalls zeitgeschichtliche, doch volkstümlichere Epik auf, die unten beim Volksliede selbst zu würdigen ist (§ 169); frischer sind auch noch die Legenden, Schwänke und dgl., wie der „Weinschwelg", der freilich schon zur lyrischen Dichtung hinüberleitet. Soweit nun diese letztere selbst,

§ 166. **2.** die **Lyrik,** noch kunstmäßig gepflegt wird, artet sie mehr und mehr zur **Lehrdichtung** um, in der allerdings, einem Stricker, Boner u. a. folgend, ein Sebastian Brant († 1521) mit seiner berühmten Satire „Narrenschiff" auch sprachlich sich als Meister zeigt. Eigenartig mutet die schon von Spervogel (§ 103) begründete sprachkünstliche Priameldichtung an, sogenannt von praeambulum: eine Spruchdichtung in Form einer Reihe lose verbundener Vordersätze, denen ein möglichst lange aufgesparter, auf alle gemeinschaftlich als zusammenfassendes Schlußurteil anwendbarer Nachsatz folgt (vgl. Beispiele § 207). Diese — mit den Meistern Rosenblüt, Folz u. a. — führt zugleich zu der eigenartigsten Erscheinung dieser ganzen Verfallszeit:

§ 167. 3. dem **Meistergesang** des Bürgertums. Angeblich schon von Frauenlob (§ 163) begründet, erscheint er als der lehrhaft-spießbürgerliche Nachtreter der höfischen Lyrik, die mit dem letzten Minnesänger, dem Tiroler Wolkenstein († 1445), ausstirbt. Immerhin ist er gerade sprachgeschichtlich bedeutsam, sofern er eben die Pflege deutscher Sprache und Dichtung betont und, bei aller pedantischen Steifheit seiner „Tabulatur"-Regeln und seines zunftmäßigen Kleinbetriebes, doch national wirkt und in seinem Hauptvertreter Hans Sachs zu Ehren kommt. Letzterer (1494—1576) gehört allerdings schon dem Beginn des Neuhochdeutschen an (vgl. § 296).

Vor allem erzeugt nun aber dieser Zeitabschnitt zwei neue Erscheinungen, die auch sprachlich hochbedeutsam sind. Einerseits

§ 168. 4. die Anfänge des **deutschen Schauspiels:** erst des geistlichen im 14. Jahrhundert, welches an die lateinisch-kirchlichen „Mysterien"-Spiele anknüpft, die seit dem 11. Jahrhundert nachweisbar sind; dann des weltlichen im 15. Jahrhundert, das sich in Fastnachtsspielen und sonstigem „Mummenschanz" (d. h. Maskenspiel) ergeht und gerade in Hans Sachs wieder seinen ersten Meister findet. Andererseits — wie schon (§ 160) erwähnt —

§ 169. 5. das **Volkslied,** das zwar schon immer in Sprache und Sang des Volks gelebt, auch der Kunstdichtung stets neue Anregung und frisches Blut zugeführt und gerade im 12. Jahrhundert schon den besten Meistern höfischer Lyrik, mehr oder weniger bewußt, als Vorbild gedient hat (§ 163); das aber damals, von jener Kunstlyrik gleichsam zurückgedrängt und nur mündlich, ohne Aufzeichnung, fortgepflanzt, fast spurlos bleibt, und erst jetzt, nach deren Verstummen im 14. Jahrhundert, sich wieder hervorwagt, festen Boden gewinnt und im 15. Jahrhundert immer kräftiger aufwächst, um dann im 16. seine Vollblüte zu erreichen. Schon seit Ende des 14. Jahrhunderts hält man es auch der Beachtung, der Aufzeichnung, der Sammlung wert und gewinnt dadurch gerade für die Sprache der Bildung die unversiegliche Quelle frischen Lebens. Denn gerade hier ergeht sich unsere Muttersprache in den freiesten, kräftigsten und doch zugleich zartesten und anmutigsten Tönen, deren sie fähig ist. Alles besingt sie im unmittelbarsten Ausdruck des wirklich Erlebten und Erfahrenen, rasch und lebendig, natürlich und schlicht. Eben deshalb strömt auch sprachgeschichtlich hier eine der reichsten und klarsten Quellen für das Verständnis des eigentlichen Sprachlebens im Volke. Inhalt, Stoff und dichterische Form gehen dabei mehr die Litteraturgeschichte an. Doch ist für hier noch Folgendes wichtig. Neben den allgemeinen Liebes-, Natur- und Geselligkeitsliedern aller Art — denen sich noch eigentümliche Rätsellieder anschließen — sprießen auch solche für bestimmte Stände auf: Jäger- und Soldaten-, Landsknechts- und Reiter-Lieder, neben Bergmanns-, Handwerker- oder Wanderburschen-Weisen und den nicht minder flotten Studenten-, Scholaren- oder Spielmanns-

Sängen. Andererseits blüht — wie gleichfalls erwähnt (§ 165) — eine neue Volksepik als zeitgeschichtliche Gegenwartsdichtung auf, welcher noch mancher kräftig-frische Sang gelingt; so z. B. die Schweizersänge von der Sempacher oder Murtener Schlacht (1386, 1476), die Landsknechtslieder von der Pavier Schlacht (1525). Auch auf frühere Zeiten greift diese zurück, z. B. in den Liedern von Heinrich dem Löwen, vom Sänger Tannhäuser, vom edelen Moringer u. a.

§ 170. Was endlich 6. die **Prosa** dieser zweiten Zeithälfte angeht, so erfährt — wie gesagt (§ 160) — das sprachliche und auch das litterarische Verhältnis gegenüber dem ersten Abschnitt geradezu eine Umkehr: Je tiefer die Dichtung sinkt und verfällt, um so höher schwingt sich die Prosa auf. Einerseits tritt sie

a) völlig an die Stelle jener als epische Prosa der sogen. Volksbücher, in welche sich die absterbende Ritterepik geradezu auflöst (z. B. in „Herzog Ernst, Tristan" u. a.), welche indes auch volkstümlichere und urwüchsigere Stoffe behandeln (z. B. in dem ursprünglich plattdeutschen Till Eulenspiegel 1483 ff.). Dazu gesellen sich als erzählende Prosa die Übersetzungen. So die der Bibel, z. B. die Leipziger von Beheim, „clusenere" (Klausner) zu Halle 1343, die Stuttgarter 1351 u. a., die erste gedruckte wahrscheinlich um 1465 vom Drucker Eggestein in Straßburg. Ferner die von ausländischen Erzählungen, z. B. der französischen Romane: Kaiser Oktavian, die vier Haimonskinder, Melusine u. a. Um 1420 übersetzt Steinhöwel den griechischen Fabeldichter Äsop und den Italiener Boccaccio; desgleichen um 1470 Niklas von Wyle Schriften des Aeneas Sylvius und anderer Italiener. —

§ 171. Anderseits entwickelt sich b) die geistliche Prosa der deutschen Predigt gerade jetzt aufs reichste, besonders bei den Mystikern, z. B. Meister Eckhart († 1327), Heinrich Seuse (Suso, † 1366), Johannes Tauler († 1361), doch auch bei Weltpredigern wie Geiler von Kaisersberg († 1510) — sämtlich Sprachmeister, die als solche dem gewaltigsten von allen, Luther, für seine Begründung des Neuhochdeutschen auch auf diesem Gebiete, gleichsam als Vorläufer den Weg bereiten.

§ 172. Zugleich macht sich c) gerade in dieser Zeit auch die Geschichtschreibung von der bisherigen Lateinsprache mehr und mehr los und löst die im 14. Jahrh. so beliebten Reimchroniken durch deutsche Prosawerke ab. Als ältestes gilt die St. Gallener Chronik Christians des Küchenmeisters, eine deutsche Fortsetzung der lateinischen casus monasterii St. Galli (bis 1331); ihr folgen die Straßburger des Fritsche Closener, die Limburger, die Elsässische des Twinger v. Königshoven, und viele Städtechroniken.

§ 173. Daß endlich auch d) die Rechtsprosa in zahlreichen Stadt- und Landrechten fortgesetzt wird, versteht sich von selbst.

Inhaltlich wie sprachlich eines der wichtigsten Denkmäler ist das Freiberger Recht (14. Jahrh.), zugleich das älteste Denkmal deutscher Bergmannssprache.

III. Sprachgeschichte und Sprachcharakter des Mittelhochdeutschen.

§ 174. **1.** An **Gebiet** zunächst gewinnt das Mhd. vor allem im Osten. Schon in der ahd. Periode wird (unter den Ottonen und Saliern) die Elbe überschritten und das Slaventum zurückgedrängt, und das setzt sich auch nun noch unaufhaltsam fort. Im Norden allerdings ist es ja (vgl. § 119) das Niederdeutsche, welches vordringt (Heinrich der Löwe); aber im heutigen Sachsen, Schlesien, Böhmen und Siebenbürgen, anderseits in Preußen und den (heute russischen) Ostseeprovinzen setzen sich Mitteldeutsche fest (Deutscher Orden). Und so entfaltet in der That gerade in dieser mittelhochdeutschen Zeit unsere Sprache und Nationalität nach außen ihre größte Kraft!

§ 175. **2.** Der Bestand der **Mundarten** bleibt ungefähr derselbe wie in ahd. Zeit. Nur gewinnt, wie eben gesagt, durch die große Kolonisation im Osten unter allen Dialekten das Mitteldeutsche eine immer herrschendere Stellung. Wiegen in der Blütezeit des Mittelhochdeutschen die oberdeutschen Mundarten, zumal das Österreichisch-Bayerische und das Schwäbische vor, so treten gegen Ende der Periode die mitteldeutschen in den Vordergrund, und auf ihrer Grundlage bildet sich allmählich eine über den Mundarten schwebenden Gemeinsprache, welche dann zur nhd. Periode überleitet (vgl. § 258 ff.).

§ 176. **3.** In seinem **Charakter** endlich zeigt das Mhd. — wie aus allem Früheren ersichtlich — zunächst

a) bezüglich der Sprach**form**, einerseits zwar jene lautlich-sinnlichen Verluste: Trübung und Schwächung namentlich der auf die Stammsilbe folgenden Vokale in ein unterschiedsloses e, überhaupt Verschleifung der Silben und dgl. Doch bewahrt es andererseits, wenigstens auf seiner Höhe, in den Vokalen der Stammsilben selbst und vollends in den Konsonanten noch eine reiche Fülle von Wohllaut und Kraft. Es erhält noch viele der alten Vollformen und beobachtet vor allem — zumal gegenüber der Verwilderung im 10. Jahrh. — mit großer Sorgfalt die Gesetze der Formenbildung und Betonung. Ja es entwickelt sie noch weiter zu ungemeiner Mannigfaltigkeit und Kunst.

§ 177. Man scheidet z. B. noch sehr genau lange und kurze Stammsilben und bewahrt ihren Einfluß auf das folgende e, wie in sagte, frâgete; deshalb spricht man auch sehen einsilbig, sâhe zweisilbig; das Verschleifungs-e der Flexion selbst, im Mhd. durchweg tonlos, bleibt vielfach wenigstens tieftonig (z. B. deme blindeme degene neben: dem blinden degen); ie, uo gelten noch als

Doppelvokale (li-ez, bru-oder). Die Wurzelvokale klingen noch voll und werden durch den Umlaut bereichert (§ 100 ff.). Bei den Konsonanten erfahren — wohl unterm Einfluß des Niederdeutschen — die harten Laute (tenues) p, k im Anlaut eine teilweise Rückverschiebung in die weicheren (mediae) b und g (vgl. § 91 Beispiele: ahd. pruodar, pir, karto wird mhd. bruoder, ber, garte u. s. w.). Sonst freilich verschwinden die ahd. Vollformen mehr und mehr. Interessant ist das einzige Beispiel einer erhaltenen im Nibelungenliede (Aventiure 17, Str. 11, bei Lachmann Str. 953): ermorderôt statt des sonstigen ermordet, mit folgendem Reime tôt. —

Dabei findet infolge der Wanderungen höfischer Sänger durch Ober- wie Niederdeutschland, eine gewisse Mischung des Ober- und Niederdeutschen statt, wodurch gleichfalls die mhd. Gesamtsprache flüssiger, geschmeidiger und melodischer, also gerade für die Lyrik um so geeigneter wird. —

§ 178. **b)** Auch im Sprach**gehalt** erfährt das Mhd. zunächst bedeutsame Veränderungen und Bereicherungen. Die großen Zeitbewegungen: die Glanzentfaltung des Rittertums, die Kämpfe zwischen Kaiser- und Papsttum, die Römerzüge des ersteren und die Kreuzzüge des gesamten Abendlandes, die Berührungen der Völker unter einander und mit der bunten Welt des Orients: alles dies muß, wie es in den Anschauungen, den Sitten und dem Leben aller europäischen Völker, und so auch des deutschen, einen ungeheuern Umschwung hervorbringt, eben so ganz naturgemäß auch auf unsere Litteratur und deren Mittel, die Sprache, den gewaltigsten Einfluß ausüben.

§ 179. Insbesondere ist französischer Einfluß groß. „Die romanische Tochter setzt das Werk der römischen Mutter fort." Die noch von den Kelten ererbte Neigung zu ritterlichem Sport haben die, aus Franken nunmehr zu Franzosen entwickelten Westnachbarn allmählich so entfaltet, daß im 12. Jahrhundert Frankreich geradezu als „die hohe Schule für Anstand und gute Sitte", als „Mutterland und Hochburg" des ‚feinen' Rittertums und des ‚höfischen' Lebens gilt. Durch die Kreuzzugsbewegung in engere Berührung damit gebracht, wird nun Deutschland gelehrige Schülerin der Fremde und verpflanzt — mit dem Rittertum selbst und anderer, unzweifelhaft ja förderlichen Kultur-Einfuhr von dorther — auch in seine Litteratur, und damit selbstverständlich auch in seine Sprache eine Menge ausländischen Besitztums. Aber auch hier bewährt es — wie das Ahd. — zunächst noch die lebendige Kraft sprachbildender Umdeutschung.

§ 180. An Beispielen vgl. als ältestes französisches Lehnwort den Ausdruck „fein" selber von franz. fin (aus lat. finitus, beendet, vollendet, dann: vollkommen). „Höfisch", mhd. hövesch, ist Übersetzung des franz. courtois, vgl. Kurtoisie: Höflichkeit; das Gegenteil: dörperlich, woraus tölpelhaft, Übersetzung von vilain. Umgewandelt sind z. B. Abenteuer, mhd. âventiure, aus frz. aventure, vom spätlat. adventura, Ereignis; Turnier, turnieren, v. frz. turnoi, turnoyer, sich im Kreise drehen (vgl. auch Turnen, Turner!); Preis v. frz. prix (lat. pretium) u. v. a. Auch ursprünglich deutsche, dann nach Frankreich verpflanzte Wörter kehren im französierten Modekleid zurück, z. B. Herold vom frz. héralt, héraut, dies vom ahd. hariwalto, Heer(es)walter; Banner v. frz. banière, dies vom got. bandva, Zeichen; Balkon v. frz. balcon, v. ahd. balko, Balken u. s. w.

§ 181. Überhaupt wird — wie es schon im Ahd. begonnen (§ 134) — so auch im mhd. Wortschatz, der ganzen Zeitrichtung gemäß, die Bedeutung immer mehr vergeistigt, die Zahl der Abstrakte vermehrt, und ihr Sinn nach der sittlichen Seite gewendet. Schlagworte der Zeit sind mâze (Selbstbeherrschung), zuht, minne, saelde (Glück), staete (Beharrlichkeit). Aus dieser Ritterzeit stammen eine Menge von Wendungen, die geradezu das Ritterleben wiederspiegeln, die wir aber im Nhd. ganz übertragenen Sinnes gebrauchen, z. B.: in die Schranken treten, den Fehdehandschuh hinwerfen; aus dem Sattel heben, ausstechen, im Stiche (liegen) lassen, sich die Sporen verdienen, in allen Sätteln gerecht (gerichtet) sein u. s. w.

§ 182. 4. Nach 1300 zeigt sich allerdings — entsprechend dem Sinken des Rittertums selbst zum bloßen Raubritterwesen — auch in höfischer Sprache wie Litteratur mehr und mehr der Verfall. Die Manigfaltigkeit schwindet vor der Eintönigkeit, die Regelmäßigkeit vor der Willkür, die Sorgfalt vor der Nachlässigkeit, die Feinheit vor der Roheit.

So werden z. B. allmählich alle betonten Kürzen vor Konsonanten lang gedehnt (aus sage wird sâge, aus gibe gëbe, aus han hân Hahn, aus sun sôn Sohn u. s. w.); die Vokale werden immer mehr getrübt (vgl. § 99, 103); die Anlaute, namentlich sl, sm, sn, sw, immer zische nder (aus slahe, smërze snel, swer wird schläge, schmerze, schnell, schwër). Überall in Sprache und Schrift reißt Verwirrung ein. Statt des früher wenigstens vorhandenen Strebens nach Einheit folgt ein regelloser Kampf der Dialekte um die Vorherrschaft und damit allgemeine Zersplitterung. „Die Schriftsteller dieser Zeit, sagt J. Grimm, vergröbern stufenweise die frühere Sprachregel und überlassen sich den Einmischungen landschaftlich gemeiner Mundart." Die Roheit der Zeit spiegelt sich noch heute in Ausdrücken wieder wie: Rädelsführer, brandschatzen (eig. Kriegssteuer zur Abwendung des Niederbrennens auflegen) u. a. Auch der bürgerliche Meistersang thut dem keinen wirklichen Einhalt, da die Gesetze seiner „Tabulaturen" (vgl. § 167) vorwiegend auf Äußerlichkeiten, auf pedantische Silbenzählerei und mechanische Reimzwängerei hinauslaufen. Auch hat der bedeutendste der Meistersänger, Hans Sachs, nicht eigentlich hochdeutsch, sondern in fränkischer Mundart gedichtet, gehört übrigens — wie gesagt (§ 167) — schon der nächsten Periode an. Zu dieser zählen schließlich auch die sprachlichen Verfallerscheinungen, die im Gefolge des Humanismus und der Gelehrtenherrschaft eintreten (§ 287 ff.).

IV. Sprachliche Einzel-Ausführungen zur Litteratur des Mhd.

A. Zur höfischen Volks-Epik. (Beispiele: Nibelungenlied, Gudrun).

§ 183. 1. In der Übergangszeit zum Mhd. ist, wie wir sahen (§ 140 ff.), die Sprache zwar meist noch konkret, anschaulich, auch lautlich noch wohlklingend; aber in der Satzfügung nicht selten unbeholfen und schwerfällig. Dichter wie Übersetzer haben zwar den besten Willen, aber meist nicht die Kräfte dazu, die Muttersprache auch nach dieser Seite zu fördern. Das wird nun – wie wir gleichfalls sahen (§ 159) — gleichsam über Nacht anders, als „der Meißel den Händen der Geistlichen entsinkt und von den Rittern ergriffen wird." Da ersteht — wie Weise schön sagt — „ein Bauwerk, dessen hohe Hallen auf herr-

lichen Säulen ruhen, in dessen gewaltigen Sälen schmucke Bilder kühner Recken hängen: der Prachtbau der höfischen Sprache." Entsprechend der von Frankreich übernommenen feineren Sitte und Lebensart, sucht man nun auch dem gesprochenen und geschriebenen Satze eine gefälligere Form, mehr Schliff und Glätte, mehr Rundung und Anmut zu geben. Wohl haben die Wortstämme viel von ihrer Durchsichtigkeit, die Endungen von ihrer Klangfülle eingebüßt (§ 176f.); dafür aber sind die Sätze geschmeidiger und gelenker geworden, die Darstellung gewandt und gefügig, dabei zugleich warm und gemütvoll, und der Ausdruck klarer und gerundeter. — Im **Stile** speziell ist der rasche, oft sprunghafte Gang der Erzählung und der dramatisch belebte Gang der Handlung, wie ihn das alte Volksepos zeigt, in Wegfall gekommen. Man „versenkt sich jetzt mehr in das Zuständliche, Einzelne, und schildert mit epischer Breite und Behaglichkeit", — sei es die äußeren Umstände: Hoffeste und Turniere, Kleidung und Ausrüstung der Beteiligten; oder das Innenleben der Helden: ihre Gedanken, Empfindungen und Stimmungen. Dabei tritt die Persönlichkeit der Dichter oft stark hervor. Während früher überall der gleiche epische Stil begegnet und bestimmte Formeln und Wendungen sich wiederholen (§ 140, 151), färbt sich nun die Sprache bei den verschiedenen einzelnen Dichtern oft ganz persönlich-eigenartig, füllt sich mit Betrachtungen, belebt sich mit Gegensätzen. „Neben der weichen, gefällig klingenden, dabei von Leidenschaft durchglühten Schreibweise eines Gottfried v. Straßburg steht die gedrungene, kraftvolle, oft dunkle Sprache eines Wolfram v. Eschenbach."

§ 184. 2. Eigenartig ist nun besonders in dem erneuerten Volksheldensange die sprachliche Mischung des Alt-Volkstümlichen mit dem Ritterlich-Höfischen. „Neben den alten Schatz epischer Formen — sagt Lamprecht — und den raschen bilderarmen Fluß der Erzählung in den älteren Bestandteilen tritt (in den neueren der Überarbeitungen) die breitschildernde Art des Ritterromans; und Phrasen höfischer Konvenienz finden sich gelegentlich in den sonst so kurz angebundenen Reden alter Recken. Es ist, als ob ein moderner Baumeister hehre Ruinen einer fernen Vorzeit für den Gebrauch des modernen Lebens ausgebaut und vervollständigt hätte." — Im Vergleich mit dem epischen Stile Homers erscheinen übrigens — wie Scherer ausführt (Deutsche Litteraturgesch. S. 108ff.) — beide, Nibelungenlied wie Gudrun, noch außerordentlich sparsam, einfach und knapp. Zwar werden Beseelungen häufiger; es erwacht das Verlangen, schmückende Beiwörter einzustreuen und die Rede durch Vergleiche zu beleben. Doch steht das alles an sprachlicher Mannigfaltigkeit, an sinnlicher Fülle und lautmalerischer Pracht dem hellenischen Altmeister weit nach. Verhältnismäßig am meisten erhalten noch die Waffen malende Zusätze: so die „schneidenden, scharfen, breiten oder lichten" Schwerter, die „goldfarbenen" Schilde, die „stein- oder stahlharten" Helme und Spangen. Selten sind ausführlichere Schilderungen, z. B. die des Siegfried-Schwertes Balmung (Lachm. Strophe 896):

Ouch fuorter (führte er) *Palmungen, eine ziere* (schöne) *wâfen breit,*
Sô starc unt ouch sô scherpfe (scharf): *wie vreislich* (schrecklich) *ez sneit* (schnitt),
Swâ (so oft) *man ez sluoc ûf helme! sîn ecke wâren guot.* . . . u. s. w.

Die persönlichen Beiwörter der Helden und Heldinnen sind vielfach stehende: Gunther der Reiche, Siegfried der Starke, Gere ein Recke gut, die minnigliche Jungfrau u. s. w.; oft auch „schlichte Hinweisungen auf das Ideal": „tapfer, kühn schnell, schön"; zuweilen nachdrücklich verstärkt: „sehr tapfer, sturmkühn, hochgemut, wunderschön"; zuweilen auch charakteristisch gewählt: so, wenn Rüdeger der „Freigebige", Eckart der „Getreue", Hagen der „Grimme" heißt. Im

übrigen beschränkt sich das Malerische auf Nächstliegendes, fast Selbstverständliches: „weiße Hand, roter Mund, glänzende Augen, gelbes Haar," kehren ebenso oft wieder: wie: „das rote Gold, der grüne Wald, die breite Linde, der kalte Brunnen, das wilde Meer." — An Gleichnissen — deren Homers Ilias 189, die Odyssee 36, Vergils Äneis 77 zählt, darunter bekanntlich sehr ausgeführte bis zu 10 und mehr Versen — enthält das Nibelungenlied höchstens 20 und fast durchweg sehr knappe und kurze. Zwei der schönsten sind die bekannten kurz auf einander folgenden Vergleichungen Kriemhilds mit dem Morgenrot und dem Monde (Lachmann Str. 280, 282):

Nu gie (ging) *diu minneclîche, alsô der* (als wie das) *morgenrôt*
tuot ûz den trüeben wolken . . .
und: *Sam der liehte mâne* (Mond) *vor den sternen stât,*
des schîn sô lûterlîche (lauter, rein, hell) *ab den wolken gât,*
dem stuont si vil gelîche (dem ganz gleich stand sie) . . . —

ein Bild, das dann später, als Echo in Kriemhilds eigenem Munde, umgekehrt auch auf Siegfried angewendet wird (Lachm. 760):

wie rehte herrenlîche er vor den recken gât,
alsam der liehte mâne vor den sternen tuot!

Häufig sind, wie bei Homer, die Vergleiche mit Tieren, doch ebenfalls viel kürzer. Während dort in naturwahrster Kleinmalerei und oft großartigster Pracht die Erscheinungen des mähnenschüttelnden Löwen, des geschmeidigen Panthers, des scharfzahnigen Ebers geschildert werden, heißt es hier nur ganz knapp:

(Lachm. 98): *alsam die lewen wilde sie liefen an den berc . . .*
(„ 917): *sam zwei wildiu pantel sie liefen durch den klê . . .*
(„ 1883): *er gie vor sînen vînden alsam ein eberswîn*
ze walde tuot vor hunden . . .

Übrigens zeigen solche Beispiele zugleich, wie neben stehenden Ausdrücken auch noch formelhafte Wendungen und ganze Verse wiederkehren, ganz wie im alten Volksepos und bei Homer.

§ 185. 3. Nach allem dem ist also die Darstellung die denkbar einfachste. Gewisse altgermanische Formen des Ausdruckswechsels sehen wir noch erhalten; doch ist mit dem Wegfall der Allitteration ihre Anwendung sparsamer geworden, die Fülle der Synonyme zusammengeschmolzen. Jene stehenden Beiwörter und Wendungen geben dem Stile noch das ehrwürdige Gepräge des Überlieferten; doch werden sie mit Maß, mit sichtlicher Vermeidung allzu ausgefahrener Gleise, also mit künstlerischem Geschmack verwendet. „Manches altertümliche Wort, sagt Vogt, und manche schöne Freiheit der Wortstellung vollenden den bescheidenen Vorrat der äußeren Mittel, durch welche die Sprache sich über die Prosa erhebt. Er reicht nicht aus, um uns durch die poetische Form über die Inhaltleere der meisten freien (und späteren) Erweiterungen des sagengemäßen Grundbestandes hinweg zu täuschen. Und auch der alte gewaltige Stoff selbst konnte in dieser schlichten Form nicht jene erschöpfende künstlerische Ausführung des Einzelnen erhalten, die wir am griechischen Epos bewundern. Aber die ernste Kraft und Größe seiner Motive und Charaktere gelangt doch in ihr zu angemessenem Ausdruck, und eine verhaltene Stärke und Tiefe der Empfindung spricht grade aus dieser schmucklosen Hülle mit derselben anteilheischenden Gewalt zum Herzen, wie sie uns in den Versen der ältesten Lyrik lockt." —

§ 186. In der That, so möchte ich hinzufügen, entspricht gerade diese schlichte Innigkeit der Sprache, dieser einfachste Ausdruck natürlicher

Anschauung und Empfindung und naiver Herzlichkeit, unserm deutschen Gemüte noch mehr und muß jedes unverbildete deutsche Herz eigentlich noch tiefer, gewaltiger fassen, rühren und erschüttern, als selbst die homerische Darstellung und Ausdrucksweise. Gewiß bewundern wir an dieser die unvergleichliche Anmut, Klarheit und Formenschöne; wir lernen — mit Schiller — ihre „trockene Wahrhaftigkeit", ihre „strenge und spröde" Naturhaftigkeit, ihre ruhige Objektivität als ein Einzigartiges in der ganzen Weltdichtung würdigen; und alles das bereitet unserm ästhetischen Gefühle den höchsten Genuß; in allem dem erkennen wir dem Griechen den unbestrittenen Preis zu. Aber ins tiefste Herz und Gemüt greift doch mehr noch die Sprache des heimischen Epos, eben weil sie — Fleisch von unserm Fleisch, Geist von unserm Geist — eine noch erschütterndere Tragik, einen noch tieferen Gemütsinhalt, mindestens mit gleicher Naturwahrheit und in noch viel anspruchsloserer Schlichtheit und Einfalt, und dabei doch voll edler Kraft und Weihe vorführt, hierin also den Preis herzlicher Innigkeit und ebenso der Tiefe wie der Wärme des Gemüts davon trägt.

§ 187. **4.** Zur Veranschaulichung des Unterschiedes in Sprache, Ausdruck und ganzer Darstellungsweise nur zwei Proben ähnlicher ergreifendster Stellen je aus Ilias und Nibelungenlied in Übersetzung.

1. a. Abschied Hektors von Andromache (Ilias 6, 405 ff.),

Aber neben ihn trat Andromache, Thränen vergießend,
Drückt ihm umklammernd die Hand und redete, also beginnend:
„Böseſter Mann, dich tötet dein Mut noch! und du erbarmst dich
Nicht des stammelnden Kindes, noch mein, des elenden Weibes,
Ach! bald Witwe von dir! denn dich töten gewiß die Achaier
Alle, daher dir stürmend! Allein mir wäre das Beste,
Deiner beraubt, in die Erde hinabzusinken; denn weiter
Ist kein Trost mir übrig, wenn du dein Schicksal vollendest,
Sondern nur Weh! Denn ich habe nicht Vater mehr ja noch Mutter.
Meinen Vater erschlug mir der göttliche Streiter Achilleus . . .
Hektor, siehe du bist mir jetzo Vater und Mutter
Und mein Bruder allein, o du mein blühender Gatte!
Aber erbarme dich nun und bleib allhier auf der Mauer.
Mache doch nicht zur Weise das Kind und zur Witwe die Gattin . . ."
Ihr erwiderte drauf der helmbuschumflatterte Hektor . . . .
„Mich auch härmt das alles, o Trauteſte, aber ich scheue
Trojas Männer zu sehr . . . mich dauert kein künftiges Elend
So wie deins, wenn ein Mann der erzumschienten Achaier
Weg die Weinende führt, der Freiheit Tag dir entreißend . . ."
Und er streichelte sie und sprach voll erbarmender Wehmut:
„Armes Weib, nicht mußt du zu sehr mir trauern im Herzen!
Wider das Schicksal wird mich niemand senden zum Hades.
Aber freilich entrinnt kein Mensch auch seinem Verhängnis.
Gehe nun heim und besorge zu Haus die Frauengeschäfte,
Spindel und Webestuhl . . . Der Krieg gebühret den Männern
Allen, und mir am meisten, die Ilios' Veste bewohnen."

b. Abschied Siegfrieds von Kriemhild (Nib. 16, 861 ff.), wobei zu beachten, daß letzterer nur zu einer Jagd auszuziehen vermeint.

Da ging der kühne Degen, wo er Kriemhilden fand . .
Da küßte er sein trautes Herzlieb wohl auf den Mund:
„Gott lasse mich dich, Frauc, wiedersehn gesund,
Und mich auch deine Augen! Mit den Verwandten dein
Wirst du dir Kurzweil machen. Ich kann hier leider nicht mehr sein."

Da dachte sie der Worte — sie getraute sich's nicht zu sagen —
Die sie Hagen vordem fragte; und da begann zu klagen
Die edle Königin, daß sie je gewann den Leib [das Leben];
Da weinte ohne Maße des kühnen Siegfried edles Weib.
Sie sprach zu dem Recken: „Ach, laßt das Jagen sein!
Mir träumte nachts so leidvoll, wie euch zwei wilde Schwein
Über die Heide jagten; da wurden Blumen rot.
Daß ich so sehr nun weine, das thut mir armem Weib die Not.
Ich fürchte, mein Herr Siegfried, so manches Mannes Rat . .
Die uns hier anthun könnten feindseligen Haß.
Drum bleibet, lieber Siegfried, in Treuen rate ich euch das."
Er sprach: „Liebe Fraue, ich kehr in kurzen Tagen
Zurück; weiß keinen Feind auch, der Haß mir sollte tragen" . . .
„Ach nein, mein Herre Siegfried, doch fürcht ich deinen Fall.
Mir träumte nachts so leidvoll, wie über dir zu Thal
Zwei ganze Berge fielen; ich sah dich nimmermehr!
Willst du nun von mir scheiden, das grämt mich innerlich so sehr."
Mit Armen da umfing er das tugendreiche Weib;
Mit minniglichen Küssen herzt er den schönen Leib.
Mit Urlaub von dannen schied er dahin zur Stund.
Sie sah ihn darnach leider, ach! leider nimmermehr gesund.

§ 188. **2. a.** Hektors Tod (Ilias 22, 295 ff.).

Nun erkannte Hektor sein Los im Geist und begann so:
„Wehe mir doch, nun rufen zum Tod mich wahrlich die Götter.
Nun ist nahe der Tod, der schreckliche, nimmer mehr ferne,
Auch kein Entfliehn . . mich ergreift nunmehr das schlimme Verhängnis.
Doch nicht kampflos will ich, nicht ruhmlos also vergehen,
Nein ein Großes noch thun, wovon noch höre die Nachwelt".
Also sprach er und zog das scharf geschliffene Schwert aus . . .
Stürmte zum Sprunge gekrümmt, wie ein hochfliegender Adler . . .
Gegen ihn drang der Pelide . . . voll Wut auf den göttlichen Hektor,
Spähend den schönen Leib, wo der eine Blöße sich gebe . . .
Dort, wo das Schlüsselbein den Hals begrenzt und die Achsel,
Schien die Kehl ihm entblößt, die gefährlichste Stelle des Lebens:
Dort mit dem Speer anstürmend durchstach ihn der starke Achilleus,
Daß ihm hindurch aus dem zarten Genick die Spitze hervordrang.
Und er entsank in den Staub; da rief frohlockend Achilleus . . .
Drauf begann schwachröchelnd der helmbuschumflatterte Hektor:
„Dich beschwör ich beim Leben, bei deinen Knien und den Eltern:
Laß mich nur nicht an den Schiffen die Hunde schimpflich zerreißen . .
Sondern den Leib entsende gen Ilios, daß in der Heimat
Trojas Männer und Frauen des Feuers Ehre mir geben."
Finster schaute und sprach der hurtige Läufer Achilleus:
„Nimmer beschwöre, du Hund, bei den Knien mich noch bei den Eltern!
Ha, daß Zorn mich und Wut erbitterten, roh zu zerschneiden
Und zu fressen dein Fleisch für alles, was du mir anthatst . . .
Nimmer auch soll dir jemand vom Haupte die Hunde verscheuchen . . .
Nein, die Hunde, die Vögel, sie sollen dich völlig zerfleischen."
Wieder begann, schon sterbend, der helmbuschumflatterte Hektor:
„Wahrlich ich kenne dich . . . auch dein ehernes Herz in dem Busen . . .
Denke des Tags . . . auch du fällst dort am Skäischen Thore."
Als er dieses geredet, umfing ihn das Ende des Todes.
Aber die Seel aus den Gliedern entfloh in die Tiefe des Hades,
Klagend ihr Jammergeschick, verlassend Jugend und Mannkraft.

b. Siegfrieds Tod (Nib. 16, 918 ff.).

Held Siegfrieds Zucht und Tugend, fürwahr die waren groß.
Den Schild legt' er nieder, da, wo der Bronnen floß.
Wie sehr ihn auch dürstet, der Held doch nicht draus trank,
Bevor der König tränke: der sagt' dafür ihm bösen Dank.
Da büßt' er seine Tugend: sein Schwert und Bogen weit
Trug Hagen alles heimlich von ihm hinweg beiseit;
Dann sprang er schnell zurücke und nahm den Ger zur Hand,
Und sah nach jenem Kreuze auf des Kühnen Jagdgewand.
Und während nun Herr Siegfried über dem Bronnen trank,
Schoß er ihn durch das Kreuze, daß aus der Wunde sprang
Das Blut aus seinem Herzen, bis hin auf Hagens Kleid —
Kein Held mag je vollbringen so falscher Unthat schmählich Leid!
Im Herzen ließ er stecken ihm da den starken Ger.
Doch lief in seinem Leben dann Hagen nie so sehr,
Zur Flucht so voller Ängste vor irgend einem Mann,
Als, da der starke Siegfried die Wund' zu merken nun begann.
Der Held in wildem Toben auf von dem Bronnen sprang —
Ihm ragte aus dem Herzen noch die Gerstange lang,
Er wähnte noch zu finden Bogen oder Schwert —
Dann wahrlich wäre Hagen nach seinem Dienst der Lohn gewährt! . . . .
Doch nun erblich die Farbe, er konnte nicht mehr stehn,
Seines Leibes Stärke sie mußte gar zergehn,
Da er des Todes Zeichen in lichter Farbe trug.
Hernach ward er beweinet von schönen Frauen ach! genug.
Da sank in die Blumen der Kriemhild trauter Mann;
Man sah, wie aus der Wunde das Blut in Strömen rann.
Da hub er an zu schelten — ihn zwang die bittre Not —
Die gegen ihn geratschlagt so treulos hatten auf den Tod.
Da sprach der Todeswunde: „Weh euch, ihr bösen Zagen!
Was helfen meine Dienste, da ihr mich nun erschlagen!
Ich hielt euch stets die Treue — und das ist nun mein Lohn!
Ihr habt für eure Freunde fürwahr recht üblen Dankes Hohn!
Dadurch sind nun geschändet, was ihrer wird gebor'n
Auch noch nach diesen Zeiten. Ihr habet euern Zorn
Allzusehr gerochen hier an dem Leben mein!
Mit Schimpf und Schand geschieden sollt ihr von guten Recken sein!" . . .
Da sprach der grimme Hagen: „Ich weiß nicht, was ihr klagt!
All unsre Angst und Sorge, sie ist ja nun versagt.
Jetzt finden wir wohl wenig, die trotzten unsrer Kraft!
Wohl mir, daß vor dem Helden ich zeitig habe Rat geschafft!"
„Ihr mögt euch leichtlich rühmen", sprach Siegfried darauf hin.
„Hätt ich an euch erkannt den mörderischen Sinn,
Vor euch hätt ich bewahrt mir Leben schon und Leib!
Mich dauert nichts so schmerzlich als nur Kriemhild mein trautes Weib.
„Auch mög es Gott erbarmen, daß mir ward ein Sohn!
Was man ihm später kündet, zum Schimpf wird's ihm und Hohn:
Daß seine Verwandten Einen meuchlings haben erschlagen —
Könnt' ich's zu Ende bringen, darüber sollt' ich billig klagen." . .
Die Blumen allenthalben vom Blute waren naß.
Da rang er mit dem Tode — nicht lange that er das.
Denn ach! des Todes Waffe, die schnitt ihn allzu sehr —
Drum mußte schweigend sterben alsbald der Recke kühn und hehr.

§ 189. **4.** In Sprache und Stil lehnt sich das Gudrunlied im wesentlichen ganz an das Nibelungenlied an, zeigt aber — der etwas späteren Abfassungszeit und zugleich dem milderen Inhalte und glücklichen Ausgange entsprechend — auch eine weichere, doch keineswegs etwa weichliche, vielmehr gleichfalls einfache, naive, oft kraftvolle und ebenso oft tief ergreifende Darstellungsweise. Auch auf diese könnte man also den bekannten Vergleich mit Homers Odyssee übertragen, oder auch — gegenüber dem Nibelungenliede — das gleichfalls beliebte Zitat aus Uhland anwenden:

Das eine — furchtbar prächtig wie blut'ger Nordlichtschein,
Das andre — süß und milde, als blickte Vollmond drein.

Hie und da klingt allerdings schon ein mehr höfischer, ein etwas gesuchterer Zug an; aber bei der überaus entstellten Überlieferung ist es wahrscheinlich, daß das nur den späteren Verschlimmbesserern zur Last fällt. Immerhin zeigt auch die Strophenform eine Fortbildung, indem sie sich von der Nibelungenstrophe durch eine fünfte Hebung in der letzten Halbzeile und weiblichen (zweisilbigen) Reim in den beiden letzten Langzeilen unterscheidet, wie die folgende Probe zeigt. (Genaueres über beide Strophen, wie überhaupt über die dichterischen Formen, folgt in den Vorbegriffen zur Litteraturgeschichte.)

Nibelungenstrophe.

Ez wúohs in Búrgónden ein vil édel mágedîn,
dáz in állen lánden niht schóeners móhte sîn,
Kriemhílt was sí geheízen: und wás ein schóene wîp.
dar úmbe múosen dégene víl verliesén den lîp.
Es wúchs in Búrgúnden solch édel Mägdeleîn,
Dáß in állen Lánden nichts Schönres kónnte sein.
Kriemhild war sie geheißen und wár ein schönes Weib,
Um die viel Dégen mußten verlieren Lében únd den Leíb.

Gudrunstrophe.

Ez wúohs în Irlánde ein rîcher künec hêr,
geheízen wás er Sigebant, sîn váter dér hiez Gêr.
sîn múoter díu hiez Uote, und wáz ein küniginne.
dúrch ir hôhe túgende sô gezâm dem rîchen wól ir minne.
Es wúchs in Irlánden ein reicher König héhr,
Geheißen wár er Siegband, sein Váter dér hieß Gér.
Seine Mútter die hieß Ute, und wár eine Königinne;
Ob íhrer hóhen Túgend geziemte wóhl dem Reichen íhre Minne.

B. Zur höfischen Kunstepik.

Zu dem Früheren (§ 159, 162, 183) bedarfs nun einiger Einzelausführungen.

§ 190. **1.** Als Begründer höfischer Kunst-Epik und -Lyrik gilt **Heinrich von Veldeke** (§ 111, 162), in sprachlicher Hinsicht besonders wegen folgender Fortschritte: 1. Statt des bloßen Assonanz-Reims der Vorgänger (Otfrieds u. a. § 151 ff.) verwendet er den wirklich reinen Endreim, in der Enéit in leichtflüssigen Reimpaaren, in den Liedern in oft kunstvollen Strophen. 2. Gegen die frühere wortkarge Knappheit ist — durch die französischen Vorbilder beeinflußt — seine Sprache lebhaft, fließt in bequemer Breite, oft bilderreich und anschaulich dahin, zwar manchmal noch umständlich und ungelenk, doch schon

durch manche stilistische Künste glänzend, wie schnellen Redewechsel, Stichomythie, Reimwiederholungen u. s. w. — Als Mastrichter gebraucht er die niederrheinisch-vlämische Mundart; doch werden seine Dichtungen sofort mittelhoch- oder mitteldeutsch überfirnißt, und verschaffen durch weite Verbreitung ihm hohen Ruhm; gilt doch, wie bereits früher (§ 111) gesagt, gerade dieser Dialekt bis nach Österreich hin als „vornehm", so daß man gern vlämische Wendungen einstreut. Schon Gottfried von Straßburg singt von ihm (Tristan V. 4724 ff.):

von Véldéken Heinrîch,
der sprach ûz vollen sinnen,
wie wol sanc er von minnen!
die besten gebent im einen prîs:
er impete (impfte) *daz êrste rîs*
in tiutscher Zungen u. s. w.

Als Probe ein Stückchen aus der Eneit (Aenas sieht seine Boten zurückkommen; man beachte den schnellsten Redewechsel und das niederdeutsche Idiom):

he sprak: „wat hât ihr fonden?"
„allet goet!" „ende wat?"
„Kartâgô." „wat es dat?"
„et is en borch (Burg) *hêre."*
„dorch (bei) *got, segget mêre:*
„es si iet verre (fern)*?" „nein, si es nâ."*
„vondet ir den koninc dâ?"
„da es koninges niet." „wie danne sô?"
„da es di rîke frouwe Dîdô."
„spraket ir si?" „jâ, wir dâden."
„wie vondet ir si?" „wale (wohl) *berâden"* u. s. w.

§ 191. 2. Die Höhe höfischer Sprachgewandtheit erreicht dann, nach allgemeinem Urteil schon der Zeitgenossen, **Hartmann von Aue**, besonders als Epiker im Iwein und Armen Heinrich. Von ihm rühmt abermals Gottfried (a. a. O. V. 4619 ff.):

Hartman der Ouwaere,
ahî, wie der diu maere.
beid ûzen unde innen,
mit worten unde mit sinnen,
durchvärwet und durchzieret!
wie er mit rede figieret (trifft)
der aventiuren meine (Meinung)!
wie lûter und wie reine
sîn kristalliniu wortelîn
beidiu sint und iemer müezen sîn . .
(man) muoz dem Ouwaere lân
sîn schapel (Kranz) *und sîn lôrzwi* (Lorbeerzweig).

Freilich ist auch er nur Übersetzer, Bearbeiter französischer Vorbilder, und es läßt sich nicht leugnen, daß er — wie überhaupt die oberrheinische Gruppe (Hausen, Morungen, selbst Reinmar, § 163) — das Kühne und Leidenschaftliche, das Sinnliche und Individuelle der Troubadours abstreift und fast überall in ein abgeblaßtes, ausgeglichenes und abgeschliffenes Mittelmaß der Sprache und Ausdrucksweise abklärt. Alle diese Dichter, sagt Scherer, „ziehen den Panzer aus, wenn sich die Muse nähert. Das bunte, wildbewegte Leben wird in Nebel gehüllt; ihre Leier tönt, wie die Anakreons, nur Liebe. Aber keine glühend begehrliche Liebe von verzehrender Kraft, auch keine leichtsinnige Liebe voll unbekümmerten Genießens; sondern großenteils, um es kurz zu sagen, eine geistreiche Konversation in Reimen, die von Liebe handelt. Das lyrische Gedicht wird ein kunstreiches Hofmachen, voll Werben und Schmachten, voll Schmeichelei und Huldigung. Wir finden weniger die Sprache des Herzens, als Spiele des Witzes; weniger Empfindung, als subtilen Verstand. Feinheit und Bildung sucht man gerade darin, alle sinnlichen Elemente der Poesie fern zu halten. In Lust wie Leid fehlen die lebhaften Farben."

§ 192. Auch Hartmann ist, im Unterschiede von der frisch lebendigen, oft rücksichtslosen, derbnatürlichen Sprache seines Hauptvorbildes, des Chrestien v. Troyes, überall „gleich mit dem Seelischen bei der Hand." Jener schimpft zuweilen und läßt auch seine Leute, sogar die Frauen, grob werden; das fällt

dem Deutschen nie ein: bei ihm ist alles Höflichkeit, Rücksicht, Herzlichkeit, Innigkeit, Bescheidenheit. „Kurz, der Franzose ist natürlich, der Deutsche konventionell; der Franzose zeigt uns eine bunte Welt, der Deutsche macht sie — eintönig", sagt Scherer, wofür ich doch, um Mißverständnis zu meiden, nur sagen möchte: gleichfarbiger und ebenmäßiger. Das Grobsinnliche, das allzu Drastische beseitigt er in der That und führt besonders das Seelenleben aus. Aber — was nun die Hauptsache: das alles ist bei Hartmann nicht etwa eine bloß angelernte, angewöhnte Kunst, geschweige denn Künstelei, sondern durchweg Natur! Es entspricht eben seiner eigenen maßvoll-ruhigen, feinsinnig-bescheidenen, reinen und harmonischen Denkweise, seinem zu gemütlicher Behaglichkeit neigenden Temperamente, seiner aufs Hohe, Sittliche, Ideelle gerichteten Gesinnung! Wenn irgendwo, gilt's auch hier: der Stil ist der Mensch selber! Nur deshalb zeigt seine Sprache die schöne Haltung, die feine Form, das abgerundete Ebenmaß, weil er alles das auch in seiner Sitte pflegt. Und Scherer geht doch, wie gesagt, zu weit, wenn er ihm geradezu Farblosigkeit, Eintönigkeit, bloße konventionelle „Höfischkeit" vorwirft. Auch er muß doch den Iwein als ein „wahrhaft klassisches Werk" anerkennen, von „bewunderungswürdig leichtem Redefluß, vollendeter Durchbildung und Klarheit, merkwürdiger Freiheit und Mannigfaltigkeit des Vortrags", also doch auch wohl von Farbe, Frische und natürlicher Lebendigkeit der Darstellungsweise. Sagt er doch selbst: dies Werk zeige, bei „tadelloser Glätte", eine „höchst gebildete Sprache, die alles hergiebt, was der Dichter von ihr verlangt, und einen ruhig dahin fließenden Vortrag, der jede Übertreibung meidet und nie durch Ausrufe oder ähnliche rhetorische Mittel zur Aufmerksamkeit spornt, sondern stets durch innere Lebendigkeit fesselt." Und schön fügt er hinzu: „Man glaubt den bescheidenen Erzähler mitten in einem Kreise gespannter Zuhörer und Zuhörerinnen zu sehen, die an seinem Munde hängen. Er wird nie leidenschaftlich; er ficht nie mit den Händen. Um seine Lippen schwebt ein Lächeln, das zuweilen einem sanften Ernste Platz macht. Seine Stimme wird nie übermäßig laut oder leise, rasch oder langsam. Sie wechselt nur in engen Grenzen, aber sie wechselt fortwährend und schmiegt sich jeder Stimmung, jeder Handlung bezeichnend an. Die wohlgefügten Sätze des Erzählers, die leisen, aber sicheren Akzente üben, durch den Rhythmus bewunderungswürdig unterstützt, eine wahrhaft einschmeichelnde Gewalt."

§ 193. Als Quelle der epischen Breite Hartmanns erkennt auch Scherer „den gefühlvollen Anteil an Menschen und Dingen" an, also abermals innere Natur, nicht bloße äußerliche Kunst! Der damit von selbst verbundene Fortschritt zu Schmuck und Fülle der Rede, den die höfische Kunstepik über die Volksepik hinaus thut (§ 185), er wird schließlich noch durch die **Kunstform** selber unterstützt: durch die, schon von Veldeke verwendeten, kurzen vierhebigen, ohne strophische Gliederung fortlaufenden **Reimpaare,** in denen diese Epik ein annähernd ähnliches Mittel freierer Bewegung findet, wie die antike im fortlaufenden Hexameter, die altgermanische in den gleichmäßigen allitterierenden Langzeilen. Dem gegenüber erscheint, wie wir sahen, das althoch- und mittelhochdeutsche Epos mit seinen Strophenformen gebundener. Die Strophe, eigentlich eine mehr lyrische Form, fordert jedesmal einen Sinnesabschluß, ein rundes Ganzes; die Erzählung wird daher nur von Thatsache zu Thatsache schreiten, sie wird „etwas Kurzatmiges bekommen" und, solange die Strophe ihrem natürlichen Charakter treu bleibt, immer eine gewisse Verwandtschaft mit der lyrischen Epik, der Ballade oder Romanze, behalten. Die fortlaufende Reimpaarung dagegen gestattet, soweit nur die Gesetze von Rhythmus und Reim gewahrt bleiben, eine viel größere Freiheit syntaktischer Bewegung, annähernd wie die Prosa. Die Strophe entfernt sich eigentlich von ihrem

Naturboden, wenn sie nicht gesungen wird; das Reimpaar kann man sich gar nicht gesungen denken. Die Strophe des mittelhochdeutschen Volksepos, sagt wiederum Scherer, fordert immer ein wenig zur Deklamation heraus; das höfische Epos verlangt den gebildeten Unterhaltungston. Dort sollen wir pathetisch erregt, hier nur anmutig bewegt werden. — Schließlich aus Hartmann zwei charakteristische Sprachproben.

§ 194. a) Der Anfang vom Iwein.

Swer an rehte güete
wendet sîn gemüete,
dem volget saelde (Glück) *und êre.*
des gît (giebt) *gewisse lêre*
Künec Artûs der guote,
der mit ritters muote
nâch lobe (lobenswert) *kunde* (wußte zu) *strîten. . . . . .*
er hât den lop erworben,
ist im der lîp erstorben,
sô lebt doch iemer sîn name.
er (derjenige) *ist lasterlîcher schame* (Schande)
iemer vil gar erwert (davor bewahrt),
der noch nâch sînem site vert (nach seiner Gesittung verfährt).

Ein rîter, der gelêret was
unde ez an den buochen (in den Büchern) *las,*
swenner (so oft er) *sîne stunde*
niht baz bewenden kunde (nicht besser zu verwenden wußte),
daz er ouch tihtennes pflac (des Dichtens pflegte) . . .
er was genant Hartman
und was ein Ouwaere (einer von der Aue),
der tihte (dichtete) *diz maere.*

Ein Eingang, von dem Benecke und Lachmann sagen: „Hartmann beginnt nicht, wie andere mit Klagen über den Verfall der Kunst, über stumpfsinnige Zeitgenossen oder übelwollende Kunstrichter. Erfüllt von dem Eindruck den die Idee seines Werks auf ihn macht und den die Darstellung auch an andere machen soll, läßt er zugleich das Ziel seiner Dichtung in vollem Licht erscheinen: wer mit ganzer Kraft der Seele nach dem wahrhaft Guten trachtet, dem folget Glück und Ehre. Saelde und êre leuchtet als unwandelbarer Leitstern in den ersten Zeilen des Gedichts, saelde und êre als schöner Gegenschein in der letzten."

[Das Werk schließt nämlich:

durch daz enkan ouch ich dar abe (deshalb kann auch ich [nicht] davon)
iu gesagen niuwet mêre (euch sagen nichts mehr),
wan: got gebe uns saelde und êre.]

Ein Urteil also, das gerade auch sprachgeschichtlich bedeutsam erscheint.

b) Aus dem Armen Heinrich, Schilderung des edlen Ritters und seines Umschlags zum Unglück, V. 47 ff. (man achte auf die Kürzung von Endsilben, z. B. lich, rich statt lîch, rîch, und auf die Fremdwörter).

sîn name was gar erkennelich (wohlbekannt),
und hiess der herre Heinrich,
und was von Ouwe geborn.
Sîn herze hâte versworn (abgeschworen)
valsch und alle törperheit (Dörflichkeit, bäurische Gemeinheit, vgl. § 180),
und behielt auch vaste den eit (d. h. dieses Eidgelübde)
staete unz (bis) *an sîn ende . . . .*
er was ein bluome der jugent,
der werlte (Welt) *fröude ein spiegelglas* (strahlendes Abbild),
staeter triuwe (Treue) *ein adamas* (lat.: Diamant),
ein ganziu Krône der zuht,
er was der nôthaften fluht (Zuflucht).
. . . . . .
an ime wart erzeiget,
als auch an Absalône,

daz diu üppige Krône
werltlicher (weltlicher) *süeze*
vellet under füeze (d. h. in den Staub sinkt)
ab ir besten werdekeit (herab von ihrer . . . Herrlichkeit),
als uns diu Schrift hât geseit.
ez spricht an einer stete dâ:
„medîâ vîtâ
in morte sûmus“:
daz bediutet sich alsus,
daz wir in dem tode sweben,
so wir âller beste waenen leben (wenn wir am besten zu leben wähnen).

§ 195. **3. Auch über Gottfried von Straßburg** äußert sich zunächst wieder Scherer, bei aller Anerkennung seiner Sprachmeisterschaft, doch in der Hauptsache abfällig. Er erkennt dessen Epos (§ 162) als klassisch an, aber er urteilt: in seiner bewundernden Nacheiferung Hartmanns sei er zu weit gegangen. „Hartmann ist die richtige Mitte, Gottfried die Übertreibung; Hartmann ist Stil, Gottfried Manier.“ Gewiß — „ein bedeutender Mensch und ein großer Künstler, aber als Stilist ein Virtuos. Er übertrieb die Glätte und Klarheit, die geistreiche Spitzfindigkeit. Er schwelgt in Antithesen und Wortspielen; er besitzt Hartmanns Zartheit, aber nicht dessen Natürlichkeit; er greift zur Rhetorik und überspinnt die Erzählung mit einem Netze von Reflexionen. Sein weichlicher Vortrag, seine fließende Sprache, die sich in ein Spiel rhetorischer und stilistischer Formen auflöst, ist trefflich geeignet für die Schilderung einer Leidenschaft, welche die Charaktere löst und zerbröckelt, wie das Meer den Fels, den es umflutet“. — Man wird dem kaum widersprechen können: auch hier ist durch den, im Grunde ja fast durchweg sinnlich-geschlechtlichen, höherer Sittlichkeit baren Inhalt auch die Sprache und ganze Darstellungsweise mitbedingt, die in der That oft etwas Zerfließendes, Empfindsames, Üppig-Schwelgendes hat. Aber anderseits ist sie doch vielfach in eine solche Klarheit und Durchsichtigkeit, eine Anmut und Meisterschaft wohlklingenden Satzbaus erhoben, dabei, trotz aller Reflexion, mit einem Hauch naiver Natürlichkeit, harmloser Sinnenfreude und tiefsinnigen Naturgefühls umkleidet, und vermeidet so sehr jeden wollüstigen Naturalismus, daß an vielen Stellen die Darstellung gradezu entzückend, ja hinreißend wirkt.

§ 196. Gottfrieds Stil, bei aller Anlehnung an französische Vorbilder doch selbständig entwickelt, beruht hauptsächlich auf folgenden Zügen: Verwendung der reinsten, dabei oft der sogen. rührenden, d. h. identisch sich wiederholenden Reime (Beispiel unten); künstlerische, oft freilich spielereimäßige Verwertung von Wiederholungen, Gegensätzen, Wortspielen, wobei Gleichlautendes in verschieden wechselndem Sinne vorgeführt wird; anderseits Beherrschung einer reichen Synonymik, Wahl und Bildung neuer Worte; freilich auch Einstreuung vieler Fremdwörter und ganzer französischer Ausdrücke; Verbindung verschiedener Zeiten, Vorliebe fürs Partizipium Präsentis; Anwendung voller ungekürzter Formen. — In der Metrik beginnt er zuerst das bisher allgemein erlaubte Fehlen der Senkungen durch möglichst regelmäßigen Wechsel von Hebung und Senkung zu ersetzen, worin ihm dann Spätere, namentlich Konrad v. Würzburg und die Minnesänger, folgen, und womit der erste Schritt zu jener Silbenzählung geschieht, die dann als metrischer Grundsatz bis Opitz herrschen soll. Sodann gewinnt er durch Auftakt, oft gar durch zweisilbigen, statt des trochäischen Maßes vielfach jambischen Versscharakter und damit lebendigen Wechsel. Endlich läßt er auch die Reimpaare hie und da mit vier-

zeiligen Strophen abwechseln, in denen er gerade die rührenden Reime mit Vorliebe verwendet.

Daß Gottfried sich auch als bewußter Sprachkritiker einführt, zeigen schon die früheren Proben seiner Urteile über Veldeke und Hartmann (§ 190 f.), denen noch solche über Wolfram und die Lyriker folgen werden (§§ 198, 215). Zu ihnen — die er allerdings etwas künstlich in die Einleitung zu Tristans Schwertleite einflicht — geselle sich zur Probe noch Folgendes.

§ 197. a) Aus dem strophischen Eingang zu Tristan und Isolde (Str. 5), Beispiel des rührenden Reims.

Tiur' unde wert ist mir der man,
der guot und übel betrahten kan,
der mich und iegelîchen man
nâch sînem werde erkennen kan.

b) Aus der Schilderung der Minnegrotte (V. 16683 ff., nach Bechsteins Ausgabe 27. Stück), die nach Scherrs Urteil, mitsamt der Schilderung vom Zusammenleben der Liebenden in der Wildnis, zum Anmutigsten und Lieblichsten gehört, was die deutsche, was die Poesie überhaupt geschaffen habe. Hier als Probe der oben bezeichneten Stileigenschaften.

Dâ wiste (wußte) *Tristan lange ê* (vorher) *wol*
in einem wilden berge ein hol (Höhle) . .
daz was ‚der Minnen' benant:
la fossiur' a la gent amant,
daz kît (heißt)*: der minnenden hol . . .*
sie seiten (sagten) *ouch diu maere,*
daz ez bemeinet (bestimmt, geweiht) *waere*
der gotinne Minne.
Zer fossiur oben inne
dâ wâren kleiniu vensterlîn
durch daz lieht (des Lichts wegen) *gehouwen în . . .*
aber umbe und umbe hin ze tal
dâ stuonden boume âne zal,
die dem berge mit ir blate (Blättern)
und mit ir esten bâren (brachten) *schate* (Schatten).
und einhalp (auf einer Seite) *was ein plânje* (franz. pleine, Ebene).
da flôz ein funtânje (frz. fontaine, Quelle, lat. fons),
ein frischer küeler brunne,
durchlûter (durchläutert) *als diu sunne . . . .*
ouch vant man dâ ze sîner zît
daz schoene vogelgedoene.
daz gedoene was sô schoene
und schoener dâ dan (als) *anderswâ.*
ouge und ôre heten dâ
weid und wunne beide:
daz ouge sîne weide,
daz ôre sine wunne.
dâ was schate und sunne,
der luft und die winde
senfte unde linde . . . .

bluomen, gras, loup unde bluot (Blüte),
daz in den ougen sanfte tuot.
ir dienest (Dienerschaft) *was der vogele schal;*
diu kleine reine nahtegal,
diu troschel (Drossel) *unde daz merlîn* (Amsel),
und ander waltvogelîn:
diu zîse (Zeisig) *und der galander* (Lerche),
die dienden wider ein ander
enwette (um die Wette) *unde enwiderstrît* (im Wettstreit);
daz gesinde diende z'aller zît
ir ôren unde ir sinne.
ir hôchzît was diu minne,
ir fröuden übergulde (ihrer Freuden Übergoldung) . . . u. s. w.

§ 198. **3.** Den stärksten Gegensatz zu Gottfried und der ganzen rheinischen Gruppe (§ 191) bildet der Bayer **Wolfram v. Eschenbach**, der überhaupt, schon

als reiner, des Lesens und Schreibens unkundiger Naturdichter, von aller Zunft abseits steht und mit seiner kraftvollen Eigenart, seiner natürlich freien, rasch-lebendigen, gedrungenen, oft derbkühnen, oft freilich auch dunkelen Rede einem Gottfried geradezu unangenehm ist. Spielt dieser doch an der obigen Stelle, freilich ohne seinen Namen zu nennen, deutlich auf ihn an:

„vindaere wilder maere, si müezen tiutaere
der maere wildenaere . . . mit ir maere lâzen gân.
wir enmugen ir dâ nâch niht verstân —

ein „Erfinder wilder Geschichten, ein Erzählungen-Wilderer", d. h. Geschichtenjäger, was auf Wolframs Anhäufung von Abenteuern geht; solche müßten „Ausdeuter mit ihren Mären gehen lassen, und auch dann verstehe man sie noch nicht" — ein Hieb gegen Wolframs in der That häufige Dunkelheit im Ausdruck und Stil. Andere Zeitgenossen stimmen dagegen in das höchste Lob ein, das Wirnt v. Gravenberg ausspricht: „Laienmund nie besser sprach." In der That ist Wolfram, wenn auch nicht der sprachgewandteste, so doch der sprachgewaltigste aller mhd. Dichter. Er ist volkstümlich, frisch, durch und durch originell, sein Satzbau und Stil lebendig wie das gesprochene Wort. Gerade, daß er keine Schrift kennt, giebt ihm eine Kraft, Freiheit und Unabhängigkeit ohne gleichen. „Seine innerste Natur — sagt Lyon — dringt unverkümmert mit ganzer Gewalt hervor; in seiner großartigen, an kühnen, hinreißend schönen Bildern so reichen Sprache bringt er eine Glut der Empfindung mit einer Wahrheit zum Ausdruck, daß das Herz in seinen innersten Tiefen gepackt wird." Seine Sprachgewalt erinnere an Shakespeare; die großartige Unbefangenheit, mit der er die Wirklichkeit erfasse, an Homer. Diesem gleicht er ja auch in dem rein mündlichen Schaffen, steht indes anderseits dessen ruhevoller Objektivität schnurstracks darin gegenüber, daß er ganz subjektiv, persönlich und geradezu leidenschaftlich in seinem Stoffe lebt, mit seinen Gestalten handelt und leidet, und diese seine Teilnahme in Ausrufen des Schmerzes oder der Freude, des Hoffens und Bangens, des Lobes oder Tadels, nachdrücklich zur Geltung bringt. Also — wie Böttticher treffend bemerkt — die merkwürdigste Mischung der Gegensätze, die Schiller als „naive" und „sentimentalische" Auffassungsweise scheidet: Wolfram ist „sentimentalisch", sofern er durchweg höchster Idealist ist, und doch ganz „naiv" in seiner rein naturhaften, sinnlich-plastischen Darstellungsweise.

Auch seine Dunkelheit, namentlich in den Einzelheiten der Darstellung, stellt ihn in weiteren Gegensatz zu der so durchsichtigen Klarheit eines Homer, und auch eines Hartmann und Gottfried. Fast nirgends bringt er ein ausgeführtes Gleichnis, bewegt sich nur in kurzen Bildern, Tropen und Anspielungen, und das oft mit so starker Verkürzung, daß der Sinn nur schwer zu finden ist. Doch ist dies weniger ein Naturfehler, als Folge eben seines Mangels an litterarischer Bildung. So sehr nämlich dieses Unberührtsein von allen die Phantasie einengenden Bildungsschranken einerseits seine dichterische Freiheit und Ursprünglichkeit begünstigt, seine Anschauung kräftigt, sein Riesengedächtnis ausbildet: so bedingt es doch anderseits die Schwäche, daß er nicht immer sogleich die Mittel findet, seine Vorstellungen zu gliedern und in logischer Folge festzuhalten. Er ergreift vielmehr — wie Böttticher sagt — sofort den ihm vorschwebenden Kernpunkt; alles Übrige legt sich nur lose um den herum, und so entstehen die logischen und stilistischen Störungen, über die man mit Recht klagen kann. Doch sind seine häufigen Gedankensprünge, Satzabbrüche, Ausdruckskürzungen nur zum Teil auf jenen Bildungsmangel, zum Teil dagegen auf die unerschöpfliche Überfülle der Gedanken zurückzuführen, welche ihn

fortwährend drängt, und für welche Vers und hergebrachte Wendung immer zu kurz werden. Er hat eben weder die Art noch auch die Schulung, alles fein säuberlich auseinander zu nehmen und glatt vor den Leser hinzulegen. So kann er in der That, einem Gottfried gegenüber, den Eindruck einer gewissen Wildheit machen, namentlich auch in jener rückhaltlosen Kühnheit und Derbheit des Ausdrucks, die sich gar nicht scheut, geradeheraus zu sagen, was und wie er's empfindet, anschaut und meint, mag solcher Realismus oder selbst Naturalismus auch zarte Ohren beleidigen. Und dazu dieser köstliche Witz und Humor, von wohlerwogener Ironie bis zu den gutmütigen Scherzen und drolligen Vergleichen, worin er allerdings zuweilen seltsame Sprünge macht. Eigenartig ist endlich die verhältnismäßig häufige Einstreuung französischer Ausdrücke, darunter freilich auch mißverstandener. Sie beweisen, daß er seine Vorbilder nicht bloß durch deutsche Vermittlung, sondern auch im Original kennt. Soll er doch vielfach, noch während er sie sich vorlesen ließ, sofort auch schon die Verse seiner deutschen Umdichtung diktiert haben. —

§ 199. Als Probe diene: a) eine kleine Auswahl aus seinen Bildern, Ausdrücken, Scherzen und Vergleichen. In einem seiner lyrischen „Tagelieder" erscheint der anbrechende Tag als Ungeheuer, das seine Klauen durch die Wolken schlägt und immer höher steigt, um dem Ritter das Glück der Minne zu entreißen. Umgekehrt schildert er des Tages Schwinden: Der Tag strauchelt, ganz legt sich sein Schein, als Boten der Nacht kommen die Sterne; die haben es gar eilig, für sie Quartier zu machen; nach diesem Fahnentrupp kommt sie selbst. — Liebestrauer wird geschildert: Da ist die Freude mit dem Speer durchrannt, aller Scherz niedergeworfen und als Gefangener dem Kummer zugeführt. — Man sieht: vorwiegend ritterliche Gleichnisse. Auch von den Vögeln, die Parzivals Bogen entfliehen, heißt es: Die vogele wâren baz (besser) geriten. Derb heißt's, als der ‚toersche knabe' Parzival bei der schönen Jeschute seinen Hunger stillt: ‚einen guoten kropf er az (d. h. er aß sich einen guten Kropf voll), dar nâch er swaere trünke trank. Ein andermal: der gast sich dâ gelabte; in den barn er sich sô habte (an die Krippe hielt er sich), daz er der spîse swande vil (viel verschwinden ließ). Von Parzivals Scheu heißt es: der wol geborne knappe hielt gegernde als ein trappe (drehte sich scheu hin und her wie eine Trappe). —

b) Von köstlichem Humor zeugt die Stelle, wo Hartmann von Aue erwähnt wird, die zugleich als Sprachprobe diene. Der Zusammenhang ist: Wolfram läßt Parzival zu dem von Hartmann so viel besungenen Artushofe ziehn. Im Hinblick darauf, daß sein Held in seiner Unerfahrenheit und vollends in der Narrentracht, die ihm die Mutter angezogen, dort eine komische Figur spielen wird, will er ihn doch vor Spott schützen und bittet scherzhaft Hartmann, für denselben dort Fürbitte einzulegen, widrigenfalls er, Wolfram, Hartmanns Heldin Enite (aus dem ‚Erek'), die dort ja auch ärmlich aufgetreten sei, seinerseits „durch die Mühle des Spottes ziehen" werde. (Lachmann III, Abschn. 143, V. 21 ff.).

Mîn hêr Hartman von Ouwe,
frou Ginovêr, iwer frouwe,

und iwer hêrre der künc Artûs,
den kumt ein mîn gast ze hûs.
bitet, hüeten sîn vor spotte:
ern ist gîge noch diu rotte —

Mein Herr Hartmann von Aue,
der Frau Ginover (Gemahlin des Artus),
eurer Fraue (d. h. Herrin),
und euerm Herrn, König Artus,
denen kommt herein mein Gast ins Haus.
Bittet, sein zu hüten vor Spotte:
Er ist keine Geige noch Rotte (eine keltische Zither, Sinn: kein Instrument, auf dem man nur so spielen kann).

sie sulen ein ander gampel nemn: Sie sollen sich ein anderes Spielzeug (vgl. Gimpel) nehmen —
des lâzen sich durch zuht gezemn. des laß sie sich aus Zucht geziemen (das sollen sie sich aus Anstand gefallen lassen).

anders iwer frouwe Enîde Sonst — eure Frau (Heldin) Enite
unt ir muoter Karnasfîde und ihre Mutter Karnasfite
werdent durch die mül gezücket werden (von mir) durch die Mühle (des Spotts) gezöckelt (gezerrt),
unde ir lop gebrücket. und ihr Ruhm wird zerbröckelt.
sul ich den munt mit spote zern, Soll ich meinen Mund mit Spott erst „zehren" (Sinn? ihm als Zehrung Spott geben? oder: zerren, zum Spott anstrengen?),
ich wil mînen friunt mit spote wern. So will ich meinen Freund mit Spott auch wehren (beschützen).

Interessant ist hier auch der letzte viersilbige Reim. Zugleich zeigen die sofort nötigen Erklärungen die Schwerverständlichkeit des Dichters. —

c) Als Beispiel scherzhafter Selbstironie und zugleich merkwürdiger Dialektformen vergleiche man noch die Stelle, wo Parzival zum erstenmal einen Ritter sieht und vor ihm nieder kniet, im Glauben, es sei Gott selber. Da schilt der so Aufgehaltene (Lachm. III., 121, 5ff.):

dirre toersche Waleise Dieser thörichte Waleise (Mensch aus Valois in Frankreich),
unsich wendet gâher reise Hindert uns an jacher (schneller) Reise —
und Wolfram fügt selber hinzu:
ein prîs, den wir Beier tragn, einen Lobpreis, den wir Bayern tragen,
muoz ich von Waleisen sagn: muß ich doch von den Waleisen sagen:
die sint toerscher denne Beiersch her, die sind noch täppischer als Bayrisch Heer (Volk),
unt doch bî manlîcher wer. und leisten doch mannhafte Wehr.

d) Nicht minder schalkhaft ist die persönliche Selbstironisierung seiner eigenen Armut. Nachdem er die Hungersnot der belagerten Stadt Pelrapeire sehr drastisch geschildert, wie die Bürger, ohne Käse, Brot und Fleisch, das „Zahnstochern" und „Weinschmelzen" mußten bleiben lassen [zugleich Ironie auf damalige (und noch heutige) Unsitten bei Tisch], bemerkt er: Er wolle ihnen das aber nicht aufmutzen; denn da, wo er selber Herr heiße (Lachm. IV. 184, 30ff.):

dâ heime in mîn selbes hûs, Daheim in meinem eignen Haus,
dâ wirt erfröut vil selten mûs: da wird nur selten erfreut eine Maus:
wan diu müese ir spîse steln; sie müßte sonst ihre Speise (anders woher) stehlen;
die dörfte niemen vor mir heln: die (Speise) brauchte vor mir niemand zu verhehlen —
ine vinde ir offenlîche niht. ich finde selbst ihrer offen (im offenen Behältnis) nichts.

Alze dicke daz geschiht Allzu häufig das geschieht
mir Wolfram von Eschenbach, mir Wolfram von Eschenbach,
daz ich dulte alsolch gemach. daß ich erdulde solch Gemach (ironisch: solche Annehmlichkeit, statt des in Wahrheit gemeinten ‚Ungemachs').

§ 200. e) Als Beispiel eingeflochtener Fremdrede vgl. die häufige altfranzösische Wendung (Lachm. III, 156, 19f.):

sus sprach der stolze Iwânet	so sprach der stolze Iwanet
zem fil li roy Gahmuret —	Zum fils du roi Gahmuret —;

so auch in Parzivals kindlicher Antwort auf Sigunens Frage (Lachm. III, 140, 4ff.):

sie vrâgte in ê, wie er hieze,	Sie fragte ihn vorher, wie er heiße,
und jach, er trüege den gôtes vlîz.	und sagte, er trüge (an sich) Gottes Fleiß (d. h. Gottes Meisterwerk, nämlich in seiner Schönheit).
„Bon fiz, scher fiz, bêâ fiz:“	„Bon fils, cher fils, beau fils;“ (Guter Sohn, teurer Sohn, schöner, d. h. lieber Sohn):
alsus hât mich genennet,	also hat mich genannt,
der mich dâ heime erkennet.	wer mich daheim gekannt.

f) Endlich eine kurze Probe der wunderbar anschaulichen, naiv-treuherzigen und doch tief ergreifenden Schilderungs- und Auffassungsweise Wolframs: aus Parzivals Aufwachsen in der Waldwildnis bei der Mutter (Lachm. III, 118, 3ff):

Bogen unde bölzelîn,	Bogen und Bölzelein,
die sneit er mit sîn selbes hant,	die schnitt er sich mit eigner Hand
und schôz vil vogele, die er vant.	und schoß viel Vögel, die er fand.
Swenne abr er den vogel erschôz,	Doch wenn er dann den Vogel schoß,
des schal von sange ê was sô grôz,	des Schall und Sang erst war so groß,
sô weinder unde roufte sich,	dann weinte er und rauft sich gar
an sîn hâr kêrt er gerich.	und rächte ihn am eignen Haar.
sîn lîp was clâr unde fier:	Sein Leib war licht und wohlgestalt.
ûf dem plân am rivier (frz. *rivière*)	Im Bächlein auf der Wies' im Wald
twuog er sich alle morgen.	wusch er sich alle Morgen.
erne kunde niht gesorgen,	Er wußte nichts von Sorgen,
ez enwaere ob im der vogelsanc,	es sei denn, daß vom Vogelsang
die süeze in sîn herze dranc:	süß Sehnen in sein Herze drang:
daz erstracte im sîniu brüstelîn.	das ließ die kleine Brust sich dehnen.
al weinde er lief zer künegîn.	Hin lief zur Königin er mit Thränen;
sô sprach si: „wer hât dir getân?	Sie sprach: „Wer hat dir Leids gethan?
du waere hin ûz ûf dem plân!“	Du wareſt draußen auf dem Plan!“
ern kunde ez ir gesagen niht,	Er wußt es ihr zu sagen nicht,
als kinden lîhte noch geschiht.	Wies Kindern leicht noch heut geschicht.

Die Mutter will dann die Vögel verteiben, erkennt aber, daß das Sünde ist:

diu sprach: „wes wende ich sîn gebot,	Sie sprach: Was wende ich sein Gebot,
der doch ist der hoehste got?	der doch da ist der höchste Gott?
suln vogele durch mich freude lân?“	Solln Vöglein freudlos durch mich sein?“
der knappe sprach zer muoter sân:	Der Knabe sprach zur Mutter sein:
„ôwê, muoter, waz ist got?“	„Ach, liebe Mutter, was ist Gott?“
„sun, ich sage dirz âne spot:	„Mein Sohn, ich sag dir's ohne Spott:
er ist noch liehter denne der tac,	er ist noch lichter als Tageslicht,
der antlitzes sich bewac	der auf sein Antlitz einst verzicht' [von *sich bewegen*, sich entäußern; Bartsch erklärt: der zu einem Antlitz sich entschloß nach Menschenantlitz . . .]
nâch menschen antlitze.	für Menschen-Antlitz und -Gestalt.
sun, merke eine witze,	Sohn, merk dir eine Weisheit bald,
und flêhe in umbe dîne not;	fleh ihn, den Treuen, an in Not,
sin triuwe der werlde ie helfe bôt.“	der aller Welt stets Hilfe bot.

C. Zur höfischen Kunstlyrik des Minnesangs und der Spruchdichtung.

I. Sprachliche Voraussetzungen.

§ 201. Zur Sprache der Epik im Althochdeutschen tritt erst jetzt, im Mittelhochdeutschen, die der Lyrik hinzu; denn erst jetzt ist das innere Gefühlsleben der Einzelnen soweit entwickelt und vergeistigt, daß es auch dieser Töne mächtig wird. Daß nun unter dem „**Minnesang**" keineswegs bloß Liebeslieder gemeint sind, sondern auch religiöse Gottesminne, politische Herrenminne dazu gehört, wird die Litteraturgeschichte zeigen. Hier kommt's nur auf die verschiedene sprachliche und stilmäßige Ausgestaltung dieser Gebiete an.

a) Ursprünglich ist alle mhd. Lyrik einstrophig. Das Wort „**Lied**" (Ahd. liod, mhd. liet) bedeutet geradezu Strophe. Und zu jeder Strophe gehörte auch die entsprechende Weise oder Melodie (der dôn, **Ton**), weil alles gesungen wurde und in der Regel der Wortdichter zugleich der Tondichter (Komponist) war. So bedeutet jedes neue Lied eigentlich auch eine neue Strophenform und meist auch eine neue Weise. Denn als Frevel galt, anderen Dichtern solche Formen nachzuahmen — als doenediep sie zu stehlen, und als Schwäche, sich selbst zu wiederholen. Kein Wunder also, daß die Mannigfaltigkeit lyrischer Formen damals ins Unendliche geht; und dennoch ist, bei dem Verlust der Weisen, uns nur die Hälfte dieser Kunst und ihrer Wirkung überliefert und vorstellbar! — Später werden zwei, dann mehrere gleichgebaute Strophen (Plur. diu liet) zu einem Ganzen vereinigt, und so entstehen die zwei- und mehrstrophigen Lieder, je nach einer wiederkehrenden Weise gesungen.

§ 202. Auch der **Strophenbau** selbst wird, nach romanischen Mustern, immer kunstvoller. An die Stelle der einfachen vierzeiligen Strophen Otfrieds oder der Volksepik tritt die berühmte Dreiteilung nach Sinnabschnitten: zwei gleichgebaute „Stollen", zusammen „Aufgesang" genannt und nach gleicher Melodie gesungen, an die sich zuletzt ein „Abgesang" mit eigener Melodie anschließt. Innerhalb der Strophen wird auch der **Versbau** kunstvoller. Neben den altdeutschen vierhebigen Vers, den auch der ältere Minnesang noch gebraucht, treten Verse mit zwei, drei, fünf, ja sechs und sieben Hebungen, die oft in einer Strophe gemischt erscheinen, aber nur allzubald zu dem, schon bei Gottfried (§ 196) erwähnten, ganz undeutschen Prinzip der Silbenzählung führen.

Umgekehrt weicht innerhalb der **Versfüße** die altdeutsche Freiheit im Fehlen der Senkungen einem strengeren Gesetz: dem schon von Gottfried (§ 196) bevorzugten regelmäßigen Wechsel von Hebung und Senkung; ja letztere beginnt man jetzt gar zweisilbig zu gestalten, so daß nun zum erstenmale deutsche Daktylen gebildet werden, wie andererseits die zweisilbigen Auftakte an den Versanfängen anapästischen Charakter tragen.

§ 203. Die von Veldeke (§ 190) eingeführte Reinheit der **Reime** — bei den provençalischen Troubadours, mit den noch volltönenden Endungen des Altfranzösischen, zum Mittel außerordentlichen Wohllauts erhoben und mit Leichtigkeit zu allerhand Künsteleien, wie Binnenreimen und Durchreimung ganzer Strophen, entwickelt — in Deutschland, bei den vielfach verwitterten und zum unbetonten e verschliffenen Endungen des Mhd., muß sie allmählich zu einer sich steigernden Armut an wirklich reinen Reimen, also schließlich zu einer wahren

Reimmot führen. Um so erstaunlicher, wenn trotzdem die Deutschen auch hierin mit den Fremden ebenbürtig wetteifern und die ganze Fülle und Modulationsfähigkeit heimischer Sprache darthun.

§ 204. b. Während so, mit dem früher (§ 159) skizzierten ungemeinen Aufschwunge des ganzen Geistes- und Gefühlslebens, die Sprache und Kunst des „Liedes" sich unter ausländischen Einflüssen immer reicher entfaltet behält die **Spruch**dichtung, deren Inhalt mehr aus der verstandesmäßigen Betrachtung als aus dem Gefühle erwächst, ihre altheimische einstrophige Form und kurz gedrungene Sprache dauernd bei. Denn weil es hier eben auf Einprägung von Wahrheiten ankommt — von Weisheitslehren, Lebensregeln oder auch Grundsätzen, Eindrücken, Losungen des öffentlichen Lebens in Staat, Kirche oder Bürgertum — die nicht gesungen, sondern gleichsam wie Schlagworte und Flugblätter hinaus gesprochen und gerufen werden: so muß der Stil lapidar sein; so fällt jede feinere Gedankenentwickelung fort, ist für Schmuck und Formenspiel kein Raum, muß in der Sache selbst, in dem nackten Gedanken, dem einfachen populären Wort, das packende Pathos sich entfalten. Übrigens waren hierin und überhaupt in der Lehrdichtung die Deutschen stets den Romanen überlegen und bedurften keiner fremden Anregung. Daher das völlig nationale Sprachgepräge gerade dieser Art Lyrik.

§ 205 c. Die Form des **Leichs** endlich (§ 153) bildet sich zu einer merkwürdigen Mischdichtung aus, einem lyrischen Gedichte größeren Umfangs, in welchem mancherlei Töne in buntem Wechsel zu einem weithin gezogenen Ganzen verbunden sind. Auf den ersten Blick regellos erscheinend, sind sie doch keineswegs Werke bloßer Willkür, sondern folgen offenbar im Bau und in der Verbindung dieser Teile gewissen Gesetzen, die allerdings im einzelnen — zumal beim Fehlen der auch hier anzunehmenden musikalischen Unterlagen — sehr schwierig zu erkennen sind. Im allgemeinen unterscheidet man zwei Hauptbestandteile: einen gemesseneren im Anfange, und einen freieren gegen das Ende hin; und auch die strophischen Sätze sind meist nicht drei-, sonder nur zweiteilig.

II. Von den Anfängen und den Vorläufern Walthers

nur einige ganz kurze sprachliche Züge und Proben.

§ 206. a. Die Sprache des **älteren österreichisch-bayrischen** Minnesangs entspricht dessen Herkunft aus dem volkstümlichen Liebeslied und — wie Scherer sagt — der noch heute dort vorhandenen Gabe dichterischer Improvisation (vgl. § 246). Sie ist daher — wie schon § 163 gesagt — volkstümlich-schlicht, zart und innig, ahnungsvoll andeutend, oft in sogen. „Frauenstrophen" dem weiblichen Geschlecht in den Mund gelegt, oft auch dramatisch wechselnd, vielfach mit wunderbar stimmungsvollen epischen Eingängen, die mit wenig Strichen Zeit, Ort oder Naturszenerie zeichnen. Die Form ist meist einstrophig, seltener zweistrophig.

§ 207. Beispiele:

1. Das berühmte namenlose Minneliedchen:

Dû bist mîn, ich bin dîn: *in mînem herzen.*
des solt dû gewis sîn. *verlorn ist daz slüzzelîn,*
dû bist beslozzen *dû muost iemer darinne sîn.*

2. Ein anderes von Frühlingswonne:

Ich gesach (sah) *den sumer nie,*
daz er sô schône (schön) *dûhte* (däuchte) *mich.*
mit manegen bluomen wohl getân
diu heide hat gezieret sich.
Sanges ist der walt sô vol,
diu zît diu tuot den kleinen vogelen wol.

3. Ein anderes vom Reigen.

Springe wir den reigen
nu, vrouwe mîn,
vröun uns gegen (über) *den meigen* (Maien),
uns kumet sîn schîn.
Der winter, der der heide
tet (thät) *senede* (schmerzliche) *nôt,*
der ist nu zergangen;
sist (sie ist) *wunneclîch bevangen*
von bluomen rôt.

4. Dietmar v. Aist: Erinnerung.

Uf der linde obene
dâ sanc ein kleinez vogellîn,
vor dem walde wart ez lût (klang es laut).
dô huop sich aber (wieder) *daz herze mîn*
an eine stat (Stätte), *dâ'z ê dâ was* (wo's früher war).
ich sach die rôsebluomen stân.
die manent (mahnten) *mich der gedanke vil* (an die . . . sehr),
die ich hin zeiner (zu einer) *frouwen hân* (hege).

5. Spervogel (Hergêr). Proben der Spielmanns- und Spruchdichtung.

a) Weihnacht.

Er ist gewaltic unde starc
der ze wîhen naht geborn wart:
daz ist der heilige krist.
jâ lobet in allez, daz der ist (was da ist),
niewan der tiufel eine (außer dem Teufel allein).
durh sînen grôzen übermuot (wegen seines . . .)
sô wart ime diu helle (Hölle) *ze teile.*

b) Priamel (§ 166).

Swer einen friunt wil suochen,
dâ er sîn niht enhât;
und vert ze walde spüren,
sô der snê zergât;
und koufet ungeschouwet vil;
und haltet gerne vlorniu spil;
und dienet einem boesen man,
dâ ez âne lôn belîbet —
dem wirt wol afterriuwe kunt,
ob er'z die lenge trîbet.

Wer einen Freund will suchen,
da, wo er niemand traut;
und fährt zum Wald auf Spürjagd,
wenn der Schnee schon taut;
kauft ungesehn der Ware viel,
und hält noch gern verlornes Spiel;
und dient nur bei geringem Mann,
wo ohne Lohn er bleibet:
dem wird's hernach einmal gereun,
wenn er's zu lange treibet.

c) An diese schließe sich gleich noch eine volkstümliche Priamel späterer Zeit von unbekanntem Verfasser.

Wer einen raben wil baden weiss
und darauf legt seinen ganzen fleiss,
und an der sonne schnee will dörrn,
und allen wind in ein truchen (Truhe) *sperrn,*
und ungelück will tragen feil,
und narren will binden an ein seil,
und einen kahlen wil beschern (scheren):
der tuot auch unnütz arbeit gern.

§ 208. **b.** Die **rheinische Gruppe** führt — wie (§ 166) gesagt — unter romanischen Einflüssen einen Umschwung, wie der ganzen Auffassungsweise und der Stoffe, so auch der Behandlungsweise, der Sprache und des Stils ein. Statt der natürlichen Liebessehnsucht, namentlich des Weibes, erscheint, infolge eines fast abgöttischen Frauendienstes, ein konventionelles Liebesschmachten des Mannes; statt des naiven sinnlichen Naturgefühls und der anschaulichen Naturschilderung eine reflektierte Gedankenpoesie der Selbstbetrachtung, der Seelenmalerei. So besonders bei dem aristokratischen **Hausen**, der sich für die vermeintlich abgedroschenen Naturschilderungen zu vornehm hält; ähnlich bei dem zartsinnigen, wehmutsvollen und allerdings fortwährend vergeblich schmachtenden **Reinmar**. Doch wissen beide auch wundervolle Töne anzuschlagen und entfalten eine hohe Sprachkunst, verdienen also kaum das abermals sehr scharfe Urteil Scherers, der besonders dem letzteren die „Eintönigkeit und Affektiertheit" einer bloßen „geistreichen Konversationspoesie" vorwirft. Hat doch nicht bloß Gottfried ihn als die „nahtegal von Hagenouwe" gepriesen, sondern auch Walther selbst ihm und seiner „hohen Kunst" einen ehrenden Nachruf gewidmet. An Glanz und Bilderreichtum der Sprache, an Schärfe der Situationsschilderung, an Glut der Naturbeseelung, und dem entsprechend wohl auch an Kraft und Wahrheit der Empfindung, übertrifft allerdings beide **Morungen**, der deshalb dicht an die Höhe heran rückt.

An Proben nur folgende:

§ 209. **1.** Hausen. 1. Strophe aus dem für jene Seelenmalerei, jenes Gedankenspiel typischen Kreuzliede, das man mit Recht „Zwiespalt" überschrieben hat.

Mîn herze und mîn lîp diu wellent scheiden (sich von einander scheiden),
diu mit ein ander varnt nu manege zît.
der lîp wil gerne vehten an die heiden (gegen die . . .),
sô hat iedoch das herz erwelt ein wîp
vor al der werlt. daz müet mich iemer sît (das quält . . . seitdem),
daz si ein ander niene (niemals) *volgent beide.*
Mir habent diu ougen vil getân ze leide.
Got eine müeze scheiden noch den strît (Gott allein muß . . .).

2. Reinmar. Die Strophe, die Walther in seinem Nachruf als allein schon für Reinmars Ruhm entscheidend zitiert:

Sô wol dir, wîp, wie reine ein nam!
wie sanfte er doch z'erkennen und ze nennen ist!
ez wart nie niht sô lobesam,
swâ du'z an rehte güete kêrest, sô dû bist.
dîn lop mit rede nieman wol volenden kan.
swes dû mit triuwen pfligest wol, der ist ein saelic man
und mac vil gerne leben.
dû gîst al der werlte hôhen muot: maht dû ouch mir ein wênic freude geben?

Heil sei dir, Weib! Wie rein der Nam',
Wie sanft er zu vernehmen und zu nennen ist!
Nichts andres ist so lobesam,
Als du, wenn du in rechter Güte liebreich bist.
Dein Lob mit Worten niemand wohl vollenden kann,
Wes du mit Treuen pflegst, der ist ein selger Mann
Und kann mit Freude leben.
Du giebst aller Welt so frohen Mut: magst du auch mir ein wenig Freude geben?

3. Morungen. a) Probe einer sehr zierlichen Strophe und Reimkunst; mitteldeutsche Mundart.

Ich hôrt ûf der heide	Ich hört' auf der Heide
lûte stimme und sûzin sanc;	Laute Stimm' und süßen Sang;
dâ von wart ich beide:	Davon wart ich beide(s):
vroudin rîch und trûrins kranc.	Freudenreich und trauernskrank.
nâch der mîn gedanc	Nach der mein Gedank'
sêre ranc	So sehr rang,
und swanc,	Sich hinschwang,
di vant ich ze tanze, dâ sie sanc.	Die fand ich beim Tanze, wo sie sang.
âne leide	Ohne (frei von) Leide
ich dô spranc.	Ich da sprang.

b) Liebesjubel.

Sêlic sî di sûze stunde,	Selig sei die süße Stunde,
sêlic sî di zît, der werde tac,	Selig sei die Zeit, der schöne Tag,
dô daz wort gie von ir munde,	Wo das Wort ihr kam vom Munde,
daz dem herzin mîn sô nâhin lac,	Das mir also sehr am Herzen lag,
daz mîn lîp von froude irschrac,	Daß vor Freude ich erschrak,
und enweiz von liebe joch	Und ich weiß vor Lieb noch nicht,
waz ich von ir sprechin mac.	Was ich ihr zum Preise sag'.

III. Die Höhe: Walther von der Vogelweide.

§ 210. Walthers Sprache und Stil sind natürlich in Lied und Spruch sehr verschieden, zeigen aber beiderseits die höchste Meisterschaft.

1. Im **Minneliede** vereinigt er alle Vorzüge des älteren volkstümlichen Sanges (§ 206) mit aller Kunst des höfischen (§ 208), ohne in dessen Künstelei und konventionelle Weichlichkeit zu verfallen. Sein Frauendienst zeigt nur anfangs hie und da Züge jenes ‚langen süßen' und doch vergeblichen Liebesschmachtens; in der Hauptsache spricht sich ein frisches, inniges, wahres Gefühl in schlichten, oft schalkhaften, stets anmutig entzückenden, manchmal hinreißenden Tönen aus, wobei er auch die Form der „Frauenstrophen" erneuert. In Schilderung der Frauenschönheit ist er verhältnismäßig sparsam. Ein echter Naturdichter, ein echtes Genie, befolgt er unbewußt die aller Dichtkunst immanenten Darstellungsgesetze, die ein halbes Jahrtausend später Lessing aus dem Homer abgeleitet hat: immer nur den je charakteristischesten und plastisch anschaulichsten Bildzug zu wählen, und Schönheit vor allem in Bewegung, als holde Anmut vorzuführen, oder durch ihre Wirkung zu schildern. Treffend weist Scherer auf seinen Gegensatz darin zu dem letzten Erben der ganzen Minnepoesie, dem Italiener Petrarca, hin. Welche Mühe giebt sich dieser, Lauras Schönheit durch ein Aufzählungsmosaik all ihrer Reize darzustellen, und kommt doch nie zu einem wirklichen Bilde; die Häufung wird gegenseitige Störung. Walther singt von seiner Geliebten Schönheit und Güte und ihrem „roten Munde, der so minniglichen lachet" — und sofort steht das Bild reizend vor unserer Seele. Und immer zeigt er uns die Schönheit in bestimmter Situation und Handlung: aus dem Bade steigend, in die Kirche gehend, beim Reihentanz, beim Blumenpflücken und Kränzewinden; ungeschminkt, in einfacher Tracht, mit blondem aufgebundenem Haar; oder eine vornehme Frau in vollem Staat, mit Gefolge, die nur von Zeit zu Zeit bescheiden um sich blickt. Auch setzt er — echt homerisch

— statt der Beschreibung oft Handlung ein: Gott selbst hat an ihre Wänglein so holde Farben gemalt, so reines Rot und Weiß, hier Rosenrot, dort Lilienweiß; oder hat, als Bildgießer, Schönheit und Reinheit als Metalle für den Guß einer Frau genommen. Man sieht: überall Leben, Bewegung, Anschaulichkeit, unerschöpflicher Bilderreichtum — so reich wie bei keinem andern mhd. Lyriker, und unter den Epikern nur bei Wolfram. Dieser allerdings ist womöglich noch vielseitiger und vor allem kühner, individueller, originaler, als Walther wenigstens in seinen Minneliedern erscheint. In den Sprüchen dagegen dürfte letzterer dem großen Zeitgenossen auch darin gleich kommen.

§ 211. Mit dieser ganzen Liebes- oder eigentlichen Minnesprache verbindet nun Walther, ganz in alter naiver Weise, die wundervollsten Naturbilder. Er hält sich nicht zu vornehm für diese, weiß vielmehr den uralten, allbekannten Stoffen vom Wechsel der Jahreszeiten, von Frühlingslust und Wintersleid, von Blumenglanz und Reihentanz, immer neue Seiten abzugewinnen, weiß sie durch Beseelungen aller Art, oder direkt durch die Staffage eines menschlich belebten Vordergrundes reizend zu erweitern. So z. B. wenn er die Blumen sich gleichsam aus dem Grase hervordrängen und der Sonne zulächeln, oder Blumen und Klee auf dem Anger streiten läßt: ‚Du bist kürzer, ich bin länger.‘ Ins Bild des Frühlings zeichnet er eine Szene hinein: ballspielende Mädchen. Oder eine Landschaft thut sich auf: der Dichter sitzt auf einem Hügel, vor ihm der Anger mit Blumen und Klee, dahinter ein See. — Außerordentlich reich und lebendig verwendet auch er das überlieferte Mittel der Metapher und der Personifikation: die Minne thront, und er klagt vor ihr; er ist von ihrem Pfeil getroffen; Haß und Neid ziehen als Späher aus; Schönheit und Ehre sind Zaubermittel des Weibes; Freude kann man borgen, ein Lied mitten entzwei schlagen; das Herz ist ein Raum, zu eng für die Liebe, die daher auf zwei Herzen verteilt werden muß. — Endlich Walthers köstlicher Humor und reizende Schalkhaftigkeit, abermals beides an Wolfram erinnernd. Außer vielen einzelnen Zügen zeugt davon das ganze berühmte Liedchen ‚Unter der Linde an der Heide,‘ das ja als Mädchenstrophe gedacht ist. Desgleichen die ‚Traumdeutung‘, wo den Dichter eine ‚Unglückskrähe‘ mit Gekrächze weckt und ihm dann ein altes Weib die tiefsinnige Traumdeutung giebt: „Zwei und einer, das sind drei, dann auch sagt' sie mir dabei, daß — mein Daum ein Finger sei", also ein launiger Spott auf die ‚weisen Leute‘, die sich vor Unglücksraben fürchten und bei alten Weibern Rats erholen. Auch wenn er, beim Tanz die Geliebte suchend, bittet: „Frau'n ach, habt die Güte, Rückt empor die Hüte!" so soll das zugleich ein Scherzhieb wider die ‚unminnigliche‘ Sitte der antlitzverdeckenden Schattenhüte sein. — In allem dem also, wohin man auch nur blickt, bewährt Walther sich als der Meister. Seine Verse sind von bezauberndem Wohlklang; niemals wird der Sprache Gewalt angethan, niemals der natürliche Rhythmus freier Rede verletzt. Jeder Empfindung weiß er die eigenartigsten Töne zu verleihen, allem eine besondere Färbung zu geben; denn alles eben ist persönlich erlebt und empfunden, aus allem klingt die Sprache seiner innersten Natur, seines lauteren Charakters, seines innigen Gemüts hervor.

§ 212. An Proben der Minnelieder bedarfs, bei der verhältnismäßigen Allbekanntheit Walthers, aus der Fülle nur weniger.

a) Aus dem obigen Liede ‚Unter der Linde‘ nur die 1. Strophe, schon diese „einzig an Naivetät, Grazie, Schalkhaftigkeit" und an wundervollstem sprachlichem Wohllaut; zugleich vollendetes Bild des dreiteiligen Strophenbaus.

1. Stollen { *Under der linden*
an der heide,
dâ unser zweier bette was,

2. Stollen { *dâ muget* (mögt) *ir vinden*
schône (völlig) *beide*
gebrochen bluomen unde gras.

Abgesang { *vor dem walde in einem tal,*
tandaradei!
schône (schön) *sanc diu nahtegal.*

b) Wintersüberdruß. Reimspiel mit den 5 Vokalen.

Diu werlt was gelf, rôt unde blâ,
grüen' in dem walde und anderswâ:
kleine vogele sungen dâ.
nû schriet aber diu nebelkrâ.
pfligt s'iht ander varwe? jâ,
s'ist worden bleich und übergrâ:
des rimpfet sich vil manec brâ.

Gelb, rot und blau die Welt man sah,
Grün in dem Wald und fern und nah,
Kleine Vöglein sangen da.
Jetzt aber schreit die Nebelkrah.
Ist die Welt entfärbt etwa?
Ach, bleich und grau geworden, ja.
Drob rümpft sich manche Braue da.

Ich saz ûf einem grüenen lê,
da entsprungen bluomen unde klê
zwischen mir und einem sê.
der ougenweide ist dâ niht mê.
dâ wir schapel brâchen ê,
dâ lît rû rîfe unde snê —
daz tuot den vogellînen wê.

Sonst saß ich wohl auf grüner Höh,
Da sproßten Blumen auf und Klee
Zwischen mir und einem See.
Die Augenweid ist fort, o weh!
Wo wir Kränze wanden eh,
Da liegt nun kalter Reif und Schnee —
Das thut den kleinen Vöglein weh.

Die tôren sprechent: snîâ, snî,

Ein Thor spricht: Schnei nur, schnei!
Doch sieh,

die armen liute: owê, owî.
des bin ich swaere alsam ein blî.
der wintersorge hân ich drî:
swaz der unt der andern sî,
der wurde ich alse schiere frî,
waer' uns der sumer nâhe bî.

Die Armen schrein: O weh, ach wie!
Wie Blei drückt mir's das Herz um sie.
Drei Sorgen mir der Winter lieh.
Doch wie mich das auch niederzieh,
Frei werd ich der Melancholie,
Ist erst der Winter wieder hie.

Ê danne ich lange lebte alsô,
den krebz wolt' ich ê ezzen rô.
sumer, mach uns aber frô!
dû zierest anger unde lô.
mit den bluomen spilte ich dô,
mîn herze swebte in sunnen hô:
daz jaget der winter in ein strô.

Ja, eh ich länger lebte so,
Dann äß ich lieber Krebse roh.
Sommer, mach uns wieder froh!
Du zierest Hain und Anger, wo
Ich einst mit Blumen spielt' und — o!
Mein Herz hochauf zur Sonne floh.
Nun jagt's der Winter in ein Stroh [in einen Strohhalm, so enge macht er's].

Ich bin verlegen als Esaû,
mîn slecht hâr ist mir worden rû.
süezer sumer, wâ bist dû?
jâ, sache ich gerne veltgebû!
ê deich lange in solher drû

Zum Esau macht mich ganz die Ruh,
Mein schlichtes Haar ward rauh im Nu.
Süßer Sommer, wo bist du?
Wie gern säh ich dem Feldbau zu!
Eh ich noch lang in solcher Truh (eigentl. Falle, Fessel)

beklemmet waere, als ich bin nû,
ich wurde ê münech ze Toberlû.

Beklemmet läg, wie jetzt ich's thu,
Eh würd ich Mönch zu Toberlu (Dobrilugk in Ostbrandenburg, als elender Aufenthalt damals sprichwörtlich).

§ 213. c) Das berühmte Lied ‚Ir sult sprechen willekomen' mit Recht als ‚Deutschland über alles' bezeichnet, bekundet volle Einheit von Frauen- und Vaterlands-Minne, daher Probe für Walthers höchste Sprachgewalt, zugleich für herrlichen Strophenbau.

Ir sult sprechen: willekomen!
der iu maere bringet, daz bin ich.
allez daz ir habet vernomen,
daz ist gar ein wint: nû frâget mich!
ich wil aber miete:
wirt mîn lôn iht guot,
ich sag' iu vil lîhte daz iu sanfte tuot.

seht, waz man mir êren biete.
Ich wil tiuschen frouwen sagen
solhiu maere, daz si deste baz
al der werlte suln behagen:
âne grôze miete tuon ich daz.
waz wolt ich ze lône?
sie sint mir ze hêr:
sô bin ich gefüege und bite sie nihtes mêr,
wan daz sie mich grüezen schône.

Ich hân lande vil gesehen
unde nam der besten gerne war:
übel müeze mir geschehen,
künde ich ie mîn herze bringen dar,
daz im wol gevallen
wolte fremder site.
nû waz hulfe mich, ob ich unrehte strite?
tiuschiu zuht gât vor in allen.

Von der Elbe unz an den Rîn
und her wider unz an der Unger lant
mugen wol die besten sîn,
die ich in der werlte hân erkant.
kan ich rehte schouwen
guot gelâz und lîp,
sam mir got, sô swüere ich wol, daz hie diu wîp
bezzer sint dann' ander frouwen

Tiusche man sint wol gezogen,
rehte als engel sint diu wîp getân.
swer sie schiltet, der'st betrogen!
ich enkan sîn anders niht verstân.
tugent und reine minne,
swer die suochen wil,
der sol komen in unser lant: da ist wünne vil.
lange müeze ich leben dar inne.

Heißet mich nur froh willkommen!
Der euch neue Kunde bringt, bin ich.
Alles, was ihr sonst vernommen,
Ist nur Schall und Wind: jetzt fraget mich!
Doch auch Lohn gewähret!
Wird mein Sold dann gut,
Künd ich herzlich gerne, was gar wohl euch thut.
Seht nur, wie man recht mich ehret!
Ich will sagen deutschen Frauen
Solche Botschaft, daß sie desto mehr
Alle Welt verlangt zu schauen.
Großen Lohn dafür ich nicht begehr.
Was auch sollt's versüßen?
Sie sind mir zu hehr:
Drum bin ich bescheiden, bitte sonst nichts mehr,
Als daß sie mich freundlich grüßen.

Lande hab ich viel gesehen,
Sah die besten gerne allerwärts:
Aber übel müßt' mir's gehen,
Könnt ich dahin bringen je mein Herz,
Daß ihm wohlgefalle
Fremder Länder Brauch.
Wenn ich lügen wollte, hülfe mir das auch?
Deutsche Zucht geht über alle.

Von der Elbe bis zum Rheine
Und zurück bis an der Ungarn Land
Sind die besten, wie ich meine,
Die mir in der weiten Welt bekannt.
Weiß ich recht zu schauen
Weibes Art und Zier,
Helf mir Gott, ich schwör: das Weib ist hier
Besser als sonst Edelfrauen.

Deutscher Mann ist wohlgezogen,
Deutsche Frauen, wie die Engel gar.
Wer sie schilt, hat sich betrogen:
Anders kann ich's nicht verstehn fürwahr.
Zucht und reine Minne,
Wer die suchen will,
Komm in unser Land! Da ist Wonne viel.
Lebt' ich lange nur darinne!

§ 214. Nach solchen Proben ist es begreiflich, wie Gottfried an der (§ 196) erwähnten Stelle Walthern, so sehr dieser von ihm selber abweicht und über ihn hinausgeht, dennoch den höchsten Preis zollt und ihm — nach dem Tode Reinmars, der Hagenauer Nachtigall" (§ 208) — die Führerschaft des ganzen deutschen Minnesangs zuspricht. Da sich sein entzückter Ausruf gerade auf das Sprachliche bezieht, also eigentlich mehr sprach- als litteraturgeschichtliche Bedeutung hat, möge ein Stück daraus diesen Abschnitt beschließen:

Sô gebet uns etelîchen rât!
ein saelic man der spreche dar:
wer leitet nû die lieben schar?
wer wîset diz gesinde?
ich waene, ich sie wol vinde,
diu die baniere (Banner, Panier) *füeren sol:*
ir meisterinne kan ez wol,
diu von der Vogelweide.
hei wie diu über heide
mit hôher stimme schellet!
waz wunders sî gestellet,
wie spaehe (kunstvoll) *s'organieret* (sie orgelt, musiziert)!
wie sie ir sanc wandelieret!
ich meine ab (aber) *in dem dône*
dâ her von Zitherône [von Cythera, der Stadt der Venus; Gottfried beschränkt also sein Lob ausdrücklich auf Walthers Minnesang und schließt dessen Sprüche und politischen Gedichte aus!]
dâ diu gotinne Minne
gebiutet ûf und inne.
diu ist dâ ze hove kâmeraerîn,
diu sol ir leitaerinne sîn!
diu wîset sî ze wunsche wol,
diu weiz wol, wâ si suochen sol
der minnen mêlôdîe.
si unde ir cumpanîe
die müezen sô gesingen,
daz sî ze fröuden bringen
ir trûren ûnde ir senedez (sehnendes) *klagen* ...

Trotz alledem hat nun der also Gefeierte gerade auf dem von Gottfried ausgeschlossenen Gebiete gleichsam sich selber noch übertroffen!

§ 215. 2. Im **Spruch** nämlich, so wenig sich dieser (vgl. § 204) zu reicherer und feinerer Kunstentfaltung schickt, hat dennoch Walther eigentlich das Höchste, weil das von allen Fremd-Einflüssen und -Vorbilden ganz freie Originalste, Persönlichste und zugleich Nationalste geleistet. Allerdings vor allem im Inhalte, den er — wie die Litteraturgeschichte zeigen wird — als erster und zugleich als unübertroffener Meister auf die Höhe des öffentlichen Staatslebens, der vaterländischen und weltgeschichtlichen Bewegungen hebt. Aber diesen Ruhm, Deutschlands größter politischer Dichter zu sein, verdankt er doch auch der hinreißenden **Sprachgewalt**, mit welcher er solchen Inhalt formt und ohne welche seine Sprüche nie die zündende Wirkung erreicht hätten, die sie damals übten und auf verständnisvolle Leser noch heute üben! Auch hier nämlich, bei aller lapidaren Kürze und markigen Gedrungenheit, bewährt er doch seine Vorzüge der schlichten Naturwahrheit und Sprachschönheit, des Wohlklanges und der Abrundung, des Reichtums an kühnen Bildern, der anschaulichsten Plastik und einer packenden, oft wahrhaft dramatischen Drastik. Und alles das nun im Dienste einer so edlen und reinen Lebensauffassung und hohen Weltanschauung, einer solchen Glut sittlich-religiösen Empfindens, dabei einer Freiheit vorurteilslosen Denkens, und eines Pathos nationaler Leidenschaft, daß diese Einheit von Form und Inhalt, von Sprache und Geist, von Stil und

Charakter, schlechthin überwältigend wirkt. Im einzelnen nur einige Hauptzüge.

§ 216. Unter den ca. 200 Sprüchen unterscheidet man mehr als 20 wechselnde „Töne", die der Dichter zu verschiedenen Zeiten erfindet und bald in einzelnen Sprüchen, bald durch ganze Gruppen hin anschlägt. Darunter etwa 5 Gruppen kleinerer einteiliger Strophen, die übrigen größeren Umfangs und dreigeteilt, doch von reichster Mannigfaltigkeit. Sie dienen mit zur Bestimmung der Zeitfolge und der wechselnden Schauplätze. — In ihrer Anordnung lassen sich viele Sprüche je auf einen allem hervortretenden Hauptsatz zurückführen, der namentlich bei den kleineren das ganze Gedicht ausmacht. In den größeren tritt derselbe aber oft mit einer Erläuterung, einer summarischen Begründung auf und steht dabei bald an der Spitze, bald als Folgerung am Schlusse. Ersteres z. B. in vielen der Sprüche wider den Papst: Ir bischov' und ir edelen pfaffen, ir sît verleitet . . ., Ahî wie kristenliche der bâbest unser lachet . . . oder in den auf Walthers persönliche Angelegenheiten gerichteten, z. B. in dem Freudenruf über sein Lehen: Ich hân min lêhen, al diu werlt! ich hân min lêhen . . . Letzteres u. a. in den zwei berühmten Hauptsprüchen zum Wahlstreit 1197, die nach längerer Vorbereitung je in den gewaltigen Hauptsatz ausmünden. Der erste entfaltet den Widerstreit zwischen Weltrecht und Gottespflicht und schließt dann mit der erschütternden Klage:

untriuwe ist in der sâze (Hinterhalt),
gewalt vert ûf der strâze,
frid' unde reht sint sêre wunt:
die driu enhabent geleites niht,
diu zwei enwerden ê gesunt.

Untreu herrscht ohne Maße,
Gewalt fährt offner Straße,
Und Fried und Recht sind tödlich wund:
Ehr, Gut und Heil sind ohne Schutz
[die drei vorher behandelten Dinge],
Eh diese zwei nicht sind gesund.

Der zweite legt dar, wie in der Natur alle Wesen, alle Tiere ihre Anführer, Leiter, Oberhäupter haben und nur Deutschland in kaiserloser Ohnmacht liegt, und schließt mit dem gewaltigen Aufruf an dieses, Philipp von Schwaben zum König zu küren:

sô wê dir tiuschiu zunge!
wie stêt dîn ordenunge,
daz nû diu mucke ir künic hât,
und daz dîn êre alsô zergat!
bekêra dich, bekêre!
die Zirken sint ze hêre, [1])
die armen künege dringent dich:
Philippe setze en weisen ûf,
und heiz sie treten hinder sich!

Nun weh dir, deutschem Lande!
Dein Zustand welche Schande,
Daß über Mücken Kön'ge stehn,
Und deine Ehre muß vergehn!
Bekehre dich! Verwehre
Den stolzen Fürsten Ehre!
Machtlose Kön'ge drängen dich!
Dem Philipp setz die Krone auf,
Befiehl, daß sie ihm beugen sich.

§ 217. Beide Sprüche bekunden auch, neben vielen anderen, die Plastik mit der Walther seelische Vorgänge durch körperliche Sinnbilder und Handlungen schildert und allgemeine Gedanken und Wahrheiten auf persönliche Erfahrungen, auf konkrete Einzelfälle zurückführt. Anstatt im ersten eingangs zu sagen: Kein Nachdenken lehrt, wie jener Widerstreit zu schlichten sei, führt er sich selbst als Nachdenkenden ein, und zwar körperlich in der typischen Stellung

[1]) Zirken: die ‚Fürstenreifen'; sie sind ‚zu hehr', d. h. zu stolz geworden; arme, d. h. machtlose Mitbewerber treten auf; setz aber dem Ph. ‚den Weisen', d. h. den Hauptedelstein in der deutschen Krone, auf.

eines Nachdenkenden, in der ihn dann auch die Handschriften abbilden. Es ist der berühmt gewordene Anfang:

Ich sâz ûf eime steine
und dahte bein mit beine,
dar ûf sast' ich den ellenbogen;
ich hête in mine hant gesmogen
mîn kinne und ein mîn wange.
dô dâhte ich mir vil ange . . .

Ich saß auf einem Steine,
und deckte Bein mit Beine,
darauf der Ellenbogen stand;
und hielt geschmiegt in meine Hand
mein Kinn und meine Wange.
Und so bedacht' ich bange . . . .

Ähnlich episch beginnt auch der zweite: Ich hört' ein Wasser rauschen, Und ging den Fischen lauschen, Und sah die Dinge dieser Welt u. s. w. Statt zu sagen: Ich trauerte . . . heißt es: Meine hochfertigen Kranichsschritte wurden schleppende Pfauentritte, den Kopf ließ ich hängen bis auf die Knie. Um den Hochmut zu geißeln, der nach Unmöglichem strebt, führt er eine Würfelsechs ein, welche sich auf sieben Augen erheben will, die's doch bei Würfeln nicht giebt, und ruft ihr dann zu: Hôchvertic ses, nû stant gedrîet! Hoffärtige Sechs, nun sink' auf Drei! — Überhaupt wirkt nicht nur diese Einführung redender Personen und sogar personifizierter Dinge, sondern auch ihre unmittelbare Anrede, unter Umständen auch ihre Gegenrede, überaus lebendig und fügt zu dem lyrischen oder epischen Element das dramatische hinzu. So wendet er sich, wie schon gezeigt, direkt an Deutschland, an den Papst, den Kaiser, die Fürsten, die Geistlichen und andere Personen; natürlich auch, in gewaltigem Hilfe- oder Racheruf, an Gott selbst. So anderseits an „Frau Welt"; so mit furchtbarer Ironie an die Opferstöcke, in denen Innocenz III. Geld sammeln ließ, indem er sich gleichsam vor einen hinstellt und ihn zornig fragt: „Sagt an, Herr Stock, hat Euch der Papst zu uns gesandt, daß Ihr ihn reich macht und die Deutschen plündert?"

§ 218. Ergreifend sind endlich die persönlichen Not- und Hilferufe, die der verarmte und verkannte Dichter ausstößt, und die rührend-wehmütigen Klagen seines Alters über den allgemeinen Verfall in Staat, Kirche und Kunst; herzbewegend aber vor allem auch seine Weisheitslehren und Lebensregeln. Aus ihnen möge hier den Schluß eine der „Jugendlehren" bilden, auch um der Sprachkunst willen, die den Satz so sinnreich baut, daß er vor- und rückwärts gelesen werden kann, also vortrefflich geeignet ist, sich dem kindlichen Gedächtnis einzuprägen.

Nieman kan beherten
Kindes zuht mit gerten:
den man z'êren bringen mac,
dém ist ein wort als ein slac.
dém ist ein wort als ein slac,
den man z'êren bringen mac:
Kindes zuht mit gerten
nieman kan beherten.

Niemand zwingt zum Guten
Kindes Zucht mit Ruten.
Wen zur Ehr man bringen mag,
Dem gilt ein Wort wie ein Schlag!
Dem gilt ein Wort wie ein Schlag,
Wen zur Ehr man bringen mag.
Kindes Zucht mit Ruten
Niemand zwingt zum Guten.

Hüetet iuwer zungen,
daz zimt wol den jungen;
Stôz den rigel für die tür,
lâ kein boese wort dar für!
lâ kein boese wort dar für
und umgekehrt weiter.

Hütet eurer Zungen!
Das geziemt den Jungen.
Stoß den Riegel vor die Thür,
Laß kein böses Wort herfür!
Laß kein böses Wort herfür
u. s. w.

Hüetet iuwer ougen
offenbâre und tougen [offen und heimlich].
lât si guote site spehen
und die boesen übersehen!
und die boesen übersehen
lât si, u. s. w. wie vorher.

Hütet eure Blicke,
Daß sie nichts bestricke!
Laßt sie gute Sitte spähn,
Böses laßt sie übersehn!
Böses laßt sie übersehn
u. s. w.

Hüetet iuwer ôren,
oder ir sît tôren;
lât ir boesiu wort darin,
daz gunêret iu den sin.
daz gunêret u. s. w. wie vorher.

Hütet eure Ohren,
Oder ihr seid Thoren.
Laßt ihr bösem Wort sie hin,
Das verunehrt euern Sinn!
Das verunehrt u. s. w.

Hüetet wol der drîer
leider alze frîer;
zungen, ougen, ôren sint
dicke schalchaft, z'êren blint.
dicke schalchaft, z'êren blint
Zungen, ougen, ôren sint u. s. w.

Hütet wohl der dreien,
Der nur allzu freien!
Zungen, Augen, Ohren sind
Zuchtlos oft, für Ehre blind.
Zuchtlos oft, für Ehre blind
u. s. w.

Der Jugend aber — auch der heutigen — ruft die Sprachgeschichte schließlich den schönen Vers Trimbergs zu (im „Renner" v. 1218f.), der gerade in seiner Kürze und Schlichtheit so ergreifend wirkt:

Hêr Walther von der Vogelweide —
swer des vergaez, der taet' mir leide!

D. Zur Lehrdichtung und dem Meistergesang.

§ 220. **1. Zur Lehrdichtung** ist nach dem früher (§§ 163. 166) Gesagten und den Proben der Spruchpoesie (§§ 204. 207, 5. 215—218) nur noch über Freidanks „Bescheidenheit" und Brants „Narrenschiff" etwas zu bemerken.

a) Ersteres Werk läuft allen übrigen ähnlichen Sammlungen von Lebensregeln, auch dem Winsbeke, dem „Renner" (§ 163) u. a., weniger nach seinem Gehalte, als deswegen den Rang ab, weil gerade seine Sprache und Darstellungsweise allen gelehrten schulmeisterlichen Anstrich, alle höfische Gespreiztheit, alle umständliche und trockene Ausführlichkeit vermeidet und, unmittelbar an die volkstümliche Spruchdichtung und den im Volke selbst lebenden Sprichwörterschatz anknüpfend, selber frisch, lebendig, volksmäßig sich ergeht. Neben den zahlreichen längst geprägten Volkssprichwörtern und Wendungen weiß Freidank eben auch seine eigenen Gedanken mit epigrammatischer Kürze und Treffsicherheit in das gleiche Gewand kerniger Gemeinverständlichkeit zu kleiden.

Als Sprachprobe nur aus dem Anfang.

Ich bin genant bescheidenheit,
diu aller tugende krône treit (trägt).
mich hât berihtet Vrîdanc,
ein teil von sinnen, die sint kranc (ein Teil seiner Sinne ist krank, d. h. aller Menschensinn ist schwach und irrend).
Got dienen âne wanc (ohne Wanken)
deist aller wîsheit anevanc . . .
Swer diu sêle wil bewarn,
der muoz sich selben lâzen varn . . .
Rost izzet stahel unde îsen;
also tuot sorge den wîsen . . .
Komt ein ohse (Ochs) *în vremdiu lant,*
er wirt doch vür ein rint erkant . . .
Swer lobt der snecke springen
und des ohsen singen,
der kam nie dâ der lêbarte (Leopard) *spranc,*
und dâ diu nachtegale sanc . . .

Wir suln mit allen sinnen
got vürhten unde minnen . . .
Ein ieglîcher lôn enphât
dar nâch als im sîn herze stât . . .
Sich selben nieman loben sol:
swer vrum ist, den gelobt man wol.

§ 221. b) Ganz umgekehrt beruht der „europäische Erfolg" von Brants Satire nur auf dem glücklichen Griffe, alle die vielen umlaufenden Fastnachtsspöttereien über allerlei menschliche Narrheit in ein großes, übrigens sehr loses Ganzes zusammenzufassen und in leichtverständliche deutsche Verse zu gießen. Sprache selbst und Stil sind dabei nüchtern und ohne Gefühl für Wohllaut und Form, oft geradezu ungeschlacht — ein rechtes Bild der ganzen Verfallzeit, wie eine Probe zeigt (man beachte auch die Verwilderung der Orthographie).

Die uberträtter des gesatz
die suochen dem endkryst[1]) *syn schatz,*
das er vil hab, die by ihm ston
und mit im inn syn falscheyt gon.
der würt er han vil inn der welt;
wan er uss teylen würt syn gelt
und all syn schätz würt fürhar bringen,
darff (braucht) *er nit vil mit streichen*
zwyngen;
das merteyl (Mehrzahl) *würt selbs zuo*
im louffen,
durch gelt würt er vil zuo im kouffen.
doch werden sie die leng nit faren,
inn würt balt brechen schiff und karren;
wie wol sie faren umb und umb
und würt die worheyt machen krumb,
so würt zuletst doch worheyt bliben,
und würt die falscheit gantz vertriben,
die yetz umbfort inn allem standt.
Ich förcht, das schiff kum nym zuo landt.
Sant Peters schifflin ist jm schwangk,
ich sorg gar fast den undergangk.

[1]) Antichrist.

§ 222. 2. Daß der **Meistergesang**, trotz seiner bestgemeinten Sprach- und Kunstpflege, den allgemeinen Verfall nicht aufhält, sondern eher noch beschleunigt, ist aus dem Früheren (§ 167) selbstverständlich. Das Wesen der Kunst sieht er eben ganz in der Form, in äußerlicher Verskünstelei. Das Gefühl für die natürlichen Gesetze der Sprache ist ganz erstorben. Von Übereinstimmung zwischen Verston und natürlichem Wort- und Satzton, von poetischer Färbung des Ausdrucks, von Rhythmus und Wohlklang, haben die „Tabulaturen" oder Poetiken dieses ehrsamen Zunftbetriebes keine Ahnung. Ebenso wenig von Geschick und Geschmack der Darstellung. Man zählt nur noch die Silben der Verse ab (vgl. §§ 196. 202.) und achtet mit scholastischer Pedanterie auf mechanische Korrektheit, für welche man 32 Fehler- oder Strafregeln aufstellt. Dazu gehört z. B. strenge Genauigkeit des Reims; unreine Reime (wie Tod—Gott, Knabe—Knappe) werden als „Milben", Zusammenziehung zweier Silben in eine (wie eim aus einem) als „Klebsilben" gebrandmarkt. Auch auf regelrechte Gliederung der Strophen — jetzt „Gesätze" genannt — wird gedrungen. Man sucht seine Geschicklichkeit in deren Bau und Umfang; letzterer schwillt oft riesig, bis zu 100 Reimen an, und oft bilden drei, fünf oder sieben solcher Ungetüme ein Ganzes, das den Namen „Par" oder „Bar" erhält. Nach dem Strophenbau unterscheidet man, wie früher (§ 201), die „Töne" oder „Weisen", deren jede ihren Namen erhält. Gerade diese hunderte, oft seltsamster, gesuchtester Namen sind sprachgeschichtlich interessant und zeigen deutlich den ganzen Zopf dieser Kunstart. Einfach sind noch die Benennungen nach Dichtern: Ton Frauenlobs, Regenbogens, Rosenblüts, Silberweise Hans Sachsens u. a. Aber dann kommen Bezeichnungen wie: Karl Foders abgeschiedene Vielfraßweise, Weber-Kratzenweise Ambrosii Metzgers, überkurz Abendrotweise Georg Hagers, geblümte Nußblühweis oder Paradiesweise Josef Schmierers, blutglänzende Drahtweise Jobst Zolners, gestreifte Safran-Blümleinweis, Fett-Dachsweis u. a. Sie sind darin Vorläufer für die Spielereien der Sprachgesellschaften (§ 301 ff.). Auch in Reimhäufung und Reimverschlingung leistet man Unglaubliches; desgleichen in Sinnspielereien aller Art.

§ 223. Trotz alledem ist — wie schon Uhland betont — dem Meistersang nicht jedes Verdienst um Sprache, Litteratur und Poesie abzusprechen. Hat er doch, mitten im Verfall, wenigstens den Sinn dafür im Volke aufrecht erhalten und gepflegt. Auch darf er nicht bloß nach dem beurteilt werden, was er gerade in den engen Schranken der Singeschulen geleistet hat. Viele Meistersänger streben darüber hinaus, versuchen sich in unabhängigen Formen, und leisten gerade darin ihr Bestes. Wie er vollends durch Bewahrung der alten Heldensänge national, durch Bibelforschung kirchlich-religiös, durch die kunstmäßige Verwendung gerade des Sonntags sozial und sittlich sich hohe Verdienste erwirbt, gehört in die Litteraturgeschichte. Sprachgeschichtlich ist schließlich auch sein Kampf gegen das Fremdwörterunwesen und das Streben nach möglichst deutschen Bezeichnungen bemerkenswert. So heißt z. B. der Vorstand ‚das Gemerke', der Kassierer ‚Büchsenmeister', der Archivar ‚Schlüsselmeister', der Kritiker ‚Merkmeister', dem als Jury 4 ‚Merkaere' zur Seite stehn, der Preisverteiler ‚Kronenmeister' u. s. w.

§ 224. Als Probe diene ein Stückchen aus einem sogen. Ebich oder Umkehrliede (Vexierlied), das je nach der Zeichensetzung den entgegengesetzten Sinn giebt — also eine Spielerei, die teilweise recht gezwungen ausfällt.

Original ohne Zeichen, bloß nach der Wortstellung, im falschen Sinn:

Junck man hab got vor augen nicht
Sprich übel reinen wyben
Die lug solltu ze hertzen schryben
Gar wenig biss bereit
Da man vil bris und wirdikeit
Herwerben sol nach guter tat
Du hab zu boesen dingen pflicht
Gar wenig solt belyben
Da man vil tugend er wil tryben
Da biss gar unverzeit
Mit bosen worten biss gemeit
Gar selten volg der wysen rat

Du solt in diner jugent
Tugent
Myden ist min gir
Nymmer laster du verbir
Wilt du gnad herwerben
Den milten solt du lan verderben
Gar selten volg du mir
Gar ohne zwyfel sag ich dir
Din lop das grünet als die sat.

Übersetzung mit Zeichen, im rechten Sinn.

Junger Mann, hab Gott vor Augen! Nicht
Sprich Übles von reinen Weibe(r)n!
Die Lüge sollst du ins Herz dir schreiben
Gar wenig! Sei bereit,
Wo man viel Preis und Würdigkeit
Erwerben kann, nach guter That!
Hab du zu bösen Dingen Pflicht
Gar wenig! Sollst da bleiben,
Wo man viel Tugend will betreiben!
Da sei gar unverzagt!
Mit bösen Worten sei's gewagt
Gar selten! Folg der Weisen Rat!

Du sollst in deiner Jugend
Tugend
Meiden — so ist mein Begehr —
Nimmer! Laster fliehe sehr,
Willst du Gnad erwerben!
Den Milden sollst du lassen verderben
Gar selten (d. h. nie)! Folg du mir!
Ganz ohne Zweifel sag ich dir:
Dann grünt dein Lob gleich wie die Saat.

E. Zum Volksliede.

§ 225. a) **Zum epischen**, vgl. § 165 und 169 a. E.

1. Aus dem „jüngeren Hildebrandsliede" der Anfang. Man beachte den frisch-natürlichen Volkston und die mannigfachen Freiheiten der Form.

„Ich wil zu land ausreiten", sprach sich maister Hiltebrant,
„der mich die weg tät weisen gen Bern wol in die lant;
die sint mir unkunt gwesen vil manchen lieben tag,
in zwei und dreißig jaren fraw Uten ich nie gesach."

„Wilt du zu lant ausreiten", sprach sich herzog Amelung,
„was begegnet dir auf der haide? ein schneller degen jung;
was begegnet dir auf der marke? der jung herr Alebrant (Hadubrand),
ja rittest du selb zwölfte, von im würdest angerant".

„Ja rennet er mich ane in seinem übermut,
ich zerhaw im seinen grünen schilt, es tut im nimmer gut,
ich zerhaw im seine brünne mit ainem schirmenschlag (Schild-, Fechthieb),
und dass er sainer muter ain jar zu klagen hab."

„Das solt du nicht entune", sprach sich her Dieterich,
„wan der jung her Alebrant ist mir von herzen lieb;
du solt im freundlich zusprechen wol durch den willen mein:
dass er dich lasse reiten, als lieb ich im mög gesein" . . .

2. Aus Halbsuters Sempacher Schlachtlied — im Schweizer Dialekt. Anfang und Schluß.

Im tusent und drühundert
und sechs und achtzigsten jar,
do hat doch got besunder
sin gnad thon offenbar
he! der eidtgenossenschaft, ich sag:
tett iren groß bistande
uff Sant Cirillen tag [9. Juli]. . . .

Si zugend mit richem schalle
von Sursee[1]) *uss der statt,*
die selben herren alle,
so der hertzog gesamlet hat:
he! und kost's uns lib und leben,
die Switzer wend wir zwingen
und inen ein herren geben.

Sie fingend an ze ziechen
Mit ir kostlichen watt (Rüstung):
das völcklin fieng an fliechen
gen Sempach in die statt,
he! das uff den ackern was;
den hertzog sach man ziechen
mit einem hör (Heer); *was groß . . .*

Halbsuter unvergessen,
also ist ers genant:
z'Luzern ist er gesessen
und alda wol erkant.
he! er was ein vrölich man;
dis lied hat er gedichtet,
als er ab der schlacht ist kan (gekommen).

§ 226. **b) Zum lyrischen Volkslied.**

Aus der unerschöpflichen Fülle der eigentlichen Volkslieder eine Auswahl von Sprachproben auch nur zu den früher (§ 169) bezeichneten Hauptgruppen der verschiedenen Stände und Gebiete zu geben, ist bei dem hier zustehenden Raume schier unmöglich; ist auch im Grunde überflüssig, weil gerade diese Gattung durch die mancherlei Sammlungen — Des Knaben Wunderhorn, Uhlands, Liliencrons u. a. Beiträge — heutzutage bekannt genug geworden ist und viele Perlen daraus in weiten Kreisen wieder gesungen werden. Man vergleiche nur die studentischen und sonstigen Liederbücher. Auch Sprache und Stil derselben dürfen demnach als den Lesern durch eigene Anschauung bekannt gelten. Nur eine wichtige Bemerkung gerade darüber erscheint unumgänglich.

Bis in die neueste Zeit pflegt man gewisse sprachliche und stilistische Merkmale, die das lyrische Volkslied zweifellos trägt, für wesentliche Eigenschaften seiner Darstellung zu halten. So vor allem das Sprunghafte,

[1]) Ort am Sempacher See.

Abgerissene, Bruchstückartige, das mehr leise Andeutende als Ausführende, ja das oft auftretende Dunkele, Verworrene, Widersprechende. Und man pflegt das auf die

Entstehung des Volksliedes

selbst zurück zu führen, auf die hier also notgedrungen einzugehen ist, weil erst so auch das Sprachliche voll verständlich wird.

§ 227. Man pflegt sich diese nämlich vielfach — wie Liliencron sagt — als einen „halbmystischen Vorgang" insofern vorzustellen, als wäre das Volkslied als solches nicht das Werk eines Einzelnen, sondern des dichterisch empfindenden und schaffenden Volks im ganzen. Richtig verstanden ist dies ja auch in doppelter Weise der Fall. Während das Kunstlied aus dem ganz persönlichen Empfinden des einzelnen Dichters, aus einem individuellen Erleben und Erleiden hervorgeht und um so trefflicher erscheint, je eigenartiger und charakteristischer sich darin das Wesen seines Dichters kundgiebt: so fühlt sich dagegen der Volksdichter einmal schon von vornherein von derjenigen allgemeinen Empfindung erregt und zum Singen gedrängt, welche je zur Zeit den ganzen Kreis seiner Umgebung, seiner Berufs- oder Standes- oder gar seiner Zeitgenossen, seines ganzen Stammes oder Volkes, gemeinsam durchzieht und durchzittert. Allerdings ist nun der Hergang dieses Dichtens selbst auch hier zunächst ein ebenso natürlich-persönlicher, wie in jedem andern Falle. Aber schon in der ersten Empfängnis, dem ersten Aufleuchten eines solchen Liedes wird sich in Sprache, Ausdruck, Stil, in Wahl und Reihenfolge der Worte, des Rhythmus, des Verses und der Melodie, dem Volkssänger eben nicht sowohl das eigenartige Persönliche, als vielmehr das gemeinsam Allgemeine, nicht das ausschließlich Individuelle, sondern vorwiegend das Generelle unwillkürlich aufdrängen und unbewußt, naiv gestaltend mitwirken. Dichtet und singt er doch schon von vornherein nicht bloß für sich selbst, wie zunächst der Kunstdichter im engeren Sinn, sondern vor allem für eine engere oder weitere Umgebung — wie das u. a. Freiligrath in seinem köstlichen Liede von der Entstehung des „Prinz Eugenius der edle Ritter" so treffend an dem sangeslustigen Trompeter veranschaulicht. Von vornherein werden also Volksdichter einen andern „Ton" anschlagen, als Kunstdichter. Und umgekehrt, wo letztere gleichfalls solche allempfundene, allverständliche, echt volkstümliche „Töne" anschlagen, da sind auch sie eben in diesem Falle echte Volksdichter; da werden auch ihre Lieder, ob ursprünglich ganz individuell gemeint, dennoch, weil unbewußt zugleich generell empfunden und geformt, alsbald zu wirklichen Volksliedern — wie das ja eine Menge Kunst-Gedichte, z. B. Goethes, Hoffmanns v. Fallersleben, selbst Heines, und vieler anderer beweisen.

§ 228. Nun kommt aber noch ein Zweites hinzu, welches auf die obigen vermeintlichen Wesensmerkmale des Volksliedes erst das helle Licht wirft.

Man hat gefragt, wie bei der bis soweit entwickelten persönlichen Entstehungsweise sich überhaupt jenes Sprunghaft-Fragmentarische, nur dunkel Andeutende, erklären lasse. Es sei gar nicht einzusehen, wie ein solcher naiver Volksdichter dazu komme, derartiges in ein Lied gleichsam „hinein zu geheimnissen"; warum er nicht einfach, klar, anschaulich alles vorführe, was ihn bewege. Gerade Liliencron bestreitet es deshalb durchaus, daß jene Merkmale dem Volksliede an sich, ursprünglich, oder gar wesentlich anhafteten. Er weist auf das historische Volkslied hin. Nur von diesem lasse sich sicher nachweisen, wann und wie es entstand; in ihm zeige sich also das Volkslied so, wie es

frisch aus der Quelle hervorspringt, und wir belauschten an ihm das Geheimnis seines Entstehens. Dieses lehre nun durch seinen, in vielen Originalen nachweisbaren, klaren, lückenlosen, folgerechten Gang, daß das Volkslied ursprünglich von jenen Eigenschaften nichts an sich habe; es zeige höchstens die Anlässe, woraus sie entstehen könnten. Dieselben entständen vielmehr erst allmählich im Laufe der Zeit, wenn die Lieder von Mund zu Mund gegangen, von Geschlecht zu Geschlecht gewandert seien. Äußerlich müsse man sagen: sie beruhen auf allmählicher Verderbnis des ursprünglichen Textes. Aber freilich, so fügt Liliencron sofort bei, auch nur äußerlich. Denn gerade hier bewähre und zeige sich nun doch wieder „jene mystische Persönlichkeit des singenden Volkes auf wundersame Art, indem diese allmähliche Umformung, die das Zufällige und Unwesentliche — ich setze hinzu: das bloß persönlich-individuell Bedeutsame — abwirft, das Dauernde und Wesentliche — ich füge abermals bei: das zugleich gemeinsam-generell Bedeutsame — zu stärkerer Wirkung heraushebt, den Volksliedern oft gerade erst den größten Reiz verleihe." Als Probe weist er auf das Volkslied (Nr. 138 seiner Sammlung) hin, das er „Laß rauschen!" überschreibt. Es lautet [Str. 2, 3 als Wechselgespräch einer unglücklich und einer glücklich liebenden Maid gedacht]:

Ich hort ein sichellin rauschen
und klingen wol durch das korn;
ich hort eine feine magd klagen:
sie het ir lieb verlorn.

„La rauschen, lieb, la rauschen!
ich acht nit, wie es gê;
ich hab ein bulen erworben
in feiel (Veilchen) *und grünen klê."*

„Hast du einen bulen erworben
in feiel und grünen klê,
so stê ich hie alleine,
tut meinem herzen wê."

Und er bemerkt: „Als es noch etwa 10 oder 15 Strophen hatte, war das Lied schwerlich von so wunderlieblicher Wirkung als mit seinen vereinsamten 3 Strophen." In diesem Sinne wirke sogar oft genug das Unklare, indem es die Phantasie der Hörer herausfordere und ihr einen weiten Spielraum freigebe.

§ 229. Dem ist zunächst zweifellos beizustimmen. Und erst diese doppelte Mitwirkung des Volks selber, die vorherige, im Dichter selbst unwillkürlich mitbestimmende, und die nachherige, an seinen Gedichten sich offenbarende: erst sie scheint mir das Wesen des Volksliedes gerade nach seiner sprachlichen Seite und Darstellungsform voll aufzuklären. Allein ob nun jenes bloß Andeutende Sprunghafte, Dunkele der meisten lyrischen Volkslieder — und zwar aller Völker und Zeiten! — immer und ausschließlich nur aus der letzteren Art, lediglich aus der hinterher ändernden Überlieferung zu erklären ist, das erscheint, mir wenigstens, trotz alledem zweifelhaft. Ich glaube, daß vielfach auch die Entstehung selber schon diese Merkmale unmittelbar und von vornherein mit bedingt, und zwar aus psychologischen Gründen.

Nämlich einmal ist es eben jene, echt kindheitsmäßig springende und Mittelglieder überschlagende Volksphantasie und Volksredeweise selber, wie wir sie doch auch in Sprichwörtern und Redewendungen wahrnehmen, welche in den Dichtern solcher Lieder um so stärker mitwirkt, je näher sie dem Volke stehen, und je mehr ihre Lieder aus inniger Wechselwirkung mit der Umgebung erwachsen. Dies vollends bei allen Rundgesängen, Schnadahüpfeln und ähnlichen, wirklich aus einem Kreise mitdichtender Personen entstehenden Geselligkeitssängen! Wie

Schiller in „Wallensteins Lager" das Soldatenlied aus den Beiträgen mehrerer entstehen läßt, das ist nicht ein bloßer Kunstgriff, sondern ein Abbild wirklichen Lebens. Wer das Volk selber beobachtet, schon in den Kinderreimen, dann in so vielen Handwerker-, Soldatenliedern und selbst in Studentenweisen, der wird die Möglichkeit einer kollektiven Entstehung von Liedern schwerlich bestreiten können.

§ 230. Doch, auch abgesehen davon, kommt drittens noch Folgendes in Betracht. Was uns Gebildeten, uns Sprachforschern, Liedsammlern, Kritikern u. s. w., vor unserm, allemal unausweichlich mitwirkenden, logischen Verstande als „sprunghaft, bruchstückartig, bloß andeutend," ja als „dunkel, verworren, widersprechend" erscheinen muß: das braucht deswegen dem Volke selber noch gar nicht so zu erscheinen, weil eben dessen Gedanken- und vor allem seine Gefühls- und Phantasiegänge andere sind, als die unsrigen! Das nehmen wir ja tagtäglich auch bei den Kindern wahr mit ihren oft so überraschenden Denksprüngen, die ihnen selbst ganz natürlich und logisch-folgerecht kommen, für die wir Alten aber oft erst lange nachher den verbindenden Faden finden. Und so auch beim Volke. Wer viel mit ihm verkehrt, wird in dessen alltäglicher Denk-, Sprach- und Ausdrucksweise ganz diese selben Eigenschaften fortwährend wahrnehmen, wie sie auch das Volkslied zeigt; eben weil es, noch nicht von „des Gedankens Bläße angekränkelt," immer und hauptsächlich die Sprache des naiven Gefühls, des raschen Augenblickssprungs, der überquellenden Phantasie, der stets wechselnden konkreten Anschauung spricht — eine Sprache, die dann z. B. ein Goethe, nach dem Vorbilde der alten Oluf-Ballade, aus gleichgestimmter Volksdichternatur heraus, so wunderbar im „Erlkönig" nachgesungen hat, und die, gerade in allen ihren Rissen, Brüchen und Sprüngen, mit vollem Bewußtsein nachzuahmen auch einem Heine in der „Lurley" mit so großem Erfolge gelungen ist. —

F. Zur Prosa.

I. Zur geistlichen.

§ 231. 1. Unter all den (§ 164, 4. 171) genannten mhd. Predigern steht an ungeheuerer Wucht einer durchaus volkstümlich-urwüchsigen, kraftvollen und leidenschaftlichen Sprache obenan **Berthold von Regensburg**, ein Volksredner, wie Walther ein Volkssänger war. „Der größte Prediger, sagt Scherer, hat den größten Sänger beerbt." Auch er flicht epische und dramatische Elemente ein, erläutert überall durch volkstümliche, frischen Naturssinn und Lebens- und Weltkenntnis bekundende Geschichten, läßt sich Einwürfe machen und bekämpft sie, redet seine Hörer, oft einzelne, direkt an, weiß atemlose Spannung zu erregen, macht's aber auch durch außerordentlich klare Gliederung und plastische Anschaulichkeit dem Volke leicht, ihm zu folgen. Stets hält er Thema und Teile streng durch; diese beziffert er und gebraucht schon dabei überall sinnliche Bilder, um Geistiges daran zu knüpfen. Z. B.: zehn Pfennige sind wir Gott schuldig: die zehn Gebote; sechs Mörder schildert er mit ihren Mordwaffen: es sind ebenso viele Sünden mit ihren Äußerungen; jene die Haupt-, diese die Unterteile der Predigt. Vgl. folgende Probe aus einer Predigt über die 7 Tugenden.

Ez stênt siben sternen an dem himel. Dar an sült ir lesen und tugent lernen . . . Die habent gar grôz kraft über alliu dinc, die ûf erden sint . . . über boum und über wînwahs, über loup und gras, über krût und wurze, über korn unt allez daz sâme treit, über die vogele in den lüften und über diu tier in dem

walde, und über die vische in dem wage (der Woge) *und über die wurme in der erden. Über daz allesamt dar über hât unser herre den sternen kraft gegeben, wann* (ausgenommen) *über ein dinc. Dâ hât nieman kein kraft über . . . wann Got aleine. Aber der wil sîn ouch nit tuon, der wil niht gewaltes drüber hân. Daz ist des menschen vrî wilkür: dâ hat nieman gewalt über, danne dû selber. Wann* (als) *er den menschen nâch im selber gebildet hât, der edele vrîe herre, dâ wolt er im sîn wilkür niht binden noch twingen, als dem esel. Der muoz den sac tragen, er tuo ez gerne oder ungerne. Alsô muoz der ohse* (Ochs) *den wagen ziehen oder den pfluoc. Man bindet einen menschen wol, wie man wil, aber sînen willen kan man nit gebinden noch betwingen . . . Der wille stêt an dir selber: Got der hât dir übel unt guot für geleit; tuo wederz* (was von beiden) *du wilt: daz stêt an dir, Got hât ez dîner vrîen wilkür bevolhen. — —*

§ 232. **2.** Viel weniger volkstümlich, viel abgezogen-philosophischer, allerdings auch viel geistvoller, tiefsinniger, edler ist Sprache und Stil des größten deutschen Mystikers, **Meister Eckart,** der sich geradezu, wie einst Notker (§ 157), eine mhd. philosophisch-mystische Sprache schafft, in welcher Ausdrücke wie „Vergottung, gottförmig, Entwerdung, Zernichtung" u. a. von dem Ringen dieses geistvollsten aller damaligen Denker mit der Sprache Zeugnis ablegen. Nur einige Sätze zur Probe, aus denen auch der Dialekt erhellt.

Der in allen steten ist da heime, der ist gotes wirdic, unt der in allen zîten bleibet eine, dem ist got gegenwärtic, und in deme sint geswigen alle creature, in deme gebirt got seinen eingeborn sun . . . Ez ist nieman gotes rîche, wan der ze grunde tot ist. Ich wil got biten, daz er mich lûter mache. Wann ich were lûter, got müeste sich mir geben von sîner eigener nature und in mich fliezen. Wâ mite kuomet man ze lûterkeit? Mit einem stêten jâmer nâ dem einigen guote, daz got ist. Und wâ mite kumet man in einen jâmer? Mit vernihten sîn selben und mit misserallen aller creaturen, und dâ wîset dich dein eigen wizzen zuo, wan alle creature sint ein niht und werdent ze nihte mit jâmer und mit bitterkeit.

§ 233. **3.** Wieder eine praktischere, fürs Leben erbauliche, bilderreiche und anschauliche, dabei edele Sprache redet **Tauler,** ohne freilich die Wucht eines Berthold zu erreichen. Eine Probe aus einer Predigt über Luk. 10, 23.

Man liset, das sich unser herre kerte zuo sinen geminneten jungern, Vnd sach siu an, vnd er hub an das ewangelium, das man nu liset: Beati oculi qui vident que vos videtis: Selig sint die do sehent das ir do sehent . . . Nu nemen wir das wort. Der mensche hat zweierleige ougen, vssewendige ougen vnd jndewendige ougen; Vnd were das jnnerliche ouge niut (nicht), *so wer es herte snoede krang ding mit dem vssewendigen ougen vmb den menschen, Vnd so wer der mensche also ein vihe oder tier. Lieben kinder, wie mag nu das sin, das die edele vernunfft, das jndewendige ouge, alsus erbermeklich erblendet ist, das es dis woren liehtes niut en* (nichts) *siht? der mordige schade ist dannan von kummen: Do ist eine dicke grop hut vnd ein dickes vel übergezogen: das ist minne vnd meinunge der creaturen, oder es si der mensche selber oder ettewas des sinen. Vnd von deme ist der mensche blint vnd toup worden . . . Do ist also manige dicke hut übergezogen, dicke also* (wie) *ohsen stirnen. Vnd die hant* (haben) *im sin innerkeit also verdecket: es ist verwahsen. Wissent, etteliche menschen mugent drissig oder viertzig hiute haben, dicker grober swartzer hiute also beren* (Bären) *hiute. Welhe sint dise hiute? das ist ein ieglich ding, do du dich mit willen zuo kerest, es si gemuetwillikeit an worten vnd an werken, an gunst an vngunst, hochmuetikeit, eigenwillikeit, behegenlichkeit* (Wohlgefallen) *deheines dinges ane got, hertmuetikeit, lihtvertikeit, vnbehuotsamekeit der wandelungen.*

§ 234. 4. Dem Vorbilde Bertholds endlich strebt offenbar **Geiler von Kaisersberg** nach, nähert sich ihm auch in derb-volkstümlicher Sprache und sinnlicher Anschaulichkeit, bleibt aber an Wucht und Glut weit hinter ihm zurück, und fällt mit seinen, oft recht gesuchten Bildern und Vergleichen und seinen mehrfach geschmacklosen Witzen vollends gegen die Würde und Höhe der Mystiker ab. Er bildet schon den Übergang zu jener burlesken Predigtweise des Abraham a Santa Clara u. a., der wir später begegnen werden (§ 292. 303). — Eine Probe aus seinem „Schiff des Heils" (vgl. § 221: Brants „Narrenschiff"), etwas umfangreicher, weil bis heute Vorbild manchen Predigtstils.

Warumb wirt vns das christenlich leben bedeütet bey dem schifflin? Darumb, das es hat die aigenschaft eines schifflins. Zum **1.** *so ist das schifflin klain. Also die bußvertikeit vnd christleich leben ist auch klain, zu vergleichen dem ewigen lon oder der ewigen verdammnuss. Zum* **2.** *ist das schifflin eng zu beyden ortten* (Enden) *vnd weit in der mitt. Also das christenlich leben ist hart vnd schwär am anfange vnd am end, von wegen der anfechtung des bössen veindes, aber in der mitte vnd im fürgang ist es weyt und leicht. Zum* **3.** *ist das schifflin vnden zu, gegen dem wasser, und oben gegen dem hymel offen. Allso das recht christen leben hat ain offen hertz gegen himlischen dingen, vnd beschlossen gegen der welt. Zum* **4.** *ist das schifflin ain behaltenuss kostlicher güter. Allso das christenlich leben nympt yederman an, schleüsst nieman aus. Zum* **5.** *ist das schifflin abschiuchlich den großen starken reythengsten, aber nit den schwachen rösslin. Allso in das bussvertige leben mögen gar kaum bracht werden die reichen vnd mechtigen, aber leichtlich die guten menschen .... Zum* **10.** *so ist in dem schiff ein compass. Also im christelichen leben ist der glaub, der uns füret vnd weist. Zu dem* **11.** *so ist in dem schiff ain encker, vnd in christelichem leben ist die hoffnung, angehefft dem felsen christo. Zum* **12.** *so hat das schiff ain deck. Das ist in christenlichem leben die liebe; wann sy bedeckt die vyle* (Vielheit) *der sünd. Zum* **13.** *so sind in dem schiff ruder; vnd in disem leben sint auch ruder die tugentsamen werck vnd gebot gotes, die man zyhen muß. Zum* **14.** *so hat das schiff einen mastbaum; das ist hie das leiden christi vnd der gekreutzigt herr. Zum* **15.** *so hat das schiff ain segel; dasselbe ist nichts anders hie weder* (als) *der frey will. Zum* **16.** *so gehört zu dem schiff ain glücklicher wint; das ist hie die gnad des hayligen geistes. Zu dem* **17.** *so gehört dartzu schiffbrot; dasselbe ist hye nüt anders weder der fronleichnam christ vnseres herren. Zu dem* **18.** *ist dabey ain nach* (Nachen) *oder ain waydling* (Fischerkähnchen), *der ist hie die muter gotes. Zum* **19.** *sind da schiffknecht, die selbigen sind hye die hailigen engel. Zum* **20.** *würd etwan ainem, der im schiff sitzt, schwilkern* (schwindlig); *derselbige vnwill und grausel sind hie greussliche gotslesterung, damit etwan die guten christenmenschen vom teüfel angefochten werden. Zum* **21.** *ist da der schiffherr; das ist hie die vernunft, die vnns regieret durch das ruder der rechten verstentnuss .... Zu dem* **25.** *so löst man das schiff auf vnd fürt das vom staden, vnd so man allso hynfertt, singet man: In gotes namen farent wir. Das ist hye nüt anders weder der fürgang zu guten werken, da der mensch auflöst das sayl aigner lieb* ... u. s. w.

II. Zur weltlichen Prosa.

§ 235. 1. Aus den Übersetzungen (§ 170) ein Stückchen aus Heinrich Steinhöwels Äsop. (Man achte auch auf die Willkür der Rechtschreibung):

Von eim wollff der ein schwein asz für ein fisch.

Man sagt, das ein wolff was, do er vmb seine schuld gnad oder ablaß suochet, kam zuo eynem bichtvatter, vnd erbot sich zuo rechter buoß vnd gnuog-

thuonung. Empfieng von dem bichtvatter sein heilsam auffgesetzte buoß, das er hinfürt sich von dem fleisch enthielte .... Zuoletst aber, als der wolff gar bei erlegen was vor großem hunger, dar vmb das er nit wol vnd fueglich fisch mocht oder kund fahen, mit denen er seinen hunger solt ersettigen, do stvnd er eins mals an eym staden eines bachs, vnd sahe ein fett schwein, das sich in dem wasser schwemmet. Gedacht der wolff, das jm verbotten was von den thieren vff dem land sich zuo enthalten, vnnd setzt jm für fisch zefahen. Gieng also in das wasser vnd sprach: Got grieß dich herr fisch, wie ich dich nennen sol, eintzwar (entweder) *ein hecht oder ein silur* (Wels). *Do aber das schwein sich nit ein fisch, sunder ein schwein sein vff den eyd behielt, sprach der wolff: biß* (sei) *jetz ein fisch, ob du schon keiner bist.*

§ 236. **2. Aus den Chroniken** eine Probe aus **Jakob Twinger von Königshoven**: (§ 172) über die **Geißelfahrt** der Flagellanten (c. 1350). Man beachte den einfachen, fast nur anreihenden Stil, der aber sehr anschaulich wirkt; ferner die elsässischen mundartlichen Wortformen und die Schreibart:

Von der grôßen Geischelfart.

Wenne siu nu woltent büeßen: alsô nantent siu das geischeln, das was zuom tage zwürent, früege und spôte (Tags zweimal, früh und spät); *sô zogetent siu zuo velde ûs: sô liute men die glocken, und giengent ie zwêne und zwêne und sungent iren leich. und wenne siu kôment an die geischelstat, sô zugent siu sich ûs nacket und barfuos und dôtent kittele oder wîsse lînen an, und leitent* (legten) *sich nider an einen wîten creis. Und wie ieglicher gesündet hette, dernôch leit er sich ... dô by erkante man wol, was sünde ieglicher getôn hette. Sô siu sich alsus hettent geleit, sô vieng ir meister an wô er wolte und schreit* (schritt) *über einen und rüerte in mit sîner geischeln und sprach:*

Stant ûf durch (zu) *der reinen martel* (Märtyrertum) *êre.*
und hüete dich vor den sünden mêre.

sus schreit er über siu alle, und über welchen er schreit, der stuont ûf und schreit dem meister nôch über die vor ime lôgent (lagen), *untze* (bis) *siu alle ûf gestuondent. und sungent denne und geischeltent sich mit riemen: die hettent vornân knöpphe und nôlden* (Nadeln) *dar in gesteecket, und sungent maniger hande leis* (Leisen, aus Kyrie eleison). *und wenne siu sich alsus gegeischeltent und gesungent .... alsô zogetent siu wider in die stat singende ie zwêne und giengent iren vanen und kertzen nôch.*

§ 237. **3. Aus dem „Landrechtbuch" des „Schwabenspiegels".** (Vgl. § 122 den Sachsenspiegel).

Sît uns got in sô hôher werdikeit geschafen hât, sô wil er ouch daz werdez (würdiges) *leben haben, und daz wir ein ander wirde unde êre erbieten, triuwe unde wârheit, niht haz unde nît* (Neid) *ein ander tragen. Wir sullen mit fridcunde mit suone* (Sühne) *under ein ander leben. Fridlich leben hât unser herre got liep. Wan er kom von himelrîche ûf erderîehe durch anders niht, wan durch den rehten fride, daz er uns einen rehten friden schüefe vor der êwigen marter, ob wir selben wellen. unde dâ von sungen die engel ob der krippen: Gloria in excelsis deo, et in terra pax hominibus bonae voluntatis: Gots êre in dem himel unde guot fride ûf der erden allen den, die guoten willen habent ûf erderîehe. ...*

Vierte Hauptgruppe.

Das Neuhochdeutsche.

Überblick. Zeitabschnitte.

§ 238. Der Zeit nach seit ca. 1500, seit der Reformation, und in sprachlicher Hinsicht besonders seit Luthers Bibelübersetzung gerechnet, also bis heute gegen 400 Jahre umfassend, zeigt diese ganze Periode einen eigenartigen inneren sprachlichen Zwiespalt. Es ist das immer neue Ringen zwischen dem Genius unserer Sprache einerseits, wie er sich in Luther und unseren großen Klassikern verkörpert und auf Einheit und Reinheit, auf Schönheit, Kraft und Vollentfaltung der heimischen Schrift- und Litteratursprache dringt, und in der That auch schließlich eine **einheitliche,** eben die **nhd. Schrift- und Gebildetensprache** schafft — und andererseits den Hemmungen und Gegenwirkungen, wie sie zuerst die altertumssüchtige (antikisierende) Ausländerei der humanistischen Gelehrten, dann die Verwelschung der Höfe und der Gebildeten überhaupt erzeugen.

§ 239. Der Hauptabschnitte kann man dabei — wie später auch bei der Litteraturgeschichte — drei zählen.

A. Die **Übergangs-** oder **Begründungs-** oder — im Hinblick aufs Folgende — die **Vorbereitungszeit** von etwa **1500—1748,** von **Luther bis Klopstock,** rund 150 Jahre, voll der größten Gegensätze in den schon angedeuteten zwei Hauptgruppen:

I. Luthers nhd. Sprachschöpfung — gegenüber die Sprachverderbung der Humanisten;

II. Luthers spracheinigende und -reinigende Nachfolger (Fischart, Opitz, Sprachgesellschaften) — gegenüber die Französelei der leitenden Stände.

Dann folgt

B. das „Große Jahrhundert", **1748 bis** etwa **1848,** der **modern-klassischen Höhe unserer Litteratur,** auch sprachgeschichtlich ein siegreicher Aufschwung des Neuhochdeutschen zu einer **einheitlichen Kultur- und Weltsprache,** in immer bewußterer nationaler Selbsterfassung und Kräftigung. Freilich sind auch dann Ausländerei, Fremdwörtersucht und sonstige Verfallserscheinungen noch keineswegs beseitigt. Vielmehr geht der Kampf dagegen um so lebhafter fort, je deutlicher sich schließlich auch

C. in der **neuesten Zeit, seit 1848,** allerlei alte und neue Zeichen wie litterarischen, so sprachlichen Rückgangs zeigen. Doch bekundet sich andererseits, namentlich seit ca. 1870, seit Wiederaufrichtung des Deutschen Reichs, in beiderlei Hinsicht ein neuer Aufschwung; und gerade auf sprachlichem Gebiete wird seitdem der Kampf um die Eigenart, Reinheit und Schönheit des kostbaren Nationalgutes so planvoll, zielbewußt und allseitig geführt, wie kaum je zuvor.

A. Erster Hauptabschnitt: 1500—1748.

Die Begründung des Nhd.

Luther bis Klopstock.

I. Gebiet und Bestand, Sprachcharakter und Mundarten des Neuhochdeutschen.

(Zwischenstück: Verhältnis von Mundarten, Schrift-, Umgangs- und Dichtersprache untereinander.)

§ 240 A. In **räumlich-geographischer** Beziehung — um dies gleich vorweg zu nehmen — erfährt in dieser Periode die deutsche Sprache einerseits Ausdehnung und Gebietsgewinn, andererseits wieder große und schmerzliche Verluste.

1. Infolge der überseeischen Weltentdeckungen und der wachsenden Beteiligung Deutschlands an der Auswanderung und dem allseitig sich steigernden Welthandel- und -verkehr wird sie in weite Ferngebiete getragen, und zahlreiche deutsche Sprachinseln im Auslande (z. B. in Rußland, Amerika, Afrika) bekunden durch eigene Zeitungen und durch Gemeinschaften und Bethätigungen aller Art noch heimisch-nationales Sprachleben. Andererseits aber wird

2. mit Recht gerade bei unseren ausgewanderten Volksgenossen die Schwäche beklagt, mit der sie so schnell und oft fast widerstandslos die eigene Sprache, Sitte und Art allem Fremden preisgeben, sich selber ganz verausländern, und in all jenen Kulturgebieten unserm Volkstume — statt ihm neue Bahnen und Kräfte dauernd zu gewinnen — mittelbar ungezählte Verluste beigebracht haben und fortwährend noch beibringen!

Doch schwerer noch wiegen 3. die unmittelbaren, in Europa, in der Heimat selbst, während dieser Periode erlittenen Verluste unseres Gesamt-Sprachtums! Hauptsächlich kommt hier Folgendes in Betracht. a) Im Nordosten werden zwar anfangs den Slaven, namentlich den Polen gegenüber, in Posen und Oberschlesien die Fortschritte des Mhd. fortgesetzt, und in den Ostseeländern bleibt, auch nach ihrer allmählichen politischen Einverleibung erst in Schweden, dann in Rußland (im Laufe des 18. Jahrhunderts), die alte Sprache und Sitte ein Hort des Deutschtums. In neuester Zeit aber scheint sich dies verhängnisvoll zu ändern. In den russischen Ostseeprovinzen wird deutsche Sprache, Sitte und Religion vergewaltigt; in Posen

und Schlesien sucht das, politisch wie konfessionell (römisch-katholisch) aufgestachelte Polentum Schritt für Schritt den Deutschen Gebiet abzuringen, und leider nicht ohne Erfolg. — b) Auch im Südosten, in Österreich, haben die Deutschen gegen gewaltthätiges Vordringen der Slaven (besonders Czechen in Böhmen) und der Magyaren (in Ungarn), desgleichen c) im Süden desselben Reichs, wie auch der Schweiz, gegen italienische oder romanische Sprachfortschritte zu kämpfen. Was das bedeutet und was dabei auf dem Spiele steht, das ist schon ganz zu Anfang, bei dem Verhältnis der Sprach- zur Weltgeschichte, gebührend betont (§ 16—18). — d) Im Westen geht widerrechtlich seit 1680 das noch ganz deutsche Elsaß, seit 1766 das zum Teil schon französierte Lothringen, politisch an Frankreich über, und unter 200 jähriger französischer Herrschaft scheint ein so großer Teil, wenigstens der städtischen Bevölkerungen, sein Volkstum preisgegeben zu haben, daß selbst nach dem völkerrechtlichen Wiedergewinn für Deutschland 1870/71 die geistige und sprachliche Wiederumdeutschung der alten Reichslande nur langsam von statten geht. —

§ 241. B. Der allgemeine **Sprachcharakter** des Nhd., gegenüber dem Alt- und Mittelhochdeutschen, hat sich eigentlich aus all den früheren fortlaufenden Bemerkungen über diese, aus den stetigen Vergleichungen, den Sprachproben und ihren Übertragungen, bereits so deutlich ergeben, daß hier nur eine ganz kurze wiederholende Zusammenstellung der Hauptzüge erübrigt. Dies um so mehr, als ja auch weiterhin aus der Sprache Luthers und seiner Nachfolger, aus unsern Klassikern und deren Epigonen, und nicht zum mindesten aus den Beispielen von Sprachverderb und Sprachverfall, immer neues Licht darauf fällt.

Im besonderen sei aus Früherem erinnert: an die Bemerkungen und Beispiele z. B. von Sprachverschleifung und Lautverwitterung (§§ 58 ff., 84) von konsonantischem und vokalischem Lautwechsel aller Art (§§ 88 ff., 92—103), speziell von Erscheinungen des Rückumlauts (§ 92), Verschwinden der Reduplikation und Schwächung der Bindevokale (§§ 94 f.), von starker und schwacher Konjugation wie Deklination (§§ 93 ff), von Doppellauten, Ab- und Umlauten, Brechung, Schwächung u. dgl. (§§ 92, 93, 99, 100, 103). Anderseits an die Verluste oder umgekehrt auch Besitzerhaltungen des Nhd. gegenüber dem Ahd. (§§ 141 ff.) und dem Mhd. (§§ 176 ff.); endlich an die Unterschiede der Mundarten des Niederdeutschen (§§ 121 ff.), denen dann hier sofort die des Mittel- und Oberdeutschen folgen werden (§§ 244 ff.). — Genaueres zur ganzen Frage vgl. man in Behaghels trefflichem Buche „Die deutsche Sprache" (Leipzig, Freytag, 1886).

Als wichtigste Sprachmerkmale des Nhd. dürften — sofern in Formenbildung und Satzfügung keine so durchgreifenden Unterschiede gegen früher bestehen — nur folgende lautliche Vorgänge zu erwähnen sein:

1. Die nhd. Doppellautung der mhd. langen Vokale ī, ū, iu in ei, au, eu (vgl. § 92): zīt, hūs, hiute (spr. hüte) wird Zeit, Haus, heute; doch in mitteltonigen Silben auch teilweise Erhaltung, dabei aber Kürzung des alten

Vokales: Friederîch—Friderich, fründlîch—freundlich; anderseits auch neben **braun** Erhaltung von **Bruno**, neben **Auerochs** von **Ur** u. s. w. — Umgekehrt

2. Vereinfachung von mhd. Doppellauten: **ie, uo, üe** werden nhd. **ī, u, ü**: er lief, mhd. gespr. liêf, wird nhd. gespr. līf; mhd. guot wird gut, güete wird Güte u. s. w. (In den oberdeutschen Mundarten dagegen erhalten).

3. Verlängerung kurzer mhd. Vokale: nemen wird nhd. nehmen, er waz nhd. er wār u. s. w.

4. Für Abschwächung voller Endsilben (mhd. Küneges, nhd. Königs), Verstümmelung ganzer Wörter (Jungfer aus Jungfrau, Junker aus Jungherr) und dgl., sehe man die Fülle früherer Beispiele. —

Nach allem dem ist der Gesamtcharakter des Nhd. nach den leitenden Gesichtspunkten (§§ 62 ff.) als der einer fortschreitenden Sprachvergeistigung und -verschleifung zu beurteilen, wobei indes noch ein bei weitem größerer Reichtum mannigfaltigster Laut-, Klang- und Ausdrucksformen bewahrt ist, als im Englischen und in den romanischen Sprachen. — —

§ 242. C. Der **Mundarten**-Bestand des Nhd. — um auch den erst festzustellen — hat sich in Deutschland gegen früher kaum verschoben, nur daß (vgl. § 174) das Mitteldeutsche hie und da nordwärts das Niederdeutsche verdrängt hat.

1. Die **Sprachscheiden** zwischen den 3 Hauptzweigen: Nieder-, Mittel- und Hochdeutsch, kann man durch 2 Linien bezeichnen.

Diejenige zwischen Nieder- und Mitteldeutsch (vgl. §§ 119. 138) durch folgende Linie von W. nach O.: von der franz. Sprachgrenze bei Montjoie ab über folgende Punkte: Eupen, Aachen, (dieses selbst mhd.), Linnich, Odenkirchen, Düsseldorf, Solingen, die Wupper entlang, zum Rothargebirge und Habichtswald als uralter Grenze zwischen Sachsen und Franken, über Hannov. Münden, Duderstadt, Aschersleben zur Saalemündung, die Elbe entlang bis Wittenberg, dann die alte deutsch-slavische Grenze hin über Luckau, südlich von Frankfurt a. O. bis Thorn und Insterburg.

Diejenige zwischen Mittel- und Oberdeutsch (§ 139) durch folgende Linie gleichfalls von W. nach O.: von den Saarquellen im Wasgau als französischer Sprachgrenze über Rastatt, Heilbronn, Schwäbisch-Hall zur Wörnitz, Altmühl und Donau bei Regensburg, dann am Regen hinauf zum Böhmerwald.

§ 243. 2. Für die **Mundarten** des gesamten Neudeutschen selbst diene zur abschließenden Vervollständigung alles Früheren eine **Übersicht sämtlicher Hauptzweige** nach gegenwärtigem Bestande.

Neudeutsche Mundarten (2 Hauptgruppen):

A. Nieder- oder Plattdeutsch. — 3 Hauptzweige.

Friesisch

(Westfriesisch in Nordholland). **Ostfriesisch** und Oldenburgisch. **Inselfriesisch.**

Westfäl.

Westfälisch im engeren Sinne. **Niederrheinisch.**

Niedersächs.

Niedersächsisch im engeren Sinne (Hannover, Braunschweig). **Dietmarsisch** in Holstein, Schleswig. **Mecklenburgisch** und **Pommersch; Märkisch** (in Brandenburg). **Preußisch.**

B. Hochdeutsch.

I. Mitteldeutsch: 4 Hauptzweige.

Fränkisch

Vom Odenwald bis Fichtelgebirge, Thüringerwald bis Donau, bes. am Main, Oberwerra, Rhöngeb., Mittel- u. Nieder-Rhein.

Doppelgliederung: v. W. nach O.: **West-** u. **Ostfränkisch,** v. S. nach N.: **Ober-, Mittel-, Niederfränkisch.**

Westfränkisch.

a) **Niederfränk.** am Niederrhein. **Dialekte** z. B. Klevisch, Kölnisch.

b) **Mittelfränk** am Mittel-Rhein u. -Main, Lahn, in der Wetterau 2c. **Dialekte** z. B. Luxemburgisch. Trierisch, Frankfurtisch.

Ostfränkisch.

a) **Mittelfränk.** an der Ober-Werra, in Süd-Thüringen, am Obermain. **Dialekte** z. B. Hennebergisch, Rhöndialekte.

b) **Oberfränk.** an Wörnitz, Tauber, Regnitz bis Donau. **Dialekte** z. B. Nürnbergisch.

Hessisch

Vom Habichtswald bis Eder, Fulda; eigentlich nur Abart des **Fränkischen**

Thüring.

Vom Thüringer Wald zum Harz, v. d. Unterwerra zur Saale, also in Nordthüringen, goldner Aue u. s. w.

in der alten Markgrafschaft **Meißen,** dem **Osterlande,** rings um die wendische Lausitz u. s. w., mit vielen Ortsdialekten.

Dann auch durch die Germanisierung des O. (§ 174) nach Esthland, Livland, Kurland, den heute russ. **Ostseeprovinzen** getragen.

Obersächsisch.

2 Zweige:

Sächsisch im engern Sinne, auch **Meißnisch** genannt, zwischen Saale und Neiße, Schwarzer Elster und Erzgebirge,

Schlesisch in **Unter-** u. **Ober-**Schlesien mit vielen Orts-Dialekten.

NB.! Vielfach wird Oberschlesien zum Oberdeutschen Sprachgebiet gerechnet.

II. Oberdeutsch: 3 Hauptzweige.

Alemannisch

Im Elsaß, Süd-Baden und der **Schweiz,** hier zu d. mannigfachen Arten des **Schweizerdialekts** („Schwyzerdütsch") entwickelt u. südl. an die rhätoroman. u. italien. Sprachgrenze stoßend.

Bayrisch

im engern Sinne, wieder sich teilend in **Ober-** und **Niederbayrisch** mit vielen landschaftlichen Dialekten.

Schwäbisch

Westlich vom Lech in **Württemberg,** sich gliedernd in **Ober-** und **Unter-**schwäbisch.

Tirolisch

mit den **4 Dialekt**arten: **Nord-, Mittel-** und **Südtirolisch** und **Salzburgisch.**

Bayrisch

In **Altbayern** südlich der Donau, **Tirol** bis zu den deutschen Sprachinseln in Oberitalien, **Salzburg, Österreich, Steiermark, Krain,** und in diesem großen Sprachgebiet allmählich in ff. **Zweige** sich spaltend:

Österreichisch

mit d. Varianten des Landes „ob" der Enns" und „unter" der Enns, dem Ortsdialekt d. **Wienerischen,** und den zu wirklichen Zweigen entwickelten Mundarten des **Steirischen** (vgl. § 122.), **Kärnthischen** u. a.

§ 244. **3.** Zur **Charakteristik** A) des Niederdeutschen vgl. §§ 121 ff. Zu der B) des Mittel- und C) des Oberdeutschen §§ 140—147 (Althochd.) 176—181 (Mhd.), fürs Nhd. oben § 241.

Für die Mundarten seien noch ff. Hauptmerkmale nachgetragen und zunächst durch den köstlichen Vers eingeleitet, den Behaghel mitteilt (Deutsche Sprache S. 25), worin ein Bamberger Schulmeister schon um 1300 die mhd. Dialekte charakterisiert:

Swâben ir woerter spaltent,
die Franken ein teil sie valtent,
die Beire sie zezerrent,
die Düringe sie ûf sperrent,
die Sachsen sie bezuckent,
die Reinleite (Rheinleute) *sie verdruckent,*
die Wetereiber (Wetterauer) *sie würgent,*
die Misenaere (Meißner) *sie vol schürgent* (stoßen).

Freilich eine für uns kaum mehr verständliche Skizze, weil sie wohl auf dem Klange der lebendigen Mundrede beruht und die niedergeschriebenen Buchstaben dafür keinen Ersatz bieten. Im allgemeinen läßt sich zusammenfassend etwa so sagen.

1. Zum Mitteldeutschen: Gesamtcharakter geschmeidiger, spitziger als Oberdeutsch. Im Fränkischen und Hessischen vielfach Verschleifung: **nit** statt nicht, geschl**ö** statt geschlagen, Häus**le** statt Häuslein u. s. w. Sehr breit, voll vokalischer Dehnungen und plattdeutscher Beimischungen ist das Niederfränkische, z. B. das sog. „Kölsche Platt" (hier auch Nominativ statt Akkusativ, z. B. **Jif** mich der **Kies** = gieb mir den Käse; vgl. **Ähz**engel=Erzengel, **Pädsjlö**ck=Pferdeglück u. a.). — Das Sächsische ist weltbekannt und zu komischen Zwecken viel gebraucht mit seiner Unterschiedslosigkeit der harten und weichen Konsonanten, seinen Spiranten und den „gemietlichen" Dehnungen oder Zusammenziehungen, vgl. Dr**ähs**en=Dresden, **Bomeel**=Baumöl, Ei Her**cheses**, „**Mei** Leib**zich low** ich mir" (Titel einer Sammlung des bekannten Humoristen Bormann) u. s. w. — Das Schlesische ist im ganzen reiner, wohlklingender, im Süden dem Bayerischen und Österreichischen ähnlicher.

Ein ganz eigenes Gebilde ist das moderne Berliner Deutsch, zwar mit erwachsen aus der Mundart des Alt-Berlinischen und -Köllnischen, wie es z. B. Fontane, Wildenbruch u. a. in ihren Dichtungen verwerten, aber selber doch keine eigentliche Mundart mehr, sofern landschaftliche Urwüchsigkeit, Gebundenheit an die Scholle, an ein altes Hinterland, fast ganz verloren gegangen sind, und nur noch ein rein städtisches Sprachgemisch hervortritt aus zusammengerafften und durch einander gerüttelten (deutsch-slavisch-jüdischen) Bestandteilen, denen der natürliche Zusammenhang fehlt, die sich vielmehr vorwiegend an der Schriftsprache entwickeln (vgl. Stinde, Familie Buchholz u. a.).

§ 245. **2.** Zum Oberdeutschen: **a)** Hauptcharakter des Alemannischen und vollends des Schweizerischen sind der tiefe Kehllaut des ch, dem gleichsam ein verschlucktes a vorklingt, überhaupt die rauheren Hauch- und Zischlaute, die Verschleifung des e in Vorsilben u. s. w. Als Probe diene aus Hebels „Alemannischen Gedichten" der Anfang des bekannten „Die Wiese".

Wo der Denglegeist in mitternächtig**e** Stunde
Uffeme silberne **Gschirr si** goldeni Sägese denglet
(Totnaus **Chnabe wüßzes** wol) am waldig**e** Feldberg,
Wo mit liebligem **Gsicht us** tief verborgen**e** **Chlüfte**
D' Wiese l**uegt** und **check go** (gen) Totnau aben ins Tal springt,
Schwebt mi munter**e** Blick, und schwebe mini Gidanke.

Ferner aus „Sonntagsfrühe":

Der Samstig het zum Suntig gseit (gesagt):
Jez hani (hab ich) alli schlofn gleit (gelegt);
Sie sin vom Schaffe her und hi
Gar föllí müed und schlöfrig gsi (geworden),

Unds got (geht) mir schiergar selber so:
I cha (kann) fast uf ke Bei me sto.

b) Im Schwäbischen ist alles gedehnter; viele Diphthonge, Häufung von Konsonanten, und Zischlaut des sp, st wie schp, scht auch im Inlaut, das sind die hervorstechendsten Merkmale. Vgl. z. B. gwesse statt gewesen; hast, bist, Geist lauten: hascht, bischt, Geischt; selbst Sie lautet oft wie Schie, Stuttgart wie Schtuggert. Charakteristisch ist die Vorliebe für Wortbildungen mit der Vorsilbe „ge" und für die Verkleinerungssilbe „le": G'schrift, g'spassig; a Häusle, a kleines Schlägle (Schlaganfall!), sogar: a Meineidle, das Hergöttle! Immerhin klingt das „Schwäbeln" traut und herzig, und viele Volkslieder dieser Mundart sind überall beliebt geworden. Vgl. aus dem bekanntesten, dem „schwäbischen Brünnele", Klänge wie: Jez gang i ans Brünnele, trink aber net .. Do such i mein herztausige Schatz . . . di bsieh-n-i nimme meh u. s. w.

§ 246. c) Das Bayerische ist noch breiter, wird näselnd und, in der Ebne, langsamer gesprochen, klingt rauh, oft grob, aber auch kraftvoll, und namentlich im Liede frisch. Das a und ai ist nur als Mittellaut zwischen o und a vorhanden, zahlreiche Laute werden verschluckt, l und ll am Ende klingen wie j, r wie a, das ch sehr hart u. s. w. Vgl. doa hoabns = da haben Sie's, Bua = Bursch, Deandl, Diendl, Bleaml = Dirnlein, Blümlein u. s. w. Interessant ist die Erhaltung der uralten Dualformen: Os = Ihr zwei, Enk = Euch zwei. Auch diese Dialekte sind durch die allbekannten „Schnadahüpf(er)ln" durch ganz Deutschland beliebt geworden. Als Probe diene z. B.:

Da Schwalbn macht koan Summa, oa Tropfn koan Regn,
Aber oa Narr macht zehni, dös is gar oft gschegn.
I hoab Enk (Euch) so waischla (waidlich) etz gnua gsunga her,
Und wenn's Enes (Ihr) nit gnua hoabt, i woaß scho no mehr.

d) Kräftig, bestimmt und hochlaut spricht auch der Tiroler; viel weicher, geschmeidiger und feiner, auch geschwinder der Österreicher, anheimelnd-gemütlich besonders der Wiener. Zum Steirischen vgl. die Probe § 122. —

Zwischenstück.

§ 247. Hier dürfte eine Einschaltung am Platze sein, um überhaupt das

Verhältnis der Mundarten zur Schriftsprache

zu skizzieren, wobei auch auf die zwischen beiden liegenden Unterarten: die **Umgangs-** und **Standes-** oder **Berufs-**, und anderseits die **Dichtersprache** Licht fallen wird.

Wie schon angedeutet (§ 238), vollzieht sich mit der Bildung des **Nhd.** — wie sie folgends dargestellt wird (§ 258ff.) — die erste durchgängige Scheidung einer Schriftsprache, als Gemeinsprache für Bildung und Litteratur, von dem Untergrunde, dem sie entwachsen, den Mundarten als eigentlicher Volkssprechweise. Schon hieraus erhellt beider Unterschied und Eigentümlichkeit, wie sich diese in folgenden Hauptzügen entfalten.

1. Die Mundart ist rein lautliches Verkehrsmittel für den kurzen Weg vom Munde zum Ohre, von Sinneswahrnehmung, Eindruck, Gefühlserregung unmittelbar zum Lautbilde, Klangausdruck, Wortgefüge; die Schriftsprache dagegen ein versichtbartes und zugleich vergeistigtes Mittel für den längeren Weg vom Gehirn zu Hand und Feder, von Selbstbewußtsein, Denken, Ideenwelt zu Satzbildung, Stilentfaltung, Sprachgesetz.

§ 248. 2. Die Mundart zeigt noch alle Züge urwüchsiger **Volkssprache**, deren natürlich-freies, schöpferisches Sprachleben viel deutlicher an ihr zu beobachten ist, als an der Schriftsprache, die sich unterm Zwange von Regeln und wissenschaftlichen Beobachtungen, von Standes- oder Berufs-Herkommen, von Amtseinflüssen und Gesellschaftsmoden bewegt.

Daher in der Mundart noch naive Unbewußtheit, man darf sagen: unwillkürliche Willkür und Laune; gemütliches Sichgehenlassen und Unbestimmtheit einerseits, und doch Trieb nach Deutlichkeit und Nachdruck andererseits; schlichte Einfalt, übersichtliche Kürze, gepaart mit derbsinnlicher Kraft und bildlicher Anschaulichkeit; die Lebhaftigkeit und Bündigkeit mündlicher Augenblicksrede; speziell in sprachgesetzlicher Hinsicht die innerhalb jedes Dialekts herrschende Einheitlichkeit der Lautgesetze, des Lautwandels, der Formen-Angleichung; endlich die unerschöpfliche schöpferische Neigung zu Neubildungen, doch Fremdem gegenüber instinktmäßige Abneigung und Zurückweisung oder — wenn es doch eindringt — dieselbe Kraft sprachschaffender Umdeutschung, wie sie schon früher an den ahd. und mhd. Lehnwörtern nachgewiesen ist (§§ 144 ff., 179 ff.). — Allem dem gegenüber ist die auf Dauerrede gerichtete **Schriftsprache** vor allem auf grammatisch-stilistische Regelmäßigkeit bedacht, zeigt aber trotzdem, infolge ihrer Sprachmischung aus verschiedenen Mundarten, in Lautwandel und Formenbildung vielfache Ungleichmäßigkeit. Im Inhalt auf weite Gebiete abstrakten Denkens angewiesen, wird sie leicht selber abgezogen, unsinnlich, bild- und farblos verwässert, oder auch verstiegen und verschwommen. Das bewußte Streben nach Genauigkeit führt oft zu Umständlichkeit, Breite, Schwerfälligkeit; dasjenige nach strenger sprachlicher „Korrektheit" häufig zu Steifheit, Eintönigkeit, Schablone eines sogen. papiernen Stils; dasjenige nach „Wohlgesetztheit", Feinheit oder „Schwung", vielfach zu überzierlicher, fader und leerer Schönrednerei, oder auch zu gespreiztem, schwülstigem und prunkhaftem Wortschwall (vgl. § 67 ff.). Bei dem, an sich ebenso unumgänglichen wie fruchtbaren und bereichernden Austausch mit fremdsprachlichen Litteratur- und Verkehrsgebieten (vgl. § 61 f.) zeigt sich die Schriftspr. naturgemäß viel weniger widerstandskräftig und sprachschöpferisch-umbildend als die Mundart, verfällt vielmehr allzu leicht in Fremdwörtersucht und stilisierende Ausländerei (vgl. unten § 287 ff. 293 ff.).

§ 249. 3. Nach allem dem verkörpert die Mundart noch viel mehr die Restbestände ursprünglicher Sprachschöpfung und die Eigentümlichkeiten, auch die Ecken und Kanten des weiterschaffenden Volksgeistes, die — in der Bildungssprache, vollends auf dem Papier, ausgemerzt oder abgeschliffen — hier noch fröhlich ihr Spiel weiter treiben.

Aus der Fülle der Merkmale nur folgende Beispiele. 1. Reichtum an sinnlichen Klangwirkungen, z. B. in stabreimenden Paarungen (§ 143), an Ausrufen (Interjektionen) und Naturlauten, vgl. § 98, 123 f. 143. 2. Nachdrucks-Artikel vor Eigennamen: der Sepp, der Müller. 3. Naive Beziehung von allem auf die eigene Person durchs Possessiv: du meine Güte, meiner Treu; „mein" sogar als Beteuerung: „Mein, seht doch an!" Ähnlich der „ethische" Dativ: du bist mir der Rechte! Das war euch ein Tag! 4. Worthäufungen aller Art, z. B. zur Verstärkung der Bindewörter (Konjunktionen): indem daß, jemehr daß, damit daß; der Verneinungen: Hat keener keenen Schwamm nich? auch Luther: Habe ihrer keinem nie kein Leid gethan. Ähnlich Fürwort bei Verhältnisfällen: dem Vater sein Garten, der Biene ihr Stachel; bei Schiller

in Wallensteins Lager: auf der Fortuna ihrem Schiff, des Teufels sein Angesicht. Desgl. Hilfsverba beim Infinitiv: er thut fechten, als wir den Mansfelder thäten jagen (Schiller); geh laufen, thu sitzen gehn; er hat gut reden, hier ist gut sein (vgl. § 84). Vorliebe für Kraftausdrücke, z. B. sog. Intensivbildungen der Verba: Hopsen, grapsen, rapschen, glitschen, knippeln, wippeln, statt: hüpfen, greifen, raffen, gleiten, knüpfen, wippen u. s. w. Ähnlich die Zusammenziehung ganzer Redensarten zu Dingwörtern, z. B. Saufaus, Schnapphahn, Springinsfeld, Gottseibeiuns, Habenichts, Thunichtgut u. a. Dazu gehört überhaupt 6. die Fülle frischkräftig sinnlicher Bildausdrücke und Vergleiche, oft mit Neigung zu Übertreibungen: ein baumlanger, baumstarker Kerl; windelweich prügeln; im Stockfinstern tappen; fuchswild werden; sich mordsschlecht befinden; hundsgemein behandeln. Ähnlich: etwas verschwitzen (statt vergessen), sich schneiden (täuschen); schnarchen wie ein Bär, laufen wie ein Faßbinder, prasseldürr wie'n Schneider u. s. w. Dahin gehören auch Ausdrücke wie: das ist Essig (= das ist nichts), Proste Mahlzeit, Appelsalat; vor allem die Fülle der Sprichwörter und Redensarten, (§ 123), und anderseits der Fluch- und Schimpfwörter, letztere namentlich aus dem Tierreich: Du Ochs, Esel, Grasaff, bei Fr. Reuter: entsamtiger Windhund u. a.; auch Wendungen wie: hinter die Löffel schlagen, den Pelz waschen, sich mit dem Affen (Tornister) bepacken; anderseits: sich einen Affen (Rausch) kaufen, einen Kater kriegen u. dgl.

§ 250. Umgekehrt zeigt sich aber 7. ebensolche Vorliebe für gemütvoll-trauliche, ja zärtliche Ausdrücke und Wendungen, z. B. für Verkleinerungsformen aller Art, z. B. min lütt Deern, Herzenskindting, Küken (Küchlein), Hannele, vgl. § 245 f. süddeutsche Bildungen wie: Dirndel, Schatzerl, Mailüfterl u. a. Eigenartig ironisch muten sie an in Wendungen wie: sein Mütchen kühlen, sein Schäfchen scheren, sein Schnippchen schlagen, beim Schlafittchen (Schlagfittich) kriegen u. s. w. Merkwürdig ist 8. die sorglose Verschiebung von Wortarten unter einander z. B. von Haupt-, Verhältnis- und Eigenschaftswörtern: das thut weh (eigentl. Weh), das ist schade (eig. Schade); vom erstern: ein weher Finger; der Zeh ist ab, davon: ein abber Zeh; die Thür ist zu, davon: die zue Thür u. s. w. Desgl. 9. die Vorliebe für unbestimmt-allgemeine Ausdrücke z. B. in Fürwörtern und Konjunktiven: erschreck einen doch nicht (vgl. den bekannten, übertrieben gehäuften Vers: Wenn mancher Mann wüßte, wer mancher Mann wär u. s. w.); da wären wir ja, zu reden hätt ich mit dir. Merkwürdig ist auch 10. folgender Widerspruch: Auf sittlichem und geschlechtlichem Gebiete derbste Ungebundenheit, unverhüllteste Deutlichkeit; dagegen auf religiösem scheue, oft abergläubische Umschreibung und Verhüllung vermeintlich anstößiger Worte: vgl. Potz Blitz (= Gottes Blitz), Potztausend; Jesses (= Jesus), Jerum, Jemine (= Jesus mi Domine); statt Teufel: Gottseibeiuns, oder Umformungen wie Pfui Deiker oder Deichsel u. a.

§ 251. Endlich vgl. 11. zur volkstümlichen Umbildung von Fremdwörtern in Lehnwörter die Beispiele §§ 147, 180. Allerdings steht ja das Volk, in sprachlichen Dingen immer kindlich, auch dem Fremden von jeher harmlos gegenüber. Aber eben deshalb giebt's ihm auch sofort ganz unbefangen heimischen Ton, heimische Endung und heimische Laute, und bewährt eben darin seine naive sprachschöpferische Kraft. Man vgl. z. B. volkstümliche Umdeutschungen mit solchen der Bildungssprache: Franzmann (Franzbrötchen u. a.) mit Franzose (aus Français), Teppich mit Tapete, Trumpf mit Triumph, prüfen mit probieren, dichten mit diktieren u. a.! Und nun gar so prächtige Ummodelungen, die deutlich verraten, wie an ihnen der Volksmund so lange herumgeknetet hat, bis sie ihm bequem lagen, wie z. B. Felleisen aus valise, Kammertuch aus Tuch von Cambrai, Blankscheit aus planchette, Flätz aus dem Namen Flacius. Einige zeigen dabei allerdings schon den mehr oder weniger bewußten Witz und Humor bestimmter Berufssprachen, z. B. wenn radikal zu rattenkahl, famos zu vermoost, Rheumatismus zu Reißmichtismus wird. Prachtvoll hat bekanntlich Schiller in

Wallensteins Lager einerseits die Sprachmengerei in der Zeit des 30jährigen Kriegs und zugleich das internationale Völkergemisch des Wallensteiner Heeres durch absichtliche Einstreuung verhältnismäßig vieler Fremdwörter abgebildet, anderseits aber gerade unter diesen eine Reihe direkt dem Volke abgelauschter Umbildungen verwertet: Permiß, Schenie, Kolletter, Jesuwiter (vgl. Fischarts Jesuwider), Musjö (vielfach zu Musche verkürzt, z. B. im norddeutschen Schimpfwort: Musche Blix) u. a. Vgl. überhaupt zum ganzen Abschnitt meine Erläuterung zu Wallensteins Lager in Kuenen und Evers, Die deutschen Klassiker, 13. Band, 1897, Leipzig, H. Bredt, S. 77 ff.: über die volkstümliche Sprache darin.

§ 252. 4. Neben solchen Vorzügen und Vorteilen zeigt die Mundart aber auch manche Nachteile gegenüber der Schriftsprache. So bietet sie a) der entwickelungsmäßigen Verwitterung und Einschrumpfung des Lautbestandes viel weniger Gegenwehr als diese, wo das sichtbare Schriftbild erhaltend, bewahrend wirkt (vgl. § 61: besonders im Englischen den merkwürdigen Abstand zwischen der im Mundverkehr entwickelten höchsten Verschleifung der Aussprache und der viel konservativeren Rechtschreibung!). Desgleichen haben die Mundarten b) gerade mit ihrer unerschöpflichen Triebkraft zu Neubildungen, den unwillkürlichen, naturgemäßen Zug zur Zersplitterung in immer engere Stammes-, Landschafts-, ja Orts-Dialekte, während die Schriftsprache, eben als Gemeinsprache, die Einheit des Sprach-, Litteratur- und Geisteslebens einer Gesamtnation immer neu darstellt und herstellt. Endlich werden c) die Mundarten immer mehr Sprache der niederen Volksklassen, der ungebildeteren Stände, während die höher gebildeten und geistig regsamen Schichten sich mehr und mehr von der schöpferischen Mitwirkung zurückziehen und auf die Schriftsprache oder eine dieser möglichst angenäherte Umgangssprache beschränken (vgl. unten § 255). So drängt sich allmählich dort, in den Mundarten, die niedere, gröbere und beschränktere Gefühls- und Ausdrucksweise ungebührlich in den Vordergrund, und es droht ihnen Verwilderung und Verrohung. Hier dagegen, in der Bildungs- und Litteratursprache, liegt — wie schon oben (§ 248) bemerkt — die Gefahr vor, daß sie die lebendige Fühlung und Wechselwirkung mit dem Mutterboden urwüchsiger Volkssprache verliere und den bezeichneten Entartungen der Überfeinerung, Erstarrung oder Fremdländerei verfalle.

§ 253. 5. Aus allem dem ergiebt sich also für unser gesamtes Sprachleben die „Polarität" zweier entgegengesetzter Bewegungen, die es unaufhörlich durchkreuzen und durcheinander rütteln. Aus den Grundbedingungen der Sprache selbst einerseits keimt immer neu die Neigung zur Sonderung und Zersplitterung hervor; aus den Bedürfnissen des Verkehrs und Gemeinschaftslebens anderseits erwächst die immer neue Ausgleichung und Verschmelzung dieser Besonderheiten. Je entwickelter, durchgreifender und umfassender der Verkehr, um so geringer das Einzelleben der Mundart; je lockerer die Bindemittel des Austausches, der Gemeinsamkeit, um so üppiger ihre Blüten.

Eben daher ist es z. B. auch — um das gleichfalls hier anzudeuten (vgl. § 105. 182.) — in der Geschichte unseres Volks begründet, daß im 6.—8. und im 14.—16. Jahrh. die Mundarten so mächtig hervortreten: dort verursacht durch die Wanderungen deutscher Stämme, hier durch den Verfall des mittelaltrigen Kaisertums. Umgekehrt treten sie im 9.—13. und 16.—19. Jahrhundert zurück vor dem Streben nach einer herrschenden Gemeinsprache: dort bedingt durch die politische Zusammenschweißung der Stämme zu einem Reiche, hier durch das Aufkommen eines allverbindenden geistigen Verkehrsmittels, der Buchdruckerkunst, und die gleichzeitige wiederholte Samm-

lung aller Volksinteressen auf gemeinsame Kampfgebiete kirchlichen und weltlichen Lebens.

§ 254. **6.** Erscheint somit das Verhältnis zwischen Mundarten und Schriftsprache in gewisser Richtung als ein *Kampf*, so kann und soll derselbe sich doch zu einer für beide Teile förderlichen *Wechselwirkung* und *Ausgleichung* gestalten. Einesteils muß, damit die Volkssprache nicht verwildere und sich immer weiter zersplittere und vereinzele, jeder Volksgenosse die Schrift- und Bildungssprache der ganzen Nation erlernen, um an ihrem geistigen Gesamtleben und den daraus erwachsenden bildenden und veredelnden Einflüssen Anteil zu bekommen. Hierfür sorgt bekanntlich schon der allgemeine *Volksschulunterricht*, dessen unermeßliche Bedeutung also auch aus dieser rein sprachlichen Beziehung erhellt. Anderenteils *darf aber auch die Schriftsprache sich keinesfalls von der Volkssprache völlig losreißen*, geschweige denn hochmütig über sie erheben wollen! Denn dann läuft sie eben, wie wir sahen, Gefahr, zu *entarten*, zu *erstarren*, und endlich zur *toten Papiersprache* zu werden, während die Volkssprachen sich, unter günstigen Bedingungen, als lebende, zu neuen Schriftsprachen entwickeln können. Ist es doch so dem Sanskrit gegenüber den neueren indischen Idiomen ergangen, und dem Latein im Verhältnis zu den romanischen Sprachen. Nein, die Schriftsprache hat die *unerläßliche Aufgabe, sich aus den Volksmundarten fort und fort zu bereichern, aufzufrischen, zu beleben und zu kräftigen!* Deren Urwüchsigkeit und Natürlichkeit, deren Einfalt und Schlichtheit, deren frische Kraft und sinnliche Anschaulichkeit, und vor allem auch deren trotzige Gegenwehr oder doch sprachschöpferische Umbildungskraft allem Fremden gegenüber: alles das hat sie sich immer neu als Muster und Mahnung dienen zu lassen wider Verknöcherung und Gespreiztheit, wider Verfälschung und Verwelschung! Hierfür hat vor allem der *Sprachunterricht der höheren Schulen*, haben aber auch *alle Gebildeten* selbst zu sorgen, zumal alle führenden Geister in Schrift und Wort, in Prosa und Poesie, in Wissenschaft und Kunst, in Litteratur und Tagespresse, im Amts- und Geschäftsverkehr, im öffentlichen wie im Privatleben!

§ 255. **7.** Von hier aus fällt dann endlich auch das volle Licht auf jene eingangs erwähnten **Zwischenarten**, die eben das Bindeglied zwischen Schriftsprache und Mundart bilden und deshalb die Wechselwirkung zwischen beiden vermitteln sollten, die aber nur zu oft das Gegenteil thun und die Kluft verhängnisvoll erweitern. Auf der einen Seite stehen da, wie gesagt, die allgemeine **Umgangs-** und die aus ihr vielfach sich absondernden **Berufs-** und **Standessprachen** als augenblickliche Verkehrsmittel des täglichen Lebens; auf der andern die **Dichtersprache** als dauernde Verkörperung höherer Geistes- und Gemütsinhalte.

a) Die **Umgangssprache** der Gebildeten zunächst zeigt ihre *Mittelstellung* und *Mischnatur* so recht darin, daß sie — naturnotwendig und unwillkürlich — fortwährend, wenngleich in immer wechselnden Graden und Maßen, an den Merkmalen *beider*, der Schrift- wie der Volkssprache, teilnimmt. Aus den landschaftlichen Mundarten, den Ortsdialekten erfährt sie immer neue Bereicherung und Verjüngung, nimmt aber auch an deren Willkür, Unbestimmtheit und Zersplitterung teil. Aus der Schriftsprache umgekehrt erfährt sie immer neue einigende Regelung und Berichtigung, Abklärung und Vergeistigung, aber auch die Nachteile der Einzwängung in Formeln und Schablonen, der Abblassung und Verwässerung, und — das Schlimmste — der modischen Nachäffung und Fremdwörterei. — Gesteigert und oft auf die Spitze getrieben erscheinen diese Doppel- und Wechselvorgänge

§ 256. b) in den **Berufs-** und **Standessprachen** — ganz natürlich, denn „im engern Kreis verengert sich der Sinn" und steigert sich von selber alles. Jenachdem nun die Berufe und Stände dem Volks- oder Naturleben näher stehen oder treten, wie z. B. Landwirte, Förster und Jäger, Soldaten, Kleinbürger, oder umgekehrt zu den „Höhen" der Bildung und Gesellschaft aufstreben, wie Gelehrte, Beamte, Militär und Adel, jenachdem wird auch entweder die volkstümliche oder die „gewähltere" und verfeinerte Sprechweise je mit ihren Vorzügen und Nachteilen vorwiegen. Zu letzteren gehört namentlich der charakteristische Zug, daß gerade für die Berufs- und Standessprachen alles Fremdartige, Auswärtige und modisch Gezierte eine viel stärkere Anziehungskraft auszuüben pflegt, als das Gewohnte, Einheimische, Volkstümliche und Naturgemäße. Jenes gilt nur zu oft als das Vornehmere, Standesgemäßere, Gebildetere, durch das man sich gerade vor dem „Volk" auszuzeichnen wünscht. So entstehen förmliche *Kastensprachen*, oft mit einem Kauderwelsch, worin hier ein verknöcherter Gelehrten- oder verzopfter Amtsstil, dort ein äffisches Geschäftsdeutsch oder ein gekünstelter Standes-, ein fader Salonton, Unglaubliches zu leisten mit einander wetteifern. — Allerdings giebts, glücklicherweise, selbst in der auf ganz bestimmte Gebiete gerichteten Umgangssprache noch weite Kreise, die sich von solchen Auswüchsen von vornherein frei zu halten vermögen. Mit dem Volke selbst noch in engster Beziehung und immer neue Wechselwirkung tretend, und überhaupt ans Herz, nicht an den nüchtern kühlen Verstand sich wendend, sind sie durchaus auf Einfachheit, Reinheit und Volkstümlichkeit angewiesen; anderseits aber werden sie vor Roheit und niederer Derbheit durch die ganze Sphäre bewahrt, in der sie sich bewegen. So z. B. die Sprache der *Kinderwelt*, zumal bei ihren harmlosen Spielen; so vor allem die der religiösen Erbauung oder sittlichen Belehrung in *Gebet* und *Predigt*; so meistens auch die der *Grabschrift*, des *Sprichworts* als der „Weisheit auf der Gasse" (im Unterschied von dem bloßen Gefühls-, Kraft- oder Witzwort, das ja oft genug niedrigste Derbheit verrät). So endlich die Sprache der *Sage*, *Legende*, und des *Märchens*, die nun schließlich den Übergang bilden zu

§ 257. c) der **Dichtersprache**. Auch diese hat sich zwar nicht immer, aber doch ursprünglich und überall in ihren besten und vorbildlichsten Vertretern von jenen Auswüchsen frei gehalten. Von Natur und von jeher sind ja auch Volks- und Dichtersprache eng verbunden und auf einander angewiesen, und sind ihre Wege schon Hand in Hand gegangen, ehe es überhaupt Schriftsprachen gab (32 ff.). Wie die Mundart, will auch das Dichterwort vor allem lautlich hörbar, unmittelbar-sinnlich und anschaulich-bilderreich wirken, will Herz und Gemüt ergreifen, Einbildungskraft und Willen anregen, will die Natur selber wiederspiegeln in ihrer Einfachheit und Wahrheit, ihrer Schönheit und Kraft, Und wie, von Urzeiten her bis heute, die eigentliche Volkssprache, selber schon phantasiereich und dichterischer Bilder und Klänge voll, so leicht in wirkliche Poesie umschlägt und ausmündet: ebenso bedarf und braucht umgekehrt auch die Dichtersprache all jener Mittel, Züge und Merkmale, die der Volkssprache eigenen, und schöpft vollbewußt immer von neuem aus deren unerschöpflichem Borne. Allerdings streift sie — und das bildet anderseits ihren *Unterschied* und *Gegensatz* zur gewöhnlichen Volkssprache (vgl. § 45) — unwillkürlich oder vollbewußt ab, was ihren doch andersartigen und höheren Gehalten und Aufgaben widerspräche. So vor allem — wenn's nicht eben bloße Moment-, Dialekt- oder komische Dichtung sein soll — alles bloß Augenblickliche und bloß Mundartlich-vereinzelte; alles derartig Überrohe und vollends Ekelhafte, was — im naiven Volkston, eben wegen seiner unbewußten Naivetät und Urwüchsigkeit, immerhin noch erträglich — bei der bewußt aus-

wählenden und umwandelnden Verpflanzung aufs poetische Gebiet mit Recht als Absicht verstimmen müßte. Immerhin haben selbst hier auch unsere größten Klassiker sich viel größere Freiheit, zumal im Drama, ausbedungen, als eine zimperliche, oft nur heuchlerisch prüde Gesellschaftssprache verstatten möchte — man denke nur an die Sprache Justs in Lessings Minna von Barnhelm, an Schillers Räuber, Kabale und Liebe, und Wallensteins Lager, an Goethes Götz, Egmont und Faust. —

II. Die Begründung der neuhochdeutschen Schrift-, Litteratur- und Bildungs-Sprache.

A. Voraussetzungen, Wirksamkeit Luthers.

§ 258. **1.** Was nun, all den mannigfaltigen Mundarten der Volkssprache gegenüber, die Entstehung und Bildung unserer einheitlichen **nhd. Schrift-, Bildungs- und Litteratursprache** selbst betrifft, so hat sich die bekanntlich nicht etwa dadurch vollzogen, daß einer der Volksdialekte vorherrschend geworden wäre — wie im Ahd. das Fränkische, im Mhd. das Schwäbische — und allmählich kraft innerlich organischer Sprachentwickelung die übrigen verdrängt hätte. Nein, unser Neuhochdeutsch ist überhaupt nicht rein organisch-natürlich, nicht lediglich von selbst nach inneren Sprach-Gesetzen erwachsen. Sondern es ist mehr oder weniger „auf dem Papier", d. h. nach und nach durch den Schriftgebrauch seinerseits entstanden, welcher einer Sprache von vornherein ein gewisses künstlicheres Gepräge aufdrückt. Und thätig hat dabei mitgewirkt eine absichtlich herbeigeführte Vermischung ober- und namentlich mitteldeutscher, stellenweise auch niederdeutscher Mundarten, auf Grund ihrer immerhin noch reichhaltig vorhandenen gemeinsamen Wort- und Formenbestände.

§ 259. **2.** Schon seit dem 14. und 15. Jahrh. nämlich beginnen in der Schriftsprache vor den bisher vorherrschenden oberdeutschen Mundarten die mitteldeutschen in den Vordergrund zu treten, und auf ihrer Grundlage entwickelt sich allmählich auf doppeltem Wege eine, über all den verschiedenen Mundarten schwebende Gemeinsprache. Einerseits bildet sich — wie schon (§ 164) berichtet — bereits zu Anfang des 14. Jahrh. eine deutsche Urkundensprache aus, welche namentlich im mitteldeutschen Sprachgebiet durch die kursächsische Kanzlei zu Wittenberg, auf Grundlage der obersächsisch-meißnischen und thüringischen Mundart, zur Einheit einer „gemeinen Sprache," eines Geschäfts- oder Kanzleideutsch ausgebildet wird, das sich immer weiter verbreitet. Gleichzeitig strebt anderseits im oberdeutschen Sprachgebiet die kaiserliche Kanzlei für ihre Schriftstücke, die doch allen Deutschen verständlich sein sollten, nach einer über den Mundarten stehenden Sprachform, und sucht eine solche, zunächst unter Karl IV. in Prag, durch das Bemühen des Bischofs Johann VIII. von Olmütz, mit böhmischer, dann, seit Friedrich III. (1440—93) in Wien, mit österreichisch-bayerischer Sprachfärbung herzustellen. Dieser kaiserlichen Kanzlei- oder Reichssprache sucht sich seit Mitte des 15. Jahrhunderts auch die kursächsische Kanzlei anzunähern; und anderseits versucht es Kaiser Maximilian, den bisherigen Dualismus dieser

beiden hauptsächlichsten Schrift- und Gemeinsprachen durch Feststellung einer Gesamt-Reichssprache zu beseitigen. Beides noch vergeblich. Gerade der süddeutsche Charakter der Wiener Amtssprache stößt vielfach ab. Überhaupt folgen die städtischen Kanzleien, und vollends die neue Buchdruckerkunst in Mitteldeutschland, mehr der kursächsischen als der kaiserlichen; und neben beiden behaupten sich als Schriftdialekte auch noch das Alemannische und das Plattdeutsche.

§ 260. **3.** Erst im Reformationszeitalter gelingt es dem Sprachgenius **Luthers,** eine Verschmelzung zustande zu bringen, und dem, auf dieser Grundlage nunmehr von ihm schöpferisch begründeten **Neuhochdeutsch** zum Siege über alle anderen Schriftdialekte, und damit über die ganze bisherige Sprachzersplitterung, zu verhelfen.

Luther selbst äußert sich bekanntlich über seine Sprache so (in den „Tischreden" Kap. 69): „Ich habe keine gewisse sonderliche eigene Sprache im Deutschen, sondern brauche der gemeinen deutschen Sprache, daß mich beide, Ober- und Niederländer, verstehen mögen. Ich rede nach der sächsischen Kanzlei, welcher nachfolgen alle Fürsten und Könige in Deutschland. Alle Reichsstädte und Fürstenhöfe schreiben nach der sächsischen und unseres Fürsten Kanzlei. Darum ist's auch die gemeinste deutsche Sprache. Kaiser Maximilian und Kurfürst Friedrich, Herzog v. Sachsen, haben im röm. Reiche die deutschen Sprachen also in eine gewisse Sprache zusammengezogen." — Dieser letzte — nach dem Obigen doch etwas zu weit gehende Ausdruck erklärt sich daraus, daß wenigstens die Reichstagsabschiede in mittelrheinischen Plätzen gedruckt wurden und namentlich Frankfurt a. M. ein Mittelpunkt für Buchdruck und Buchhandel war, hier aber in der That, wie oben gesagt, überall die kursächsische Kanzleisprache vorherrschte.

§ 261. **4.** Lehnt also Luther es darnach in rein sprachlicher Hinsicht selber ab, der Begründer unserer nunmehrigen Litteratursprache zu heißen, so ist er in sprach- und litteraturgeschichtlichem Betracht doch zweifellos ihr recht eigentlicher Schöpfer. Denn er erst hat „durch eine Schriftstellerei von einem Umfang sondergleichen; durch Lehr- und Streitschriften, die alle Gebiete kirchlichen und weltlichen Lebens berührten, durch Predigten und Sermone, die auf alle Fragen des Gewissens und Gemüts eingingen, durch Lieder von hinreißender Gewalt, und vor allem durch die gewaltigste Geistesthat, die das Herz des ganzen deutschen Volkes erfaßte, die Bibelübersetzung" — durch alles das hat erst er der vorhandenen trockenen und steifen Kanzleisprache, die bisher nur für Urkunden, Erlasse und Verträge geschickt geworden war, zunächst den edelsten und würdigsten Inhalt verliehen. Und er hat ihr anderseits, vermöge seiner genauen Kenntnis der Volkssprache und seines unerschöpflichen Wortschatzes, vor allem durch sein unfehlbares Sprachgefühl, verbunden mit schöpferischer Sprachgewalt und allseitiger Sprachmeisterschaft, das wahrhaft volkstümlich-nationale Leben eingehaucht, und hat ihr das entsprechend kerndeutsche Formgepräge aufgedrückt, wodurch sie erst befähigt wurde, solch unwiderstehlichen Einfluß zu erlangen und die allbeherrschende Schrift- und Bildungssprache zu werden. Macht er doch die neue Sprachstufe „gleich geeignet zum Ausdruck gottseliger

Begeisterung, tröstlicher Erbauung und innig schlichter Herzensaussprache, wie zum Werkzeuge nüchtern klarer Denkfolge oder verstandesheller Beweisführung;" und anderseits zur scharfen Waffe in mannhaftem Glaubenskampfe oder grimmiger Gelegenheitsfehde, und zum reizvollen Spielzeug schalkhaften Humors, oder auch beißenden Spottwitzes!

§ 262. **5.** Und eben durch diese geniale Allseitigkeit, vor allem aber auch durch sein stetiges vollbewußtes Rückgreifen auf die urwüchsig naive Volkssprache, aus der er selbst ja hervorgewachsen ist; durch diese wundervolle Mischung der größten Höhe und Weite mit schlichtester Volkstümlichkeit und urwüchsiger Kraft: dadurch hat er der Kanzleisprache zugleich jenen Zug des künstlich Gemachten, des amtsmäßig Geregelten wieder abgestreift, hat ihr die Fülle und Frische eines lebendig wachsenden Organismus, die Seele und das Herz einer wirklichen Volkssprache eingehaucht.

§ 263. **6.** Und weil nun alles, was Luther spricht oder singt, worum er „bekämpfend oder verfechtend, warnend oder anspornend" seine Stimme erhebt, das Nämliche war, worum man von Bremen bis Basel und Zürich, von Königsberg bis Frankfurt und Straßburg, gleich sehnsüchtig und inbrünstig rang, wie in seiner nächsten Umgebung: gerade deshalb „werden seine Schriften, und zwar in ihrer ganzen eigenartigen Laut- und Sprachform, bis zum Schlusse des 16. Jahrh. das alleinige Muster für alle Veröffentlichungen, sowohl in den protestantischen Reichsstädten und gemischtgläubigen Gebieten des Südwestens, wie im ganzen Niederdeutschland."

B. Luthers Sprache und Stil.

a) Allgemeine Grundzüge.

§ 264. **1.** Nach allem Vorigen ist der hauptsächlichste Grundzug der Luthersprache ihre ungemeine, nie übertroffene, kaum je wieder erreichte **Deutschheit** und **Volkstümlichkeit**. Hatte er diese schon anfangs in all seinen deutschen Schriften, zumal in den großen gewaltigen Reformationsflugschriften „An den Adel" u. a., bewährt, so ergab sich ihm zumal seit 1521, wo er das Riesen-Unternehmen der Bibelübersetzung begann, geradezu die Aufgabe, vollbewußt und absichtlich dieses doppelte Merkmal zu pflegen und sich immer mehr zu erarbeiten. Und niemand war ja auch, dem das besser hätte gelingen können. Wie ernst und gewaltig er aber diese Pflicht auffaßte und diese Arbeit durchführte, darüber belehrt uns sein allbekanntes köstliches „Sendschreiben vom Dolmetschen", von 1530.

§ 265. „Ich hab mich des geflissen", sagt er da, „daß ich rein und klar deutsch geben möchte. Und haben wir oft wohl 14 Tage, 3, 4 Wochen ein einziges Wort gesucht und gefragt, haben's dennoch zuweilen nicht funden . . . Lieber, nun es verdeutschet ist, kann's ein jeder lesen und meistern, läuft einer jetzt mit den Augen

3 oder 4 Blätter und stößt nicht einmal an, wird aber nicht gewahr, welche Wacken und Klötze da gelegen sind, da er jetzt überhingeht, wie über ein gehobelt Brett, da wir haben schwitzen und uns ängsten müssen, ehe wir sie aus dem Wege räumten." Und auch wie die Übersetzung betrieben, schildert er sehr anschaulich. „Man muß nicht den Buchstaben in der lateinischen Sprache fragen, wie man soll deutsch reden, sondern man muß die Mutter im Hause, die Kinder auf der Gassen, den gemeinen Mann auf dem Markte fragen und denselbigen auf das Maul sehen, wie sie reden, und darnach dolmetschen; so verstehen sie es denn und merken, daß man deutsch mit ihnen redet." — Er zeigt das dann an einem Beispiel, dem bekannten Gruße des Engels an die Maria: Ave, gratia plena, welcher bisher wörtlich übersetzt war: „Gegrüßet seist du, Maria voll Gnaden." Da sagt Luther in seiner köstlichen Weise: „Maria voll Gnaden!" Wo redet der deutsche Mann also: Du bist voll Gnaden? und welcher Deutscher verstehet das? Er muß denken an ein Faß voll Bier, oder einen Beutel voll Geldes. Darum hab ich's verdeutscht: „Maria, du Holdselige!" . . . Und hätte ich das beste Deutsch sollen nehmen, hätte ich sagen müssen: „Grüß dich Gott, du liebe Maria!" Denn so würde der Engel geredet haben, wenn er sie hätte deutsch grüßen wollen . . . Wer Deutsch kann, der weiß wohl, welch ein herzlich fein Wort das ist: Du liebe Maria! Der liebe Gott! Der liebe Kaiser! Der liebe Mann! Das liebe Kind. Und ich weiß nicht, ob man das Wort Liebe auch so herzlich und genugsam in anderen Sprachen reden möge, daß es also dringe und klinge in das Herz, durch alle Sinne, wie es thut in unserer Sprache."

§ 266. 2. Diese vollbewußte Deutschheit seiner Sprache hat übrigens Luther — um das gleich hier anzuschließen — auch sonst immer und überall betont, und auch dadurch sich ein unsterbliches sprachliches und sprachgeschichtliches Verdienst erworben. Allerdings beginnt, als Zögling des Humanismus (vgl. § 287), auch er erst mit lateinischer Schriftstellerei. Seine rein gelehrten, speziell theologischen Arbeiten, und selbst die Wittenberger Thesen 1517, schreibt er zunächst noch in der Fremdsprache, in der er's ja mit jedem Humanisten aufnimmt. Aber für weitere Kreise beginnt er gleichzeitig (seit 1516) auch deutsch zu schreiben; fürs Volk dann seit 1520 nur noch deutsch, und giebt sein Bestes und Gewaltigstes gerade in der Muttersprache. Wohl klagt er dann, auch später noch, zumal seitdem er die Bibelübersetznng begonnen, über die Schwierigkeiten, die grade sie ihm bereitet. Aber nicht ihr selbst, nicht ihrer Natur und Eigenart legt er das zur Last, sondern dem trostlosen Zustande, in den sie durch Schuld der Gebildeten und Gelehrten, durch deren Vernachlässigung und Verachtung, geraten ist; diesem Zustande der Verwahrlosung und Verwilderung, infolge deren ihre reichen Schätze vergraben liegen, ihre ursprüngliche Kraft und Schönheit durch Mangel an Übung geschwächt, ihre Gelenkigkeit eingerostet ist (vgl. Genaueres § 287 f.). „Ach Gott", ruft er einmal beim A. T. aus, „wie ein groß und verdrießlich Werk ist es, die hebräischen Schreiber zwingen, deutsch reden! Wie sträuben sie sich und wollen ihre hebräische Art gar nicht verlassen und dem groben Deutschen nachfolgen, gleich als wenn eine Nachtigall sollte ihre liebliche Melodei verlassen und dem Kukuk nachsingen!" Aber andrerseits sehen wir ja, wie hoch er gerade sein liebes Deutsch, seiner „Mutter Sprach", wertet, höher als andere Sprachen; wie er alles thut, um ihr wieder zu alter Herrlichkeit zu

verhelfen, und eben deshalb in den tiefen Schacht der Volkssprache hinabsteigt, um aus diesem die Kräfte und Mittel zu ihrer Wiedergeburt herauf zu holen. Meinte Karl V., das Deutsche sei grade gut für Pferdeknechte, so betont Luther: Des Deutschen sei nur die deutsche Sprache würdig. Schon in Worms 1521 fragte ihn bekanntlich der kaiserliche Beamte erst lateinisch, dann deutsch. Luther aber antwortet umgekehrt zuerst deutsch, dann latein — eine Kühnheit, von der alsbald fliegende Blätter der Nation Kunde geben und der schon die Zeitgenossen hohe Bedeutung beilegen. In seinem Sinne besteht denn auch 1530 zu Augsburg der Kurfürst von Sachsen darauf, das Bekenntnis der Protestanten zuerst in deutscher Sprache verlesen zu lassen, und wider die Gegner entscheidet der Kaiser in diesem Sinne. So wird auch die staatliche Weihe der Muttersprache besiegelt, nachdem die kirchliche ihr schon längst zu teil geworden.

§ 267. **3.** Und ebenso betont Luther die Volkstümlichkeit, wie in all seinen Schriften fürs Volk, so natürlich ganz besonders für die Bibel und die an diese sich anschließenden Predigten. Immer wieder ermahnt er auch die Mitarbeiter, sich und ihm nur „lauter einfältige deutsche volkstümliche Ausdrücke" zu suchen und an die Hand zu geben, nicht solche des Hofes, der Kanzleien oder der Gelehrtenstuben. So übt er selber es auch für die **Predigt.** Und hier vollzieht nun seine Sprache zugleich, gegen all die früher genannten Vorläufer (§ 231 ff.), den merkwürdigsten Umschwung und Gegensatz. Auf die ganze kunstmäßige Rhetorik verzichtet er ebenso, wie auf wuchtige Schlagworte und augenblicklich-hinreißende Effekte. Derartige Mittel verspart er sich für seine Flugschriften (vgl. unten § 272). In der Predigt dagegen — und das beweist, auf welche Höhe er diese erhoben hat, eine Höhe, von der sie leider bald genug wieder herunterfinkt: in der Predigt ersetzt er alles das durch einfache Belehrung. Mehr als an Gefühl und Phantasie, wendet er sich an Verstand und Gewissen. Er führt die Predigt auf das schlichte Gotteswort zurück; seine Kanzelrede ist Bibelerklärung. Nichts anderes will er, als jedem Zuhörer, auch dem einfältigsten, das volle Schriftverständnis eröffnen und die Anwendung auf's Leben machen. Aber dies thut er nun mit Kraft, Klarheit und unvergleichlicher Popularität. Und gerade dadurch greift er dem Volke um so mehr ins Herz.

Für seine ganze Art giebt's kaum einen besseren Beleg, als die berühmten Fastenpredigten, mit denen er 1522, Hals über Kopf von der Wartburg herbeigeeilt, die Bilderstürmer aus Wittenberg hinauspredigt. Man erwartet da Donnern und Wettern, Bußrufe und Strafdrohungen mit allen Schrecken der Hölle. Nichts von allem dem! Man traut seinen Ohren kaum, wenn man die Sprache dieser kurzen, kaum halbstündigen, freilich täglichen Reden liest: so ruhig, besonnen, milde, so klar, eindringlich, überzeugend spricht er. Immer nur Mahnung zur Vernunft, Ordnung, Sanftmut, Liebe. Auch die Feinde solle man nicht „greulich anschnäuzen und zwingen", sondern „fein freundlich behandeln, in aller Sanftmut unterweisen und lehren." Und so belehrt er selber die aufgeregte Gemeinde. Er giebt zu: im Prinzip sei's ja berechtigt, die Bilder zu entfernen und alles Römische, Hierarchische, Klerikale abzuthun. Aber — es müsse in Ordnung, allmählich, säuberlich, mit Schonung der Gewissen, der Einfältigen, der noch nicht so Vorgeschrittenen geschehen. Nur nicht so „Hurdi burdi mit Gewalt und Hast, mit einem Sturm und Frevel, alles nach eigenem Kopfe einrichten wollen!" Nur nicht, daß „Herr Omnes" aufstehe und

sich drein menge! „Summa Summarum: Predigen will ich's, sagen will ich's, schreiben will ich's; aber zwingen und dringen mit Gewalt will ich niemand; denn der Glaub will willig und ungenötiget sein!"

§ 268. 4. Schon diese wenigen Grundzüge stellen eine völlige Umschaffung oder geradezu Neuschaffung der alten Kanzleisprache dar. Es ist nur die Folge davon, oder auch die Bedingung dazu, daß Luther dieselbe auch in jeder andern Beziehung veredelt und bereichert, wofür Hauptbeispiel wieder seine Bibel ist. Hier namentlich verbannt er alles, was bloß in beschränktem mundartlichen oder landschaftlichen Kreise gilt; ferner alle vermeidbaren Fremdwörter; all die ungeschickten Neubildungen, in denen die Sprachstümper wetteiferten (vgl. § 278). Er duldet keine Nachlässigkeit mehr. Dagegen frischt er gute alte volkstümliche Wörter auf, bevorzugt volltönende und wohlklingende Formen, weiß in Satzbau und Wortstellung Einfachheit und Ebenmaß mit Abwechslung, mit Wohlklang und schöner Abrundung zu vereinen, und strebt überall, auch in der so verwilderten und unsinnig verwirrten Schreibweise, Gesetz und Regel herzustellen. — Dazu kommt, daß er seine Bibel nicht mehr, wie früher Brauch war, erst nach der abgeleiteten Quelle, der fehlerhaften lateinischen Vulgata, sondern nach dem hebräischen und griechischen Grundtexte verdolmetscht. — Und über das alles nun sein ungeheuerer Wortschatz, sein feines Sprachgefühl, seine wunderbare Fülle und Tiefe, sein dichterischer Schwung! Was Wunder, daß seine Bibel — wie wir noch sehen werden — allmählich alle anderen deutschen Übertragungen, deren es etwa zwanzig gab, verdrängt; und daß auch seine Gegner gar nicht umhin können, ihn nachzuahmen und von ihm zu lernen, wobei allerdings doch niemand ihn erreicht hat! Man vergleiche dazu nur die weiter unten (§ 282 ff.) angeführten Proben.

§ 269. 5. Natürlich ist die Sprache Luthers in seinen gelehrteren Schriften — wenn er diese überhaupt aus dem gewohnten Latein ins Deutsche übertrug oder gar gleich deutsch verfaßte — und vollends in seinen Streitschriften eine andere, als in der Bibel, den Tischreden, Kirchenliedern, Briefen und Predigten. Namentlich in der Polemik ist er bekanntlich ein furchtbarer Meister auch des Hohnes und Spottes und des rücksichtslosesten Zornergusses. „Er liebt es", sagt Freytag, „auch mit den Gegnern zu spielen. Seine Phantasie umkleidet ihm die Gestalt des Feindes mit einer grotesken Maske, und dies Phantasiebild neckt, höhnt und stößt er mit Redewendungen, die nicht gemäßigt und nicht immer anständig klingen. Aber gerade in seinem Schimpfen wirkt die gute Laune in der Regel versöhnend. Fast nie ist kleine Gehässigkeit sichtbar, nicht selten die unverwüstliche Gutherzigkeit. Zuweilen gerät er freilich in einen wahren Künstlereifer. Dann vergißt er die Würde des Reformators und zwickt wie ein deutsches Bauernkind, ja wie ein boshafter Kobold. Wie hat er alle seine Gegner gezaust! Bald durch Keulenschläge, die ein zorniger Riese führt, bald mit der Pritsche des Narren .... Seine Gegner konnten es ihm darin nicht gleichthun. Sie schimpften eben so eifrig, ihnen aber fehlte die innere Freiheit." — Gewiß ist auch diese Seite der Sprache Luthers nicht zu umgehen. Allein wenn man die unglaublich rohen Schmähungen seiner Gegner vergleicht — z. B. nach Walthers bekannter Schrift darüber — so hat er in der That, wie Freytag sagt, das „Salz" vor ihnen voraus, das — leider — mit dazu beitrug, selbst solche Schriften „den treuen Deutschen des 16. Jahrhunderts unwiderstehlich zu machen." Vgl. dazu noch § 272.

§ 270. 6. Abgesehen also von diesen ganz besonders bedingten Zügen der Streitsprache — die überdies gerade in dem, was uns heute mißfällt, mehr das

allgemeine Sprachgepräge der roheren Zeit und ihrer polemischen Art überhaupt, als gerade die Eigenart des Mannes wiederspiegeln: abgesehen davon darf man schließlich Weise zustimmen, wenn er den Gesamtcharakter der Lutherſprache so zeichnet: „Kindlich unbefangen und herzensinnig, einfach und volkstümlich, kräftig und markig, gedankenreich und tief, gedrungen und voll jugendlichen Feuers — so ist seine Schreibweise. Sie ist nicht künstlich gemacht, sondern natürlich; deutlich treten an ihr noch die frischen Züge der Volksmundart hervor, aus der sie hervorgegangen . . . Er bricht mit der Lateinsucht der Humanisten und bemüht sich, dem gewöhnlichen Manne höhere Güter in seiner Muttersprache zugänglich zu machen. Fremdwörter und fremde Art sind ihm zuwider. Trotz seiner großen Kenntnisse und der Vielseitigkeit seines Wissens bleibt er doch schlicht und einfach, leutselig im Verkehr mit Niedrigstehenden; und so ist auch das, was er schreibt, ungekünstelt und ohne Falsch." — —

§ 271. Der ganzen Sprachskizze mögen sich nun schließlich

7. noch einige **Urteile** größter Sprachkenner anreihen, um die Bedeutung dieser so einzigartigen Erscheinung, wie sie eben Luthers Sprache in der gesamten Sprachgeschichte — nicht nur unseres Volkes, sondern der Menschheit — darstellt, noch mehr hervor zu heben und zugleich ihren Gesamteindruck nach wichtigen Seiten hin noch zu vervollständigen.

a) Freytag — um wieder mit diesem zu beginnen — sagt: Von 1517 an wird Luther auf einmal nicht nur der fruchtbarste, auch der größte populäre Schriftsteller der Deutschen. Die Energie seines Stils, die Kraft seiner Beweisführung, Feuer und Leidenschaft seiner Überzeugung wirkten hinreißend. So hatte noch keiner zum Volke gesprochen. Jeder Stimmung, allen Tonarten fügte sich seine Sprache; bald knapp und gedrungen und scharf wie Stahl, bald in reichlicher Breite, ein mächtiger Strom, drangen die Worte ins Volk; ein bildlicher Ausdruck, ein schlagender Vergleich machte das Schwerste verständlich. Es war eine wundervolle schöpferische Kraft. Mit souveräner Leichtigkeit beherrschte er die Sprache; sobald er die Feder ergriff, arbeitete sein Geist mit höchster Freiheit; man sieht seinen Sätzen die heitere Wärme an, die ihn erfüllte; der volle Zauber eines herzlichen Schaffens ist über sie ausgegossen.

b) Wundervoll Ernst Moritz Arndt: Luther hat die deutsche Sprache für alle ewigen Zeiten mit dem Stempel der Majestät gestempelt; und wer künftig deutsch reden und dichten will, wird sich wohl an ihn halten müssen. Er hat der Sprache den kurzen Schritt der Kraft, den treuen Ton der Einfalt gegeben, den sie wohl wird behalten müssen, wenn sie deutsch bleiben soll.

c) Goethe: Dieser Mann hat ein in dem verschiedensten Stile verfaßtes Werk und dessen dichterischen, geschichtlichen, gebietenden und lehrenden Ton uns in der Muttersprache wie aus Einem Gusse überliefert. Das hat mehr gefördert, als wenn er die Eigentümlichkeiten des Originals im einzelnen hätte nachbilden wollen.

d) Jakob Grimm vgl. unten § 290.

e) Ranke: Selbstherrlicher, gewaltiger ist wohl nie ein Schriftsteller aufgetreten, in keiner Nation der Welt. Auch dürfte kein anderer zu nennen sein, der die vollkommenste Verständlichkeit und Popularität, gesunden treuherzigen Menschenverstand mit so viel echtem Geist, Schwung und Genius vereinigt hätte. Er gab der Litteratur den Charakter, den sie seitdem behalten: der Forschung, des Tiefsinns. —

§ 272. f) Scherer: Nie ist in der deutschen oder in irgend einer andern Nation ein Mann erstanden, der mit solcher Wucht zum ganzen Volke zu reden gewußt hätte, wie Luther. Nie hat ein Schriftsteller so große und so unmittelbare Wirkungen erzielt. Nie hat ein Professor die gelehrte Vornehmheit so gründlich verleugnet, wie Luther. — In seinen Liedern herrscht ein so männlicher Ton, wie er noch niemals in der deutschen Lyrik erklungen. Es herrscht darin jene Selbstentäußerung, welche für die ganze Epoche charakteristisch ist. Wie der Dramatiker hinter seinen Figuren verschwindet, so tritt Luther mit seinem persönlichen Empfinden zurück. Wie der Dramatiker aus einer fremden Seele herausredet, so faßt Luther die Gesinnung der Gläubigen in machtvolle Worte (vgl. § 297 c). — Aber auch in seinen Flugschriften ist er Künstler. Und wenn er im Gesange alles Subjektive zurückhält, so läßt er hier demselben freien Lauf. Gerade mit der polemischen Flugschrift hat er ungeheure Erfolge erzielt. Diese Kampfschriften stellen sich unmittelbar neben die agitatorischen Lieder Walthers von der Vogelweide. Die rhetorischen Mittel und die Wirkung sind verwandt; nur die litterarische Gattung ist verschieden. Den meisten Flugschriften Luthers ist eine gewisse Formlosigkeit der Gedankenentwickelung gemein. Sie schreiten fast alle mit Zählung einher: mehrere bezifferte Behauptungen werden aufgestellt und bewiesen. Der Ton ist sehr verschieden, je nach dem verschiedenen Publikum, an das er sich wendet; aber überall sorgt er, daß jedermann folgen könne. Und hier wendet er nun mit ungesuchter populärer Beredsamkeit alle die rednerischen Künste an, die er in der Predigt verschmäht (vgl. § 267). Hier erinnert er an Bruder Berthold und Geiler von Kaisersberg. Im höchsten Maße besitzt er dabei — ganz wie auch Walther von der Vogelweide — natürliche Bildlichkeit, derbes Wort, sprichwörtlichen Ausdruck, Übertreibung, worin sich die Erregung des Zornes oder der Verachtung spiegelt; vergegenwärtigende Phantasie, welche zu dramatischen Wirkungen führt. Er nimmt Personifikationen vor: den römischen Geiz stellt er als den größten Dieb und Räuber hin, um ihn der Strafe der Diebe und Räuber, dem Henken und Köpfen, zu überliefern. Er versetzt sich mitten in eine gedachte Situation: so in der Schrift an den Adel, wo er gleichsam persönlich vor Kaiser und Fürsten hintritt und sein Wagnis entschuldigt; oder in den Streitschriften, in denen er den Gegner stets unmittelbar vornimmt, anredet, heruntermacht, verhöhnt, mit Schimpfworten belegt, und dergestalt unwillkürlich eine groteske Karikatur von ihm entwirft (vgl. § 269). Er hält nie Monologe, sondern stets bekommen wir ein Stück aus einem Dialoge zu hören. Und wie im Drama das Wort aus dem Charakter des Redenden quellen soll, so malt sich Luthers ganze Persönlichkeit in seinen Flugschriften: die aufbrausende Heftigkeit, die lebhafte innere Bewegung, die feurige Aktivität, die rücksichtslose Kühnheit, die alles beim rechten Namen nennt; die wahre tiefe Demut, die sich vor Gott in den Staub wirft und alles nur von ihm erwartet; das ungemeine Selbstgefühl, das aus der Gewißheit fließt, ein Gott wohlgefälliges Werk zu thun; der knabenhafte Übermut, der mit dem Gegner spielt und die Könige und Fürsten so wenig schont, wie die theologischen Kollegen. — Er selbst vergleicht seine Sprache — nicht rühmend, sondern tadelnd — mit einem unruhigen und stürmischen Fechter, der allezeit gegen unendliche Ungeheuer streite, mit Donner und Blitz, mit Wind, Erdbeben und Feuer, wodurch Berge umgestürzt und Felsen zerbrochen werden. Er bedauert, daß ihm der liebliche, friedsame, ruhige Geist mangele, den er in anderen bewundert. Aber er tröst sich damit, daß der himmlische Vater in seinem großen Haushalte wohl auch einen und den andern Knecht brauche, der hart gegen Harte, rauh gegen Rauhe, ein grober Keil für grobe Klötze sei.

g) Abschließen möge diese Blütenlese das Lied von 1564 auf Luther als deutschen Sprachmeister, welches Kluge mitteilt (Von Luther bis Lessing, S. 37):

Die deutsche Sprach nach rechter Art
Hat er aufs neu polieret,
So klar verständlich, rein und zart,
Wie deutscher Sprach gebühret.
Was er durch Gottes Geist und Kraft
Geschrieben und gelehret,
Hat Mark und Saft, es trifft und haft,
Wers lieset oder höret.

b) Sprachliche Eigentümlichkeiten der Lutherſprache.

§ 273. **1.** Es wäre falsch, zu meinen, Luthers Sprache sei von Anfang an fix und fertig gewesen. Wie auf allen andern Gebieten sehen wir ihn auch hier unaufhörlich ringen, wachsen und werden; sehen, wie er sich lebenslang, bis zuletzt, nie genug thun kann und namentlich an seiner Bibel unaufhörlich arbeitet, berichtigt, bessert, um stets mit dem Geist und dem Fortschritte der Sprache gleichen Schritt zu halten.

Im ganzen unterscheidet man, je nach dem Maße, wie sich die Beimischung von mhd. und md. Formen vermindert, drei Entwickelungsstufen seiner Schriftsprache: 1. 1516—1520, vom Auftreten bis zu den großen reformatorischen Hauptschriften; 2. 1521—1531, vom Beginn der Bibelübersetzung bis nach dem Augsburger Reichstage; 3. 1532—1546, von da bis zum Ende.

§ 274. **2.** Schon die Schreibweise sucht er — wie bereits erwähnt (§ 268) — fortlaufend zu bessern, bei dem völligen Wirrwarr damals, wie ihn schon die letzten mhd. Proben zeigten, wahrlich keine kleine Aufgabe.

Vor allem sucht er alles bloß Mundartliche, alle unnötigen Buchstaben auszuscheiden und alles zu vereinfachen und zu verschönen. So schrieb er selbst bis 1530 noch: Gottis, vorpflichten, vorordnen, seitdem Gottes, verpflichten u.s.w., trotzdem gerade in seiner Gegend das vor vorherrschte. Der Vorliebe der Zeit für überflüssige Konsonanten trat er entgegen. Auch er schrieb anfangs noch vnnd für vnd, und; teuffel, auff, czu, z. B. auffczunehmen, geht aber immer mehr zum Einfachen über. Allerdings bleibt er — bei der Riesenhaftigkeit seiner Schriftstellerei nicht verwunderlich — nicht überall gleich konsequent, sondern wechselt oft mit verschiedenen Schreibweisen desselben Wortes, z. B. hirs, hirſs, hirsch, — schwer und schweer.

§ 275. **3.** Im ganzen zeigt nun doch der Gesamtcharakter des Lutherischen Deutsch vom heutigen viele Abweichungen und ist in mancher Beziehung noch dem Mhd. ähnlich. So

a) im Grammatischen, in den Formen. So steht für unser o vielfach e: helle, leffel, zwelf, leschen; für unser ü oft ie: liegen, triegen, oder auch i: wirdig. Desgleichen lin neben lein: pünktlin, megdlin, stündlin; lich für lig: adellich,

billich, unzelich; e für ä: veter, hende, teglich, allmechtig. Die Vergangenheit bildet er noch nach mhd. Art: ich beiss, bleib, greif, reit für biß, blieb ritt u. s. w.; wir schwunden, funden, hulfen, drungen; er stund, hub; auch die starke Form: er boll statt bellte; umgekehrt schwach: weiste, preiste statt wies pries. Die Vorsilbe ge läßt er noch vielfach weg: er ist kommen, funden, bracht, worden, er hât geben, missetân. Eine Vorliebe zeigt er für voller tönende Formen wie: zeucht, fleucht, kreucht statt zieht u. s. w. Im Geschlecht behandelt er Wörter wie angel, gewalt, list, sitte noch als männlich; andererseits Wörter auf is, wie bekenntnis, ärgernis, gefängnis, als weiblich; Garten, Balken, Herz wandelt er ab: der garte, des garten; balke, balken; herze, herzen. In der Deklination hat er oft schwache Genitive der Einheit: der erden, zungen, kirchen; desgleichen Nominative der Mehrheit wie: die tugende, die meinunge. Adjektive läßt er mehrfach ohne Endung: manch frum priester, ein gleubig herze. Vom Zahlwort zwei gebraucht er, echt mundartlich, die drei Geschlechter: zween männer, zwô frauen, zwei tiere. —

§ 276. b) Im Wortschatz findet sich, auch in seiner Bibel, vollends in den übrigen Schriften, noch viel mundartliches und altertümliches Sprachgut. So schon in der Schreibweise: frembdlig, kompt, Lamb, umb, laufft. In Wortformen: heubet, heupt (Haupt), rauch (rauh), gülden, frum. In Wortwahl und Ausdruck selbst; so dürften z. B. aus der Bibel die meisten folgende sein: ärgern verführen, barte Axtbeil, ehrlich angesehen, elend Ausland, Fremde, endelich emsig, tüchtig, aber wiederum; erwegen z. B. sich des Lebens das Leben verloren geben, evern (oder aefern) wiederholen, fast sehr, fast sehr überaus, fahrt Reise, feser Wurzelfasern, ferge Fährmann, fladdernholz Maserholz, freidig kühn, geilen unverschämt (gellend) betteln, geren Schleppe, glum schlammig, gnätze Krätze, greten ausspreizen, hellig keuchend, hengel Gehenk, hümpler Stümper, keulich fugelig, köcken herausspeien, kogel Kopfbinde, kolk Wassergrube, koller im Sinne von Brusttuch, sonst Wams, kollern sich toll geberden, kolter Bettdecke, krebs Brustharnisch, kreuel Fleischgabel, legel Fäßchen, Tönnchen, löcken oder lecken hüpfen, mit den Füßen ausschlagen, lören heulen, lotterbube Schwätzer, maul Maultier, pfeben Kürbisse, pockeln Schildbuckeln, ort Ende, Ecke, Rand, rappuse (Lehnwort a. d. Böhmischen?) Preisgabe zur Plünderung, rechtfertigen im Sinne von anklagen, bestrafen, richtig gerade, salse bittere Brühe, sangen geröstete Körner, schauer Obdach, vgl. Scheuer, schier schnell, plötzlich, schlecht im Sinne von schlicht, redlich, schröter Stoffzerteiler, segnen im Sinne von fluchen, seuchtig siech, sichermal festes Ziel, sindflut Großflut (später aus Mißverstand zu Sündflut umgedeutet), sponde Bettgestell, spünden decken, täfeln, stöcken in den Stock legen, peinigen, ströter Strauchdieb, tartsche Langschild, tendel Damhirsch, Gemse, teiding a) Tagedingung, Gerichtstermin, b) Verhandlung, Gerede, Geschwätz, daher narrenteiding zuchtloses Geschwätz, thramen Balken, thüren (mhd. türen) und thurstig, thurstiglich wagen, waghalsig, kühn, treufen schelten, strafen, unrat im Sinne von Verschwendung, verschleifen im Sinne von wegschlüpfen, verschleifen zerreißen, vergehen, versprechen im Sinne von a) verfluchen, b) tadeln, wacker wach, wachsam, weil oder dieweil während, solange als, wind Windspiel, sich zauen sich sputen, zerlechen leck werden, zukunft im Sinne von Wieder- oder Ankunft (insgesamt 74).

Dazu kommen noch Wörter, die ihren Sinn verschlechtert haben, aber bei Luther noch in gutem gelten: dirne Mädchen, pöbel Volksmenge u. s. w.

§ 277. c) Auch an Neubildungen ist die Lutherſprache im ganzen überaus reich und glücklich; im einzelnen jedoch, zumal in der Bibel, war Luther damit sparsam, um nicht durch zu viel Neuerung beim Volke anzustoßen.

Was er aber schuf, wußte er, mit feinstem Gefühl für die Sprache und das Zeitbedürfnis, so urdeutsch, so mund- und sprachgerecht zu bilden, daß es auch im deutschen Wortschatz sich bleibend einbürgern konnte. So z. B. Ausdrücke wie holdselig, Schädelstätte, Gottseligkeit u. a.

§ 278. d) Seine Stellung zu den **Fremdwörtern** ist wiederholt berührt worden (§§ 265 f. 268, 270): sein Streben ist unablässig darauf gerichtet, alles Vermeidbare zu vermeiden. Daß ihm nun, einerseits bei dem Riesenumfange und der meist allzu drängenden Eile und Hast seiner Schriftstellerei, anderseits bei der weiter unten (§ 287) zu erwähnenden humanistischen Sprachverderbnis und Überschwemmung mit Fremdwörtern, trotz alledem noch ziemlich viele unterlaufen, darf nicht Wunder nehmen. Im Gegenteil ist es umgekehrt geradezu ein Wunder, ein abermaliger Beweis seines urdeutschen Genius, wie wenig Fremdwörter er im Verhältnis zu seinen sämtlichen Zeitgenossen verwendet (vgl. § 289). Vor allem trifft dies natürlich wieder auf Bibel, Katechismus, Kirchenlied und Predigt zu. Die kirchlich eingebürgerten und allem Volk geläufigen Lehnwörter — Altar, Apostel, Engel, Epistel, Evangelium, Prophet, Tempel u. s. w. — behält er selbstverständlich bei; hier wären Änderungen ja unverständlich und geradezu unvolkstümlich gewesen. Aber sonst sucht er z. B. biblische Münzen, Maße, Ämter, Titel u. dergl. möglichst für das Bedürfnis des Volks anschaulich umzudeutschen. Da werden Drachme und Denar zum guten deutschen Groschen, der Centurio zum Hauptmann, die Terebinthe zur Eiche, das Diskuswerfen (2. Makk. 4, 14) zum Ballschlagen, der Thyrsus zur Maie. Fremdwörter wie Rumor, disputieren, Poeten werden immer seltner; benedeien, maledeien werden zu segnen und fluchen; 1. Kor. 14, 11 übersetzt er Barbaros durch undeutsch, Kol. 3, 11 durch Ungriechе; Matth. 14, 1 Tetrarches durch Vierfürst; Magoi durch Weise, propheteuein durch weissagen, Firmament durch Himmel oder Veste. Sehr springt der Fortschritt in die Augen, wenn man z. B. Ecks Gegen-Übersetzung der Bibel vergleicht, wo z. B. statt Luthers weissagen, Grund, Morgenland, Knauf, Herrlichkeit, Fackel, Herr, die Fremdwörter erscheinen: prophetisieren, Fundament, Orient, Kap(i)täl, Glori, Ampel, Regent. Im ganzen hat man die Fremdwörter der Lutherbibel auf ca. 200 berechnet, wovon aber die allermeisten eben eingebürgerte und unvermeidbare sind; so z. B. person, wofür Luther lange, aber vergeblich nach einer guten Verdeutschung gesucht hat. Der leicht vermeidbaren sind höchstens ein paar Dutzend, wie: item, Materie, Exempel, Artikel, Historie, Poet; und auch hier hat er immer noch durch deutsche Ausdrücke zu ersetzen gesucht.

§ 279. 3. Auch an seinem Stil endlich hat Luther unablässig gearbeitet und gerade hierfür — wie wir sahen (§ 265) — die leichte, freie Art des Volkes, des gemeinen Mannes belauscht. Während seine Vorgänger die Ausdrucksweise des fremden Originals aufs Deutsche übertragen und mechanisch, buchstäblich, steif übersetzen, erkennt er als Quelle eines gesunden, natürlichen und wahrhaft deutschen Stils die lebendige Rede, das gesprochene Wort. Und weil er diese Quelle voll und ganz zu benutzen weiß, darum gelingt es ihm, der erste Bahnbrecher und schöpferische Meister des deutschen Stils zu werden. So für den erzählenden, wie für den lehrhaften und den Rednerstil.

Aus der Fülle des Einzelnen seien nur hervorgehoben: 1. Seine, schon bei den Vorbegriffen (§ 69) hervorgehobene Verwendung echt volkstümlich

voller Redeformeln, z. B. des sogen. Hendiadys, wodurch er seiner Sprache Kraft und Wärme verleiht, z. B. singen und sagen, schalten und walten, weinen und heulen, liegen und triegen, loben und danken, dringen und treiben, Nacht und Finsternis, Lust und Liebe, Beruf und Stand, eitel Bilde und unnütze Formen, Exempel und Fürbild (überhaupt oft das Fremdwort durch ein deutsches erläutert und verstärkt), Ansehn und Autorität, Trübsal und Jammer, Form und Gestalt, Sorgen und Angst, Friede und Einigkeit, Sünde und Schande, Herren und Oberkeit, Gunst und Gabe, unterthan und gehorsam, frei und los, zart und weich, klug und weise, lieblich und freundlich u. s. w. — **2.** Kräftige Voranstellung des Genitivs: des Vaters Segen, der Mutter Fluch, das Auge ist des Leibes Licht, Gottes Stuhl und seiner Füsse Schemel, des Leibes Notdurft u. s. w. **3.** Gedrungenheit und Freiheit der Wendungen: Segnet, die euch fluchen (statt: diejenigen, welche); der in mir bleibet und ich in ihm, bringet viele Frucht (statt: und in dem ich . . .) . . . falsche Propheten, die in Schafskleidern zu euch kommen, inwendig aber sind sie (statt: die aber inwendig . . .); es war ein Mann, der hiess Hiob (statt: welcher . . .); siehe, alles ist in deiner Hand, ohne allein an ihn selbst lege deine Hand nicht. —

§ 280. Zur Veranschaulichung des Unterschieds endlich einerseits zwischen Luthers Sprech- und Schreibweise und der unsrigen, anderseits zwischen seiner Bibelübersetzung und anderen, mögen zum Abschlusse der ganzen Charakteristik noch einige

c) Proben aus Luthers Sprache

folgen, wobei unter denen aus der Bibel schließlich für eine Stelle (Hebr. 11, 14 ff.) Sprachvergleiche bis zur neuesten Zeit beigefügt werden.

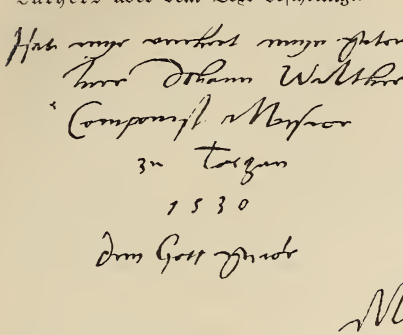
I. Probe aus der Schrift „An den Adel" 2c. 1520. Anfang.

Der allerdurchleuchtigisten, Großmechtigisten Keyserlichen Majestet vnd Christlichem Adel deutscher Nation. D. Martinus Luther. Gnad vnd sterck von Got zuvor, Allerdurchleuchtigister, gnedigste, liebenn hernn. Es ist nit auß lautter furwitz noch frevel geschehenn, das ich eyniger armer mensch mich vnterstanden, fur ewrn hohen wirden zu redenn: die not vnd beschwerung, die alle stendt der Christenheit, zuvor deutsche landt, druckt, nit allein mich, ßondern yederman bewegt hat, vil mal zuschreyen vnd hulff begeren, hat mich auch itzt zwungen zuschreyen, vnd ruffen, ob got yemand den geyst geben wolt, seine hand zureychen der elenden Nation. Es ist offt durch Concilia etwas furgewandt, aber durch etlicher menschen list behendiglich vorhyndert vnd ymmer erger worden, wilcher tuck vnd boßheit ich itzt, got helff mir, durchleuchten gedenck, auff das sie erkant hynfort nit mehr so hynderlich vnd schedlich sein mochten. Got hat vns ein jungs edliß blut zum heubt geben, damit viel hertzen zu groser guter hoffnung erweckt, daneben wil sichs zymen das vnser datzu thun, vnd der zeit vnd gnade nutzlich brauchen.

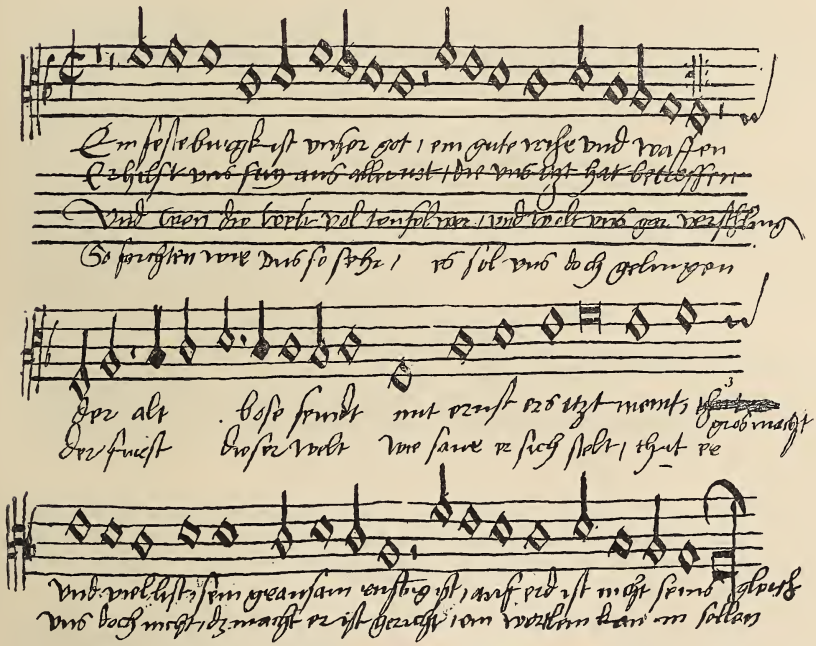
II. Probe der ältesten bekannten Handschrift des Liedes ‚Eine feste Burg' mit Noten.

§ 281 Handschrift Joh. Walthers, kurfürstl. sächs. Kapellmeisters, des musikalischen Freundes Luthers († 1566), aus dessen für Luther gefertigter Sammlung geistl. Lieder

v. 1530, über deren Empfang die, auf dem Titelblatt befindliche, eigenhändige Bemerkung Luthers über dem Text bescheinigt.



„Hat mhr verehret meyn guter Freund
Herr Johann Walther
Componist Musice
zu Torgaw
1530
dem Gott gnade
Martinus Luther.



[NB. Strophe 2, v. 3 der Schreibfehler: „So fürchten wir vns so sehr" statt — „nicht so sehr."] Nach Otto Kades „Luther-Codex", (Dresden, Schrag, 1873) und ihrer Verkleinerung in der von mir besorgten 3. Aufl. des Elberfelder Gymnasial-Schulgesangbuchs „Lobet den Herrn" (Elberf., Lucas, 1878.), mit freundlicher Bewilligung der dortigen Bouterwek-Stiftung und des Verlegers abgedruckt.

III. Proben aus Luthers und anderen Bibelübersetzungen.

§ 282. Vorlutherische Bibeln. Luther (1534).

1. 2. Chron. 7, 1: *Vnd da salomon volbraht het vergiessent sein gebett, do steig ab feur vom hymel.*

1.: *Und da Salomo ausgebettet hatte, fiel ein feur vom himel.*

2. Hiob. 39, 21 ff.: Schilderung des Streitrosses.

Er grebt die erd mit den klauwen. Er erhöcht sich durstiglich, es geet gegen die zukunft des geweffenden. Er verschmecht den schrecken, noch enweycht den waffen. Auf im wirt dönen der köcher, der schaft schüt sich vnd der schilt. Hytzend vnd grisgrament schlindet es die erde, noch enacht zedönet den ruf des hornes. Wo es hort daz horn, es spricht: vach; es schmeckt den streyte von vern: die übung des hertzogen, vnd die klage dez heres.

2. Es strampffet auff den boden, vnd ist freidig mit krafft, vnd zeucht aus den geharn(i)schten entgegen. Es spottet der furcht vnd erschrickt nicht, vnd fleucht für dem schwert nicht, wenn gleich wider es klinget der köcher, vnd glentzet beide spies vnd schild. Es zittert vnd tobet vnd scharret in die erde vnd achtet nicht der drometen hall. Wenn die dromete fast klingt, spricht es: hui! vnd reucht den streit von ferne, das schreien der fürsten vnd jauchzen.

3. Matth. 22, 42: *Was ist euch gesechen von christo, wes sun er ist?*

3. Wie dünckt euch umb Christo? wes son ist er?

4. Luk. 20, 17: *Den stein, den die bauren versprachen, der ist gemacht an das haubt des winckels.*

4. Der stein, den die bawleute verworffen, ist ein eckstein worden.

5. Ps. 130, 1—4: *O herr, ich rief zu dir von den tieffen: o herre erhör mein stimm. Deine oren werden sich vernemen zu der stimm meiner flehung. O herre, ob du beheltst die vngangkeyte; o herre, wer enthabt es. Wann die versünunge ist bey dir, vnd o herre ich enthabt dich vmb die ee.*

5. O Gott, tzu dyr hab ich geschryen von den tyffen, o got erhore mein geschrey. Ach das deine ohren achtnehmen wolten auf das geschrey meines bittens [später: die stim meines flehens]. Szo du wilt achthaben auff die sunde, o min got, wer kan dan besteen. Dan ist doch nur bey dir allein vorgebung, darumb bistu auch allein tzu furchten.

§ 283. **Ecks Bibelübersetzung 1537.**

6. 1. Sam. 15, 32: *Vnd Agag der aller faistest, ist jm bracht worden ziterend. Vnd Agag sprach: Ob also schaidt der bitter todt?*

6. Vnd Agag ging zu jm getrost, vnd sprach: Also mus man des todes bitterkeit vertreiben.

7. Richt. 20, 2: *Vnd alle winckel der völcker, vnd all geschlächt Israel seind zusammenkummen jn die versamlung des volcks Gottes.*

7. Vnd tratten zu hauf die obersten des gantzen volcks aller stemme Israel in der gemein Gottes.

8. Jes. 40, 6: *Die stimm des sagenden: schrei! vnd ich sprach: was sol ich schreien? Alles flaisch ist hew vnd all seine glori ist wie die feldblum.*

8. Es spricht eine stimme: predige! Vnd er sprach: Was sol ich predigen? Alles fleisch ist hew vnd all seine güte ist wie eine Blume auf dem felde.

§ 284. **Probe von Ebräer 11, 1—3 in verschiedenen Bibelübersetzungen** (nach Schott, Luther und die Bibel, 1883).

1. Straßburger Bibel 1465.

Wann der gelaube ist eine enthabung der ding, der man hat zuversicht, vnd in der offnung der, die do nitt erschinen. Wann in disem gewunnen gezeug die alten. Wir vernemen mit dem gelauben, die welt zesein gemacht mit dem wort gotz, das die gesichtigen wurden vor den ungesichtigen.

2. Nürnberger Bibel 1475.

Aber der gelaub ist ein substantz der ding, der man hat zuversicht vnnd ein stätter anhang der ding, die da nit erschinen. Wann in disem haben ervolget die gezügknuß die alten. Wir vernemen mit dem gelauben, das die welt syen zugefüget, mit dem wort gots, daz die gesichtigen wurden uß den vnsichtigen.

3. Luthers Neues Testament 1522.

Es ist aber der glaube ajn gewisse zuuersicht des, das zu hoffen ist vnd richtet sich nach dem, das nicht scheynet. Durch den haben die alten zeugnis übirkommen. Durch den glauben mercken wyr, das die welt bereytet ist durch Gottis wort, das sichtbare ding worden sind, da durch die vnsichtbare erkennet wurden.

4. Luthers Vollbibel 1534.

Es ist aber der glaube eine gewisse zuuersicht, des, das man hoffet, vnd nicht zweiueln an dem, das man nicht sihet. Durch den haben die Alten zeugnis uberkomen. Durch den glauben mercken wir, das die welt durch Gottes wort gemacht ist, das alles das man sihet, aus nichte worden ist.

5. Luther-Bibel 1541, 45(46).

Es ist aber der glaube eine gewisse zuuersicht des, das man hoffet, Vnd nicht zweifeln an dem, das man nicht sihet. Durch den haben die Alten zeugnis vberkomen. Durch den glauben mercken wir, das die welt durch Gottes wort **fertig** *ist, das alles das man sihet, aus nichte worden ist.*

6. Emser, Neues Testament 1528 (kathol.).

Es ist aber der glawb ein hab dern güter, die wir hoffen, Vnnd eyn antzeygung deren die nicht geschehen werden. Durch den haben die alten tzeugnis vberkomen. Durch den glawben mircken wyr, als die welt bereytet ist durch Gottes wort, auff das die vnsichtbaren dingk sichtbar würden.

7. Dietenberger, Bibel 1534 (kathol.).

Es ist aber der glaub ein bestendiger grund, ein feste bestendikeit oder ein grüntlich wesen deren güter, die wir hoffen, vnd ein gewisse sicher ergreiffung vnd anzeigung oder anhangung deren die nit gesehen werden. Durch den haben die alten zeugniß überkomen. Durch den glauben merckens vnd spüren wir, das die welt bereit ist durch Gottes wort, auff das auß den vnnsichtbaren dingen die sichtbaren werden.

8. Eck, Bibel 1537 (kathol.).

Es ist aber der glaub ain hab deren güeter die wir hoffen, Vnd ain anzeigung deren die nit gesehen werden. Durch den haben die alten zeugniß überkummen. Durch den glauben merken wir, das die welt bereit ist durch Gottes wort, auf das die vnsichtbarn ding sichtbar wurden.

9. Kistemaker, Neues Testament 1849 (kathol.)

Es ist aber der Glaube eine Darstellung dessen, was wir hoffen, eine Begründung dessen, was nicht gesehen wird. In diesem haben die Altväter Zeugniß bekommen. Durch den Glauben wissen wir, daß die welt durch Gottes Wort erschaffen worden, daß aus Unsichtbarem Sichtbares ward.

10. Allioli, Bibel 1851 (kathol.).

Es ist aber der Glaube ein fester Grund für das, was man hofft, eine gewisse Überzeugung von dem, was man nicht sieht. Durch ihn haben die Alten Zeugnis empfangen. Durch den Glauben erkennen wir, daß die Welt durch das Wort Gottes geschaffen worden, damit aus Unsichtbarem Sichtbares würde.

11. Nürnberger Lutherbibel 1688.

Es ist aber der glaub eine gewisse zuversicht des, das man hoffet und nicht zweiffelt an dem, das man nicht sihet. Durch den haben die alten zeugnis überkommen. Durch den glauben merken wir, daß die welt durch GOttes wort ***fertig*** *ist, daß alles,* ***was*** *man sihet, aus nichts worden ist.*

12. Canstteiner Lutherbibel 1714.

Wie Nr. 11, nur andere Schreibungen: *glaube ... dess, das man ... zweifelt ... siehet. Durch Den haben ... zeugniss ... merken ... auss nichts ...*

13. Revidierte Lutherbibel 1892 ff.

Es ist aber der Glaube eine gewisse Zuversicht des, das man hoffet und nicht zweifeln an dem, das man nicht siehet. Durch den haben die Alten Zeugnis überkommen. Durch den Glauben merken wir, daß die Welt durch Gottes Wort ***fertig*** *ist; daß Alles,* ***das*** *man siehet, aus nichts worden ist.*

14. De Wette 1839 (evang.-kritisch).

Glaube aber ist Zuversicht deß, was man hoffet, Überzeugung von Dingen, die man nicht siehet. Durch diesen nämlich haben die Alten Zeugnis erhalten. Durch Glauben erkennen wir, daß die Welt durch Gottes Wort bereitet worden, sodaß nicht aus dem Erscheinenden das Sichtbare geworden ist.

15. Weizsäcker 1882 ff. (evang.-kritisch).

Es ist aber der Glaube eine Zuversicht über Gehofftes, eine Überführung von Dingen, die man nicht sieht. Darin haben sich die Alten Zeugnis erworben. Durch (den) Glauben erkennen wir, daß die Welten hergestellt wurden durch Gottes Wort, so daß nicht aus Sichtbarem das, was gesehen wird, hervorgieng.

C. Verbreitung des Neuhochdeutschen als herrschender Schrift-, Litteratur- und Gemeinsprache in Deutschland.

§ 285. **1.** Der Sieg der durch Luther begründeten und gewöhnlich als Neuhochdeutsch bezeichneten Sprache vollzieht sich nun im einzelnen mehr oder weniger rasch. Am raschesten natürlich in Mitteldeutschland selbst; ziemlich rasch im niederdeutschen Norden, sofern dieser ja auch der lutherischen Reformation zufällt. Immerhin stellt sich hier der Gegensatz des Plattdeutschen und die Zähigkeit seiner Stämme schon etwas hemmender entgegen. Zuerst ist es der früher slavische und dann, wie wir sahen (§§ 138, 174), vorwiegend mitteldeutsch besiedelte, also der neuen Sprachschöpfung sprachlich am nächsten stehende Osten, welcher neuhochdeutsche Predigt-, Bibel- und Kirchensprache annimmt. So z. B. Preußen schon seit 1524, Pommern seit 1541, Mecklenburg seit 1548. Dagegen wehren sich die Niedersachsen in

Braunschweig-Lüneburg noch 1542 gegen hochdeutsche Kirchenordnung und Predigt; doch dringen diese seit 1550 auch hier und in Westfalen allmählich ein; seit 1603 predigt man hochdeutsch in Hamburg, seit 1630 in Göttingen. Die letzten plattdeutschen Bibeln erscheinen in Stettin 1604, in Lübeck 1615, in Hamburg 1620, endlich in Goslar 1621.

§ 286. Im Süden folgen selbstverständlich zunächst, wenn auch langsamer, die evangelischen Länder und Städte. Selbst in der Schweiz siegt die Schriftsprache über die alemannischen Mundarten. Schon Zwingli schreibt statt Chind, chrank, Geischt, das schriftdeutsche Kind, krank, Geist. Doch folgt der volle Sieg über die hartnäckige Gegenwehr, namentlich des Züricher „Dütsch", erst Ende des 17. Jahrhunderts. Natürlicherweise widerstreben die Katholiken Süddeutschlands lange der Neuerung. Gegen Luther und die sächsische Kanzleisprache sucht man zunächst die kaiserliche zu fördern (§ 250), und namentlich seine Gegner Emser und Eck antworten auf sein N. T. von 1522 und seine Gesamtbibel von 1534 mit jenen entsprechend umgearbeiteten Gegenausgaben 1528 und 1537, aus denen (§ 284) Proben mitgeteilt sind. Als dann Luthers Deutsch wirksam auch durch Sprachlehren u. a. sprachwissenschaftliche Werke unterstützt wird — z. B. durch Ickelsamers „Rechte Weis aufs kürzist lesen zu lernen" 1527, und besonders durch Clajus' berühmte „Grammatica Germanicae linguae" 1578, die, auf dem alleinigen Muster der Lutherschriften aufgebaut, 150 Jahre lang fast ausschließlich Ratgeberin der Schreibenden und Druckenden bleibt — da suchen besonders die Jesuiten und andere Orden dem Vordringen des Neuen zu wehren. Doch keineswegs alle. Alsbald zeigt sich Spaltung im eigenen Lager. Während den einen Luther als der größte Sprachverderber erscheint, der je gelebt habe; während noch 1755 ein Pater Dornblüth gegen Gottscheds neuhochdeutsche Bestrebungen, und die Münchener Jesuiten gegen die „Ketzersprache" einiger bayerischer Lehrbücher angehen: erbringt schon um 1765 ein Freiburger Professor Weitenauer, selbst Jesuit, den Erweis, daß Luthers Sprachform mit dem Glauben nichts zu thun habe. 1765 führt man in Bayern die, um 1719 von einem Kanonikus Braun in der neuen Sprache bearbeiteten und anfangs allerdings sehr angefochtenen Lehrbücher, 1768 das Lutherdeutsch in der Mannheimer Jesuitenschule ein; und namentlich Pater Klein schafft, durch Gründung einer „teutschen Gesellschaft" für Mannheim und die Pfalz, der neuen Schriftsprache eine Pflegestätte. Am längsten widerstrebt, trotz der Bemühungen eines Heräus u. a., Österreich und folgt erst zuletzt dem allgemeinen Zuge (vgl. § 298). Aber der ungeheuere Aufschwung der Wissenschaft und zumal der Dichtung gerade in den neuhochdeutschen Ländern, und der Glanz, der damit auf ihre Schriftsprache fällt: sie sind doch zu mächtig und erringen schließlich allüberall den endgiltigen Sieg.

§ 287. 2. Dieser Sieg wird nun aber — um das gleich hier anzufügen — in seiner Vollbedeutung als wirklicher Doppelsieg, doch auch zugleich in seiner Einschränkung als unaufhörlicher Kampf, erst erkannt, wenn man auch des 2. Gegners gedenkt, über den Luthers Sprachwerk ja schließlich triumphiert; mit dem es aber bis heute noch unablässig auch zu ringen hat: jener, schon flüchtig (§§ 266, 278) erwähnten **humanistischen Sprachverderbung**, deren Folgen selbst heute noch fortdauern.

Gerade während der Sprachgärung nämlich im 14 und 15. Jahrhundert (§§ 165, 182, 259), wo aus den Trümmern des Verfalls doch schon frisches Leben keimt und sproßt, und wo das mittelaltrige Kirchenlatein nur noch ein Schattendasein führt — vielfach zum Mönchs- und Küchenlatein herabgesunken: gerade da kommt von Italien jene Neubelebung der Altertumsstudien, die

Renaissance, die sich namentlich an die Namen Petrarka († 1374) und Boccaccio († 1378) anknüpft, und weiterhin an die Flucht griechischer Gelehrten nach Italien, infolge Untergangs des byzantinischen Reichs und der Eroberung Konstantinopels durch die Türken (1453). Der dadurch bedingte allgemeine Geistesaufschwung — in wissenschaftlicher Richtung als Humanismus bezeichnet und in Deutschland hauptsächlich durch Sterne wie Reuchlin († 1522), Erasmus († 1536) und Melanchthon († 1560) vertreten — erfüllt einerseits allerdings — wie das später die Litteraturgeschichte zeigen wird — in allgemein geistiger Beziehung, Wissenschaft, Kunst und Leben mit neuem Ideengehalt, mit reicherer Weltanschauung, freierem Menschentum, mit „Humanität" und Schönheitssinn. Aber wie schon dies nicht ohne zahlreiche Einseitigkeiten, Überspannungen und Irrtümer abgeht und gerade bei uns zu „blinder Vergötterung des Fremden", zu einer unwürdig-sklavischen Nachahmung des klassischen Altertums führt: so droht vollends anderseits, in sprachlicher Hinsicht, gerade von diesem Humanismus die größte Gefahr. Wohl wecken auch hier die klassischen Studien wieder das erstorbene Formgefühl und fördern den Sinn für klarflüssige, abgewogene und künstlerisch gewählte Darstellungsweise. Aber das kommt eben zunächst gar nicht der deutschen, sondern abermals einer fremden Sprache zu gute.

Das Latein ist's, das zum 2. Male seinen Einzug in Deutschland hält, nicht mehr wie vor 5 Jahrhunderten als Kirchen-, aber wiederum doch als Bildungs- und Gelehrtensprache, und abermals unterm Banner neuer Menschheitsideen, neuer Gehalte für Wissenschaft und Kunst! Es wird geradezu die Muttersprache zahlreicher Gelehrten. „Diese eleganten Latinisten — sagt Lyon — fühlten sich im Besitze einer exklusiven Bildung und sahen in hochmütiger Verblendung auf die übrigen Kreise des Volkes herab." Bekanntlich sucht man sich von diesen schon durch die Latinisierung oder Gräzisierung der Namen zu unterscheiden. So wird aus einem schlichten deutschen „Schneider" ein klangvoller Sartorius, ein „Weber" zum Textor, ein „Oelmann" zum Olearius, ein „Schmidt" zum Faber, ein „Heinrichs" zum Henrici; der junge Schwarzert deutet sich in „Schwarz-erd" um, nur um sich in einen Melanchthon verwandeln zu können. Die Brandenburger Kurfürsten jener Zeit glänzen als Albrecht Achilles, Johann Cicero, Joachim I. Nestor, Joachim II. Hektor u. s. w. Alles das hat nach zwei Seiten schlimme Folgen. Einmal wenden sich gerade die besten Köpfe dieser neulateinischen Bildung zu, und so gehen ausgezeichnete Kräfte der deutschen Sprache verloren. Dieselben Leute, die im Latein glänzenden Stil, klaren Gedankengang, packende Beredsamkeit entfalten, zeigen, wenn sie ausnahmsweise mal Deutsch versuchen, die kläglichste Unbeholfenheit. So reichen — um schon hier das berühmteste Beispiel zu nennen — die deutschen Schriften Ulrichs von Hutten († 1523), so sehr sie sonst als kühn „gewagte" Nachfolge Luthers und als Vorbild für andere zu rühmen sind, doch bei weitem nicht an seine lateinischen Reden, Dichtungen und Abhandlungen heran. „Der Nimbus, der das Lateinische umgab, überstrahlte eben alles, was in deutscher Sprache hervorgebracht wurde."

§ 288. Außer dieser mehr mittelbaren Schädigung bringt aber der Humanismus unserer Sprache noch eine ganz unmittelbare, und zwar abermals eine doppelte: eine für den Stil, und eine für den Wortschatz. In ersterer Hinsicht sucht, wer nun doch nicht umhin kann, einmal deutsch zu schreiben, den Stil möglichst zu latinisieren. So durch Einstreuung zahlreicher lateinischer Redeblüten, der sogen. Floskeln (vom lat. floseulus, von flos) oder des „verbliemten Deutsch", wie der Humanist Wimpfeling sagt, und möglichst

antik gefärbter Redewendungen. Aus dieser Zeit stammen z. B. Ausdrücke wie Achillesferse, Danaergeschenk, Pyrrhussieg, Danaidenarbeit, Tantalusqualen, attisches Salz, gordischer Knoten u. s. w., und Wendungen wie die von den Grazien an der Wiege, vom Ringen nach der Palme des Sieges, vom Schwert in die Wagschale werfen u. s. w. Dies wäre nun, als wirkliche teilweise Bereicherung, noch zu begrüßen gewesen, wären nicht auch in Wortstellung, Satzbau und Gedankenfügung Latinismen eingerissen, die geradezu verderblich wirkten. Jetzt schießen diese Gebilde hervor, mit denen wir heute noch zu kämpfen haben: Cäsar, nachdem er . . .; Cicero, von dem wir wissen, daß er . . . oder gar: der Mann, den ich sehr schön zusein glaube; ich weiß nicht, wer es sei; mich reut das niedergerissene Haus. Jetzt diese Satzungeheuer als Nachäffung des lateinischen Periodenbaus; als ob der so ohne weiteres auch aufs Deutsche zu übertragen wäre. Weise erwähnt z. B. den Reichstagsabschied von 1518, der mit einem Satze von ca. 27 Zeilen Länge beginnt; der erste Pilsener Schluß vom 12. 1. 1634 umfaßt gar 45 Zeilen! Doch zeugt ja heute noch so mancher Amtserlaß, so manches Gerichtserkenntnis in dem bekannten „Juristendeutsch" von diesen stilistischen Schäden! —

§ 289. Und dazu nun die abermalige Überschwemmung mit Fremdwörtern auf allen Gebieten! Und sie werden nun nicht mehr, wie im Alt- und Mittelhochdeutschen (§§ 134ff., 147, 179 f.), sprachschöpferisch zu Lehnwörtern umgedeutscht, und so der Sprache organisch einverleibt! Nein, umgekehrt belaßt man sie gerade als die vermeintlich „gebildeteren" und schöneren Ausdrücke in ihren Fremdlauten, sucht sie überall herbei, trägt sie so recht gespreizt zur Schau, und führt so, rein mechanisch und willkürlich, unserm Sprachleben einen Ballast fremder Giftstoffe zu, die nicht nur die alten deutschen Ausdrücke verdrängen und den natürlichen Wortbesitz schmälern, sondern, wie wir eben sahen, auch in die Sprachlehre selbst, in Satzbau, Schreibart und Formgebung verfälschend und verheerend eindringen (vgl. § 291 f.).

§ 290. 3. Allem dem gegenüber ist es also für den Fortbestand unserer Sprache geradezu entscheidend gewesen, daß Luther, als der größte Mann und geistige Führer seiner Zeit, sich für die deutsche Sprache erklärt. Dieser gegenüber läßt er, wie wir sahen (§ 266), die humanistische Fremdrede, obwohl sie ihm den Boden bereitet und manche schneidige Waffe geliefert hat, in seiner kerndeutschen Weise so wenig Selbstzweck werden und so sehr nur Mittel zum Zweck bleiben, daß er — man vgl. § 278 — von sämtlichen damals üblichen lateinischen Modewörtern nur etwa 1/5, in der Bibel kaum 1/20 anwendet. So hat er seinem „lieben Deutsch", trotz all der gleich zu erwähnenden Rückschritte und Sünden seiner Nachfolger, dennoch den schließlichen Sieg über die Latein- wie über jede andere Eindringlingssprache im voraus ermöglicht und verbürgt; und er ist auch nach dieser Richtung als der Schöpfer und Bahnbrecher unserer neuhochdeutschen Gemein- und Litteratursprache zu preisen! Dies um so mehr, als man neuerdings von gewisser Seite, aber — wie Lyon mit Recht sagt: „auf Grund völlig unzureichender Unterlagen", Luther aus der Stellung, die ihm bisher unbestritten unserer Sprachgeschichte zuerkannt wurde, gerne verdrängen möchte. „Diesem Unterfangen gegenüber kann nicht nachdrücklich genug hervorgehoben werden, daß auf Grund aller neuesten Untersuchungen Luthers Anteil an der Gestaltung der nhd. Sprache um nichts vermindert erscheint." Nach wie vor gilt daher in seinem ganzen Umfange das schon früher (§ 271 d) angekündigte Urteil Jakob Grimms (Vorrede zur deutschen Grammatik):

„Luthers Sprache muß ihrer edlen, fast wunderbaren Reinheit, auch ihres gewaltigen Einflusses halber, für Kern und Grundlage der neuhochdeutschen Sprachniedersetzung gehalten werden, wovon bis auf den heutigen Tag nur sehr unbedeutend, meist zum Schaden der Kraft und des Ausdrucks, abgewichen worden ist. Man darf das Neuhochdeutsche in der That als den protestantischen Dialekt bezeichnen, dessen freiheitatmende Natur längst schon, ihnen unbewußt, Dichter und Schriftsteller des katholischen Glaubens überwältigte. Unsere Sprache ist, nach dem unaufhaltbaren Laufe aller Dinge, in Lautverhältnissen und Formen gesunken. Was aber ihren Geist und Leib genährt, verjüngt, was endlich Blüten neuer Poesie getrieben hat, verdanken wir keinem mehr als Luther." So Grimm in voller Übereinstimmung mit all den andern früher (§ 271 f.) zitierten Sprachmeistern.

III. Entwickelung des Nhd. im Kampfe und in teilweisem Rückschritte gegen sprachverderbende Fremdeinflüsse.

A. Zeichen von Rückschritt und Verfall.

§ 291. **1.** Wie schon aus dem Vorigen erhellt und nur allzu bekannt ist, bleibt, leider, die von Luther so groß begonnene Sprachbewegung zunächst keineswegs auf der Höhe und in dem frischen Zuge, die sein Genius ihr verliehen, sondern zeigt alsbald wieder **Rückschritt und Verfall** — auch dies mittelbar wieder ein sprechender Beweis von der einsamen Größe des gewaltigen Sprachhelden! Schon bald nach seinem Tode, und nicht zum mindesten von dem nun einmal in der Form durch und durch humanistischen Melanchthon mitverschuldet, reißen die, von Luther so kühn gegen die Fremdwörterei aufgeworfenen Dämme bald hier, bald da wieder ein, und mit einer Flut von etwa 2000 Wörtern überschwemmt, durch Kirche und Schule hindurch, lateinisch-griechisches Sprachgut die Sprache der Wissenschaft und Bildung. Und als auch im Protestantismus die einseitige Pflege der humanistischen Studien ausschließlicher Schulzweck wird, da vereinigen sich vollends „Gelehrtendünkel und Bibelfestigkeit auf protestantischer, alte Heiligenverehrung auf katholischer Seite" zu einem gemeinsamen Kampfe, zunächst gegen einen unserer kostbarsten Sprachschätze, die deutschen Namen."

§ 292. Jene Latinisierung und Gräzisierung der Familiennamen (§ 287) nimmt immer mehr überhand, und infolge dessen verschwindet eine Menge der schönen urdeutschen Vornamen, um lateinischen Platz zu machen.

So werden z. B. aus den Dietrich, Wolfhart, Siegmund, Brunhilde, Rosamunde u. a. immer mehr die Justus, Philippus, Vinzentius, Aloisius, Justine, Juliane u. a. Und das dauert durch anderthalb Jahrhunderte und länger! Noch Abraham a Santa Clara († 1709) klagt (Werke X. 199): „Keiner will mehr Schuster heißen, sondern Sutorius, keiner mehr Schmied, sondern Faberius, keiner mehr Schlegel, sondern Plagensis" u. s. w. — Biblische Namen finden besonders bei den Frauen Anklang. „In der Reformationszeit gab ein Graf Botho v. Stolberg allen seinen Söhnen deutsche Namen (Wolfgang, Ludwig, Heinrich, Eberhard, Albrecht)), während seine Gemahlin

und alle Töchter fremde hatten (Anna; Anna, Katharina, Juliane, Maria, Magdalena). (Weise S. 183). Der Wernigeroder Archivar Jacobs giebt von den dortigen Namen folgende Übersicht:

Bis 1400 unter Männernamen: 1840 deutsch, 974 nichtdeutsch.
„ „ „ Frauennamen: 144 „ 145 „
1503—1682 „ Männernamen: 974 „ 3017 „
„ „ Frauennamen: 24 „ 456 „

Von den Verzeichnissen deutscher Studenten in Bologna zeigen:

1289—1300 unter 520 sich 415 mit germanischen, 105 mit fremden Vornamen.
1379—1391 „ 137 „ 87 „ „ 50 „ „ „
1490—1500 „ 323 „ 117 „ „ 206 „ „ „
1553—1561 „ 323 „ 87 „ „ 236 „ „ „

Also im 13. Jahrhundert auf 4 deutsche nur 1 fremder, im 16. Jahrhundert umgekehrt auf 4 fremde nur 1 deutscher!

Aber auch die früher (§ 288) erwähnte Stilverderbnis geht immer weiter. Wie man sich seinen Namen lateinisch anstreicht, so schreibt man, als Gelehrter, vollends als Jurist, doch auch als Unterbeamter, und überhaupt als Nachäffer solcher Beispiele, nach dem Muster des schlechten halbmittelaltrigen Urkundenlateins. Und gar im Reichsdienst hausen und wachsen sie üppig weiter, jene lateinisch gemeinten, aber weder lateinischen noch deutschen Stilbandwürmer, die berüchtigten „Römischen-Reichs-deutscher-Nation-Satzungeheuer."

§ 293. 2. Und nicht genug an diesem einen Gegner von Süden her — dem sich übrigens für die Kreise des Hoflebens, der adeligen Gesellschaft und der musikalischen und mimischen Künste, noch das Italienische zugesellt: zwei andere Feinde erstehen unserm Sprachleben noch überdies, gleichfalls romanischer Herkunft: das Spanische, wenigstens für die Wiener Hofgesellschaft, die bis zum Tode Karls VI. († 1740) ganz unterm Banne spanischer Etikette steht; vor allem aber vom Westen her das Französische!

Allerdings bringt auch diese romanische Trias in litterarischer Hinsicht und in der ästhetischen des Stilgeschmacks zweifellos mancherlei Bereicherung und Verfeinerung mit sich, die auch der Sprachentwickelung bei uns wieder zu gute kommt. Allein die nachteiligen Einflüsse überwiegen doch. Vor allem reißt die sogen. „spanische" oder „italienische" Stilweise des Schwulstes ein — eine Sprache, wie Scherer sagt, der Schmeicheleien und des Servilismus; ein Jargon der höfischen Gesellschaft, die sich möglichst weit vom „Pöbel" entfernen will. Sie strebt nach dem Ungewöhnlichen, Gewählten, Geistreichen; sie bildet das schmückende Beiwort mit den tollsten Erfindungen aus; sie greift zu gehäuften Metaphern, Vergleichungen, Umschreibungen, zu Wortspielen, Uebertreibungen und Anspielungen, zu spitzfindigen Gedanken und Gegensätzen. Und durch alles das wird die Sprache gesucht, excentrisch geschraubt, dunkel und geschmacklos. Da wird die Sonne zur „güldnen Himmelskerze", das Blut zur „Purpurtinte" oder „Lebensmilch", die Liebe „der Sapphir des Himmels"; das Bild der Geliebten kann auch alle „Seife der Verachtung" nicht wegwaschen. In einem Verse heißt es:

„Thun Mütter uns einst weh, so ist's ein Löffel Schmerz,
der ihrer Wohlthat See doch nicht erschöpfen kann."

§ 294. Und zu allem dem kommt nun — wie gesagt — noch die süßlich fade Galanterie-Nachäffung des Französischen insbesondere. Schon ein Menschenalter nach dem Verluste von Metz, Toul (Tull) und Verdun (Virten) an Frankreich, 1556, ertönen die ersten

Klagen über **Französelei** in Deutschland. Und seitdem wächst diese bekanntlich, zunächst unter den grauenvollen Wirren des dreißigjährigen Krieges, der ja überhaupt unsere ganze Volkskultur an den Rand völligen Verderbens bringt, und dann vollends mit dem steigenden politischen und zeitweise auch geistigen Übergewichte Frankreichs (1630—1813), stetig fort, fort sogar — um das gleich anzufügen — bis ins letzte Drittel unseres, des 19. Jahrhunderts! Mitgewirkt haben zu dieser Einbürgerung all der zahllosen französischen Wörter und Wendungen bei uns natürlich auch die zweimalige Masseneinwanderung und Ansiedelung von Franzosen mitten in Deutschland: der Hugenotten nach Aufhebung des Edikts von Nantes 1685 (woher z. B. noch heute französische Kirchengemeinden in Berlin, Frankfurt u. a. stammen), und der Refugiés seit der französischen Revolution 1790. Vor allem endlich auch die Jahre direkter Franzosenherrschaft von 1806—1813. Aber schuld daran sind durch all die Zeit doch weiteste Kreise unserer leitenden Stände und Gebildeten selbst gewesen, und sind's noch heute!

Hier ist's die schlafmützige Bequemlichkeit, welche die vieldeutigen, aber eben darum auch unbestimmten und oft ihren Benutzern selbst unklaren Fremdwörter den guten deutschen, ob zwar eindeutigeren, so doch auch bestimmteren und klareren Ausdrücken vorzieht. Dort die Gleichgültigkeit, die so viele für Reinheit, Schönheit und Würde der Muttersprache, damit aber auch deutscher Art und Sitte überhaupt, stumpf und empfindungslos macht und zu schlaffer Preisgabe ihres Volkstums auch sonst verführt. Oft genug ist's auch jene schon mehrfach gebrandmarkte Eitelkeit, sich mit den fremden Federn vermeintlich höherer Bildung und feineren „Schliffs" herauszuputzen; ja häufig gar geschäftliche Berechnung, sich irgendwo in „höheren" Kreisen, oder bei Ausländern selbst, einzuschmeicheln und Vorteile zu erjagen! Und so zeigen sich auch hier die kläglichen Erscheinungen wie dem humanistischen Latein gegenüber (287 ff.): statt kraftvoller Ablehnung oder wenigstens Umdeutschung des Fremdgutes, kraft- und würdelose Nachäffung, meistens in jener gedankenlosen, oft geradezu albernen Vermengung französischer Worte und Redensarten mit deutscher, selbst mundartlicher Redeweise, die schon seit Ende des 16. Jahrhunderts als „alamodisches" Kauderwelsch den gerechten Spott aller Besserdenkenden herausfordert.

Eben dieser Spott ist aber nun schon eines unter den —

B. Zeichen sprachlich nationaler Gegenwehr,

denen wir glücklicherweise doch auch begegnen.

§ 295. **1.** Er selber zunächst verdient es um seiner sprachgeschichtlichen Bedeutung willen, daß wir wenigstens einiges aus den treffendsten Satiren jener Zeit erwähnen (vgl. dazu Weise S. 116 f.), zumal sich damit zugleich Sprachproben ergeben.

Scharf tadelt schon Rollenhagen im „Froschmäuseler" (1595):

Der Teutsche lässet vor allen,
was frembd ist, sich besser gefallen,
lernt frembde Sprachen reden, schreiben —
sein Muttersprach muß veracht bleiben.

Wundervoll dann Lauremberg († 1658) in seinen plattdeutschen „Scherzgedichten" von 1652 (vgl. § 121), die sich namentlich gegen die „almodische Klederdracht" und die „vormengde almodische Sprake und Titeln" richten. Da sagt er u. a.:

Dat groteste Verdreet und ergerlickste Sake
Is de vermengde Rede und allemodische Sprake,
Dat Frantzösische Düdsch, dat vör gar wenig Jahren
Erst upgekumen is, und glyck als nie gebahren . . . .
Als wen ein Düdscher erst in Franckrick is gekamen,
Spreckt he Frantzösisch als he idt hefft ingenahmen:
„A fu Monsoer mon frere, à fotre ponne gras" (bon gré)
Dat kümpt im Cabaret (Wirthshaus) *dem Werde wol tho pas . . .*
De averst uth Hofart geworden is so stolt,
Dat he sülck nerrisch Dinck vör grote Wyßheit holt,
Und halet all hervör, wat he man kan erhaschen
Van der Frantzöschen Spraeck, als uth der Göckeltaschen, (Gaukel-
Desülve in sinem Sinn gestegen is so hoch, [tasche der Taschenspieler)
Dat he sick bildet in, wat andern is goet genoch,
Dat sy em tho gering: he kann sick nögen (begnügen) *nicht*
Mit siner Moderspraeck, de is em altho schlicht. . . .
Mit andrer Völcker Spraeck wil ick mi nich vel plagen,
Men (aber) *mine Moderspraeck ick billig moet beklagen.*
Dat gode olde Dütsch so liden dul (sehr toll) *nu geit,*
Dat de eine Düdsche den andern nicht versteit . . .
Seht sülck Schipbroeck hefft de Düdsche Spraeck geleden,
De Frantzösche hefft er de Nese affgesneden
Und hefft er eine fremde Nese wedder angeflicket,
De sick by de Düdsche Ohren nicht wol schicket.
De olden Nedder Saxen plegent nicht so tho maken,
Se spreken als ere Vöroldern hadden gespraken . . .
Idt (es) *sindt nu alle ‚Monsoers, Monsoers,'*
De Fohrluede am Strande, de Jungens up der Börs (Kosthaus).
Stalknechte, Scherschliper, Kockedrengen (Küchenjungen),
De laten sick nu all mit ‚Monsoers' behengen . . .
Idt is so myn Gebreck (Fehler), *my geit dörch Mark und Been,*
Dat Sammelsurium, wenn ickt moet hoern und sehn.

Später verspottet der Satiriker Moscherosch (§ 300 c) um 1645 die behördlichen Erlasse: „Da stecken sie voller Distinktionen, Divisionen, Conciliationen, Extravagantien, raisons d'état, Seditionen, Recessen u. s. w." Als „Pröbchen damaliger Dichtung" führt Weise noch die Verse an, die wohl in ihrem Unsinn auch satirisch gemeint sind:

Reverierte Dame,
Phönix meiner âme,
Gebt mir Audienz!
Eurer Gunst Meriten
machen zum Falliten
meine Patienz.

Ach ich admiriere
und consideriere
Eure Violenz;
wie die Liebesflamme
mich brennt sonder blâme
wie die Pestilenz.

Ihr seid sehr capable,
ich bin peu valable
in der Eloquenz;
aber mein Servieren
pflegt zu dependieren
von der Influenz.

Vor allem treten nun in dem nationalen **Sprachkampf,** nicht nur mit negativer Abwehr gegen das Fremde, sondern auch mit positiver Förderung und Pflege des Heimischen, eine Anzahl hochverdienter einzelner Schriftsteller, Dichter wie Gelehrter, auf, denen dann eine, als besondere Gruppe zu behandelnde Schlachtreihe auch von ganzen Vereinen, den sogen. Sprachgesellschaften, sich anschließt.

§ 296. **2.** Von jenen, den zunächst noch einzeln Kämpfenden oder doch Schaffenden, werden die meisten genauer erst in der Litteraturgeschichte zu behandeln sein, welcher selbstverständlich bei den nhd. Schriftstellern fortan überhaupt der Löwenanteil zufällt. Aber um ihrer besonderen sprachlichen Verdienste willen verdienen wenigstens die bedeutendsten auch hier schon eine kurze Erwähnung.

So sind — zwar nicht eigentlich als Kämpfer, aber doch als positive Vertreter und Förderer deutschen Sprachtums — bereits aus dem 16. Jahrh. die beiden berühmten Schuster und zugleich Schriftsteller zu nennen: **Hans Sachs** und **Jakob Böhme,** denen sich, als dritter und als wirklicher Streiter für deutsche Sprache und Art, der große Satiriker **Fischart** anreiht.

§ 296 a. **a)** Ersterer (1494—1576) — schon bei den Meistersingern (§§ 167,222 f.) kurz berührt — wird mit seinen kerndeutsch-volkstümlichen Dichtungen zwar lange Zeit, wegen seiner ästhetischen Sorg- und Formlosigkeiten, von humanistischer Gelehrtenzunft verachtet, ist aber später in seiner poetischen und sprachlichen Bedeutung durch keinen Geringern als Goethe erkannt und seitdem immer mehr gewürdigt worden. Gewiß, schon der bekannte Reim:

Hans Sachs Schuhmacher und Poet dazu —

zeugt von dieser naiven Formlosigkeit. Daß es ein bestimmtes Verhältnis von Form und Stoff giebt, davon hat er keine Ahnung: hat er doch dieselben Stoffe wiederholt in die entgegengesetztesten Formen gegossen, in denkbar widerspruchsvollster Weise behandelt. Und im Versbau gar — obiges Beispiel zeigt's — ahmt er die schlechtesten

Vorbilder mittelhochdeutscher Verfallzeit nach. Aber trotzdem hat er eine wunderbar leichte Darstellungsgabe; weiß alles Beobachtete in Worte zu kleiden, in anschaulichster Lebendigkeit, in dramatischer Plastik wieder zu geben. Überall ersetzt er Beschreibung durch Handlung. In der Prosa vollends beherrscht er — wie seine Flugschriften zeigen — einen höchst gewandten Stil. Und nun seine sprachliche Fruchtbarkeit! Über 4000 Meistergesänge, über 1500 Schwänke, Fabeln u. dgl., über 200 Schauspiele, im ganzen über 6000 Werke — in der That eine sprachgeschichtliche Erscheinung ersten Ranges!

Wegen dieser Bedeutung mag von ihm schließlich noch eine Sprachprobe aus seinem „Hüernen Sewfried", einer „Tragedj mit 17 Personen" folgen, zugleich als Beispiel, mit welch unglaublicher Naivetät hier die Siegfriedssage verballhornt ist. Wird doch der germanische Held als ein Ausbund von Wildheit gezeichnet, der schließlich zur Strafe seines Übermuts von Hagen erstochen wird. Es folge der Anfang, dann das Ende des Stücks.

Hail vnd glücck sey den erenfesten,
Edlen vnd auserwelten gesten,
Den erparn herrn und züchting frawen
Vnd all, so wöllen hörn vnd schawen
Ain wunderwirdig historj,
Wol zw pehalten in memorj,
Von ainem küng in Niderlant,
Der künig Sigmunt wart genant.
Der het ain sun, der hies Sewfrid,
Welcher all höfflkeiit vermid
An siten, tuegent vnd verstant,
Grob, starck vnd ernstlich mit der hant;
Erschlüg ain trachen mit der hent
In wildem wald vnd in verprent ...
Künig Gibich het ain dochter zart
Zu Wurms am Rein, die hies Crimhilt,
Die füeret hin ain trache wilt
Auf ein gepirg, vnmenschlich hoch.
Der hüernen Sewfrid dem nach zoch ...
Entlich er mit dem trachen kempfet,
Den er mit not felet (fället) *vnd dempfet.*
Die junckfraw er haim füeren thet,
Mit ir ain künclich hochzeit het ...

Ende.

Guenther. Hort zv, ir lieben prüeder mein,
Wir sint verachtet gar allein
Von unserm schwager, dem Sewfrid,
Der achtet vnser aller nit ...
Vns lest man wie die narren ston,
Als ob wir wern nit künigs süen ...
Gernot. Lang hab ich dem auch nach thun sinnen.
Ir prüeder, es ist gewis die sag,
Das Sewfrid almal vmb mitag
Hinaus spaciret in den wald,
Legt sich zu einem prunen kald
Ins gras, in die wolschmekenden plumen,
Thut darin allein schlaffn vnd schlumen.
Da möcht man ihn haimlich erstechen,
Vnd den zu hoff mit eren sprechen,
Sam hettens die mörder gethon.
Hagen. Prueder den füerschlag nem wir on.
Darpey wil ich in selb erstechen
Vnd vns drey prüeder an im rechen.

Der Mord selbst wird so erzählt:

Hagen schleicht hinzu, sticht den dolich im zwischen die schueltern, Sewfrid zabelt ain wenig, ligt darnach stil.
Hagen spricht:
Nun hat auch ain ent dein hochmuet,
Der vns fort nit mer irren thuet.
Nun wollen wir zv hoff ansagen,
Wie Sewfrid sey mörtlich erschlagen

u. s. w.

§ 296, b. **b)** Im stärksten Gegensatz zu seinem lustig harmlosen Zunftgenossen steht der Görlitzer Mystiker und „Theosoph" Jakob **Böhme** (1575—1624), der bei seinen tiefsinnigen „Spekulationes" zwar der Fremdwörter nicht entbehren kann, sich aber doch so sehr eines reinen deutschen Stils befleißigt und unsern Sprachschatz durch so glückliche Wortbildungen auf dem philosophischen Gebiete be-

reichert, daß Fr. Schlegel mit Recht urteilt: schon rein als Dichter betrachtet, stehe er an poetischer Sprachgewalt einem Dante, Milton, Klopstock nicht nach, und wie in wenigen seiner Zeitgenossen offenbare sich bei ihm „der ganze geistige Reichtum der deutschen Sprache, eine bildsame Kraft und aus der Quelle strömende Fülle." —

§ 296, c. **c) Fischart** endlich (1550—90), in Prosa, Epik und Lyrik unerschöpflich, als witziger Humorist und beißender Satiriker ebenso hervorragend, wie als ernster Erzähler, Dichter und lehrhafter Schriftsteller, darf geradezu als der gewaltigste protestantische Publizist der Zeit nach Luther gelten.

Von seinen Hauptwerken sind drei in Prosa geschrieben: der satirische Roman Geschichtklitterung, (1575) nach dem Muster des Franzosen Rabelais [† 1553], die Satire ‚Aller Praktik Großmutter' (1572), und das ernste ‚Ehezuchtbüchlein' (1578) nach Plutarch; die übrigen in Versen, z. B. die konfessionell-polemischen Satiren ‚Bienenkorb u. s. w.' (1579) und ‚Jesuiterhütlein' (1580), der allgemein-satirische ‚Eulenspiegel' (1572) und die köstlich-komische ‚Flöhhatz' (1573), das schöne Epos ‚Glückhaftes Schiff von Zürich' (1576) und andere kleinere Dichtungen, unter letzteren 7 politische Sonette, die ersten in deutscher Sprache. Überall beherrscht er die Sprache mit erstaunlichster Sicherheit, Gewalt und unerschöpflich-schöpferischer Bildungskraft, allerdings auch mit jenen maßlosen Überladungen, Häufungen, krausen Bildern, gesuchten Neubildungen und selbst geschmacklosen Ausdrücken und Wendungen, die seinen Stil allzu oft verunzieren und ihn dann mehr als Virtuosen, denn als eigentlichen Künstler der Form zeigen. Doch bewährt er in den ernsteren Schriften sich auch als solcher und als ein wahrhaft großer.

Seine Sprache, sagt Scherer, weiß das Zarteste und das Gewaltigste, das Ernsteste und das Lustigste, das Edelste und das Gemeinste fast gleich gut und oft überraschend auszudrücken. Die Bildlichkeit seiner Rede geht über das Gewöhnliche weit hinaus; geistreich belebt ist sein Vers, ohne leere Stellen und Flickwörter. Er hat überhaupt viele Eigenschaften, welche den großen Dichter machen. Es fehlt ihm aber Gestaltungskraft, Maß und Geschmack. —

Ähnlich Hauffen: „Er kennt alle Heimlichkeiten und Vorzüge der deutschen Sprache und weiß sie zu verwerten und zu beherrschen. Mit ungetrübtem Sprachgefühl versteht er's, die fremden Wörter zu deutschen umzugestalten und die heimischen in verschiedenste Formen umzuwandeln. Unerschöpflich ist er in kühnen Neubildungen, in etymologischen Scherzen, in mutwilligen Spottnamen und in komischen Sprachverrenkungen. In der vollen Freiheit der Prosa flutet gleichsam sein Stil hastig und unbezähmbar über alle Ufer." Die rhetorische Figur der Häufung scheint dann manchmal sein einziges und durchgehendes künstlerisches Stil-Prinzip zu sein. In den gereimten Dichtungen freilich, wo er sich in ein engeres Bett fügen muß, wird sein Satzbau vielfach ungelenk, nachlässig und unklar. Der Reim macht ihm zwar keine Schwierigkeiten; er bringt sogar mit Vorliebe Reimhäufungen und Reimspielereien an, doch oft auf Kosten der Sprachrichtigkeit und der Reinheit des Reimes. Seine Verse — in der Regel vierhebige Reimpaare mit versetzten Betonungen und freier Zahl der Senkungen — sind meist frisch und wohllautend, doch, wo die Feile fehlt, auch schleppend, holperig und eintönig. Er redet das Hochdeutsch seiner Zeit und zwar, obwohl man den Alemannen deutlich erkennt, freier von der Mundart, als es bei den übrigen Schriftstellern seiner Umgebung der Fall war. Im Tone bei ernsthaften Dingen kraft- und schwungvoll, herzlich, sogar innig und weich, geht er im Spott mit herbster Ironie, mit vernichtendem Witz, mit maßlosen Schmähungen vor, oft ebenso derb, gehässig, selbst

unflätig vor, wie alle Polemiker seiner Zeit, übertrifft sie aber durch seinen lodernden und im Grunde edelen Ingrimm und durch die wuchtige Kraft des Ausdrucks.

An Proben, zunächst für seine Sprach-Virtuosität, nur einige seiner drastisch-komischen Wortbildungen. So nennt er die Juristen „Luristen" (Lauerer), die Advokaten Schandvokaten, die Apotheker Lappotheker, die Amtleut ‚der Ämter Leid,' die Seelsorger Säusorger, die Rektoren Recht(e)-Thoren. Die Jesuiten tauft er als Jesuwider, Jebusiter, Jesubitter, Esauiter, Sauiter, und so ins Unendliche. Von den 65 Flohnamen in der Flöhhatz vgl. z. B. Buckelsprung, Hackinsbäcklein, Huiauf, Hupfundschlück, Keckimschlaf, Pfezstielind (d. h. Kneip sie sanft), Ropfflugs (Rupfe schnell), Ruckhinan, Springinsröckel, Wetzdenzahn, Zupfstieleck u. s. w. — Aus seiner ernsteren Poesie vgl. aus dem ‚Glückhaften Schiff' das herrliche Lob der Arbeit:

. . . Das ist: hantfest Arbeitsamkeyt
Vnd standhafft vnverdrossenheit . . .
Dann nichts ist also schwer vnd scharff,
Das nicht die arbeit vnderwarff;
Nichts mag kaum sein so vngelegen,
Welchs nicht die Arbeit bring zu wegen.
Was die faulkeit halt für vnmüglich,
Das vberwind die Arbeit füglich.
Die Arbeit hat die Berg durchgraben
Vnd das Thal inn die Höh erhaben,
Hats Land mit Stätten wonhaft gmacht
Vnd die Ström zwischen Damm gebracht . . .
Arbeit vnd Fleis, das sind die Flügel,
So füren vber Stram vnd hügel . . . .

Aus der ‚Ermanung an die lieben Teutschen' 1581:

Standthafft vnd Treu, vnd Treu vnd Standschafft,
Die machen eyn Recht Teutsch verwandschafft:
Beständige Treuhertzigkeyt
Vnd Treuhertzig Beständigkeyt,
Wann die kommen zur Eynigkeyt,
So widerstehn sie allem Leyd . . .
Gott stärck dem Edeln Teutschen Gblüt'
Solch anererbt Teutsch Adlersgmüt.
Secht, diß hab als eyn Teutscher ich
Aus Teutschem Gblüt Treuhertziglich
Euch Teutschen, die herkompt von Helden,
Bei disen Helden müssen melden . . .

Aus der komischen Dichtung vgl. in der ‚Flöhhatz' Fischarts Selbsthinweis auf seinen ‚Eulenspiegel':

Was soll ich vom Eulenreimer melden,
Der vor eim Jar im Eulenhelden
Den Eulenspiegel steckt zum zweck
Allen schelken (Schalksknechten) im Bubeneck,
Im großen Bubeneck der Welt,
Denn schelck erfüllen stett und feld.

Das Motto der ‚Flöhhatz':

Wer willkomm kommen will zu Hauß,
Kauff seim Weib diß Buch zu vorauß,

Dan hirinn sind sie weg vnd mittel,
Wie sie die Flöh auß Beltzen schüttel.
Vnd hüt sich jdermäniglich
Bey der Flöh vngnad, biß vnd stich,
Das er diß Werk nit nach wöll machen,
Weil noch nit außgefürt seind die sachen:
Dan der Flöh Appellation
Mag noch inn kurzem nachher gohn:
Auch bald der Beltz Defension.

§ 297. Daß auch unter den sonstigen Dichtern zahlreiche Vorkämpfer und Förderer echt deutscher Sprache sich befinden, versteht sich von selbst. Man denke nur an das schon früher (§§ 226 ff.) behandelte, gerade im 16. Jahrhundert so herrlich weiterblühende Volkslied und an die Fülle evangelischer Kirchenlieddichtung.

Über Sprache und Stil des **evangelischen Kirchenlieds** überhaupt sei gleich hier in kurz zusammenfassendem Überblick dies beigefügt.

Im ganzen unterscheidet man drei Stilperioden:

§ 297 a. A. Das **objektive Bekenntnislied**, mit **Luther** anhebend (§§ 261, 272, 281), ähnlich dem Volkslied (§ 227) nur der allgemein gültige (generelle) Ausdruck des Gemeindeglaubens, unter Zurücktreten der persönlichen (individuellen) Gefühlstöne. Hierfür zwei Entwickelungsstufen: a) Im **Reformationszeitalter** selbst sofort die Höhe, eben mit Luthers Art: frisch, kraftvoll, volkstümlich, sangbar. Dem sprachlichen Ursprung nach entweder Übersetzungen, Umdichtungen, sei's von lateinischen Hymnen (so Luthers machtvolles ‚Komm, heil'ger Geist', Decius' [† 1529] ‚Allein Gott in der Höh, O Lamm Gottes'), oder von altdeutschen Liedern (Luthers ‚Wir glauben all an einen Gott' nach einem altdeutschen Kredo), oft direkt von weltlichen Volksliedern (Hesses [† 1547] ‚O Welt, ich muß dich lassen' nach ‚Innsbruck, ich muß dich lassen' u. v. a.); oder Bearbeitung von Bibelstellen (Luthers ‚Vom Himmel hoch, Ein feste Burg, Aus tiefer Not, Vater unser, Dies sind die heilgen zehn Gebot' u. a.); oder endlich freie Originallieder (Luthers ‚Erhalt' uns Herr' u. a). b) Die Zeit der **Lehrkämpfe**, am Ende des sechzehnten und Anfang des siebzehnten Jahrhunderts, fördert viele dogmatisch, steife und ellenlange Lehrlieder zu Tage, oft mit sprachlichen Spielereien, z. B. Leisten- oder Namenversen mit Akrostichen u. dgl., doch auch einige Perlen einfach inniger Art, zum Teil schon mit persönlicherer Färbung. So z. B. Helmbolds [1598] ‚Von Gott will ich nicht lassen'; Selneckers [† 1592] ‚Laß mich dein sein und bleiben'; das namenlose ‚Christus der ist mein Leben'; Herbergers († 1627) ‚Valet will ich dir geben', freilich auch Akrostichon auf dessen Namen Valerius; Nicolais († 1608) mächtiges ‚Wachet auf! ruft uns die Stimme', während sein allbekanntes ‚Wie schön leuchtet der Morgenstern' im Urtext, sowohl als Akrostichon auf ‚Wilhelm Ernst Graf Vnd Herr Zu Waldeck' gekünstelt, wie auch mit lateinischen Fremdwörtern überladen erscheint, was der sonst innigen, mystisch-schwärmerischen Sprache Eintrag thut.

Man vergleiche z. B. Strophe 3, auch voll sonstiger Sprachhärten:

Geuß sehr tieff in mein Hertz hinein,
Ach heller Jaspis und Rubein,
Die Flammen deiner Liebe,
Und erfreu mich, daß ich doch bleib

An deinem auserwehlten Leib
Ein lebendige Rippe.
Nach dir
Ist mir,
Gratiosa
Coeli Rosa,
Krank und glimmet
Mein Herz, durch Liebe verwundet.

Derartige Töne bilden schon den Übergang zum

§ 297 b. B. **subjektiven Andachtslied**, das a) in seinen **Anfängen** mitten aus der Trübsal des **dreißigjährigen Kriegs** erblüht und, mitten im sonstigen Sprach- und Litteraturverfall, Lieder innigster Empfindung, von volkstümlicher Einfalt und Kraft, von rednerischem Schwung und hohem sprachlichem Wohllaut erzeugt. Sie wollen nicht mehr bloß Bekenntnisformel und ‚reine Lehre' der Kirche aussprechen, sondern gemeinsamer Ausdruck der Anbetung sein. So z. B. Heermanns [† 1647] ergreifendes ‚Herzliebster Jesu . . .' und das schlicht-kräftige ‚O Gott du frommer Gott'; Rinkarts [†1649] mächtiges deutsches Tedeum: ‚Nun danket alle Gott'; Meyfahrts [† 1642] wunderbar plastisches ‚Jerusalem, du hochgebaute Stadt'; Stegmanns [† 1632] inniges ‚Ach bleib' mit deiner Gnade'; Rist's [† 1667, vgl. § 301, 3] erschütterndes ‚O Ewigkeit, du Donnerwort', u. v. a. (Fleming vgl. § 299). Es erreicht dann

b) seine **Höhe** mit **Paul Gerhardt** [1607—76]. Nach Luther der größte Liederdichter der evangelischen Kirche, ist er diesem an glatter Form, anmutigem Wohllaut, melodischem Tonfall überlegen, steht ihm allerdings an sprachlicher Wucht und Größe sehr nach.

Man vergleiche z. B. Luthers kurzes gewaltiges ‚Erhalt uns Herr bei deinem Wort' mit Gerhards breitem, sanftem ‚Laß auch noch immerfort dein liebes wertes Wort' u. s. w. Aber seine Lieder klingen „rein aus dem frommen Gefühl hervor", und doch in reicher Mannigfaltigkeit: „balladenartige Erzählung heiliger Geschichte, Belehrung und sinniger Gedanke neben andächtiger Erhebung, großer Blick auf die göttlichen Dinge und poetische Verklärung des häuslichen Glücks." Wundervoll sind seine Umdichtungen lateinischer Hymnen, z. B. der sieben Passionsfalven Bernhards von Clairvaux (die berühmteste nach „Salve caput cruentatum": O Haupt voll Blut und Wunden). Wie jubelnd sein Adventslied: ‚Wie soll ich dich empfangen'; wie trostreich-friedvoll sein ‚Befiehl du deine Wege', wie kühn das ‚Ist Gott für mich, so trete'; wie ergreifend plastisch die Passionslieder, das kindliche: ‚Ein Lämmlein geht und trägt die Schuld', und das erschütternde: ‚O Welt, sieh hier dein Leben'; wie sonnenhell-naturfreudig sein ‚Geh aus, mein Herz, und suche Freud'. Zuweilen streift ja auch er die Prosa und selbst die Geschmacklosigkeit; aber „in seinen schönsten Liedern hat er einen herrlich weichen harmonischen Ton, wobei die friedliche Einstimmung mit Gott alle Worte und Gedanken in ein sanftes Klingen aufzulösen scheint, das uns umgiebt, wie milde Abendluft: ‚Nun ruhen alle Wälder' (Scherer).

§ 297 c. Als Mitsänger ragen auch sprachlich noch hervor: Schirmer [† 1673 ‚O heilger Geist, kehr bei uns ein'], Homburg [† 1681 ‚Ach wundergroßer Siegesheld'], Neumark [1681 ‚Wer nur den lieben Gott läßt walten'], der fruchtbare Schmolk [† 1737, ca. 900 Lieder, darunter ‚Hosiannah, Davids Sohn'], Neumeister [† 1756, ca. 700 Lieder, darunter ‚Jesus nimmt die Sünder an'] u. v. a. (Scheffler vgl. § 299.) — c) Eine gewisse Erweichung zu Gefühlsschwelgerei und Süßlichkeit tritt dann im **Pietismus** und vollends bei den Dichtern der Brüdergemeinde ein. Immerhin zeichnen sich noch aus: Schütz [† 1690 ‚Sei Lob und Ehr'], Neuß [† 1716 ‚Ein reines Herz'], Lau-

rentius [† 1722 ‚Wach auf mein Herz, die Nacht ist hin'], der schwungvolle sprachgewaltige Arnold [† 1714 ‚O Durchbrecher aller Bande' u. a.]. Dann aus der reformierten Kirche: **Neander** [† 1680], ihr bedeutendster Sänger, mit dem großartigen ‚Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren'; Tersteegen [† 1769] mit den sanften süßen Klängen stiller Gelassenheit und Einfalt, die sich aber auch zu hohem feierlichen Andachtsschwunge erheben können (‚Gott ist gegenwärtig'). Endlich aus der Brüdergemeinde: Mentzer [† 1734] mit dem schwungvollen, wenngleich etwas wortreichen ‚O daß ich tausend Zungen hätte'; Rothe [† 1758 ‚Ich habe nun den Grund gefunden']; schließlich der bekannte Graf Zinzendorf [† 1760], der aber, obwohl ein unerschöpflicher Improvisator (ca. 2000 Lieder!), dennoch, wie Scherer sagt, die evangelische Liederdichtung in den Sumpf der Geschmacklosigkeit verlockt.

Allerdings gelingen ihm auch edle, innige und schöne Lieder (‚Jesu geh voran'); doch verschmäht er meist die Durchbildung der Form und führt oft eine Sprache ein, bald grobsinnliche Verzücktheit, bald kindischer Liebeständelei mit dem Heiland als dem ‚Lämmlein' mit der ‚Wundenhöhle', welche unter seinen Nachahmern geradezu in lästerliche Tollheit ausartet. Man vergleiche Verse wie die von Scherer zitierten: ‚Du Seitenkringel, Du tolles Dingel, Ich freß' und sauf mich voll!' — — —

Die dritte Periode endlich, die

§ 297 d. C. des **Betrachtungsliedes** der **Aufklärungszeit**, führt mit den Namen **Gellert** (1715—69), Cramer († 1788) u. a., vollends mit **Klopstock** und Novalis (§ 355), schon zur klassischen Dichtungszeit hinüber. Hauptzug ist hier die Reflexion über Gottes Erhabenheit, Güte und die Vollkommenheit der Welt, verbunden mit der allgemein-menschlichen Tugend- und Pflichtenlehre und dem Preis des praktischen Christentums und der Moral, in der Zeitsprache weltlicher Dichtung. Und diese weiß nun gerade Gellert überaus fruchtbar, mit solcher Formvollendung und Anmut, auch mit Einfalt, volkstümlicher Kraft und, trotz eines Zuges zum lehrhaften Moralisieren, mit solchem Schwunge zu verwenden, daß seine zahlreichen geistlichen und Kirchen-Lieder noch heute zu den beliebtesten zählen. (‚Dies ist der Tag . . .; Jesus lebt . . .; Wie groß ist des Allmächtgen Güte, Wenn ich, o Schöpfer . . ., Die Himmel rühmen . . ., Mein erst Gefühl . . .' u. v. a.). Klopstock — vgl. §. 305 ff., Novalis § 355; die neuesten geistl. Liedersänger § 380.

§ 298. **4.** Von weltlichen Dichtern übernehmen dann im siebzehnten Jahrhundert in dem Sprach- und Litteraturkampfe die Führung, zunächst gegen Zersplitterung und Verwilderung, weniger leider gegen Ausländerei und Verwelschung unserer Sprache, die wackeren, wenn auch noch beschränkten und zum Teil etwas pedantisch steif-leinenen Schlesier (vgl. auch § 303).

§ 298a. Hier bildet nun der bekannte **Opitz** (1597—1639), dessen schon bei dem ahd. Otfried gedacht wurde (§ 151), mit seinem berühmten Buche **„Von der deutschen Poeterey" (1624)**, nicht nur für die Litteratur-, sondern auch für die Sprachgeschichte einen wichtigen Wendepunkt, sofern gerade dies Werk berufen ist, die alte litterarische und sprachliche Vorherrschaft Süddeutschlands für lange Zeit auf Mittel- und Norddeutschland zu übertragen. Einerseits allerdings steht Opitz selber, als Gelehrter, dem Volksleben geringschätzig fern; er sucht — ganz ähnlich, wie

einst Otfried (§ 151) — gerade aus Bewunderung für die Gelehrten- und namentlich für die französische und italienische Renaissance-Poesie, beiden die deutsche Dichtung durch vermeintliche Eleganz und Formvollendung ebenbürtig zu machen. Dabei vermag er ihr freilich, statt natürlicher Frische, Kraft und Selbständigkeit, doch nur das Gepräge trockener Nüchternheit, Gedankenbläße, und wiederum der äußerlich-förmlichen Nachahmung bis ins Kleinste, aufzudrücken.

So mag auf ihn als Dichter das harte Urteil Scherers zutreffen: Nie habe ein unbedeutender Dichter mit so geringem Recht eine so bedeutende Stellung in der Litteraturgeschichte errungen. Gewiß wollte er der deutschen Poesie gleichsam „ein reicheres Orchester, eine vollere gläuzendere Instrumentation" verschaffen. Er sucht sie über den Prosastil und die Alltagsrede zu erheben, durch Vermehrung der poetischen Beiwörter, durch Schmuck von Gleichnissen und klangvollen Zusammensetzungen, durch ‚ansehnliche, volle und heftige Reden' und Umschreibungen mit ‚prächtigen hohen Worten'. Alles das sucht er den Alten, zumal dem Horaz, sowie den lateinischen Renaissancedichtern, vor allem Petrarka, abzulauschen; bilde man deren Worte, Satzformen, Tropen, Figuren nur getreulich nach, so, meint er, gewinne man die richtige Technik, um gleich ihnen Poesie — machen zu können! Übrigens folgt er in dieser handwerksmäßig mechanisierenden Auffassung nur den Poetiken des Italieners Scaliger, des Franzosen Ronsard, des Holländers Heinsius u. a., zeigt sich also in doppelter Hinsicht völlig abhängig von der Fremde. Dies auch in der Einführung des französischen Alexandriner-Verses, dieser sechsfüßigen gereimten Jambenpaare mit ihren regelmäßig in der Mitte einhackenden Cäsuren welche — für die unrhythmische französische Sprache wohl geeignet, für die deutsche mit ihrer scharf ausgeprägten logischen Wortbetonung, auf die Dauer unleidlich werden, zu jenem ‚Hackebrett', das später auch Sprachkünstler wie Rückert und Freiligrath (§359.373) vergeblich zu beleben gesucht haben. — So bringt's denn Opitz, beim Mangel jeglichen dichterischen Genies, auch nur zu äußerlicher Korrektheit, die oft genug zu pedantischer Steifheit ausartet. In Gesellschafts-, Natur- und religiösen Liedern noch leidlich, ja zuweilen frisch und natürlich, fließen in seinen beschreibenden Lehrgedichten (Zlatna, Vesuvius u. a.) die Verse meist in nüchtern kalter Glätte und eintöniger Breite, mit allerlei Renaissance-Schnörkeln verziert, dahin; sie müssen vollends in den zahlreichen Gelegenheitsreimereien durch das hohle Pathos schmeichelnder Lobhudeleien oder gespreizter Feierlichkeit anwidern. Endlich führt Opitz durch Übersetzung des italienischen Singspiels, ‚Daphne' die Oper, durch das Idyll ‚Schäferei von der Nymphe Hercynie' die sogenannte Schäferpoesie in Deutschland ein: jene ein Zwittergeschöpf, bestimmt, durch Hofpoesie das Volksschauspiel und alsbald durch Rückkehr zu italienischen Texten (sogen. Librettos) die deutsche Sprache überhaupt zu verdrängen; diese — wie Gr'otthuß treffend sagt — eine „lauwarme Zuckerwasserdichtung, deren klebrige Fluten bald ganz Deutschland überschwemmen sollten."

§ 298 b. **Und dennoch hat der Mann, wie gesagt, gerade für die Sprachgeschichte seine große Bedeutung! Trotz aller dieser Mängel und trotz so verkehrter Mittel und Wege, verfolgt er doch wenigstens die besten Zwecke und erwirbt sich in dreifacher Hinsicht auch wirkliche Verdienste.**

Er sucht, schon in seinem lateinischen Erstlingswerke „Aristarchus sive de contemptu linguae Teutonicae (1617)", der Verachtung ‚deutscher Sprache' und

Litteratur zu steuern, und sucht erstere zugleich vom Ballast unnützer Fremdwörter zu reinigen — allerdings ja ein sonderbarer Selbstwiderspruch mit dem stetigen Hinweis und Rückgang auf fremde Muster, aber an sich doch ein höchst löbliches Streben. Sodann tritt er jenen sprachscheidenden Gegenbestrebungen des süddeutschen Katholizismus (§ 286), wie überhaupt aller mundartlichen Zersplitterung unserer Litteratur gegenüber, für die Alleinherrschaft einer allgemeinen hochdeutschen Schriftsprache ein, fördert also siegreich das von Luther begonnene Werk unserer sprachlichen und damit auch nationalen Wiedervereinigung. Und endlich hat er — eben in jenem Buche von 1624 — das Grundgesetz der deutschen Verslehre, wo nicht gefunden, so doch durchgesetzt: daß der deutsche Vers nicht, wie der der Alten auf der Messung der Silben nach Länge oder Kürze (Quantität), sondern auf dem natürlichen Worttone oder Akzente beruhe; daß also, wie sonst in der Rede, so auch im Verse nur die logische Betonung der Stammsilbe zulässig sei (vgl. §§ 53 bis 57). Und durch seine — nur ihrer Einseitigkeit zu entkleidende — Forderung eines regelmäßigen Wechsels „hoher", d. h. betonter, und „niedriger", d. h. unbetonter Silben hat er nicht nur unsern Vers, sondern auch die Formenlehre in einer alle Deutschen wieder einigende Weise bestimmt.

So sichert er z. B. das mitteldeutsche Endungs-e, das die Süddeutschen verschlucken und anfangs als „lutherisch" verketzerten (vgl. Formen wie: Frage, Käse, Gebirge; Leute, Tage — süddeutsch: die Frag, der Käs, das Gebirg; die Leut, die Tag), indem er dessen Wegfall nur zur Vermeidung des Hiatus gestattet. Ebenso durch jene Forderung regelmäßigen Wechsels von Hebung und Senkung das in Süddeutschland gleichfalls verschluckte Vorsilben-e (z. B. gesund, behüte — südd. gsund, bhüt, ja: pfüt). Überhaupt tadelt er mit Recht die gewaltsamen Wörterzusammenziehungen (z. B. noch bei Luther: ‚wie saur er sich stellt', bei Decius: ‚allrheilsamster Tröster' u. s. w.).

Endlich sei zu Opitzens Ehre noch erwähnt, daß er, trotz aller Verehrung und Nachahmung des Fremden und alles Strebens nach neuen Mitteln und Wegen, doch in richtiger Wertung altdeutscher Sprache und Litteratur seiner Zeit weit voraus war. Noch in seinem Todesjahr entdeckt und veröffentlicht er das Annolied des elften Jahrhunderts (§ 58), und spricht sich über die ‚alte Herrlichkeit' der Muttersprache noch ebenso begeistert aus, wie in seinem Erstlingswerke. (Vgl. Th. Matthias in der Zeitschr. des Allgem. deutschen Sprachvereins, 1898, H. 1).

§ 299. **5. Den Vorschriften und dem Vorbilde Opitzens folgen nun und mit ihm wetteifern geradezu in Hebung und Reinigung der Sprache fast alle protestantischen Dichter in Nord und Süd.**

So der edele **Fleming** (1609—40), an Natürlichkeit, Frische und Wohlklang der Sprache, an Glätte, Leichtigkeit und Fluß der Verse, an Wahrheit der Empfindung, an knapper Kürze und lebendiger Anschaulichkeit jenem entschieden überlegen.

Bekanntlich auch als religiöser Dichter hervorragend (‚In allen meinen Thaten'), vgl. § 297 b.

Ebenso der „Sinndichter" **Logau** (1604—55), der kräftige Epigramme gegen die Fremdländerei dichtet und in mehreren seiner Sinngedichte (1638) auch die deutsche Sprache feiert. Ihrer vielseitigen Klangfähigkeit gilt das bekannte:

Kann die deutsche Sprache schnauben,
schnarchen, poltern, donnern, krachen,

kann sie doch auch spielen, scherzen,
liebeln, güteln, lallen, lachen.

Ihrer Herzinnigkeit das andere, schönere, das sich zugleich gegen die später zu erwähnenden Auswüchse der Sprachgesellschaften richtet:

Deutsche mühn sich jetzo hoch, deutsch zu reden fein und rein;
Wer von Herzen redet deutsch, wird der beste Deutsche sein.

§ 299 a. **6.** Gleichzeitig dichtet **Gryphius** (1616—64), neben tiefernsten geistlichen Gedichten in schwermütiger, oft grausig bilderreicher „Kirchhofsgedanken"-Sprache, nach lateinischen, niederländischen und englischen Vorbildern (Seneka, Vondel, Shakespeare, letzterer durch die zahlreichen englischen Komödianten in Deutschland eingeführt) die ersten nennenswerten deutschen Kunst-Dramen. Einesteils sind es Tragödien mit gräßlichen Mord- und Gespensterszenen, in pathetischer, durch Vergleiche, geistreiche Wendungen, lange Reden und schnelle Stichomythien „aufgedonnerter Sprache"; andererseits Lustspiele in frischem, komischem Tone und flottem Humor.

So den ‚Horribilicribrifax', der nicht nur das soldatische Prahlhansentum sondern auch die alberne Sprachmengerei der Halbgebildeten (vgl. § 296) durch ein tolles Gemisch französischer, italienischer, lateinischer, griechischer und selbst hebräischer Worte und Wendungen verspottet. Dann — nach der Rüpelkomödie in Shakespeares ‚Sommernachtstraum' — den Peter Squenz, als Satire auf die Meistersinger mit ihren Knittelversen und zugleich auf das Titulaturenunwesen der ‚gebildeten' Umgangssprache. Endlich, sein bestes Stück, das frische, lebendige, rollsimliche Bauernspiel ‚Die geliebte Dornrose in schlesischer Mundart und Prosa, dabei Akt um Akt mit einem komischen Singspiel in Versen (‚Das verliebte Gespenst') verflochten, das gleichfalls Sprachgewandtheit verrät. Das Prosastück nennt G. Freytag das beste deutsche Lustspiel vor Lessing. —

Als Sprachprobe folge der Eingang des ‚Peter Squenz', zuletzt gekürzt.

P. Squenz, Schreiber und Schulmeister zu Rumpelskirchen: Edler, Woledler, Hochedler, Woledelgeborener Herr Pickelhäring, von Pickelhäringsheim und Saltznasen!

Pickelhäring, des Königes lustiger Rat, Piramus: Der bin ich.

P. Squenz: Arbeitsamer und Armmächtiger Meister Kricks über und über, Schmied!

Meister Kricks, Schmied, der Monde: Der bin ich.

P. Squenz: Tugendsamer, aufgeblasener und windbrechender Meister Bullabutän, Blasebalckenmacher!

Bullabutän, Blasebalckenmacher, die Wand: Der bin ich.

P. Squenz: Ehrwürdiger, durchschneidender und gleichmachender Meister Klipperling, Wollbestellter Schreiner des weitberühmten Dorffes, Rumpels-Kirchen!

M. Klipperling, Tischler, der Löwe: Der bin ich.

P. Squenz: Wohlgelahrter, vielgeschwinder und hellstimmiger Meister Lollinger, Leinweber und Meister Sänger!

Lollinger, Leineweber u. s. w., der Brunn: Der bin ich.

P. Squenz: Treufleissiger, Wolwürckender, Tuchhaffter Meister Klotz-George, Spulenmacher!

M. Klotz-G., Spulenmacher, Thisbe: Der bin ich.

P. Squenz: Verschraubet euch durch Zuthuung euer Füsse und Niederlassung der hindersten Oberschenckel auff herumbgesetzte Stühle, schlüsset die Repositoria euers Gehirnes auff, verschlisset die Mäuler mit dem Schloß des Stillschweigens, setzt eure 7 Sinnen in die Falten, Herr Peter Squenz (cum titulis plenissimis) hat etwas nachdencklichs anzumelden.

Pickelh.: Ja, ja, Herr Peter Squenz ist ein Tiefsinniger Mann, er hat einen Anschlägigen Kopff, wenn er die Treppen hinunter fällt, er hat so einen ansehnlichen Bart, als wenn er König von Neu-Zembla wäre, es ist nur zu bejammern, daß es nicht wahr ist.

P. Squenz: Nach dem ich durch Zuthuung der großmäulichen Frau Fama Bericht erlanget, daß Ihr Majest. unser Juncker König ein großer Liebhaber von Comoedien sei, als bin ich willens, durch Zuthuung euer Geschickligkeit eine jämmerlich schöne Comoedi zu tragiren, in Hoffnung, eine gute Verehrung für uns alle und mich in specie zu erhalten.

Bullabutän: Das ist erschrecklich wacker! ich spiele mit, und solte ich 6 Wochen nicht arbeiten . . . u. s. w.

§ 299b. **7. In Opitzens Gleisen wandeln endlich noch einige vorwiegend lyrische Dichter. So der Königsberger Dach** (1605—59), der an Wohlklang und Melodie mit Fleming wetteifert, an volkstümlicher Schlichtheit ihn übertrifft, wie das u. a. sein berühmtes, schon früher beim Plattdeutschen (§ 125) erwähntes Lied „Ännchen von Tharau" bekundet. Ferner zwei namhafte katholische Dichter. Erstlich **Spee** (1591—1635) mit dem „mystischen Minneton" seiner „Trutznachtigall", einer Liedersammlung, die in der That an Mischung sprachlicher Gegensätze den Nachtigallensang überholt.

Zu den schwärmerisch-innigen Tönen der Andacht gesellt sich die Weise weltlichen Gesellschaftsliedes, wie die mythologische Prunksprache der Renaissance. Die Himmelsliebe heißt Cupido und schießt mit Pfeilen; Jesus ist der gute Hirte Daphnis; alles ist idyllisch; alles haucht Liebesklagen oder Lobgesänge zum „schönen Gott" empor. Weltverachtung und Naturschwelgerei, Bußklagen mit Thränenströmen und Spielerei mit empfindsamen Worten, plastische Belebung und zerfließende Schwärmerei: alles schlingt sich in flüssigen Versen durcheinander. Zuweilen, sagt Scherer, empfangen wir den Eindruck einer mit Schnörkeln und Gold überladenen, mit verlebten Gemälden und gewundenen Säulen prangenden Jesuitenkirche; aber bald springen die Pforten auf, die Wände schwinden, und aus hoher offener Halle blicken wir auf Wald und Wiese und Bergesgipfel im Morgenschein: Bäche rauschen, Vögel singen, Bienen summen, und die Harfe klingt. —

Endlich **Scheffler** (Angelus Silesius 1624—77), vgl. § 297c.

Erst im ‚Cherubinischen Wandersmann' und den ‚Hirtenliedern der in ihren Jesum verliebten Psyche' vorwiegend, wie Spee, idyllisch-mystisch, dabei überaus wohllautend, klang- und oft kraftvoll (‚Liebe, die du mich zum Bilde'; ‚Mir nach! spricht Christus unser Held'), in seinen Sprüchen von tiefsinniger Kürze, wird er in späteren Dichtungen und in seiner polemischen Konvertiten-Prosa leidenschaftlich, pathetisch, bissig, und oft schonungslos wild.

§ 300. **8. Wird nun durch derartige Bestrebungen in der That die einheitlich neuhochdeutsche Litteratursprache immer mehr befestigt und kunstmäßig ausgebaut, freilich, wie wir sahen, vielfach noch unter**

Ausländerei und Welschsucht, sowie unter Abwendung vom Volkstümlichen, und daher auf Kosten eines wirklich guten deutschen Stils: so zeigt dasselbe Doppelgesicht auch — eben von Luther und Fischart abgesehen — die eigentliche **Prosa** des 16. und vollends des 17. Jahrhunderts, sowohl die schöngeistige des Romans, wie die der Zeitschriftstellerei und der Wissenschaft. Immerhin ragen doch auch hier einige bedeutende sprachschöpferische wie sprachfördernde Schriftsteller hervor.

§ 300a. **a.** Der Roman zunächst entwickelt sich noch ganz abhängig von der Fremde.

Ritterromane nach dem Muster des spanisch-französischen Amadis (seit 1569), Liebesromane nach gleichen ausländischen Vorbildern, schießen wie Pilze hervor, alle unausstehlich breit, mit endlosen lehrhaften Einflechtungen aus Moral, Geschichte, Erdkunde, Mythologie u. dgl., am liebsten ‚in utopischen Ländern und Zeiten phantastisch spielend', in der Darstellung wechselnd zwischen nüchterner Trockenheit und schwülstiger Überladung. Im Stil wimmeln sie noch von lateinischen, französischen oder anderen fremdsprachlichen Wörtern, Namen und Wendungen. Die zahllosen Gestalten und Bezeichnungen der antiken Mythologie, oft in französiertem Gewande, und die damit verbundenen fremdländischen Anklänge gelten als ‚höherer' Schmuck. Fremde Worte und Satzformen, Figuren und Bilder überträgt man auch hier pedantisch aufs Deutsche. Doppelt und dreifach eingeschachtelte Relativsätze, in die wieder Bedingungs-, Begründungs-, Einräumungssätze und andere eingebastelt werden, sie gelten als Musterstücke prosaischer Perioden.

Eine Ausnahme bilden dann die schon im 16. Jahrhundert auftauchenden Volksbücher in frischem flottem Volkstone, z. B. vom Dr. Faust (1587), von den Schildbürgern (1597); ferner die Sammlungen deutscher Schwänke, z. B. Paulis ‚Schimpf und Ernst' (1522), Wickrams ‚Rollwagenbüchlein' u. a.; desgleichen von deutschen Sprichwörtern (z. B. von Agricola 1529, Sebastian Frank 1541 u. a.) — Auch im eigentlichen Roman betritt desselben **Wickram** bürgerlicher Roman ‚Goldfaden' (1557) als erster deutscher Originalroman neue Wege, die allerdings in den Wirren des 30jährigen Kriegs wieder vergessen und erst ein Jahrhundert darauf (1668), mit größerem Talent und Erfolge, neu wieder befahren werden in dem berühmten ‚Simplizissimus' des Hessen **Grimmelshausen** (1625—76), dem ersten wirklich fesselnden und aus dem Volksleben, der Gegenwart selbst unmittelbar gegriffenen, Abenteuer-Romane unserer Sprache und Litteratur.

Wenn auch die Form der Selbstbiographie im Anschluß an die damals beliebten spanischen ‚Schelmenromane' gewählt ist, so schildert der Dichter doch in der That selbständig, aus eigener frischer Beobachtung und Erfahrung heraus, die Greuel des 30jährigen Krieges und die Jammerzustände des zeitgenössischen Volkslebens; schildert sie mit ungemein lebensvoller Anschaulichkeit, mit meisterhafter Charakteristik, unter mannigfaltigster Abtönung und Schattierung, im Stile hie und da etwas breit und noch der modischen Notizengelehrsamkeit nachgebend, aber im ganzen mit sicherer, fester Künstlerhand zeichnend. Dabei ist

die Sprache klar, kraftvoll, geschmeidig, überaus lebendig; den Vorgängen und Scenen entsprechend oft derb und selbst roh-naturalistisch, aber noch heute fesselnd, oft packend und ergreifend. Überhaupt ist die ganze Darstellung wahr und natürlich, ungekünstelt, mit überlegenem Humor oder auch scharfer Satire gewürzt, und verrät überall des Verfassers eigenes, nie schwankendes ernst-sittliches Urteil. Inwiefern das Ganze inhaltlich merkwürdig an Wolframs Parzival erinnert, wird die Litteraturgeschichte zeigen.

Als Sprachprobe diene eine Auswahl gleich aus dem Anfange, zugleich zur Veranschaulichung des eingestreuten hessischen Spessart-Dialektes und der Orthographie.

Mein Knän (dan also nennet man die Väter im Spessart) hatte einen eigenen Pallast, dergleichen einjeder König mit eigenen Händen zubauen nicht vermag; er war mit Laimen gemahlet, und anstat deß unfruchtbarn Schifers, Bleyes und Kupffers, mit Stroh bedeckt, darauff das edel Getraid wächst; die Maur um sein Schloß ließ er nicht mit Steinen, die man am Weg findet oder auß der Erde gräbet, viel weniger mit liederlichen gebackenen Steinen auffführen; sondern er nam Eichenholtz darzu, welcher nutzliche edle Baum bis zu seinem vollständigen Alter über 100 Jahre erfodert. Seine Zimmer, Säl und Gemächer hatte er vom Rauch ganz erschwartzen lassen, dieweil diß die beständigste Farbe von der Welt ist, und dergleichen Gemählde biß zu seiner Perfection mehr Zeit brauchet, als ein künstlicher Mahler zu seinen Kunststücken erheischet ... Er begabte mich mit der herrlichsten Dignität in der gantzen Welt, mit dem Hirten-Amt; er vertrauete mir erstlich seine Säu, zweytens seine Ziegen, und zuletzt seine gantze Heerde Schafe, daß ich selbige hüten, wäiden, und vermittelst meiner Sackpfeife vor dem Wolff beschützen solte ... Aber, da ich den Wolff eben so wenig kante, als meine eigne Unwissenheit selbsten, derowegen war mein Knän mit seiner Instruction desto fleissiger. Er sagte: Bub biß flissig, loß di Schoff nit ze wit unnananger lassen, un spill wacker uff der Sackpfiffa, daß der Wolff nit kom und Schade dau; dan he yß a fölcher veyrboinigter Schelm und Dieb, der Menscha und Vieha frisst; un wan dau awer farläßig bist, so will eich dir da Buckel arauma. Ich antwortet mit gleicher Holdseeligkeit: Knäno, sag mir aa, wey der Wolff seyhet [aussieht]? Eich huun noch kan Wolff gesien. Ah dau grober Eselkopp, replicirt er hinwieder, dau bleiwest dein Lewelang a Narr, bißt schun su a grusser Dölpel, un waist noch neit, was der Wolff für a veyrfeussiger Schelm iß. Er gab mir noch mehr Unterweisungen, und ward zuletzt unwillig, massen er mit einem Gebrümmel fortging, weil mein grober Verstand könnte seine subtile Unterweisungen nicht fassen ...

§ 300b. b. Indem Grimmelshausen selbst in einer Fortsetzung seinen Helden auf eine entlegene Insel gelangen und dort längere Zeit einsam leben läßt, giebt er auch das erste deutsche Stil-Vorbild der sogen. Robinsonaden. Aber es wirkt nicht, bis es neu aus England kommt: erst Defoes ‚Robinson Crusoe' (1719), also erst das ausländische Vorbild, ruft nun zahllose Nachbildungen hervor. Im übrigen hatte die Flut abenteuerlicher Reiseromane schon 1696 die köstliche Satire **Reuters**, den ‚Schelmufsky,' herausgefordert, der in seiner naiv-ungeheuerlichen Lügensprache, seinem prächtigen Volkston, der „spielmannsmäßigen Formelhaftigkeit, und der, bis auf Wortgebrauch und Satzbildung herab vulgären Ausdrucksweise" geradezu als klassisches Muster aller Münchhauseniaden gelten darf.

§ 300c. 9. Als Satiriker im engern Sinne kämpfen endlich, mehr oder weniger direkt, auch im nationalen Sprachkampfe wacker mit: die schon erwähnten: **Moscherosch** (1601—69, vgl. § 295) und

der berühmte Satiriker auf katholischer Kanzel, der Wiener **Abraham a Sancta Clara** (Ulrich Megerle 1642—1709, vgl. §§ 234. 292), sowie **Schupp** (1610—61), als protestantischer Pastor gleichfalls Prediger und Satiriker in einem.

1. Moscherosch zeigt allerdings in seinem, für deutsche Art eintretenden Philander v. Sittewald selber noch ganz die oben skizzierte Sprachmengerei mit französischen, spanischen, italienischen Brocken und lateinischen Versen dazwischen. Doch weiß er auch so rein deutsche und sogar anmutige Töne anzuschlagen, wie sie das, als Motto der Bädekerschen Reisehandbücher allbekannt gewordene Verslein vom Wandern zeigt:

Wer reisen will, der schweig fein still,
Geh steten Schritt, nehm nicht viel mit,
Tret an am frühen Morgen
Und lasse heim die Sorgen.

2. Abraham a Sancta Clara wandelt mit seiner skurrilen Predigtmanier auf einer, seit Gailer von Kaisersberg (§ 234) schon vielbetretenen Bahn; insonderheit könnte er in seinen derb-tollen Sprachwitzen, Wortspielen, Wortverrenkungen und dergleichen, mit einem Fischart wetteifern (297), gehört aber doch, kraft seiner volkstümlichen Redekraft, seiner ungemeinen Sprachgewandtheit und des unerschöpflichen Bilderreichtums zu den größten rednerischen Talenten unseres Volkes. „Er weiß zu fesseln, zu spannen, zu steigern, wie kein anderer Schriftsteller des 17. Jahrhunderts. Er vereinigt bajuvarische Derbheit mit der Schärfe der rheinischen Satiriker. Mit spielender Leichtigkeit beherrscht er alle Mittel des rednerischen Erfolges. Diese Mittel sind nicht fein; sie entsprechen oft nicht der Würde der Kanzel; das Haschen nach äußerlichem Effekte führt bis zu niedrigen Späßen. Wo er bloß sinnreich sein will, wird er für unsern Geschmack oft albern. Aber hohe Kraft entfaltet er stets in der Satire. Er entwirft Charakterbilder; er schildert Affekte und Leidenschaften, er ist unerschöpflich in bezeichnenden Historien und Schwänken; eine wahllose Notizengelehrsamkeit weiß er geschickt in Bewegung zu setzen; die Fülle treffender und lustiger Vergleiche fließt ihm von allen Seiten zu; unzählige kleine Genrebilder, die er der Wirklichkeit ablauscht, sprudeln von dramatischem Leben; seine ganze Umgebung und Zeit stellt er uns greifbar vor Augen." So ungefähr Scherer, der seine Skizze mit der feinen, auch den Inhalt berührenden Bemerkung abschließt: „Religiöse Tendenzen von tieferem Gehalte liegen fern; sein Tempel ähnelt einem Kuriositätenkabinett, und darüber hinaus blicken wir nicht in die große Natur, sondern auf ein Possentheater." — Bekanntlich hat Schiller zu der Kapuzinerpredigt von ‚Wallensteins Lager' gerade dieses Vorbild (speziell die Traktatensammlung ‚Reimb dich oder ich liß dich' 1683) so trefflich verwendet, daß man für Abrahams Sprache und Stil keiner besonderen Proben weiter bedarf.

[Die Originalstellen dazu findet man bei Düntzer und in meiner (§ 251) erwähnten Erläuterung des Stücks].

3. Auch Schupp endlich zeichnet sich in seinen Satiren durch derb-drastischen, wenngleich bei weitem nicht so rednerisch wirksamen Ton aus. Mit seinem ‚Deutschen Lehrmeister' erwirbt er sich geradezu ein sprachgeschichtliches Verdienst, indem er die Phrasendrechselei der Modedichter geißelt und für frische Natürlichkeit eifert; nur geht er in Formlosigkeit, ungeordneten Gedankensprüngen und Nachlässigkeit des Stils, viel zu weit ins andere Extrem und schadet dadurch wieder.

§ 300 d. **10. Was endlich die Prosa der Wissenschaft** in dieser Zeit betrifft, so liegt im ganzen (§ 287 ff., 291 ff.) — wie nach dem Früheren begreiflich — auch sie noch sehr im Argen. Immerhin aber werden die nationalen Sprach-Bestrebungen wenigstens schon

durch namhafte einzelne Gelehrte unterstützt. So durch Sprachlehrer wie **Gueintz** („teutscher Sprachlehre Entwurf" 1641, teutsche Rechtschreibung 1645), **Schottel** (Von der „teutschen Haubtsprache" 1663, das bedeutendste lexikalisch-grammatische Werk des 17. Jahrh.) u. a. Ferner durch Denker wie den, als Philosoph, Historiker, Rechtsgelehrter und Mathematiker gleich weltberühmten **Leibniz** (1646 bis 1716), der zwar seine meisten Werke noch, nach dem Zeitbrauch, lateinisch oder französisch schreibt, aber doch auch das Deutsche frisch und lebendig zu handhaben weiß, und der durch seine Schriften: „Ermahnung an die Teutsche, ihren Verstand und Sprache besser zu üben" und „Unvorgreifliche Gedanken, betreffend die Ausübung und Verbesserung der Teutschen Sprache (c. 1680)", auf das Ziel eines klassischen deutschen Prosastils hin weist und wirkt. Ihm folgt der bekannte Hallische Philosoph Chr. **Wolff** (1679—1754), der, eigentlich zum erstenmale wieder seit Notker (§ 157) und Eckart (§ 232), die „Weltweisheit" auch in klar und faßbar geschriebenen deutschen Schriften behandelt und so der eigentliche Vater einer deutschen Kunstsprache für philosophische Denkarbeit wird. Gleichzeitig wirkt überaus erfolgreich das Beispiel des berühmten Naturrechtslehrers **Thomasius** (1655—1724), der es, erst in Leipzig (seit dem Winter 1687/88), dann in Halle wagt, seine Vorlesungen deutsch zu halten und überhaupt für das Deutsche im gelehrten Schulunterricht und in der Wissenschaft einzutreten. Seit 1688 giebt er auch, als erste deutsche Zeitschrift, „die Monatsgespräche" heraus, und wird so der eigentliche Gründer der deutschen Tagesschriftstellerei oder Journalistik. Ja, ihn samt Leibniz und Wolff darf man geradezu als die Schöpfer des neuhochdeutschen wissenschaftlichen Stils ansehen.

C. Sprachgesellschaften und freiere Dichterkreise.

§ 301. I. Außer solchen einzelnen Vorkämpfern wirken nun auch, wie gesagt, ganze Vereine zur Förderung des Sprachlebens: jene **Sprachgesellschaften**, welche, nach dem Vorbilde italienischer Akademien gegründet, gerade dem 17. Jahrh. sein eigentümliches Gepräge geben. Die berühmtesten sind folgende.

1. Die **„Fruchtbringende Gesellschaft"**, 1617—1680, erst in Köthen, dann Weimar, zuletzt in Halle tagend, von 4 Fürsten (Ludwig v. Anhalt-Köthen und 3 Neffen) und 4 Edelleuten gestiftet (besonders dem Hofmarschall Kaspar v. Teutleben in Weimar), und durch bedeutender Männer Beitritt verbreitet und gehoben. Unter ihnen (z. B. Opitz, Schottel, Gryphius, vor allem der Große Kurfürst. Seit 1668 wird sie auch **Palmenorden** genannt (nach dem Wappen, vgl. unten § 302).

2. Die **„Teutschgesinnte Genossenschaft"**, 1643 durch Philipp

v. Zesen in Hamburg begründet und — in mehrere „Blumenzünfte" geteilt — bis in 18. Jahrh. dauernd. Als Gegenbund:

3. der **„Elbschwanenorden"**, 1656 vom Dichter Joh. Rist zu Wedel a. Elbe gegründet (vgl. § 297b). Am berühmtesten endlich:

4. der **„Gekrönte Blumenorden"**, die **„Gesellschaft der Schäfer an der Pegnitz"**, 1644 von dem Patrizier Harsdörffer († 1658) und dem Lehrer Klaj († 1656) zu Nürnberg gestiftet und über 200 Jahre dauernd (1844 das 200j. Stiftungsfest gefeiert).

§ 302. Allerdings mischt sich in allen mit dem Ernst des Strebens manche sonderbare Spielerei; auch gehen die Reinigungsbestrebungen oft in blinder Reinigungswut (Purismus) über alles Maß, und laufen in den Umdeutschungsversuchen manchmal gradezu ins Lächerliche aus. Aber im ganzen ist das Ziel doch vollberechtigt und das Gesamtwirken segensreich gewesen. Wie neuere Forschungen immer klarer erweisen, haben auch diese Sprachvereine „den Boden mit schaffen helfen, auf dem unsere neuere Litteratur erwuchs" (Lyon).

Schon das Hauptvorbild in Italien, die berühmte, 1587 in Florenz gegründete Academia della crusca, der „Kleie", d. h. der Barbarismen, von denen das „Feinmehl" der Sprache gesäubert werden sollte, schon sie zeigt sowohl solche Spielereien — z. B. Wappen, Abzeichen, Namen, alles vom Müllergewerbe genommen — als auch Übertreibungen und Einseitigkeiten. In Deutschland führte die — merkwürdigerweise gerade 1 Jahr vor Ausbruch des 30jährigen Kriegs gegründete — „Fruchtbringende" den „indianischen Palmen-", d. h. den Kokosnuß-Baum als Wappen (daher später „Palmenorden"); dazu sittich-grüne Farbenbänder und allerlei Pflanzen, Früchte, Goldpfennige u. dgl. als Abzeichen. Sonderbar sind die Beinamen der Mitglieder, z. B „der Nährende, Mehlreiche, Wohlriechende" u. a.; am treffendsten noch der des Gr. Kurfürsten: „der Untadeliche kräftiger Tugend", dem dieser wenigstens durch seine bekannte Losung Ehre machte: „Gedenke, daß du ein Deutscher bist!" — Durch Übertreibungen und lächerliche Umdeutschungsversuche zogen sich vor allem Zesen u. a. Mitglieder der „Teutschgesinnten" den Spott der Mit- und Nachwelt zu. Man vgl. Bildungen wie: Löschhorn für Nase, Schauburg für Theater, Reimband für Vers, und vollends Übersetzungen von Namen wie Pallas, Venus, Aurora, Pomona in Kluginne, Lustinne, Rötinne, Obstinne u. s. w. Doch sind auch bessere Umbildungen geglückt und siegreich durchgedrungen, z. B. statt Exempel Beispiel, statt Kontrakt Vertrag, statt Plenipotenz Vollmacht, statt spazieren lustwandeln u. a. Desgleichen später von Campe (Verdeutschungs-Wörterbuch 1801), der neben Mißgeburten wie Ichsamkeit für Egoismus, Hundevernünftler für Cyniker u. a., doch auch sehr geschickte Neubildungen liefert, z. B. für Delikatesse Zartgefühl, für konsequent und inkonsequent folgerecht und folgewidrig, für Karikatur Zerrbild, für Komponist Tondichter u. a. — Die Pegnitzschäfer betonten, neben „Reinigkeit der teutschen Sprach", besonders auch die „Zierlichkeit sinnreicher Beiwörter" für die Dichtersprache, die namentlich Harsdörffer selbst durch seinen berüchtigten „Nürnberger Trichter", d. h. den „Poetischen Trichter, die Teutsche Dicht- und Reimkunst in 6 Stunden einzugießen", methodisch lehren wollte. So z. B. empfiehlt er als Ausdrücke: für Wein: Poetensaft, Schlafreitzer, Traurenzwinger; für Blut: nasses Lebensgold; als Beiworte des Feldes: windbetrübt, blumenhold, vielbegrast u. s. w. Von seiner Dichter- oder vielmehr Trichtersprache diene als Beispiel:

Die Nachtigall kräuselt und säuselt ihr Lied, Sie fällt auf liebliche Terzen,
Ihr krauslichter Klang Sie lispelt und wispelt zu Scherzen,
Tirliret den reinsten Gesang. Bald schluffelt sie die Klag . . . u. s. w.

§ 303. II. Neben diesen geschlossenen Vereinen suchen in ähnlicher Richtung noch die **freieren Dichter- und Denker-Kreise** des 17. und 18. Jahrhunderts zu wirken. So die schon (§ 299) genannten Schlesier, die sich an Opitz anschließen, und die man, eben wegen ihres gemeinsamen Strebens nach Reinheit und Richtigkeit der Sprache, als **Erste schlesische Dichterschule** zusammenfaßt. Ihnen gegenüber steht eine andere Gruppe, gleichfalls von Schlesiern, die — unter Führung von Hofmannswaldau (1607—79) und Lohenstein (1635—83) — sich gegen die, in der That oft schulmeisterliche Strenge und öde Trockenheit jener auflehnen und ihrerseits nun umgekehrt nach Vornehmheit und Glanz, Pracht und Üppigkeit der Sprache und des Stils trachten. Aber diese sogen. **Zweite schlesische Schule** gerät, abermals italienische Muster nachäffend (besonders dem pomphaften Modedichter Marino [† 1625]), in jenes, schon (§ 293) berührte, noch schlimmere Extrem des Schwulstes und der Gespreiztheit der Sprache. Ja, sie verfällt dabei einer lüsternen Sinnlichkeit oder „scheußlich blutigen" Gräßlichkeit des Tons wie der Stoffe, welche sie geradezu berüchtigt gemacht hat (Stil des sogen. Marinismus).

Je gesuchter, geschraubter, gekünstelter eine Wendung, je spitzfindiger die Gegensätze und Wortspiele: desto beliebter. Man sucht mit Belesenheit und Gedankenreichtum zu prunken, und wird nur immer verschwommener und dunkeler. Dabei vertritt Hofmannswaldau mehr die sentimentale Richtung, will lieblich sein, und schwelgt in leichten, oft aber höchst schlüpfrigen Spielen des Witzes; in weichlich schmeichelnder, lüsterner ‚Süßigkeit'; in einer geradeswegs widerlichen Geziertheit und prunksüchtigen Überladung des Stils mit weithergesuchten Bildern und Gelehrsamkeits-Schnörkeln. Lohenstein dagegen will erhaben, tragisch wirken, verfällt indeß ganz jenem krassen „Blut- und -Greuel-Naturalismus", der, durch die englischen Schauspielertruppen nach Deutschland verpflanzt, zum Teil schon in Gryphius' Tragödien spukt (§ 299 a). An plumpem Bombast, hohlem Pathos, rohester Übertreibung bietet er so Maßloses, daß „Lohensteinscher Schwulst" geradezu sprichwörtlich wird. „Ein wahres Archiv, sagt Klee, von geschmackloser Gelehrsamkeit und langweiliger Galanterie ist sein riesiger Roman Arminius (gegen 3000 Quartseiten!)", obgleich er gerade in diesem einmal wenigstens in deutsche Geschichte greift. Als Sprachproben dienen:

Hofmannswaldau: Allegorisch Sonett.

Amanda, liebstes kind, du brustlatz kalter hertzen,
Der liebe feuerzeug, goldschachtel edler zier;
Der seufftzer blasebalg, des traurens löschpapier,
Sandbüchse meiner pein, und baumöhl meiner schmertzen,
Du speise meiner lust, du flamme meiner kertzen,
Des mundes alicant, der augen lustrevier,
Der complimenten sitz, du meisterin zu schertzen,
Der tugend quodlibet, calender meiner Zeit,
Du andachts-fackelgen, du quell der fröligkeit,
Der zungen honigseim, des hertzens marcipan,
Und wie man sonsten dich, mein kind, beschreiben kann.

Lohenstein:
Monolog der ‚Asia‘ im Drama ‚Ibrahim Bassa‘.

Weh! weh! mir Asien! ach weh!
Weh mir! ach! wo ich mich vermaledeien,
Wo ich bei dieser Schwermutssee,
Bei so viel Ach selbst mein bethränt Gesicht verspeien,
Wo ich mich selbst mit Heul- und Zeter-Rufen
Durch strengen Urteilsspruch verdammen kann!
So nimm dies lechzend Ach, bestürzter Abgrund, an!
Bestürzter Abgrund! O die Glieder triefen
Voll Angstschweiß! Ach des Achs! der laute Brunn
Der dürren Adern schwellt den Jäscht der Pupurflut . . . u. s. w.

§ 303a. III. Natürlich treten gegen solche Auswüchse auch Gegner auf, unter denen drei die bedeutendsten sind: **Weise** (1642—1708), **Brockes** (1680—1747) und **Günther** (1695—1725).

1. **Weise**, als Lyriker in Jugendliedern von leichtem gefälligem Fluß, strebt in seinen satirisch-moralischen Romanen (der beste: ‚Die drei Erznarren‘) wie in seinen massenhaften Dramen, darunter vielen Schulkomödien, ausdrücklich nach verständiger Klarheit, ungezwungener Natürlichkeit, und schlichter Gemeinverständlichkeit des Ausdrucks, der Wortstellung und des Satzbaus, trifft mehrfach auch einen kräftigen lebenswahren Volkston; wird aber, schon von Natur mehr hausbacken-verständig als poetisch, je länger, desto nüchterner, trockener, und verfällt allmählich einer handwerksmäßigen Gelegenheitsdichtung und einer „platten, breiten, wässerigen, witzelnden“ Schreibweise — dem rechten Stil und Ton zugleich für die sich vorbereitende Aufklärungszeit und den vulgären Rationalismus des 18. Jahrhunderts.

2. **Brockes** schlägt, nach seiner Befreiung vom Banne des schlesischen Schwulstes, dem er erst gehuldigt, in seinen berühmten Naturschilderungen (‚Irdisches Vergnügen in Gott‘) auch sprachlich-stilistisch den Rückweg zur Natur selber ein; und indem er sie — bei allem Einflusse der Engländer Pope (Idyllen 1709) und Thompson (Jahreszeiten 1726) — doch nicht nach deren fremden Mustern, sondern nach eigener Anschauung und Empfindung besingt, zeichnet er sich zugleich durch Wahrheit und Ursprünglichkeit aus. Ohne alle gesuchte Zierlichkeit, zeigt er gefälligen Fluß und Formgefühl. Freilich stellt er die Natur noch nicht selber als solche dar, sondern versenkt sich, oft in weitschweifiger, umständlicher Zergliederung, in ihr Kleinleben; umfaßt aber hier auch das Einzelne mit sinniger Liebe und schildert es treu, genau und anschaulich. Und diese Einzelschilderung mußte vorangehen, ehe die Naturbetrachtung und das Naturgefühl im großen für die Poesie möglich wurde! So ist er der Vorläufer der Hagedorn, Haller, und selbst Klopstocks und Goethes! Sein musikalisches Gefühl für Vers und Rhythmus zeigt er dann auch in den Oratorientexten, zu denen er teils eben diese Schilderungen, teils selbständige Stoffe verarbeitet. Hier sucht er auch durch freie Behandlung und Abwechslung der Versmaße (in Rezitationen, Arien, Arioſos u. dgl.) je nach Wechsel von Schilderung und frommer Betrachtung, poetisch und zugleich musikalisch zu wirken. Im Rezitativ z. B. beschreibt er — in einem an Spee u. a. erinnernden Stile — die Chöre der Natur: den „zwitschernden Diskant der Vöglein, den rauschenden Tenor der ‚wallenden Krystallen‘, die über glatte Kiesel fallen, den ‚hohen Alt, das liebliche Gezische der hohen Bäume und der niederen Büsche‘, den ‚tiefen Baß, das angenehme Brummen, von oft viel tausend Bienlein, die nach Honig summen‘; und schließlich setzt zu all dieser

Harmonie er selbst mit der Arie ein: ‚Singe, Seele, Gott zum Preise, Der auf solche weise Weise Alle Welt so herrlich schmückt.‘

3. **Günther**, poetisch der begabteste der drei, macht sich nur von der Form, weniger von der Sinnlichkeit des ‚Lohensteinschen Geschmacks‘ los. Ohne alle konventionelle Schablone singt er, religiöse wie Liebes-Lieder, aus eignem tiefsten Empfinden und Erleben, im Tone natürlichster Offenheit heraus, jene oft tief ergreifend, diese — selten im Schäferstil, zuweilen balladenartig — ernst, leidenschaftlich, oft glühend-sinnlich und sogar „frech“. Seine berühmte Ode auf den Frieden von Passarowitz (1718) und den Prinzen Eugen „überragt, wie Klee treffend sagt, durch große historische Auffassung alle Gelegenheitspoesie vor Klopstock“ und mag in 2 Strophen als Sprachprobe dienen.

Eugen ist fort. Ihr Musen nach!
Er steht, beschleußt, und ficht schon wieder,
Und wo er jährlich Palmen brach,
Erweitert er so Gränz' als Glieder.
Sein Schwert, das Schlag und Sieg vermählt,
Und wenn es irrt, aus Großmut fehlt,
Gebiert dem Feind ein neues Schrecken;
Und stärkt der Völker Herz und Macht,
Die unter Adlern, Blitz und Nacht
Die Flügel nach dem Monden strecken.

Gib Acht! erschrocknes Morgenland!
Du kennst den Blitz, des Adlers Stärke,
Er waffnet unsers Helden Hand
Und zielt auf größre Wunderwerke.
Hier Schwert des Herrn und Gideon!
Auf, blasse Türken! Auf, davon!
Nein! steht, und lernt noch besser fühlen:
Hier schläft der Degen und der Mann,
Den Gott kaum tapfrer wählen kann,
Euch Hitz' und Wahnwitz abzukühlen.

4. Zum Abschlusse endlich, als grade sprachlich interessante Probe der Satire gegen die Schwulstdichter u. a., noch zwei Epigramme von Wernicke († 1710).

Blumenreiche Gedichte.
Man findt, wenn man mit Fleiß die Rosen und Narzissen,
Die unsere deutschen Vers' anfüllen oder schließen,
Mit dem Verstand des Dichters überlegt:
Daß ein unfruchtbar Land die meisten Blumen trägt.

Über gewisse Gedichte.
Der Abschnitt? Gut. Der Vers? Fließt wohl. Der Reim? Geschickt.
Die Wort? In Ordnung. Nichts als der Verstand verrückt.

§ 303 b. IV. In ähnlichem Sinne, wie diese, wirken, den Auswüchsen der Schlesier gegenüber, noch einige freiere Dichterkreise für die Litteratur und zugleich für die Sprache höchst verdienstlich.

Der Hallische Dichterkreis seit ca. 1740, besonders **Gleim** (1719—1803), Ewald **v. Kleist** (1715—59) u. a.

Ferner die Leipziger. Einerseits der, in dichterischer Beziehung allerdings vielfach verhängnisvoll irrende **Gottsched** (1700

bis 66), der als „anmaßender Diktator" mit gleichem Rechte angefeindet wird, wie als steifer Pedant und blinder Verehrer französischer Muster; der aber im Grunde doch — wie Opitz — durch deren Vorbild gerade unsere eigene Sprache und Litteratur zu heben wähnt und strebt, und der in der That durch seine „Deutsche Sprachkunst" (1748) Opitzens Werk fortführt und befestigt. Faßt er doch als Erster die Idee einer „Deutschen Litteratur in ihrer Gesamtheit"; und für die Prosa erwirbt er sich als „bahnbrechender, einflußreicher Denker" zweifellose Verdienste. Denn gerade er führt, durch seine „Sprachkunst" und eine gleichzeitige Reise nach Wien (1749), die ihm am Hofe Maria Theresias und auch sonst große Triumphe bereitet, jenen früher (§ 286) erwähnten Sieg des Neuhochdeutschen auch in Österreich herbei. Das von ihm geplante und schon begonnene große „Wörterbuch der hochdeutschen Mundart" hat dann der bekannte Leipziger Sprachforscher Adelung (1732—1806) in umfassender Weise vollendet (1774—86) und auch sonst durch deutsche Sprach-, Formen- und Stillehren in seiner Art förderlich gewirkt.

Gleim, Kleist u. a. zählen später, nach Klopstocks Auftreten (1748), direkt zu dessen Anhängern, dürfen aber gleich hier vorweg genannt werden. Gleim pflegt anfangs die tändelnde Anakreontik im Stile Hagedorns (vgl. unten) und die Fabeldichtung nach dem Vorbilde Gellerts (vgl. unten), schwing' sich dann aber, eben unter Klopstocks litterarischem und Friedrichs d. Gr. nationalem Einflusse (§ 311, 1), in seinen berühmten Grenadierliedern (1758) zu frischerem volkstümlicherem Tone auf, der dann weithin vorbildlich wirkt. — Weniger diesem Stile, als der Antike zugewandt, doch gleichfalls in Klopstocks Sinne, dichtet Kleist in deren Maßen und Formen, einesteils in wohllautender, anmutiger Sprache Naturidyllen (Der Frühling 1749, in Hexametern je mit einer Vorschlagssilbe), anderseits in hohem Stile und schwungvoller Rede vaterländische Oden (An Preußens Armee und Volk). — **Gottsched** als Dichter fällt natürlich mit seinem nüchternen, poesielosen Stile, seiner gespreizten Sprache, seinen steifen Alexandrinern unter das gleiche Urteil wie Opitz (§ 298a). Doch können diese direkt sprachlichen und stilistischen Mängel seine sprachgeschichtlichen Verdienste nicht verkleinern.

Als Sprachprobe seiner Poesie genügen einige Alexandriner aus seinem Trauerspiele ‚Der sterbende Kato' (1732):

Nein Cäsar, glaube nicht, daß mich dein Vorschlag trügt,
Weil mir Pompejus' Fall noch stets im Sinne liegt.
Der ward dein Tochtermann; doch dies vermeinte Glücke
War seines Unfalls Grund: die Eh ward ihm zum Stricke.
Gesetzt also, daß ich dem Beifall geben wollt,
Daß Cäsar Porcien zur Gattin haben sollt:
So würde doch dein Herz ganz unersättlich bleiben
Und seine Kronensucht aufs allerhöchste treiben.

§ 303c. V. Gewissermaßen für sich allein steht und, um alle sprachlichen und litterarischen Kämpfe unbekümmert, dichtet **Hagedorn** (1708—54), an Anakreons, Horazens und auch Brockes' Vorbilder anlehnend, seine allbekannten und allbeliebten Fabeln (z. B. ‚Johann, der muntere Seifensieder'), humoristische Erzählungen, und

vor allem die heiteren Liebes-, Trink- und Gesellschaftslieder, durch die er die sogen. ‚Anakreontik' in die deutsche Litteratur einführt.

Sprachlich und sprachgeschichtlich wichtig ist er dabei wegen der außerordentlich leichten, gefälligen, glatten und gewandten, meist anmutigen, ja eleganten, und doch gemeinverständlich-populären Form und Sprache seiner wohlklingenden und zum Singen oft geradezu lockenden Verse. „Die Fortschritte der Form — sagt Scherer — die ihm gelangen, bedeuteten ebenso viele Fortschritte der poetischen Form überhaupt. Er war der erste neuere deutsche Dichter, welcher den Geschmack und die Korrektheit der Minnesänger wieder erreichte und dadurch für unsere Litteratur wieder gewann." Und gerade auch seine geschickte und sichere Reimkunst ist damals wichtig den Stimmen gegenüber, welche — wie wir gleich bei Rabener und später bei Klopstock sehen werden (§ 305) — in übertriebener Anlehnung an die Antike und ohne rechtes sprachgeschichtliches Verständnis für Bedürfnis und Lautgesetze des Deutschen, die Abschaffung des Reimes überhaupt forderten.

§ 303d. **VI.** Wirken Gottsched und seine Anhänger in dieser nüchtern-verstandesmäßigen Weise für die Sprache, so anderseits seine Leipziger Gegner, als die besseren Dichter, auf anderem Wege. Es ist das ein Kreis, der 1744 als gemeinsames Organ die Zeitschrift der sogen. „Bremer Beiträge" gründet. Ihm gehören als Häupter vor allen an: **Gellert** (1715—69), den wir schon als trefflichen geistlichen Liederdichter kennen (§ 297c), der Satiriker **Rabener** (1714—71) und der spätere ‚Wingolf'-Bund Klopstocks, der in der Litteraturgeschichte zu besprechen sein wird.

1. Gellert bewährt als weltlicher Dichter von ‚Fabeln und Erzählungen' nach dem französischen Vorbilde Lafontaines († 1695) dieselben sprachlich-stilistischen Vorzüge wie als geistlicher: anmutige, leichte und glatte Form; freien fließenden Versbau mit „ungesuchten, wie zufällig eintretenden" Reimen; epische Fülle der Darstellung; gewandten Vortrag im leise idealisierten Plauderton des bürgerlichen Kleinlebens, gewürzt mit schalkhaftem Humor und gutmütiger Ironie. Wohl redet er, wie Scherer sagt, manchmal allzu deutlich, zeichnet mit groben Strichen, rechnet auf äußerst kindliche Leser und steht an eigentlich feiner Darstellungskunst hinter Lafontaine zurück. Doch hat er „Eines von dem Franzosen gelernt und der deutschen Kunst wieder zugeführt: das intimste Geheimnis des dichterischen Reizes, die Grazie." In der That sind manche seiner Geschichten kleine Meisterstücke schelmischer Neckerei, wo er speziell die Frauen mit Anmut und geistiger Feinheit, mit reizender Natürlichkeit und schalkhafter Offenheit, leicht und liebenswürdig sich bewegen läßt. — Schwächer sind seine rührsamen Familienromane nach dem englischen Muster Richardsons († 1761). Ebenso seine Lustspiele, durch die er gleichfalls ‚eher Thränen als Gelächter erregen' wollte. Obwohl Lessing (Hamb. Dramaturgie St. 22.) ihnen nachrühmt: unter allen deutschen Lustspielen hätten sie „das meiste ursprüngliche Deutsche" und seien wahre Familiengemälde, in denen man sogleich zu Hause sei", scheint er doch hernach, wo er von der „allzu flachen Manier unserer Virtuosen" spricht, und von ihrem Mangel an „Rundung" infolge allzu einseitiger Beleuchtung, auch sie mit treffen zu wollen.

2. Rabener schreibt fast nur in Prosa, aber in vortrefflicher. An derber Kraft und Volkstümlichkeit steht er seinen Vorgängern (Fischart, Moscherosch u. a.) nach, übertrifft sie aber an Feinheit und Mannigfaltigkeit der Stilformen. Unerschöpflich ist er in neuen Einkleidungen: bald wählt er

ironische Lobschriften, bald Chroniken-, Testaments- oder gar Listen- und Wörterbuchs-Stil; bald Abhandlung, Parodie, oder auch Briefform, nach Art der humanistischen Dunkelmännerbriefe. Daß er auch der Sprache glühenden Zornes, bitterster Schärfe fähig war, zeigen seine Privat-Briefe; doch die öffentlichen Satiren hüllt er ins Gewand harmlosen Witzes, milden Humors; und nur Tieferblickende oder Selbstgetroffene fühlen aus den Pritschenschlägen des Spaßmachers die Geißelhiebe des Satirikers heraus.

Sofern er nur eine Satire in Versen verfaßt hat und gerade diese — eine ironische Verteidigung des Reimes (vgl. §§ 303 c, 305) — auch sprachgeschichtlich interessant ist, mag eine Probe daraus folgen.

Rächt, Musen, euch und uns! Seht, wie die dreiste Welt
Von Bürgern eures Reichs ein schnödes Urteil fällt! . . .
Man will, o Frevelthat! . . man will, ach! soll ich's sagen?
Den Reim, den edlen Reim gar aus den Versen jagen!
Eilt, Musen! kämpft und siegt, und schlagt die Feinde nieder,
Und schützt den werten Reim, das Hauptwerk deutscher Lieder.
Denkt, Freunde, die ihr noch die Musen redlich liebt,
Ihr, denen bloß der Reim die ganze Größe giebt,
Die ihr durch ihn allein die Zierden Deutschlands heißet
Und euch vor Hunger schützt: denkt, was man euch entreißet,
Sobald man euch den Reim, den Witz der Verse nimmt!
Daß unser großer Bav[1]) noch seine Saiten stimmt,
So manchen Namenstag in Demut festlich feiert
Und mit geschickter Hand die Mahlzeit sich erleiert . . .
Daß itzt mein Pegasus nicht darf so ängstlich schäumen:
Dies alles macht allein die Kunst, geschickt zu reimen.
Nehmt Quodlibet, Sonett, nehmt Lieder, Hochzeitskarmen,
Und streicht die Reime weg! Was bleibt? Nicht ohn Erbarmen
Hört ihr, so lieblich es erst in die Ohren fiel,
Ein abgenutztes Nichts, ein frostigs Wörterspiel . . .
Es lebe, was sich reimt! Schon stimmt mir Deutschland bei,
Daß ein geschickter Reim der Dichtkunst Kleinod sei.

[1]) Bavius, Dichterling zur Zeit Vergils, hier typisch.

§ 303 e. VII. Endlich haben auch Gottscheds Hauptgegner, die „Schweizer", wie **Bodmer** (1698—1783), **Breitinger** (1701 bis 1776), und namentlich der ob seiner dichterischen Kraft und Vielseitigkeit allgefeierte **Haller** (1708—77), durch ihren berühmten Kampf und Sieg, wie für die Litteratur, so zugleich zur Belebung und Entwickelung der deutschen Sprache beigetragen.

Und damit ist sie denn schon betreten die Schwelle des „großen Jahrhunderts" neuhochdeutscher Blütezeit.

1. In sprachgeschichtlicher Hinsicht ist über **Bodmer** und **Breitinger** nur das zu sagen, daß sie, Gottscheds trockenem Verstandesstil und seiner Vorliebe für die gezierte, hochtrabende Sprache des französischen Klassizismus gegenüber, unter Berufung auf englische Vorbilder (namentlich auf Miltons [† 1674] ‚Verlorenes Paradies'), das Recht der freieren natürlichen Sprache des Herzens und der Phantasie vertreten. So besonders Breitinger in seiner ‚Kritischen Dichtkunst' (1740). Außerdem lenkt Bodmer durch Ausgaben und Bearbeitungen mittelhochdeutscher Dichter die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf diese Sprachschätze unserer älteren Litteratur (1748 und 58 f. Aus-

gaben von Minnesängern, 1757 ‚Kriemhildens Rache' aus der zweiten Hälfte des Nibelungenliedes).

2. **Haller** seinerseits bringt, als ein Weltweiser und Gelehrter von europäischem Rufe wie Leibniz, schon dadurch, daß er, ein Schweizer, sich überhaupt für Schriftstellerei und Dichtung in deutscher Sprache, statt in französischer, entscheidet, jene zum höchsten Ansehen auch im Auslande. Und dies Verdienst steigert er nun durch die Art und Weise, wie er sie behandelt. Schreibt er auch seine zahlreichen berufswissenschaftlichen Werke (Botanik, Anatomie, Chirurgie u. a.) noch lateinisch, so doch lyrische Dichtungen (Oden u. a.), große Lehrgedichte epischer und philosophischer Art (‚Die Alpen' 1729, ‚Ewigkeit' u. a.), Satiren (‚Der Mann nach der Welt'), und politisch-soziale Staatsromane sämtlich deutsch. Schwer, ernst, großartig wie der Mann, ist auch seine Sprache. Er ringt mit dem Neuhochdeutschen und verliert nie ganz seine schweizerische Färbung. In Natur- wie Menschenschilderung mischt er anschauliche Bilder, farbenreiche Szenerien, mit ernsten Betrachtungen voll „gedrängten Tiefsinns" und hoher Gedanken, und kleidet alles in eine knappe, gedrungene, schwerflüssige, aber edele, oft erhabene Sprache. Meist klingt diese auch natürlich und zeigt nur selten noch jene Reste ‚Lohensteinschen Geschmacks', die ihm selber, nach offenem Bekenntnis, peinlich sind. In seinen philosophischen Gedichten begründet er den Stil jener „Gedankenlyrik", die später Schiller, eben nach seinem Vorbilde, zur Höhe plastischer Vollendung führt (§ 346). Auch er dringt schon überall „vom abstrakten Gedanken zum phantasievollen Bilde" vor, findet „für das streng erkannte Problem den poetischen Ausdruck" und „widerlegt auf jeder Seite die falsche Meinung, als sei das Lehrgedicht eine niedrige poetische Gattung." Liebesgedichte und leichtere Lyrik endlich liegen seinem Ernste weniger; und doch zählt auch da manches zum Schönsten, was vor Klopstock gedichtet ist. — Als Sprachprobe diene Folgendes:

Aus den ‚Schweizerischen Gedichten' (1732).

Ins Innre der Natur dringt kein erschaffner Geist!
Zu glücklich, wem sie noch die äußre Schale weist.

An ‚Doris'.

Komm, Doris, komm zu jenen Buchen,
Laß uns den stillen Grund besuchen,
Wo nichts sich regt, als ich und du.
Nur noch der Hauch verliebter Weste
Belebt das schwanke Laub der Äste
Und winket dir liebkosend zu.

Aus den ‚Alpen'.

Str. 34. Ein angenehm Gemisch von Bergen, Fels und Seen,
Fällt, nach und nach erbleicht, doch deutlich ins Gesicht;
Die blaue Ferne schließt ein Kranz beglänzter Höhen,
Worauf ein schwarzer Wald die letzten Strahlen bricht.
Bald zeigt ein nah Gebürg die sanft erhobnen Hügel,
Wovon ein laut Geblök im Thale wiederhallt;
Bald scheint ein breiter See ein meilenlanger Spiegel,
Auf dessen glatter Flut ein zitternd Feuer wallt;
Bald aber öffnet sich ein Strich von grünen Thälern,
Die, hin und her gekrümmt, sich im Entfernen schmälern.

Str. 36. Hier zeigt ein steiler Berg die mauergleichen Spitzen,
Ein Waldstrom eilt hindurch und stürzet Fall auf Fall.
Der dick beschäumte Fluß dringt durch der Felsen Ritzen,
Und schießt mit jäher Kraft weit über ihren Wall.
Das dünne Wasser teilt des tiefen Falles Eile,
In der verdickten Luft schwebt ein bewegtes Grau;
Ein Regenbogen strahlt durch die zerstäubten Teile,
Und das entfernte Thal trinkt ein beständigs Tau.
Ein Wandrer sieht erstaunt im Himmel Ströme fließen,
Die aus den Wolken fliehn und sich in Wolken gießen.

Str. 37. Doch wer den edlern Sinn, den Kunst und Weisheit schärfen,
Durchs weite Reich der Welt empor zur Wahrheit schwingt,
Der wird an keinem Ort gelehrte Blicke werfen,
Wo nicht ein Wunder ihn zum Stehn und Forschen zwingt.
Macht durch der Weisheit Licht die Gruft der Erde heiter,
Die Silberblumen trägt und Gold den Bächen schenkt;
Durchsucht den holden Bau der buntgeschmückten Kräuter,
Die ein verliebter West mit frühen Perlen tränkt:
Ihr werdet alles schön und doch verschieden finden,
Und den zu reichen Schatz stets graben, nie ergründen!

Bemerkung. Gerade sprachlich und stilistisch ist endlich noch das wichtig, wie bekanntlich Lessing (im ‚Laokoon' St. 17) gerade aus den ‚Alpen' an zwei Strophen (39 und 40: Beschreibung des Enzians und blühender Moose), die er im übrigen als ‚Meisterstücke in ihrer Art' anerkennt, den Mangel jedes bloß beschreibenden poetischen Stils nachzuweisen versucht, nämlich: daß das bloße Nacheinander (das Konsekutive) der Rede niemals zum wirklichen Einheitsbilde eines Nebeneinanders (eines Koexistierenden), also niemals zum Bilde eines Ganzen verhelfe. Man höre in jedem Worte den arbeitenden Dichter, sei aber weit entfernt, das Ding selbst zu sehen. Woraus er dann eben für alle Poesie das Sprach- und Stilgesetz folgert: alles räumliche Nebeneinander von gegenständlichen ruhenden Dingen habe sie von vornherein in ein zeitliches Nacheinander lebendiger Bewegungen oder Handlungen umzuwandeln.

B. Zweiter Hauptabschnitt.

Die klassische Höhe des Neuhochdeutschen. 1748—1848.

A. Erste Gruppe: Die großen Klassiker.

§ 304. Nicht bloß für Dichtung und Litteratur, sondern — nach der vornherein (§§ 7 ff.) dargelegten innigen Wechselwirkung — auch für ihr Werkzeug, die **Sprache**, stellt dieses Jahrhundert vom Auftreten Klopstocks bis zum Ende Goethes, und darüber hinaus bis zur Romantik und dem Emporkommen des sog. „Jungen Deutschland", unzweifelhaft einen klassischen Höhepunkt dar.

Was hierfür zunächst und vor allem unsere allbekannten großen Meister geleistet haben, ist so groß, so mannigfaltig und vielseitig, daß aus der schier unendlichen Fülle hier verhältnismäßig nur wenige Gesichtspunkte, vorwiegend sprachlich-formaler Beziehung, hervor-

gehoben werden können, die dann in der Litteraturgeschichte nach den übrigen Seiten zu ergänzen sein werden.

§ 305. Mit

I. Klopstock (1724–1803)

beginnt die Reihe der Unsterblichen, mit dem Erscheinen der drei ersten Gesänge seines Messias (1748) der gewaltige Aufschwung.

1. Im geraden Gegensatz zu Gottscheds Vorliebe für die antikflüchtigen und doch so unantiken Franzosen, für das „Hackebrett" ihres eintönigen Alexandriners und ihr zierliches Reimgeklingel, geht Klopstock unmittelbar zu den Alten selbst in die Schule, führt ihren Hexameter und den ganzen Reichtum ihrer Odenformen in die deutsche Sprache ein und sucht, nach deren Vorbild, allmählich auch selbständig neue heimische Vers- und Strophenmaße zu schaffen. Allerdings folgt ja auch er darin noch fremden, aber doch weit höheren, in ihrer Art ewig wertvollen Mustern. Allerdings gerät auch er, unter dem, gewiß nicht zu leugnenden Zwange solcher Nachahmung, vielfach ins Schwerfällige und Geschraubte, ins Künstliche und Sprachwidrige, ins Dunkle und Unverständliche. Ja, er beteiligt sich sogar an jener antikisierenden Übertreibung, dem Reime überhaupt als „plumpem Wörtergepolter" den Krieg zu erklären.

Schon vor Klopstock wollen, wie erwähnt (§ 303 c. d, 2), Nachahmer der Antike und Gegner des Alexandriners wie der Lohensteinschen Schwulstdichtung, in übertriebenem Reinigungseifer, mit anderen pedantischen Sprach- und Dichtungsregeln auch den Reim selber über Bord werfen. So, außer Rabener, der sonst verdienstvolle Vorgänger Hallers (§ 303 e, 2), Drollinger, in seiner Satire: „Tyrannei der deutschen Dichtkunst," wo er nicht nur den Regeln Krieg ansagt, durch die die Sprache „versetzt, verdreht, verschraubt, geschwächt und gekränkt" werde, sondern auch wider den Reim singt:

Ihr Musen helft! Der Verse Tyrannei
Ist allzu schwer! O macht uns endlich frei!
Uns plagt ja schon mit seinem Schellenklang
Der Feind von Geist und Witz, der Reim, zu lang,
Der, von den rauhen Barden ausgeheckt,
Die strenge Herrschaft bis auf uns erstreckt. —

Übrigens verwendet Klopstock selber den Reim doch wieder in seinen „Geistlichen Liedern" (1758) und sogar in den Epigrammen.

Aber von solchen Extremen abgesehen, können wir uns doch anderseits überhaupt die Entwickelung unserer Sprache und Litteratur in der Bahn, in die sie nun einmal seit der Renaissance und seit Luthers Werk eingelenkt hat, gar nicht ohne diese Aneignung, Erwerbung und Beherrschung der antiken Formen denken, wie wir sie eben vor allen zuerst Klopstock zu verdanken haben. Jetzt erst „beginnt unsere Dichtung durch ihre Übersetzungskunst eine unvergleichliche Weltlitteratur in deutscher Sprache herzustellen, zu der Klopstock selbst zahlreiche Bausteine liefert", und in welcher er für all die Späteren: die Voß und Stolberg, Herder und Schiller, Schlegel und Tieck, bis zu den Platen und Rückert, Freiligrath und Geibel

hin, das leuchtende Urvorbild wird. Und erst durch Aufnahme der antiken Versformen in die eigene Sprache gewinnt unsere Dichtung die unmittelbare Fühlung mit jenen Mustern — ein erster Schritt, um der so unzuverlässigen französischen Vermittelung entraten zu können. „Ja auch der Antike selbst gegenüber gewannen wir für die Zukunft größere Selbständigkeit, wenn wir ihre dichterischen Formen erst in unserer eigenen Sprache technisch beherrschen lernten."

§ 306. **2.** Gerade nun in dieser Sprachherrschaft bewährt sich gleich Klopstock selbst als ein „schöpferisches **Sprachgenie** ersten Ranges", als würdiger Nachfolger eines Luther. In den sprachwissenschaftlichen Prosaaufsätzen seines reiferen Alters freilich: der „Gelehrtenrepublik" (1774), den Stücken „Über Sprache und Dichtkunst" (1779 ff.), den „Grammatischen Gesprächen" (1796), verfällt er allzu oft in altertümelnde Redeweise und „absonderliche Sprachgrübelei". Doch fordert er mit Recht überall — eben unter stetigem Hinweis auf das mustergültige Vorbild der Lutherspräche — Weiterbildung des Neuhochdeutschen in Reinigung von Unebenheiten, Fehlern und Fremdwörtern, in freier Selbständigkeit echt vaterländischen, kerndeutschen Denkens und Fühlens, Dichtens und Schriftstellerns. Und nun vollends seine eigene Dichtersprache! Gewiß, auch sie trägt noch jene ebenerwähnten Eierschalen ihrer Entstehungs- und Gebrauchsweise an sich, und spiegelt oft genug in Ausdrücken und Bildern, Wortbildungen und Wendungen, in Gedankenfolge und Satzbau, den Gefühlsüberschwang, die rührselige Empfindsamkeit, diesen Grundzug des ganzen Zeitalters, und außerdem sowohl die mystische Verstiegenheit, wie anderseits die vielfach so unsinnliche, aller Anschauung entkörperte, rein abgezogene Begrifflichkeit gerade seiner Ideenwelt wieder.[1]) Aber schon, daß sie das thut, daß sie — wie überhaupt seine ganze Poesie — stets und überall ihn und nur ihn selber wiederklingt; daß er sich darin ganz giebt, wie er ist; daß nichts mehr — wie bei den Gottschedianern und andern Vorläufern — als kühl berechnetes Regelwerk, als trockene und steife Drechselei oder als geziertes Wortgeklimper erscheint; sondern alles und jedes auch sprachlich sich darstellt als der notwendige unmittelbare Ausdruck seines eigenen Wesens, als das Erzeugnis seines tief inneren Dranges, seiner kühnen Phantasie, seines vollen Herzens: gerade darin liegt schon das Neue, Große, Siegreiche, das echt Lutherhafte seines gewaltigen Sprachschaffens.

§ 307. **3.** Gewiß fehlt ihm zum vollen Vergleich die ungemeine, unmittelbare, frische Volkstümlichkeit der Lutherspräche. Klopstock ist und bleibt auch als Dichter stets der hochgebildete, der tiefdenkende, der grundgelehrte Sprecher, und wird deshalb auch nur für Gebildete verständlich und genießbar. Aber in deren weitesten Kreisen ist er doch lange Zeit wirklich „populär", echt volkstümlich gewesen; und seine Preislieder auf deutsches Vaterland, deutsche Sprache, deutschen Wein und deutsche Tugenden aller Art, haben die Zeit-

[1]) Vgl. hierüber namentlich Schillers berühmte Kritik Klopstocks (1795) in der Abhandlung „Über naive und sentimentalische Dichtung": Er sei in seiner Sprache der „musikalische Dichter", lasse aber an plastisch poetischer Anschaulichkeit viel zu wünschen übrig; denn er „ziehe allem, was er behandele, den Körper aus, um es zu Geist zu machen", während andere Dichter umgekehrt alles Geistige mit einem Körper bekleiden. Immerhin wisse er uns bald durchs höchste Pathos zu erschüttern, bald in himmlisch süße Empfindungen zu wiegen, neige sich aber vor allem zu einer hohen geistreichen Wehmut.

genossen, sogar bis tief ins Volk selbst hinein zu mächtiger Begeisterung hingerissen.[1] Denn seine Sprache und Poesie vereinigt eben beides: Erhabenheit und Schwung, Feuer und Leidenschaft, und anderseits wieder schlichte Einfalt, zarte Innigkeit, Weichheit und Biegsamkeit, und vor allem — wie schon Schiller erkannte — jenen musikalischen Tonfall und Wohlklang, durch den sie, nach der rein sprachlichen Form, sich oft selbst dem Ohre des Volkes sehr wohl hätte anschmiegen können, wenn nur der Inhalt entsprechend volksmäßig gewesen wäre. Jedenfalls hat Klopstock zuerst wieder die prosaische und poetische Rede von einander geschieden, die Gottsched bis zu völliger Gleichheit vermischt hatte. Und so hat er geradezu eine rhythmisch beschwingte deutsche „Dichtersprache" geschaffen, die „durch Kraft, Kühnheit und Wohlklang sich ebenso sehr von der geschmacklosen Künstelei der Schlesier, wie von der hölzernen Nüchternheit der Gottschedianer unterschied."

§ 308. 4. Im einzelnen — welche kühnen, großartigen, meist glücklichen Neubildungen (nur aus dem „Zürchersee": Traubengestade, Abendluft, entwölken, Silberton, Umschattungen, Schattenwald u. a.)! Dazu gleich kühne und freie Wortstellungen und Wendungen (silberner Alpen Höh, deiner Begeisterung Hauch; von des Sees Traubengestaden her oder, flohest du schon . . ., komm; schön ist's, wissen ein Freund zu sein . . .); Fülle von Beiwörtern (jugendlich heiter, fröhlicher Lenz, freie Bewohner, beseelteres schnelles Jauchzen); namentlich ganz neuer Gebrauch der Partizipien (Pracht auf die Fluren verstreut, oft gerufen vom Grabe her; schimmernder See, rötender Strahl, fühlende Fanny, beschattende kühle Arme, lockender Ton). Endlich Reichtum an Belebungs- und Beseelungs-Ausdrücken, hehren Bildern, kühnen Vergleichen, Figuren u. dgl. (Mutter Natur, deiner Erfindung Pracht; Flügel der Abendluft; lehre mein Lied, süße Freude; du kamst volles Maßes herab, Göttin Freude; fröhlicher Lenz, deiner Begeisterung Hauch, wenn dich die Flur gebiert, wenn sich dein Odem sanft in die Herzen gießt; der Wein winkt Empfindungen, Gedanken; des Ruhms lockender Silberton u. s. w.). Bekanntlich sucht K. auch, statt der bisher ausschließlich bevorzugten antiken Mythologie-Sprache, je länger desto, mehr die Namen und Anschauungen der nordisch-germanischen Götterlehre als heimisches Sprachgut einzubürgern (Wingolf, Barden und Bardiete u. a.), leider mit mancherlei Irrtümmern und Übertreibungen, die dann — durch gedankenlose Nachahmer zu dem mit Recht verspotteten „Bardengebrüll" gesteigert — mehr abschrecken als anziehen; immerhin aber haben sie die erste Anregung zur späteren Erforschung heimischer Urzeit gegeben.

[1] Leider ist gerade die Ode „Unsere Sprache" (1767), die sonst hier am meisten interessieren würde, zum Teil von recht verschränkter und schwerer Sprache, überladen mit fernliegenden Bildern und gesuchten Wendungen. Immerhin dürfen einige Zeilen daraus angeführt werden.

Den Gedanken, die Empfindungen treffend und mit Kraft,
Mit Wendungen der Kühnheit zu sagen, das ist,
Sprache des Thuiskon, Göttin, dir,
Wie unseren Helden Eroberung, ein Spiel . . .
Wie sie herschwebt an des Quells Fall! Mächtiges Getön,
Wie Rauschen im Beginn des Walds, ist ihr Schwung! . . .
Wie sie schwebet an der Quelle! Sanfteres Getön,
Wie Wehen in dem tieferen Wald, ist ihr Schwung! . . .
— — — — — — — — — — Du stehest nun da!
Gleichest dich dem Griechen! trotzest ihm!
Und fragst, ob, wie du, er entflamme den Gesang.

§ 309. 5. Anderseits weckt, wie gesagt (§ 303), sein Übersetzervorbild zahlreiche Nachfolger, unter denen vor allem des schon (§ 125) erwähnten **J. H. Voß** (1751—1826) berühmte metrische Homerübersetzung (Odyssee 1781, Ilias 1793) sich auch um die Sprache große Verdienste erwirbt. Manch neues Prapfreis wird ihr dadurch eingesetzt, Gefügigkeit und Gelenkigkeit erhöht, Fülle und Wohlklang vermehrt. Besonders Wortzusammensetzungen und Partizipien bildet und verwendet Voß freier und reicher: „Der helmumflatterte Hektor, die weithinschattende Lanze, der männermordende Krieg, der nahrungsprossende Boden" u. a. Sie wirken als glückliche Muster auf alle Späteren, von Goethes „feuchtverklärtem Blau, silberprangendem Quell und scharfangeschlossnem Kettenschmerz", bis zu Heines, „weitaufschauerndem Weltmeer" und Hauptmanns „brünstig-brüllenden Donnern". In Betonung und Metrik schließt Voß allerdings — zwar nicht von vornherein, wo er vielmehr ganz frei und deutsch umdichtet, aber in den späteren Umarbeitungen seines Alters, in verschlimmbessernder Gelehrten-Kleinlichkeit, sich allzu sklavisch-eng an die antiken Vorbilder und thut unserer Sprache mit ihren natürlichen Tongesetzen oft genug sprachwidrige Gewalt an. Wie er denn überhaupt — trotz Opitz u. a. — in seiner „Zeitmessung der deutschen Sprache" unsere Verskunst verkehrterweise auf dem Quantitätsprinzip der Alten aufzubauen sucht. Hierin sind dann, Herders Spuren folgend, Goethe, Schiller und die Folgenden grundsätzlich von ihm abgewichen und zum Richtigen zurück gekehrt.

§ 310. 6. Klopstocks mächtige Anregungen wirken nun sprachlich nach den beiden Richtungen weiter, die er in sich vereinigte: nach der Seite jener Sentimentalität, in der er, wie gesagt, nur den Grundzug der ganzen Zeit wiederspiegelt, sowie nach der seiner persönlichen Feuerkraft und Leidenschaft. Und in beiden folgen ihm — abgesehen von dem einzigen, weiter unten zu behandelnden Lessing — sowohl die anderen großen und größten Klassiker, um dann allerdings noch über ihn hinaus zu wachsen, als auch jener eben erwähnte Troß gedankenlos übertreibender Nachtreter.

Zunächst ist es die Empfindsamkeit, die der ganzen Zeitsprache ihren Stempel aufdrückt. Man ‚schwelgt und schmachtet und schmilzt in sanften Schauern zärtlicher Küsse, in Süßigkeiten der Freundschaft, Zähren der Liebe und Wehmut'; man besingt sein „englisches" d. h. engelhaftes Mädchen, und ‚sehnt sich in stillen Schmerzen'. Diese pathetische Weichheit lag allerdings — wie Freytag trefflich ausführt (Bilder aus der deutschen Vergangenheit IV S. 140ff.) — tief im Volke selbst, eine Folge des furchtbaren 30j. Krieges und seiner Nachwirkungen, die Mutter und zugleich wieder Tochter des Pietismus. Und nun schaffen die Dichter, allen voran eben Klopstock, dieser Stimmung jene überschwängliche Gefühls-Sprache, die bekanntlich auch noch in den Jugendwerken eines Wieland, Herder, Goethe und Schiller nachklingt. Aber dann mischt sich mit ihr oder verdrängt sie geradezu das äußerste Gegenteil: die Sprache wildester Leidenschaft in der Zeit des **Sturmes und Dranges**. Dieser Sprung ist wohl begreiflich. Jener Zug gefühlsseliger Selbsteinkehr, Selbstbelauschung und -berauschung, mußte mehr und mehr zur Schauspielerei, die „Bewunderung edler Affekte zur Affektation" verführen. Und diese innere Unwahrheit des Stils mußte endlich alle kraftvollen Naturen, die doch gerade auch in Klopstock und seinem Kraftstil wieder ihr Urbild fanden, anwidern, und mußte schließlich — unter Mitwirkung mannigfaltiger sonstiger

Einflüsse — zum geraden Gegensatz roher Naturhaftigkeit und schrankenloser Zügellosigkeit treiben.

§ 311. Diese Einflüsse sind, weil vorwiegend geschichtlicher und litterarischer Art, hier nur ganz kurz zum ersten Verständnis auch des Sprachlichen anzudeuten. Vor allem wirken fünf Hauptkräfte zusammen: 1. die geschichtliche Erweckung des deutschen Nationalgefühls und Kraftbewußtseins durch die Thaten Preußens unter Friedrich d. Gr.; 2. das schöpferische Dichter-Wirken Klopstocks, der, statt Gottschedischer Lehrhaftigkeit und Regelfuchserei, zuerst wieder die Begabung, das angeborene Genie, als Erfordernis wahrer Dichternatur hinstellt und selber bewährt; 3. die kritisch zerstörende und zugleich positiv aufbauende Denkerarbeit Lessings, der rücksichtslos mit alten ästhetischen Vorurteilen aufräumt, die Götzen des französischen Regelzwanges stürzt, und auf den Dichtervater Homer und den stammverwandten Genius Shakespeares als Urquellen und Vorbilder wahrer Dichtergröße hinweist; 4. die gleichfalls kritischen, doch anders gerichteten, viel leidenschaftlicheren Weckrufe Herders, der wider die „verwünschte Klassik" aller Arten von Kunstpoesie die freie naiv-urwüchsige Volks- und Naturdichtung ins Feld ruft, und über alle Gesetze der „Poetik" den „kühn-genialen Wurf" innerster Herzensempfindung stellt; endlich 5. der Zeitstrom allgemeiner rationalistischer Aufklärung, insbesondere die kritisch zersetzenden, alle Grundlagen staatlichen und gesellschaftlichen Lebens erschütternden Einwirkungen der französischen Revolutions-Sturmvögel, der Voltaire, Rousseau und der Enzyklopädisten. Alles das bewirkt naturgemäß eine allgemeine Gärung, und in den Feuerköpfen des damaligen schriftstellerischen Jungdeutschlands eben jenen „Sturm und Drang": unter Umsturz aller herkömmlichen und überlieferten Theorieen und Regeln eine neue naturwahre Kunst und Kultur „wahren Menschentums" und eine Poesie echter „Originalität und Genialität" zu begründen.

In der Sprache spiegelt sich dieses Stürmen der „Kraftgenies" darin wieder, daß man alle gewohnten Gleise ordnender Gesetze und Regeln verläßt, und, in der Sucht, durchaus Neues, Ungewöhnliches zu schaffen, sich zu naturalistischen Formlosigkeiten und sprachlichen Ungeheuerlichkeiten aller Art versteigt. Grausig und verzerrt, gleich den dargestellten Ereignissen und Menschen, wird auch der Stil, zerklüftet und zerfahren die Sätze, die ganze Redeweise durchflammt von Leidenschaft und wildglühender, oft ja großartiger und erschütternder Phantasie, oft aber auch wirrer und unreifer Phantasterei.

§ 312. Mitten in diesem chaotischen Sprach- und Litteraturgetobe ragt nun, wie gesagt, anfangs noch in einsamer Größe, der Mann hervor, dessen Vorbild und Anregung die jüngeren Klassiker es, nächst ihrer eigenen gesunden Natur und Genialität, zumeist zu verdanken haben, daß sie sich noch Maß und Form bewahren, sich mehr und mehr zu Ruhe und Harmonie abklären, und schließlich zu allseitiger Sprachmeisterschaft durchringen. Das ist der dritte große Sprachgenius der Neuzeit —

II. Lessing (1729—81).

Mit Luther zusammen der Schöpfer der modernen Prosa, ist er der Meister einer Sprache, die, an Klarheit des Stils und Be-

stimmtheit des Ausdrucks einfach unübertrefflich, hierin auch den größten Stilisten der Folgezeit nur eben erreichbar bleibt.

§ 312. Wenn irgendwo das bekannte französische Wort: „Le style c'est l'homme même — der Stil ist der Mensch selber" zutrifft, so bei Lessing. Giebt er doch schon als Knabe, in einem Briefe, seiner Schwester die Regel: „Schreibe, wie du redest, so schreibst du schön", und hat seinerseits sie lebenslänglich befolgt. Frei von Pose und Phrase, von Künstelei und Heuchelei, wie er selbst ist auch seine Sprache voll Natürlichkeit und unmittelbarer Wahrheit. Sonnenhell klar und ungeschminkt einfach, kurz und gedrungen, kraftvoll und kernig, unfehlbar treffsicher im Ausdruck, und von zwingender Denkschärfe in Gedanken- und Satzfolge, verrät sie anderseits doch fließende Leichtigkeit und fast spielende Gewandtheit, eilt ungemein lebhaft dahin, und bei aller Sparsamkeit in Beiwörtern, aller Strenge im Gebrauch von Superlativen und sonstigem Redeschmuck, belebt den Stil doch eine Fülle anschaulicher Bilder, schlagender Vergleiche, geistvoller Wortspiele und witziger Redewendungen. Aber auch dies alles immer nur kurz, knapp, bündig gehalten. Ist doch, wie er selbst sagt, für ihn schon die möglichste Kürze Wohlklang, die größte Deutlichkeit immer die größte Schönheit. Überall blickt seine echt norddeutsche, nüchternklare, streitbar-trotzige Natur hervor. Die Sinnlichkeit und Fülle seines Stils wächst ihm nicht, wie bei Goethe u. a., durchs Auge und Ohr, durch unmittelbares Naturgefühl zu, sondern wird ihm durch den Verstand, durch schärfste Beobachtungs- und schnellste Auffassungsgabe zu teil. Auch in seinen Dichtungen fließen nicht, wie bei jenem, Vers und Sprache in gleichmäßigem Flusse, mit reichem Wohlklang und ruhiger Schönheit dahin — höchstens in einigen Teilen des „Nathan" —, sondern seine Bühnensprache ist aufgeregter, leidenschaftlicher.

§ 313. Allerdings hat er in Versen bekanntlich von Dramen, außer einigen Entwürfen, eben nur den Nathan (1779) geschrieben, und zwar in dem fünffüßigen Jambus (dem sog. Blank- d. h. reimlosen Verse des englischen Dramas), der dann, nach seinem Vorgange, durch Schiller und Goethe zum Verse der deutschen Tragödie erhoben wird. Aber schon er schlägt mit ihm und mit der, gerade diesem Stück eigenen Sprache voll „edler Fülle, Würde, Anmut und innerer Wärme", für „den Tonfall unserer klassischen Bühnendichtung den Grundakkord" an. Nur liebt er in den Dialogen auch hier das Rasche, dramatisch Belebte, den Widerstreit von Vers- und Satzende. Die Redewellen verlaufen nicht am Schlusse des Verses, sondern springen noch in den nächsten über; und dazwischen kommen, oft zugleich unter Wechsel der Personen, kurze Stoßwellen, die den Bau einzelner Verse zerreißen. Bei der Lektüre erscheint das zuweilen wie eine gekünstelte Unruhe, ist aber, wie Freytag bemerkt (Technik des Dramas S. 282), meist so genau, wahr und tief empfunden, daß gerade deshalb Lessing ein Liebling der Darsteller bleibt. —

§ 314. In sprachlichem Gegensatze zum Nathan stehen — ein Beweis seiner Vielseitigkeit — die beiden früheren Dramen. Auch von diesen besiegelt gleich das erste, „Minna von Barnhelm" (1767), eine Stil-Neuerung von durchschlagender Wirkung: jenen Ersatz des steifen Alexandriners (vgl. §298,303b.) durch die Prosa des wirklichen Gesellschaftslebens, ein Schritt, den Lessing zwar schon in seinen Jugenddramen wagt, aber erst jetzt durch die wahrhaft mustergültige Sprache dieses „ersten klassischen Lustspiels der deutschen Bühne" zum siegreichen Vorbilde für alle Folgezeit erhebt. In der That ist diese flotte, ungezwungen natürliche, volkstümlich lebensfrische Sprechweise in ihrer klaren

knappen Bestimmtheit und individualisierenden Mannigfaltigkeit niemals übertroffen, selten erreicht. Stets bewegt sich der Dialog in raschem Wechsel dahin, bald mit urwüchsiger Derbheit, aufbrausender Leidenschaft, schneidender Schärfe, bald mit treuherziger Biederkeit oder schalkhafter Anmut, ohne Ziererei und falsches Pathos, ohne den Ballast gesuchter Sentenzen oder gespreizter Redensarten. Und wenn die berühmte Riccaut-Szene geradezu und absichtlich dem, aus französischen und deutschen Brocken gemischten Kauderwelsch des abenteuernden Falschspielers eben diese kerndeutsche Sprache in ihrer charaktervollen, ehrenfesten Offenheit und Wahrheit gegenüberstellt: so ist das nicht bloß der stärkste Hieb gegen alle Verwelschung und Verfälschung unserer Muttersprache; sondern gerade in jenen verächtlich geringschätzenden Bemerkungen des Franzosen über die „deutsch Sprak" als „ein arm Sprak, ein plump Sprak", weil sie „corriger la fortune" einfach „betrügen" nenne: gerade darin hat Lessing ihr zugleich das herrlichste Triumphlied gesungen.[1]) Daß endlich vollends in Emilia Galotti (1772) die dramatische Prosa das unübertroffene Muster edler Einfachheit, schlagfertig lakonischer und doch gedankenschwerer Kürze und bezeichnender Kraft ist, und daß das Stück auch hierin über die rührselig breite Weitschweifigkeit der zeitgenössischen Trauerspiele — wie Goethe sagt: „aus der Gottsched-Weiße-Gellertschen Wasserflut gleich einer heiligen Insel Delos" sich hoch emporhob, das ist allbekannt und bedarf keiner weiteren Ausführung.

§ 315. Neben Lessing tritt der gleichzeitige **Wieland** (1733—1813), wie für die Litteratur überhaupt, so auch für die Sprache an Bedeutung zurück, hat indessen nach gewissen Richtungen doch förderlich und fortbildend gewirkt.

Anfangs Klopstocks Schwunge folgend, nimmt er später, in seinen Romanen, Übersetzungen und dem bekannten Epos „Oberon" (1780), die besten französischen Stilisten zum Vorbilde und gewinnt dadurch, gegenüber der früheren Prosa, an leichtem anmutigem Fluß der Sprache, an Gewandtheit, Glätte und Zierlichkeit des Stils, an Freiheit und doch Sicherheit umdichtender Übersetzerkunst, eine wirkliche Meisterschaft. Allerdings fehlt ihm natürliche Einfachheit und Kraft, und manche Nachlässigkeiten laufen mit unter; auch leiden seine späteren Schriften an jener Weitschweifigkeit, die Goethe-Schillers Xenienspott herausgefordert hat.[2]) Immerhin wirkt er aber mit jenen Vorzügen weithin vorbildlich und in doppelter Beziehung förderlich: unmittelbar zur Glättung, Schmeidigung und Bereicherung der Sprache selbst; mittelbar so, daß er gerade hierdurch bei den höheren Ständen die bisherige Alleinherrschaft der französischen Sprache und Litteratur erschüttert, und Anteil und Geschmack für die deutsche Schriftstellerei wieder erweckt.

§ 316. In beiderlei Weise, mittel- und unmittelbar, erwirbt sich vollends

III. Herder (1744—1803)

um unsere Sprache unsterbliche Verdienste. Durch seine außerordentlich vielseitige Schriftstellerei übt er nicht nur eine ganz eigenartige

[1]) Vgl. auch auf Riccauts Frage: „Mademoiselle parle français? Sie sprek nit Französisch, Jhro Gnad?" Minnas echt würdige und schlicht deutsche Antwort: „Mein Herr, in Frankreich würde ich es zu sprechen suchen. Aber warum hier?"

[2]) Möge dein Lebensfaden sich spinnen, wie in der Prosa
Deine Periode, bei der leider die Lachesis schläft.

Sprachmeisterschaft selber praktisch aus, worin er den Reichtum und die Bildungsfähigkeit unserer Muttersprache bekundet und seinerseits fördert; sondern auch theoretisch, allgemein-litterarisch wie direkt sprachwissenschaftlich, bewährt er sich als einer der genialsten, tiefsten und fruchtbarsten Denker, der hinreißendsten und kühnsten Bahnbrecher, die wir überhaupt besitzen.

§ 317. Zwei Vorbilder spiegeln sich in Herders Sprache wieder: einesteils die kühne Erhabenheit, der leidenschaftliche Überschwang Klopstocks, oft freilich, z. B. in seinem Briefwechsel, auch dessen Empfindsamkeit und zarte Rührung; andernteils die Sibyllensprache jenes Königsberger Einsiedlers **Hamann** (1730—88), der ob seines rätselvoll dunklen, ganz in orkalhaften Wortspielen, Zitaten, Ironien und Widerlegungen verlaufenden Stils, als „Magus des Nordens" angestaunt ward und bekanntlich auf ihn großen Einfluß ausgeübt hat. So wirft er voll kecken Schwunges, voll sprudelnder Fülle, aber auch voll jener schon (§ 311, 4) angedeuteten, sprunghaften, all den „verwünschten" Regeln Hohn sprechenden Willkür, seine Streitschriften in die Welt hinaus (Fragmente 1767, Kritische Wälder 1709 u. s. w.): vor allem wider Gottschedische Engherzigkeit und Öde, zum Teil auch wider Lessings Kritik, die ihn allzu einseitig logisch, allzu verstandeskühl anmutet, und die er deshalb vom Standpunkt des Gefühls der unmittelbaren inneren Anschauung und Nachempfindung aus, zu berichtigen, zu ergänzen sucht. Und eben aus diesem Grundunterschiede beider fließt und erklärt sich auch ihr sprachlich-stilistischer Gegensatz. Allerdings sucht Herder sich zwar anfangs (z. B. in den „Kritischen Wäldern") an Lessing zu bilden: dieselbe Vielseitigkeit, dasselbe Streben, und auch die gleiche Fähigkeit dialektischer Streitverhandlung treten hervor. Aber ihm fehlt jene durchsichtige Klarheit Lessings (§ 313), jener leichte und natürliche Fluß, jene, bei aller Beweglichkeit und Lebenswärme, doch maßvoll beherrschte Sachlichkeit, und vollends die streng folgerichtige Denkschärfe. Man urteilt nicht mit Unrecht: am besten und fesselndsten schreibe er da, wo er sich auch hierin Lessing möglichst zu nähern suche. Denn dann vereinigt er in der That mit dessen Vorzügen noch die eigenen Gaben: die urwüchsige Frische, die bilderreiche Phantasie, die kühnen oder kecken Wendungen, die wechselvolle Vieltönigkeit, und den hohen dithyrambischen Schwung, der seine Prosa oft zur wahren Dichtersprache erhebt. Aber daneben zeigt seine Darstellung vielfach etwas Springendes, Ungleichmäßiges, Willkürliches; stoßweise Stimmungsumschläge, rasch sich steigernde, nachlassende und wiederkehrende Erregungen, geistreiches Wetterleuchten, plötzliche Schlaglichter — kurz, eine ausgeprägte Eigenwilligkeit und Laune, die, im Lobe oft feurig und begeistert, im Tadel oft bitter, gereizt und höhnisch, das Maß überschreitet, aber anderseits auch von Witz und Humor sprüht. Durch letzteres wird er dann das Vorbild der späteren Humoristen, eines Jean Paul u. a., freilich auch ihrer vielfach geistreichelnd-gekünstelten und gezierten Schreibweise (§ 352). Jedenfalls gilt aber, was Herder selbst betrifft, in allem dem auch hier: „der Stil der Mann selber"; und je genialer, schöpferischer, anregender dieser, um so größer auch die Sprachförderung, indirekt selbst durch solche Ecken, Kanten und Wagnisse.[1]) Von wahrhafter Meisterschaft endlich und von tiefstem Gefühl für Wesen und Wohlklang unserer Muttersprache zeugen

[1]) Er selber sagt darüber (2. Fragment „Über die Eigenheit unserer Sprache" Nr. 9): Wären Idiotismen (Spracheigentümlichkeiten der einzelnen Schriftsteller) auch zu sonst nichts gut, so eröffnen sie doch dem Sprachweisen die Schachte, um das Genie seiner Sprache zu erkennen, es mit dem Genie der Nation zusammenzuhalten und beide aus einander zu erklären.

seine feinsinnigen Übersetzungen, namentlich von Volksliedern aus allen Zeiten, Zonen und Zungen (1778), und die freie Nachdichtung der spanisch-französischen Cid-Romanzen (erst nach seinem Tode 1805 veröffentlicht), die auch in sprachlicher Hinsicht zu unseren klassischen Dichtungen zählt.

§ 318. Hat nun Herder hierin auch, als selbständig schaffender Dichter im Vergleich zu den anderen Klassikern, weniger geleistet, so desto mehr durch jene Werke und Wirkungen, die unser ganzes litterarisches, geistiges und gerade auch sprachliches Leben aufs nachhaltigste gefördert haben. Einer seiner ersten Weckrufe (§ 311, 4) ist das Zornwort wider den Gebrauch des Französischen statt des Deutschen: **Wer in einer fremden Sprache schreibt, gleicht dem, der sein eigenes Haus verläßt und in einem fremden wohnt.** Schon in den „Fragmenten" über die Eigenheit unserer Sprache, dann in der Preisschrift über den Ursprung der Sprache (1760), und überall sonst, verrät er geniale Einsicht, feinstes Gefühl und wunderbare Ahnungen des Richtigen. Er betont zuerst (vgl. § 1) die Sprache als das natürliche organische Erzeugnis des Menschengeistes, als den Ausdruck des höher bewegten Gefühls und des denkenden Verstandes, den der Mensch sich selbst „aus Tönen lebender Natur" geschaffen habe, und in dem sich die Einzelnen, wie auch die Völker, nach Denkart, Gefühlsweise und Weltauffassung darstellen und wiederspiegeln. Der **deutschen Sprache** vor allen lauscht er ihre Vorzüge vor dem gepriesenen Französisch ab: den „abgemessenen sichern Ton, den vollen Klang, den vernehmlichen festen Schritt", die „treuherzige Einfalt, die gemütvolle Behaglichkeit." Im einzelnen weist er hin auf ihre wundervollen Hauchlaute, ihre malerischen Klang- und starken Machtworte, auf die Freiheit und sinnlich lebendige Fülle ihrer Wort- und Satzgefüge, endlich auf den Reichtum an „Idiotismen", d. h. besonderen Eigenheiten und mundartlichen Sprechweisen, gegenüber der französischen „Regelschmiederei und Sklaverei des Üblichen und Geziemenden." In allem dem erkennt er den Genius der Sprache, den Charakter der Nation. Und stolz jubelt er's hinaus:

„Gegen unsere Nachbarn stehen wir in einer glücklichen abgewogenen Mitte, daß wir nicht wie die sarmatischen Völker die Worte herausröcheln, noch wie die Seenationen in heiserem Ton dämmern, noch wie unsere sybaritischen Nachbarn die Worte mehr hervorglitschen, noch wie die Britten mit verschlucktem Tone und oft ohne Lippen reden. Unsere Sprache ist stark und zurückprallend, nicht aber rauh und maussprechlich; tapfer, wie das Volk, das sie spricht, nur Weichlingen furchtbar; nicht unwirtbar gegen Fremde, nur Landstreichern unfreundlich anzuschauen . . . Seligkeit und Wollust fühlt das Ohr, wenn es den lebenden Wohllaut unserer Sprache mit langen Zügen trinken kann, wenn es Macht und Sanftmut, Süßigkeit und Würde, Langsamkeit und Schnelle, Geräusch und Stille, Bewegung und Anstand, sich auch in Tönen vorbilden hört; wenn es alle diese Tonfarben schon im innern Bau der Wörter findet — geschaffen wie ein Silberton in reiner Himmelsluft, schon bei ihrer Geburt in das süße Meer des Wohllautes getaucht, und wie im lebendigen Gefühl der Sache gebildet. Wohl den Schriftstellern unter uns, die da schreiben, als ob sie hörten, die da dichten, als ob sie sängen!"

§ 319. Aber, bei all diesem Stolze auf unsere Sprache, erkennt er doch an, daß Dichtung wie Prosa sehr wohl durch fremde Muster weiter gebildet und so die heimische Sprache selbst gefördert werden kann und muß. Nur eifert er — mit Recht — gegen die bloße Nachahmung fremder Poesien; und indem er die bisherigen deutschen Nachahmungen gegen ihre Vorbilder, die orientalischen, griechischen, romanischen oder englischen Originale, vergleichend

abwägt, bestreitet er eine tiefere Wirkung dieser Versuche, da Natur und Geschichte, nationale, religiöse, poetische Vorstellungen und Empfindungen jener Völker von den unseren ganz verschieden seien. Daher solle man vielmehr durch gute Übersetzungen in das eigentliche Wesen jener Sprachen und Dichtungen einzudringen suchen, und dann, wie sie aus ihrer Welt, Denkart und Sprache heraus geredet und gedichtet hätten, diesem Vorbilde folgend, ebenso frei, natürlich und schöpferisch aus der eigenen heraus sprechen und dichten. Damit hat also auch er, Luthers und Klopstocks praktische Vorbilder seinerseits praktisch wie theoretisch ergänzend und die ganze Litteraturaufgabe vertiefend, außerordentlich anregend gewirkt, und hat nicht nur den Bürger, Schlegel, Rückert u. a. für ihre Übertragungen, sondern auch den Goethe und Schiller für ihre freien Nachdichtungen die Wege gewiesen.

§ 320. So also redet und wirkt Herder für unsere Sprache! Er ist's, der allseitig die Grundlagen legt, die Bahnen bricht, wie für unsere Litteratur-, ja auch für die allgemeinere Kultur- und Universalgeschichte, so insbesondere auch für die vergleichende Sprachwissenschaft. Und sofern er, wie gesagt (§ 311, 4), aller Kunstpoesie gegenüber, immer neu das Gleich- und Urrecht der Volksdichtung vertritt und zu Sammlungen der Volkslieder nicht bloß aufruft, sondern selber Beginn und Vorbild liefert: so verdankt ihm geradezu das deutsche Lied seine Auferstehung, und damit die deutsche Sprache den unversieglichen Jungbrunnen, aus dem sie — wie er selbst sagt — immer neu Saft und Stärke, Wohllaut und Schönheit trinken kann.

§ 321. Alle bisherige Einflüsse wirken nun selbstverständlich auch auf die beiden Dioskuren zusammen, in denen unsere neuere Litteratur, und damit gewissermaßen auch die neuhochdeutsche Sprache, ihren Höhepunkt erreicht, auf

Goethe und Schiller.

Und eben diese mannigfachen Einflüsse, in Wechselwirkung mit ihrer eigenen Natur und ihrem Genius, bedingen, wie in dichterisch-litterarischer, so auch in sprachlich-stilistischer Hinsicht die bekannten drei Stufen ihrer aufsteigenden Entwickelung: den kraftgenialischen Anfang der „Sturm- und Drangzeit", den Übergang zu ruhiger Sammlung und Abklärung, endlich die Höhe vollendeter Meisterschaft. An diese schließt sich bei Goethe dann noch eine vierte an: die des voll ausgereiften Alters, in der sich alle Zeitströmungen wiederspiegeln, und die in gewissem Sinne auch eine Rückkehr zu den Neigungen der Jugend zeigt.

§ 322. Was nun zunächst

IV. Goethe (1749—1832)

betrifft, so hat er den lyrischen Stil des neudeutschen Kunstliedes und der freien Betrachtungs-Hymne, anderseits den erzählenden des Romans geradezu schöpferisch begründet; im episch-lyrischen der Ballade, und vollends im idyllischen Epos selbst, sodann im volkstümlich-dramatischen Ton und später in der fein charakterisierenden

Sprache dramatischer Seelenhandlungen, endlich auch im darlegenden Stil populärwissenschaftlicher, insbesondere ästhetischer und litterarischer Abhandlungen, hat er Muster von unübertrefflicher Klarheit und Schönheit geliefert. Aber über diese Besonderheiten hinaus erhebt ihn anerkanntermaßen die spielende Leichtigkeit und geradezu königliche Herrschaft, mit der er eigentlich alle erdenklichen Sprachregister und Stilarten meistert und überall die Vollendung erreicht, zu einem **Sprachgenius** — dem vierten der neuhochdeutschen Zeit, der gerade in dieser Viel- oder Allseitigkeit, und vollends an volkstümlicher Kraft und Frische auch einem Klopstock und Lessing überlegen ist und als einziger unmittelbar neben Luther tritt. Hat er doch gleich diesem, als sein genialster Schüler und ebenbürtigster Mitmeister, nicht bloß für seine Zeit und seine Sprachperiode, sondern damit zugleich für alle Zeiten und alle künftigen Entwickelungsstufen unseres Sprachlebens, und wiederum nicht bloß auf einzelnen, sondern eben auf fast allen Gebieten und in allen Richtungen der künstlerischen oder wissenschaftlichen Litteratur, in Poesie wie Prosa, Vorbilder geschaffen, zu denen auch alle Zukunft lernend und lehrend wird zurückkehren müssen, will sie anders deutsche Art und Form bewahren und sich auf der Höhe halten.

§ 323. Man darf geradezu sagen: nach jenem so rasch auf Luther wieder folgenden Sprachverfall; nach einer zweihundertjährigen Zeit mehr oder weniger bewußter Nachahmung fremder Muster, ist — all die bisherigen Meister in Ehren — Goethe doch eigentlich wieder der erste, der sich mit voller Freiheit und Selbständigkeit, mit natürlichstem Sprachgefühl und reichster Mannigfaltigkeit, in schlechthin **schönen** Formen rein **deutscher** Darstellung bewegt! Er sucht und weiß sich eben von allem frei zu halten, was fremd ist.[1]) In erster Linie ist es immer die Sprache des eigenen Volkes, an der er sein Stilgefühl bildet. Und so redet er vor seinem Volke in dessen Sprache und in Formen, darin jeder sich heimisch fühlt.

§ 324. Und fast noch völliger, als bei Lessing und Herder, ist auch hier wieder „der Stil der Mensch selber". Nicht nur, was unserer Sprache, auch alles, was ihm persönlich fremd ist, scheidet er aus. Nicht etwa absichtlich, berechnet! Nein, unwillkürlich, naturnotwendig, naivem Gefühl und Triebe folgend, giebt er überall, wie im Inhalte so auch in der Form, sich selbst und immer wieder sich: dem Inhalte nach in der Fülle und Klarheit seiner Gedanken, der Kraft und Glut seiner Empfindungen, der Höhe und Weite seines Weltblicks, der frischen Gesundheit seiner Lebensauffassung; der Form nach mit all jener einfachen Klarheit und Kraft der Sprache, jenem reichen Wohlklange des Tonfalls, jener ruhevollen Schönheit des

[1]) Goethes Verhältnis zu Fremdwörtern und Sprachreinigung vgl. unten bei Schiller § 339.

Stils, und jener ungezwungenen Anmut und natürlichen Wärme der Selbstdarstellung, die schon oben — gegenüber Lessing (§ 313) — als Inbegriff Goetheſcher Eigenart gestreift wurde. Und eben in dieser innigen Verbindung so außerordentlicher Vorzüge; vor allem in diesem völligen Zusammenklange von Inhalt und Form, von Sprache und Persönlichkeit; in dieser unbedingten „Wahrheit" auch in aller „Dichtung", und dieser quellfrischen Natürlichkeit, Einfalt und Lebensfülle seiner Redeweise: darin vor allem ruht der Zauber, durch den er sein ganzes Zeitalter und auch das unsrige noch beherrscht; ruht jene königliche Meisterschaft, die ihm die Huldigung von Mit- und Nachwelt erwirbt.

§ 325. **1.** Schon in der Sturm- und Drangzeit, z. B. im Götz (1771 ff.), welche Sprachmeisterschaft des Jugendlichen in der Beherrschung volkstümlich-naiver Kraftrede, in der sicheren Verwendung des Mundartlichen und Sprichwörtlichen und anderseits zeitgeschichtlicher Töne und Sprachfarben; endlich in der reichen, auch sprachlich folgerecht durchgeführten Charakteristik der zahlreichen Personen und ihrer scharfen Gegensätze, vom Kaiser herab bis zum Zigeuner! Die ganze volksmäßige, gesunde, an Derbheiten, Natürlichkeiten und Schlagwörtern reiche Ausdrucksweise der Reformationszeit lebt hier wieder auf. — Dann welcher Gegensatz in Werthers Leiden (1772 ff.)! Jede Zeile höchste Leidenschaft, tiefste Empfindung, die eigenste, unwiderstehlich mit fortreißende Sprache der Geniezeit, und doch auch noch die der ganzen vorherigen, schwermütig-empfindsamen und überschwänglichen Zeitstimmung, deren früher gedacht ist (§ 310). Für die deutsche Sprache und Litteratur ist das Werk insofern von geradezu unermeßlicher Bedeutung geworden, als es in alle Weltsprachen übersetzt, in allen Litteraturen nachgeahmt wurde, einen Napoleon I. (wie er selbst 1808 in Erfurt Goethe bekannte) mitten während des ägyptischen Feldzugs zu wiederholtem Lesen reizte, und selbst in China Bewunderer und illustrierende Künstler fand. Also ein Triumphzug über den ganzen Erdball, wie ihn bis dahin noch kein deutsches Spracherzeugnis erlebt hatte! —

§ 326. **2.** Der Egmont (1775, vollendet 1787 in Italien) zeigt dann, wie im Entstehen und dramatischen Inhalte, so auch im Stil, die Übergangszeit aus der Genieperiode zur klassischen Vollendung. Die Volks- und Klärchen-Szenen voll frischen Tones, in naiver und volkstümlicher Redeweise; im übrigen schon eine gewähltere, abgeklärtere und ruhigere Sprache voll Wohlklang, Feinheit und Ebenmaß, die an Stellen gehobenen Gefühls, namentlich gegen das tragische Ende hin, geradezu lyrischen Schwung und jambischen Tonfall annimmt.

§ 327. **3.** In seiner Lyrik selbst stellt sich Goethe von vornherein und durchweg als der größte Genius dar, dessen Dichtungen auch sprachlich als Muster dieser Gattung für alle Zeiten gelten dürfen. Er ist eben mit einem Worte nach Form wie Inhalt der größte Lyriker nicht nur unseres Volks, sondern der gesamten Weltlitteratur! Im ernsten und heiteren Liede von volkstümlicher Schlichtheit und markiger Kraft, im Liebesliede von herzfrischer Innigkeit, flammender Glut oder reizend-anmutiger Schalkhaftigkeit, erhebt sich seine Sprache in den Balladen zu wunderbarer Lautmalerei, bald von einschmeichelnder Weichheit, bald von packender Gewalt; in den freien Hymnen zu Klopstockscher Erhabenheit, übertrifft diesen Vorgänger aber an Formvollendung, edler Plastik und durchsichtiger Klarheit. Auch in allerlei fremden

Formen endlich, in Sonetten und orientalischen Reimklängen, ergießt er seine herrliche Sprachkunst; am vollendetsten wohl in der wundervollen Strophe der achtzeiligen Stanze (Die Geheimnisse 1783, Zueignung 1784, Epilog zu Schillers Glocke 1805 u. a.), die Zarncke geradezu als „den Träger und das Symbol jener gereiften Harmonie" bezeichnet, zu welcher G. „sein Wesen aus dem Sturm und Drange heraus geläutert habe." — Und innerhalb all dieser reichen und mannigfaltigen Formen nun — welche herrlichen Wortschöpfungen! welche anschaulich treffenden, oft überraschend kühnen und großartigen Bilder! welche lebensvollen Beseelungen und welcher Reiz des Ausdrucks und der Wendungen! Eine Vorstellung davon geben ja schon die bekanntesten, z. B. aus Mahomets Gesang (1773): Felsenquell, freudehell, wie ein Sternenblick; jünglingfrisch tanzt er . ., jauchzet wieder, jagt durch Gipfelgänge, reißt mit frühem Führertritt seine Bruderquellen mit sich fort; schlangenwandelnd . . tritt er in die Ebne silberprangend; ein Hügel hemmet uns zum Teiche! in rollendem Triumphe läßt er Flammengipfel, Marmorhäuser hinter sich, trägt Cedernhäuser auf den Riesenschultern u. s. w. Aus dem Fischer (1778): kehrt wellenatmend ihr Gesicht nicht doppelt schöner her? Gerade dies Gedicht mit seinem Wohllaut, seiner Musik in den Vokalen wie Konsonanten der gewählten Worte, in den Alliterationen und anderen Gleich- oder Wiederholungsklängen, überhaupt im ganzen Tonfall und Takte: es konnten, wie H. Kurz erfuhr, Ausländer, des Deutschen unkundig, beim Vorlesen für ein italienisches Gedicht halten und sich nicht beruhigen, daß auch unsere Sprache solches Wohlklangs fähig sei! In Mahomets Gesang gehört — um auch das zu erwähnen — die ganze Bildersprache wohl mit zum Kühnsten, was je ein Dichter gewagt: Der große Menschengenius durchweg unterm Bilde des Stromes geschildert; dies selber durchweg mit menschlichen Merkmalen beseelt; so Bild und Gegenbild fortwährend wechselnd, und die stetige Vertauschung zum Höhepunkt da geführt, wo direkt auf den Strom Name und Bild des Atlasgebirgs übertragen wird. — Endlich steht auch Goethes reiche Betrachtungslyrik und Spruchdichtung nicht bloß an Weisheitsgehalt und Tiefe, sondern auch an Frische und Lieblichkeit der Form, an Klarheit und schöner Rundung der Sprache, unübertroffen da.

§ 328. Bei allem dem ist nun noch eines großen Sprachgewinns zu gedenken, den wir gerade Goethe verdanken. Den noch von Klopstock u. a. (§ 305) verfehmten Reim — er erst gewinnt ihn der Lyrik, ja, sofern er ihn auch im Faust und sonst gebraucht, der deutschen Dichtung überhaupt in vollem Umfange wieder, und giebt dadurch dem deutschen Verse seine eigentümliche Gestalt zurück, wie sie der Natur der deutschen Sprache entspricht, ihrem logischen Tongesetz und vorwiegend schreitenden Rhythmus. Und wie wundervoll, wie sprachrichtig weiß er ihn zu gestalten, wie reich und mannigfaltig zu verwenden! Gerade seine Reimverse lehren es von neuem, wie diese Form so recht unserm Sprach- und Volksgeiste angeboren ist; wie sie besser, als irgend eine andere, für alle Stufen der Poesie paßt und verwendbar bleibt: von der höchsten bis zur einfachsten herab, und umgekehrt: vom kleinsten Lied im schlichtesten Volkston bis hinauf zum schwungvollsten und gedankenschwersten Ausstrom dichterischen Seeleninhalts.

Allerdings sind wir mit diesen Betrachtungen unmerklich schon aus der Jugendzeit Goethes zu der späteren Zeiten seiner Schaffenshöhe und künstlerischen Vollreife empor gestiegen.

§ 329. 4. Den Übergang dazu bildet bekanntlich die erste Weimarer Zeit (1775—86), die Zeit der inneren Sammlung und allmählichen Klärung. Hier bildet

er, namentlich fürs Dramatische und Epische, Sprache und Stil auch an den großen Mustern des Altertums weiter: Homer, Sophokles, Euripides, doch ohne deshalb irgendwann jene stetige Fühlung mit dem heimischen Sprachgenius zu verlieren, ohne jemals bloßer Nachahmung zu verfallen. Vielmehr vollzieht sich nun in ihm — zumal infolge der italienischen Reise (1786—88) — auch sprachlich und stilistisch jene einzigartige **Verschmelzung edelster Antike mit höchstem und reinstem Germanen- und Deutschtum**, welche Schiller in dem berühmten Briefe vom 23. 8. 1794 als Goethes ganz besondere Eigenart und Aufgabe feiert, und welche — je in ihrer Weise von all den großen Klassikern, auch Schiller selbst verwirklicht — überhaupt den **Grundzug und das Hauptziel** dieser unserer **neuklassischen Geistesbildung und Litteraturhöhe** bildet.

Goethe selbst versinnbildlicht sie bekanntlich im 2. Teile des Faust, in der (um 1800 geschriebenen) Vermählung Fausts mit Helena, und charakterisiert sie, gerade auch nach ihrer sprachlichen Seite, durch jene wundervolle Wechselrede beider, wo Helena von Faust gleichsam Unterricht im Deutschen erhält und ihr Lernen je durch das Echo der verbindenden Gleichklänge im Reime bestätigt, der ihr ganz wie von selbst auf die Lippen kommt. Und wie wir bei Lessing gerade aus dem Spott des Ausländers, des Franzosen, über die deutsche Sprache mittelbar deren höchstes Lob heraushören (§ 314); so vernehmen wir hier wiederum von einer Ausländerin, der Griechin, unmittelbar die herrlichste Anerkennung unseres Deutschen, wenn sie urteilt, daß die Rede ihr seltsam klang, seltsam und freundlich); denn —

Ein Ton scheint sich dem andern zu bequemen,
Und hat ein Wort zum Ohre sich gesellt,
Ein andres kommt, dem ersten zu liebkosen.

Und als Faust erwidert:

Gefällt dir schon die Sprache unsrer Völker,
O, so gewiß entzückt auch der Gesang,
Befriedigt Ohr und Sinn im tiefsten Grunde —.

da bittet sie:

So sage denn, wie sprech' ich auch so schön?

Und er:

Das ist gar leicht: es muß von Herzen gehn.
Und wenn die Brust von Sehnsucht überfließt,
Man sieht sich um und fragt —

worauf sie einfällt: Wer mitgenießt . . .

und so fort.

§ 330. In der That ein Hymnus auf unsere Sprache und ganze Volksart, der gerade in diesem Zusammenhange es allein schon beweist, wie wenig Goethe von der Antike als bloß empfangender Schüler, geschweige denn als sklavischer Nachahmer zu lernen gewillt ist; wie er vielmehr auch ihr gegenüber sich der Ebenbürtigkeit, der vollen Selbständigkeit und Schöpferkraft des eigenen Sprachgenius bewußt bleibt. Nur so faßt er — im bewußten Gegensatz zum Humanismus und aller sonstigen „Antikisierung" — die austauschende Wechselwirkung beider Welten: als eine wirkliche „Renaissance", eine frei-lebensvolle, natürlich-schöpferische Wiedergeburt edelster Gedankenfülle und vollendeter Formschönheit des Altertums, durch die Befruchtung, nicht nur inhaltlich mit deutschem Geistesgehalte, deutscher Innigkeit und Gemütstiefe, sondern auch der Form nach mit deutscher Sprache Herzenswärme, Traulichkeit und Redegewalt.

§ 331. 5. Und was nun dieser wahrhaften Ideal- und Glückssehe entsproßt: all jene Hauptwerke Goetheſcher Schaffenshöhe: Iphigenie (1787), Taſſo (90), Hermann und Dorothea (97) — alles trägt auch in ſprachlicher Hinſicht dieſen göttlichen Doppelſtempel. Mit antiker Einfalt und Natürlichkeit Plaſtik und Maßhaltung, verbinden ſich auch hier wieder überall echt deutſche Redeweiſe, herrliche, aus feinſtem Sprachgefühl geborene Wortbildungen und Lautmalereien, kräftige Formen, kernige Ausdrücke und Wendungen, anheimelndes Altväter-Sprachgut, volkstümliche Schlichtheit. In letzterer Hinſicht iſt namentlich in Behandlung des Alltäglichen Goethe ein Meiſter, wie ſonſt nur Vater Homer ſelbſt. Wie dieſer weiß er wunderbar auch das Allergewöhnlichſte, ſcheinbar Unpoetiſche, Platte, dichteriſch zu verwerten, künſtleriſch zu vergeiſtigen. „Ein an ſich gewöhnlicher Ausdruck, ſagt Lyon, den er aus der Umgangsſprache in ſeine Poeſie hineinnimmt, erhält bei ihm ſtets durch den Gedankenkreis, in den er ihn erhebt, eine förmliche Weihe, wie umgekehrt der Gedanke durch den einfachen Ausdruck greifbare ſinnliche Anſchaulichkeit und plaſtiſche Rundung erhält.“ Als Beiſpiel führt er u. a. das berühmte „Sprichwörtliche“ an:

Die Welt iſt nicht aus Brei und Mus geſchaffen,
Deswegen haltet euch nicht wie Schlaraffen!
Harte Biſſen giebt es zu kauen:
Wir müſſen erwürgen oder ſie verdauen.

Und er fügt hinzu: „Eine Dichtung, die ſich des Alltäglichen, volkstümlich Kräftigen und Geſunden entſchlagen wollte, würde ſich bald in unnatürliche Geſchraubtheit und ſtelzbeinige Hohlheit verirren. Gerade dadurch, daß er nach dem Alltäglichen griff, hat Goethe der Dichtung wieder einen feſten geſunden Grund gegeben.“

Wie in der Lyrik, ſo zeigt ſich dieſer Zug vor allem auch in Hermann und Dorothea, bekanntlich der Dichtung, die, gerade in ſolcher völligen gegenſeitigen Durchdringung antiker Plaſtik mit deutſcher Kraft und gemütvoller Traulichkeit, Schillern überhaupt als „der Gipfel unſerer ganzen neueren Kunſt“ gilt.

§ 332. Doch auch in Iphigenie, ſo andersartig hier die Handlung und ganze Sphäre und demgemäß auch Sprachfärbung und Stil anmuten, iſt dennoch — wie die Heldin ſelbſt in ihrem Kerne eine deutſche Jungfrau — ebenſo die Sprache ein herrliches Zeugnis von der Schönheit deutſcher Lautklänge. Und wenn der Grieche Pylades Iphigenien grüßt:

O ſüße Stimme! Vielwillkommner Ton
Der Mutterſprach in einem fremden Lande —

klingt's nicht wie Empfindung des deutſchen Hörers oder Leſers ſelber wieder, wenn er den Fremdſtoff antiker Sage in ſo wundervollen heimiſchen Lauten vernimmt? Hier in der That, wie im Taſſo, erreichen der feine Bau, der „goldene Wogenglanz“ von Goethes Dichterſprache, und die unvergleichliche Melodie ſeiner Verſe, jenen Höhepunkt, der ſchon bei der Vergleichung mit Leſſing angedeutet wurde. Stürmt — wie im Fauſt Goethe von ſich ſelber ſagt, ſo auch ſeine Sprache in früherer Zeit „erſt groß und mächtig“ daher, voll jener Naturfriſche und überſchäumenden Kraft, jener klangdurſtigen Kühnheit und unerſchöpflichen Tonfülle, ſo „geht es nun weiſe, geht bedächtig“: in langen Wellen ſtrömt die Empfindung aus; maßvolle Schönheit und ſanft bewegte Anmut, harmoniſche Abrundung und maleriſch-muſikaliſcher Wohllaut treten als Hauptkennzeichen hervor. Zwar fehlen auch hier keineswegs die kürzeren

Stoßwellen der Erregung, auch nicht die brausende Brandung erschütternder Leidenschaften: man denke nur an jene „Stichomythien" in beiden Dramen, jene rasch, kurz, Schlag auf Schlag sich jagenden Wechselreden, und anderseits an Iphigeniens lyrisch beschwingte Verzweiflungsmonologe. Doch verläuft dann alles wieder in den breiten majestätischen Strom der Gesamtsprache, und selbst jene Stromschnellen und Wirbel rauschen in der Musik der Goetheschen Verse melodisch dahin. Und eben diese wundervollen Jamben sind's, von denen H. Grimm mit Recht sagt: sie „haben Schiller Jamben machen gelehrt und Schlegel die Sprache geliefert, in der er Shakespeare wie zu einem deutschen Dichter umwandelte. Ohne sie wäre unsere heutige poetische Sprache nicht zu dem geworden, wozu sie sich entwickelt hat.[1])"

§ 333. Und doch fehlen diesem, bisher schon so reichen und vielfarbigen Bilde Goethischer Sprache zur Vollständigkeit noch eine Reihe bedeutsamer Züge. In Betracht kommt zunächst noch seine Prosa. Einerseits die künstlerische des erzählenden Stils in seinen Romanen und kleineren Erzählungen z. B. in Wilhelm Meister (Lehrjahre 1795 f., Wanderjahre 1821), Wahlverwandtschaften (1808), Novellen u. a., vor allem in der Selbstbiographie „Aus meinem Leben, Dichtung und Wahrheit" (1821 ff.), und den kleineren selbstbiographischen Stücken: Italienische Reise (1786 ff.), Kampagne in Frankreich (1792 f.) u. a. Anderseits die wissenschaftliche in zahlreichen ästhetischen oder kunst- und litterargeschichtlichen Aufsätzen, in naturwissenschaftlichen Werken, z. B. „Metamorphose der Pflanzen" (1790), Farbenlehre (1808), Morphologie (1817 ff.) u. a. Mag man nun bei allem dem zum Inhalte stehen, wie man will: über die wunderbare Klarheit und Anschaulichkeit der Sprache, die anmutige Leichtigkeit und den ruhigen Fluß der Schreibart, herrscht nur ungeteilte Bewunderung. Preisen wir Luther als den Schöpfer neuhochdeutscher Prosa überhaupt, Lessing als den der modern-deutschen Lehrprosa, so dürfen wir Goethe als der letzteren meisterlichen Vollender und, für den neueren erzählenden Stil — mit Schiller zusammen — geradezu als Muster und Maßstab feiern. Auch hier schöpft er — wie überall — aus derselben Quelle, wie einst Luther: aus der lebendigen Sprache des Volkes, und giebt ihr jene „einfache Klarheit und Kraft, die das eigentliche Wesen des deutschen Stiles ausmacht." Vor allem ist als ein wahres Meisterwerk des erzählenden Stils seine „Dichtung und Wahrheit" zu bezeichnen. „Die einfachen Zeiten der Kindheit und Jugend, auf die er hier von der Höhe seiner Entwickelung, im Alter vollendeter Reife, zurückblickt, weiß er in so schlicht erzählender Weise darzustellen, daß man sich eine reinere Kunstwirkung, als sie von dieser Darstellung ausströmt, kaum denken kann" (Lyon). „Es ist, sagt Carlyle, als ob ein Patriarch zu seinen Kindern spräche". Und ebenso urteilte schon Niebuhr: „Die Darstellung ist unerreichlich schön und liebenswürdig. Das ist die Vortrefflichkeit des Stils, daß man sich vorstellen möchte, man höre ihn erzählen." In der That, jene Mahnung Herders § 218) an die Schriftsteller: zu schreiben, als ob sie hörten — Goethe hat sie in genialster Weise befolgt und hierin das Ideal verwirklicht!

§ 334. Aber auch so fehlt seinem Sprachbilde noch ein Hauptzug, vielleicht der wichtigste von allen: die Sprache seines Faust. Wie diese Dichtung sich durch sein ganzes Schaffen zieht (erste Scenen 1774; erster

[1]) Über Vers und Sprache in Iphigenie und Hermann und Dorothea ist ausführlicher gehandelt in den von Kuenen und mir herausgegebenen „Deutschen Klassikern erläutert u. s. w." Leipzig, H. Bredt, 4. und 5. Bändchen, je a. E.

Teil 1808; zweiter Teil 1832); wie sie inhaltlich nicht nur ihn selber und seine ganze innere Lebensentwickelung wiederspiegelt, sondern eben darin zugleich alle geistige Menschheitsgeschichte, alle Weltweisheit und alles Getriebe menschlicher Empfindungen in einheitlicher Bildhandlung zusammenfaßt: so stellt sie auch in sprachlicher Beziehung gleichsam ein Weltall im kleinen dar, aus dem uns alle Arten und Möglichkeiten der Darstellung, alle Höhen und Tiefen des Ausdrucks, alle Töne und Klänge menschlicher Rede entgegenklingen. Und das in der Melodik einer Dichtersprache, in der Fülle und Macht einer durchweg rein- und kerndeutschen Sprechweise, wie es in solcher Vereinigung bei keinem andern Werk unserer Litteratur vorkommt, und in solcher Mannigfaltigkeit bei keiner anderen Litteratur der Welt ein ebenbürtiges Seitenstück findet. Allerdings zeigt ja der 2. Teil, von dem Goethe das Meiste erst im Alter geschaffen, vielfach, inhaltlich wie sprachlich, ein Nachlassen der schöpferischen Jugendkraft. Vieles ist breit in die Länge gezogen; die Sprache klingt manchmal, trotz der Verse, trocken und prosaisch, gezwungen und manieriert. Aber davon abgesehen, bieten sich auch hier Stücke von unvergleichlicher Schönheit dar, und über allem weht trotzdem der wunderbare Zauber des Gesamtwerks. Gerade aus diesem 2. Teile, und zwar aus einer, nach Inhalt und ästhetischem Betracht viel angefochtenen Partie, ist ja schon oben (§ 329) ein Beispiel für diesen Zauber vorgeführt. Und was nun die Faustsprache überhaupt, gerade für unsere Betrachtung, so auszeichnet, das ist die Form des schlichtesten, des deutschesten und des volkstümlichsten aller Verse, des Knittelverses, in den Goethe diesen höchsten und reichsten Gehalt seines ganzen dichterischen Schaffens ergossen hat. Eben dadurch hat er nämlich zunächst die wunderbare Beweglichkeit und Vielgestaltigkeit erwiesen, die diesen Vers befähigt, in gleicher Anpassung das Höchste wie das Niedrigste darzustellen. Man vergleiche nur Fausts Monologe oder Zwiegespräche bei Gretchen einerseits mit Mephistos Bosheiten oder dem Studentenlärm in Auerbachs Keller oder gar den Unflätereien der Hexenküche anderseits! Damit ist dann unsere Sprache überhaupt, und gerade in ihrer volkstümlich schlichtesten und kernigsten Eigenart, abermals auf eine Höhe der Vollendung erhoben, wie sonst nur durch Luther. Und endlich zieht Goethes Faust nicht bloß, wie der Werther, in flüchtig vorüberrauschendem Triumphe durch die Lande, sondern wird, in der Weltweite seiner Gedanken und der packenden Symbolik seiner allgemein menschlichen Begebnisse, von allen Kulturvölkern dauernd anerkannt als ein in seiner Art unvergleichlicher Höhepunkt der gesamten Weltdichtung. So erhebt dieses Werk auch unsere Sprache auf den Thron einer weltlitterarischen Bedeutung, wie sie ihr außerdem wieder nur durch Luthers Bibelübersetzung zu teil geworden ist.

§ 335. Aus Anlaß dieses Vergleichs schließlich noch die Bemerkung, daß Goethes Sprache überhaupt viele biblische Anklänge zeigt und auch darin auf Luthers Bibel zurückgreift. Genauere Nachweise darüber — wie ich selbst sie für Schiller begonnen (vgl. unten §. 348) — sind mir allerdings nicht bekannt. Doch sie begegnen ja oft genug. Aus dem Gedächtnis fallen mir ein: das Pfund vergraben (Zueignung); die Sonne leuchtet über Bös' und Gute (das Göttliche); der du der Freuden viel schaffst, auf ihre Reiche und Herrlichkeit (Harzreise). Aus Hermann und Dorothea: Gott, da er so hart uns gestraft, uns nun beständig erfreut hat; daß noch Wunder geschehen; das Haus bauen; Adam und Eva; Vater und Mutter verlassen und dem Weibe folgen; der Richter, an Josua oder Moses erinnernd; Gott erschien in Wolken und Feuer; täglich wuchs die Bedrückung, niemand vernahm das Geschrei; Szene am Brunnen wie bei Jakob und Rahel u. s. w.

§ 336. Mit dieser schier unermeßlichen Sprachwirkung Goethes verglichen, erscheint allerdings diejenige des letzten großen Klassikers,

V. Schillers (1759—1805),

und ihre entsprechende Bedeutung begrenzter. In der That stehen ihm nicht sämtliche Register und Stilgebiete so frei zur Verfügung, wie jenem. Im einfachen lyrischen Liede z. B., wie im großen epischen Roman, kann er sich mit ihm nicht messen. Aber was ihm an Weite, Fülle und Vielseitigkeit abgeht, ersetzt er überreich durch eine Tiefe und Höhe, eine Macht und Glut der Rede, eine Pracht und einen Schwung und Adel des Stils, also durch eine auch im kleinsten Punkt gesammelte und vertiefte Meisterschaft, die selbst den Goetheschen Reichtum noch ergänzt und unserer Sprache ganz neue Töne und Farben verleiht, ihr bisher ungeahnte Fähigkeiten und Kräfte erschließt. Vollends schöpferisch begründet er in der Lyrik einen hohen und schwungvollen, dabei farbenprächtigen und klangreichen Kunststil für Romanze und Ballade, und anderseits mit gleicher Pracht und Erhabenheit, in bilderreichster Plastik und lebendigster Beseelung, die Ideen-verkörpernde Sprache philosophischer oder kulturgeschichtlicher Gedankenlyrik. Fürs Drama, insbesondere für die Tragödie — als deren größter Meister im ganzen Umfange unserer Litteratur er ja unbestritten gilt — da verwendet er bekanntlich zuerst jene Feuersprache überschäumender Leidenschaft und himmelstürmenden Freiheitsdranges, in der er alle seine „Sturm- und Drang"-Genossen, Goethe selbst mit eingerechnet, übertrifft. Später schafft er dann jenen erhabenen Stil und pathetischen Rhythmus, dessen Glanz und Pracht, dessen hinreißende Gewalt und Glut sich doch wieder mit Majestät und ernster, oft feierlich düsterer Würde paaren und gerade darin seine nie übertroffene, ja niemals erreichte sprachliche Eigenart darstellen. Endlich führt er in der Prosa die bisherigen Anfänge eines historischen Stils sofort zu solcher Höhe klarer und reicher, geistvoller und packender Darstellung, daß er als dessen eigentlicher Begründer gelten darf; wie er denn anderseits in seinen berühmten ästhetisch-philosophischen Abhandlungen auch dieses, teilweise so spröde Darstellungsgebiet in neuer Weise und mit vollendeter Meisterschaft pflegt.

§ 337. Wollte man nun nach allem dem — im Unterschied etwa von Goethes so wunderbar leichter, anmutiger, volkstümlich schlichter und ruhevoll-klarer Gefühls-, Anschauungs- und unmittelbarer Natur-Sprache — Schiller umgekehrt als den Beherrscher der großartigen, gewichtigen und gewaltigen, pracht- und machtvollen Gedanken-, Erregungs- und Kunst-Rede hinstellen: so würde das für gewisse vorwiegende Hauptzüge beider zutreffen, doch keineswegs ihre sprachliche Bedeutung erschöpfen. Wie wir bei Goethe doch auch Leidenschaft und Glut, Gedankentiefe und Ideengröße mit glänzender

Pracht und höchster Sprachkunst dargestellt fanden: so zeigt sich wiederum Schiller in einer Reihe herrlicher Werke auch als ebenbürtiger Meister des urwüchsigsten Volkstons und Humors, und anderseits der schlichten und edelen Einfalt, der natürlich-innigen Seelensprache und der leichtgeschürzten Anmut. Und diese Mischung des gewaltigsten Pathos mit dem tiefsten und reinsten Gemütstone, sie hat — zusammen natürlich mit dem großen Inhalt und packenden Leben seiner Dichtung — wesentlich dazu beigetragen, gerade ihn, den Ideal- und Gedankendichter, zum gefeierten Liebling in noch weiteren Kreisen und gerade des Bürgertums und der Volksmasse, zu erheben, als selbst Goethe! (Vgl. § 343). Möglich war das freilich nur deshalb, weil auch seine gehobene Sprache nichts Erkünsteltes, Berechnetes ist, sondern — mit der gleichen Wahrheit wie bei Goethe — der ganz natürliche, selbstverständliche Ausdruck seiner eigenen idealen Persönlichkeit, der Ausstrom seiner niemals flach-alltäglichen, sondern allezeit tiefen und gehobenen Empfindung und seiner ernsten, mächtigen, nie rastenden Gedankenarbeit! Wohl haben Nachahmer versucht, es ihm an Glanz der Diktion gleich zu thun; aber sie haben höchstens vorübergehend zu blenden, doch keine tiefe Wirkung zu erzielen vermocht, weil „ihren prunkenden Worten der Gehalt seiner reifen Weltanschauung mangelte"; weil auf die Dauer, statt des hohen nur das hohle Pathos, statt des Schwunges nur der Schwulst hervortrat!

§ 338. Aus allem dem erhellt endlich Schillers Verhältnis einerseits zur Antike, anderseits zu unserer Sprache. Es ist dasselbe wie Goethes. Den Griechen gegenüber die begeisterte Anerkennung ihrer höchsten Vorbildlichkeit und der Eifer, von ihnen zu lernen. Aber nichts von blinder Nachahmung! Nein, völlig freie schöpferische Selbständigkeit, die bei Schillers vollbewußt moderner — wie er selbst sagt „sentimentalischer", d. h. abwägender, gedankenschwerer Natur und Richtung — noch kritischer hervortritt, als bei Goethes naivem, von Natur schon „griechischem Geiste". Und unserer Sprache gegenüber — wie hat auch Schiller, hierin fast noch strenger national gerichtet als wenigstens der alternde Goethe, ihren Geist in sich gesogen, ihr die feinsten Züge und Verhältnisse abgelauscht, aus ihren tiefsten Schachten reines und reiches Gold geschürft, und überall von ihrem Genius sich führen lassen! Ist er doch für ihre Reinheit und Schönheit, ihre Ehre und Würde, auch ganz direkt in Dichtung wie in Prosa eingetreten.

§ 339. Um ans Letzte anzuknüpfen, so zeigt er sich allerdings — wie übrigens auch Goethe (§ 323) — darin noch als Kind seiner Zeit und als eifriger Leser und Verarbeiter antiker oder neuzeitlicher Fremdlitteratur, daß er in seiner Prosa, zumal der spekulativen, mit ihren vielen neuen Begriffen und Gedanken, stellenweise viele **Fremdwörter** und ganze Fremdwendungen, z. B. Gallizismen, mitschleppt, deren wenigstens teilweise Entbehrlichkeit beide selber dadurch erweisen, daß sie an anderen Stellen dafür gute deutsche Worte, oft eigene Neubildungen verwenden.

Anfangs dem Sprachreinigungsstreben zugethan, hat gerade Schiller manche Umdeutschungen versucht (z. B. Gemütslage statt Disposition, Aufkömmling statt Parvenü), dann aber, gleich Goethe, dem puristischen Übereifer sich widersetzt und sich lediglich vom Geschmack leiten lassen. Aber eben dieser, und beider geniales Sprachgefühl, haben wenigstens ihre Dichtungen vor derartiger Entstellung durch fremden Ballast bewahrt. Nur die unbedenkliche Einmischung antiker Religionsvorstellungen, mythologischer Bezeichnungen und Götternamen auch mitten in die moderne Welt, muß und darf man dem Zuge der Zeit und ihrem Weltbürgertum zu gute halten, um so mehr, als gerade von solchen Reflexschalen ihre sonstige, echt sprachdeutsche Meisterschaft sich um so leuchtender abhebt. Zu beachten ist endlich, daß besonders Schiller in den Dramen sehr viele Fremdwörter absichtlich zu künstlerischen Zwecken, nämlich deshalb einstreut, um auch Sprechweise oder Sprachfarbe der handelnden Personen zu charakterisieren. So überhaupt in den Stücken mit ausländischen Stoffen z. B. in Fiesko, Don Karlos, Jungfrau von Orleans, Maria Stuart, Braut von Messina, namentlich bei Titeln, bei Einrichtungen oder Handlungen des Staats-, Kriegs- oder Kirchenwesens mit feststehenden Bezeichnungen. Bei den Stücken deutschen Inhalts oft in ähnlichem Sinne, wie Lessing den Riccaut einführt, zur komischen oder ironischen Charakterisierung, z. B. in Kabale und Liebe für die Sprache des Präsidenten und des Hofmarschalls; in Wallensteins Lager — wie schon früher erwähnt (§ 251) —, um das Sprachgemisch des Heeres und der damaligen Zeit, und speziell in der Kapuzinerpredigt, um, nach dem Vorbilde Abrahams a Sancta Clara (§ 300 c), das mönchische Kauderwelsch zu veranschaulichen. Ähnlich so in den Lustspielen und Übersetzungen.[1])

§ 340. Was nun Schillers **Sprache** selbst in ihrer **Entwickelung** und **Eigenheit** betrifft, so zeigen — wie gesagt — natürlich auch von ihm die Jugendwerke, ähnlich den Goetheschen, noch das „Sturm- und Drang"-Gepräge. Aber doch schon in besonderer Weise. Der realistische Wirklichkeitsstil volkstümlich derber Kraft und ungeschminkter Lebenswahrheit mischt sich geradezu mit zwei Gegensätzen: mit den zarten, rührenden, oft weltschmerzlichen Nachklängen der Empfindsamkeit; anderseits — und das ist von vornherein Schillers unterscheidender Grundzug — mit einem Überschwang edelster Leidenschaft, einer himmelan flammenden Glut wahrer Begeisterung, die auch ihn vor den zeitgenössischen Maßlosigkeiten des Wilden und Rohen meistens bewahrt, und von Anfang an seiner Sprache die ihr eigentümliche Erhabenheit, Macht und Würde verleiht. Und diese Mischung entwickelt sich dann — um das gleich hier zu sagen — aus dem gärenden Most zu dem abgeklärten, starken und vollen Edelwein seiner späteren Meistersprache. Dem schmeckt man immer noch die Kraft kerniger Volkstümlichkeit, die naturwüchsige Lebensfrische, den Würzhauch innigsten Gemüts und Zartgefühls, endlich das Feuer der glühenden Phantasie und des gewaltigen Pathos an; aber alles das nunmehr gleichsam gebunden und durchklärt von der starken und doch milden Blume vollendeter Stilschönheit und eines wunderbar melodischen Wohllauts herrlich daherrauschender Sprachwogen. In der That, was er selber in der Glocke singt:

[1]) Ein Verzeichnis Schillerscher Fremdwörter bietet Rudolphs Schiller-Lexikon. Die dort zusammengestellten c. 340 sind indes durch die, in der allgemeinen Wörterfolge eingehender erklärten noch zu ergänzen, wobei — alle Eigennamen natürlich abgerechnet — sicher ein halbes Tausend herauskommt. Doch ist hiervon ein großer Teil auf obige Gesichtspunkte, ein noch größerer auf den allgemeinen Zeitbrauch, ein anderer auf besondere wissenschaftliche Bezeichnungen zurückzuführen, und nur ein verschwindender Rest auf Schillers persönliche Rechnung zu setzen.

Denn wo das Strenge mit dem Zarten,
Wo Starkes sich und Mildes paarten,
Da giebt es einen guten Klang —

nirgends trifft es besser zu, als auf seine eigene Sprache. Rühmt ihr's doch kein Geringerer als Jakob Grimm nach (Rede auf Schiller, Berlin 1871): Kühnheit und Zurückhaltung, Kraft und Milde, alles sei vorhanden; königlich habe er in der Schrift geschaltet.

§ 341. Allerdings wollen oft gehörte Vorwürfe auch heute noch nicht verstummen. In den Dramen, namentlich denen seiner Schaffenshöhe, lasse er alle Personen, Könige wie Bauern, auf demselben hohen Kothurn reich geschmückter Sprache wandeln, der doch nicht ihnen, sondern nur ihm selber eigene.[1]) Auch widerstehe er überhaupt zu wenig der Versuchung, schöne Gedanken auf breiten, glänzenden Redewellen dahin strömen zu lassen; selbst da nicht, wo die Handlung zu schnellerem Fortgange treibe und knappe Kürze erfordere. Gewiß liegt etwas Wahres darin. Gewiß treibt gerade ihn beides: die mächtige Fülle seiner Gedanken und Empfindungen, und andernteils die Schaffensfreude im Bewußtsein seiner wundervollen Sprachgewalt, oft genug zur Weite und Breite des rednerischen Vortrags.[2]) Und dazu kommt das schon eben Berührte: daß, gleich Goethe, auch er sich — wie überhaupt in seiner Kunstauffassung, so auch in Sprache und Stil — von dem anfänglichen derben, oft krassen Realismus der Jugendwerke allmählich zu einem **Idealismus** emporläutert, dem es nicht mehr bloß auf unverfälschte und allseitige Lebenswirklichkeit und packende Augenblickswirkung, sondern zugleich darauf ankommt, das Wirkliche inhaltlich durch die eigenen hohen Gefühle und Gedanken zu beseelen, es so zum Träger einer Welt von Ideen zu machen, und dementsprechend auch die Darstellung durch die reinsten Formen der Schönheit zu erheben und zu verklären; der also erst in dieser Vereinigung von Wirklichkeits- und Ideenwelt, von Wahrheit und Schönheit, das letzte Ziel und die höchste Aufgabe der Kunst erstrebt. Gewiß liegt nun dieser Richtung die Gefahr einer einseitigen Bevorzugung des bloß Ideenhaften und Formschönen, und damit einer Verflüchtigung des Wirklichen ebenso nahe, wie umgekehrt dem Realismus die Versuchung einer ebenso einseitigen, rein naturalistisch nackten Vorführung des bloß Alltäglich-Wirklichen, des Niedrig-Sinnlichen, des Wild-Brutalen oder gar Tierisch-Gemeinen, die ja schließlich — wie wir bei den modernsten Beispielen des Naturalismus sehen werden (§ 390ff.) — auf ein ähnliches Einerlei dieser entgegengesetzten Seite hinauslaufen würde.

§ 342. Also die Gefahr zugegeben! Aber dennoch bleibt es ein ungerechter,

[1]) So tadelt man gar bei der herrlichen „Glocke:" Derselbe Meister, der einesteils so schlicht natürlich spreche, erhebe sich andernteils zum höchsten poetischen Stil. Darauf habe ich schon in meiner Erläuterung („Schillers Glocke", 1893, Leipzig, Bredt, S. 133) erwidert: 1. Noch heute zeigen gerade Männer aus dem Volke, zumal bei solchen althergebrachten Festgelegenheiten (Hausrichten, Fahnenweihen u. dgl.), von ihrem Gegenstande hingerissen, oft eine erstaunliche Beredsamkeit und Poesie; Schiller hat also das wirkliche Leben für sich. Dazu kommt 2. das Recht dichterischer Freiheit und die ganze Anlage des Gedichts. Endlich ist 3. dies Ganze so zwanglos aus Einem Gusse geformt, daß auch die höchst poetischen Stellen doch verhältnismäßig einfach und allverständlich-volkstümlich, und umgekehrt die einfachsten doch stets echt poetisch erscheinen. Also auch hier das Grundgesetz aller echten Kunst: das Größte und Schönste, das Klassische, ist immer auch das Einfachste und Natürlichste, und umgekehrt.

[2]) Hierzu und zum Folgenden vgl. noch unten § 345 zu Wallenstein.

blind übertriebener Vorwurf, jenen ersten Fehler einem Schiller aufzubürden, und ihn gar auf Mangel an Lebenswahrheit, seine Sprache auf Eintönigkeit, auf Mangel an unterscheidender Individualisierung anzuklagen. Abgesehen davon, daß man ja seine Jugendwerke jedenfalls ausnehmen und als gegenteilige Muster, als Beweise dafür anerkennen muß, wie Schiller schon damals in mannigfaltigster und gerade auch sprachlicher Charakterisierung Meister war (vgl. unten § 344), also sich jedenfalls darauf verstand, wie irgend wer: so hat er selber gerade in seiner reifsten Zeit noch (1795 f. in der Abhandlung „Über naive und sentimentalische Dichtung") vor jener Gefahr allzu idealistischer Überspanntheit, allzu verflüchtigender Verallgemeinerung, als einer „Phantasterei" und Entleerung vom wirklichen Leben, ernstlichst gewarnt; hat gerade an Klopstocks Sprache und Stil diese Seite bedauert, daß er „allem, was er behandele, den Körper ausziehe, um es zu Geist zu machen," und so uns immer aus der Lebenswirklichkeit herausführe (vgl. § 206). Deshalb fordert er, bei aller Betonung inhaltlicher Idealisierung, doch durchaus auch den Realismus individualisierender, anschaulicher, plastisch umgrenzender Darstellungsweise und Form! Und diesen Grundsatz hätte er nun selber als Dichter nicht verwirklichen können oder wollen?

Nein, auch aus sämtlichen Stücken seiner „idealistischen" Zeit zeigen doch Figuren, wie die des „Lagers", und Charaktere, wie Wallenstein oder Butler, Johanna oder Talbot, Maria und Elisabeth, Don Manuel oder Don Cesar so gut wie Isabella, auch Geßler, Tell und vollends Demetrius oder Marfa — sie alle zeigen, neben oder trotz jenem stellenweisen Redeschmuck, doch eine so bestimmte, folgerechte, auch in Ausdrucksweise und Sprachwendungen so unterschiedlich durchgeführte Charakteristik, daß Freytag sie mit Recht denen Shakespeares vergleicht. Denn, sagt er, „die Fülle seiner Diktion bringt nur deshalb so große Wirkungen hervor, weil unter ihr ein Reichtum von dramatischem Detail wie unter einer Vergoldung bedeckt liegt." Freilich habe Schiller später dem Verse und dem höheren Stil mehrfach die markige Kürze, den bühnengemäßen Ausdruck der Leidenschaft, auch manche Rücksicht auf den Darsteller nachgesetzt. Aber wenn der Ausdruck der Empfindungen durch die Sprache voller und beredter werde; wenn seine Charaktere „in der Weise hochgebildeter und beschaulicher Naturen" ihr Denken und Empfinden dem Hörer berichten, und auf leidenschaftliche Stimmungen oft Bilder und Reflexionen, meist von hoher Schönheit, folgen lassen: so gebe gerade dies „die Methode zu empfinden, welche den gebildeten Deutschen am Ende des vorigen Jahrhunderts eigentümlich war, so vollständig wieder, wie keine andere Poesie"; und „gerade darauf beruhe ein Teil der Wirkung, welche Schillers Dramen noch jetzt auf das Volk ausüben." Allerdings — fügt er nochmals hinzu — nur ein Teil: denn die Größe des Dichters liege gerade darin, daß er, welcher seinen Charakteren auch in bewegten Momenten so viele Ruhepunkte zumute, dieselben doch — und zwar eben auch in Sprache und Ton — in höchster Spannung zu erhalten, mit einem starken, begeisterten inneren Leben, einem Inhalt zu erfüllen wisse, mit welchem sie der Außenwelt sicher gegenüber stehen.

§ 343. Immerhin sollte es also jenen Kritikern zu denken geben, daß gerade auf der von ihnen beanstandeten „Idealsprache" Schillers die schon (§ 337) erwähnte Volkstümlichkeit mit beruht, die er zweifellos noch heute vor Goethe voraus hat.[1])

[1]) Interessante Belege hierzu: In Büchmanns „Geflügelten Worten" (1880) aus Goethes so viel umfangreicheren Werken nur ca. 130, aus Schiller ca. 220 Zitate! Desgleichen in Frieds „Zitaten-Lexikon" (1888) aus Goethe nur 506, aus Schiller 774!

Denn Freytag hat wirklich Recht! Unser deutsches Volk — wenigstens da, wo es genießen und sich erheben will, also auch in der Dichtkunst, auf der Bühne — zieht in seiner überwiegenden Mehrheit, selbst in unserem nervös hastenden Jahrhundert, der knappen, pointiert zugespitzten Kürze und Gedankenhaft, wie sie die Franzosen und bei uns die litterarischen Feinschmecker und „Kenner" lieben, noch immer den breiten, vollen und mächtigen Redeschwung vor, zum mindesten in jener Abwechselung mit rascherer Gangart, wie es ihn eben bei unseren Klassikern — abgesehen von der „Emilia" auch bei Lessing — und vor allem nun bei Schiller findet. Hier in der That findet es eine unumschränkte Herrschaft über die erschütterndsten wie über die bezauberndsten Töne; eine grandiose, in langrauschenden Wogen daherflutende Vortragsweise, wie er sie selber in der „Macht des Gesanges" so herrlich malt:

— Ein Regenstrom aus Felsenrissen:
Er kommt mit Donners Ungestüm,
Bergtrümmer folgen seinen Güssen
Und Eichen stürzen unter ihm —;

eine Sprache, so voll von herrlichen Bildern, von glänzenden Schlaglichtern, von jenen Antithesen, jenen blitzenden Gegensätzen, die — nach Gottschalls feinem Ausdruck — einer „galvanischen Kette" gleich, sich gerade durch Schillers Stil in Poesie und Prosa hinziehen und, mit ihren glücklichen Treffern sprichwortartiger Sinnsprüche und Wahrworte, vorzugsweise dessen elektrisierende Wirkung erzeugen. Und alle diese Macht und Klangfülle im reichsten und lebendigsten Wechsel: gerade sie ist es, die noch heute alle unbefangenen Hörer, alle schlichten und empfänglichen Gemüter mit sich fortreißt, durch jenes Zaubers Gewalt, den abermals niemand wundervoller schildert, als im gleichen Gedichte er selbst:

Wie mit dem Stab des Götterboten
Beherrscht er das bewegte Herz;
Er taucht es in das Reich der Toten,
Er hebt es staunend himmelwärts,
Und wiegt es zwischen Ernst und Spiele
Auf schwanker Leiter der Gefühle. — —

§ 344. Gleich im ersten Drama, den **Räubern** (1781), hört man zwar gewiß auch in der Sprache das „Stampfen, Brausen und Schnauben", mit dem Schiller daran zu arbeiten pflegte; und auch die vielen Gedankenstriche und Ausrufungszeichen, die Häufung von Phrasen und Ausbrüchen aller Art, die Übertreibungen und Kraßheiten des Ausdrucks: alles das zeigt unzweifelhaft das Stück als die noch nicht ausgereifte, noch recht herbe Frucht einer wildwachsenden Dichterkraft. Aber doch welcher Kraft! Welche Kunst treffender Charakteristik schon: hier in den schwächlichen Klagen des alten Moor; dort in Franzens bald frömmelnder Heuchler-, bald herrischer Tyrannen-, und in den Monologen so schamloser Schurkensprache! Auch die burschikosen Roheiten der Räuber, wie umgekehrt Amalias Schwärmereien, sie spiegeln getreu damaliges Leben wieder! Und noch heute wirken die kühnen und großartigen Bilder, interessieren auch den feineren Geschmack die vielen Anklänge an die Lutherbibel, an Shakespeare oder Klopstock; dazu das Sprachgut aus schwäbischer Mundart oder sonstiger Volks- und Umgangssprache. (Über die schon hier auftretende Kunst des wirksamen kurzen Abschlusses vgl. unten § 349,13.) — Weniger glücklich wirkt, wie inhaltlich, so auch sprachlich, **Fiesko** (1783); er bietet zuviel pathetisch Übertriebenes, absichtlich Erzwungenes, auf Eindruck Berechnetes.

Doch sind z. B. Verrina und der Mohr auch sprachlich „Meisterwürfe der Charakteristik". — Auch **Kabale und Liebe** (1784) zeigt bekanntlich in der Mischung des Empfindsamen und Schönrednerischen mit dem Kraftgenialischen und Derbvolkstümlichen noch viel Übertreibung, aber zugleich doch jene treffende Charakterzeichnung, die schon kurz gestreift wurde (§ 342); dazu meisterliche Verwendung von Humor und unfreiwilliger Komik, wie von scharfer Ironie und vernichtendem Sarkasmus. Mit **Don Carlos** (1783—87) verläßt Schiller bekanntlich die Prosaform, gebraucht fortan den fünffüßigen Jambus Lessings und Goethes (vgl. §§ 313 und 332), und gewinnt dadurch sofort für sein immerhin noch leidenschaftliches Pathos eine maßvollere, vornehmere Sprache. Diese fließt in der That, dem großen Inhalte, den begeisternden Ideen entsprechend, prächtig und edel dahin, reich an herrlichen Stellen, voll von Bildern und Sentenzen; ja manche an sich ganz nebensächliche Sätze und Wendungen sind, rein um ihres Klanges willen, zu „geflügelten Worten" erhoben.

§ 345. Was nun die folgenden klassischen Stücke betrifft: Wallenstein (1796—99), Maria Stuart (1800), Jungfrau von Orleans (1801), Braut von Messina (1803), Tell (1804), Bruchstück des Demetrius (1805), so ist über deren auch sprachliche Macht und Herrlichkeit nur eine Stimme der Bewunderung, so daß genaueres Eingehen überflüssig erscheint. Nur einzelne Bemerkungen noch. Gerade über die Sprache seines **Wallenstein**, über deren Umguß aus der anfänglichen Prosa in Verse, und über jene verketzerte Breite in den Reden der Personen (vgl. oben § 341), spricht Schiller selbst sich zu Goethe aus (Briefe von 4. 4. und 24. 11. 1797, auch vom 24. 8. 98). Mit der bloßen Wirklichkeit könne sich die poetische Darstellung, eben „weil sie absolut wahr" sei, niemals völlig decken. Vollends nicht die rhythmische Sprache; denn der Vers verlange schlechterdings Beziehungen auf die Einbildungskraft und von allem noch so Charakteristisch-Verschiedenen etwas Allgemeines, Reinmenschliches, damit alles sich im Geschlechtsbegriff des Poetischen vereinige. Daß er nun seine Personen so viel und mit einer gewissen Breite sprechen lasse, dafür habe er Goethes eigenes Vorbild wie das der Alten; und gerade dies deute doch auf „ein höheres poetisches Gesetz" hin, welches „eine Abweichung von der Wirklichkeit" fordere. Alle die Personen seien, als poetische Gestalten, zugleich symbolische Wesen, die das Allgemeine der Menschheit darzustellen und auszusprechen haben. Eine kürzere, lakonischere Behandlung würde zu arm und trocken, zu realistisch hart, und in heftigen Situationen unausstehlich werden. So solle der Dichter „öffentlich und ehrlich sich von der bloßen Wirklichkeit entfernen und selber daran erinnern, daß er's thue." Also derselbe Gedanke, wie am Schluß des Prologs zum „Lager": der Reimvers sei hier gewählt, um das düstere Bild der Wirklichkeit ins „heitere Reich der Kunst hinüber zu spielen" und „nicht den Schein betrüglich der Wahrheit unterzuschieben". Und wenn Schiller dabei — wie Goethe im Faust — nach „altem deutschem Recht" den Knittelvers wählt; wenn er also den ästhetischen Gesichtspunkt freier Idealisierung mit dem deutsch-nationalen und zugleich historischen altheimischer Sprachklänge mischt: hat das etwa irgend der Lebenswahrheit, der farbenreichen Charakterisierung Eintrag gethan? Strotzt nicht alles im „Lager" von Realismus? Atmet nicht alles die frische, geniale Keckheit der Volkssprache, mit ihren Kraftausdrücken, ihrem derben Witz und ihrem anheimelnd-altertümlichen Sprachgute? — Und in all den übrigen Stücken, wer möchte überhaupt, um den Preis eines vermeintlichen Naturalismus, den Macht- und Prachtklang gerade dieser Schillersprache missen? Wer wagte es, angesichts ihrer unerschöpflichen Mannigfaltigkeit, ihrer feinst abgestimmten Tonwechsel,

ihrer bis ins Kleinste den seelischen Vorgängen folgenden Färbungen und Abschattungen — wer wagte es da noch von Eintönigkeit, von verwischendem oder abblassendem Gleichklang zu sprechen? Gerade je mehr man sich mit ihr befaßt, in sie eindringt, ihr überall hin nachlauscht: um so bewundernder entdeckt man immer neu jene Feinheiten und individualisierenden Kleinzüge, deren wir oben schon Freytag erwähnen hörten.

§ 346. Und dennoch — selbst über diese unvergleichliche Dramensprache hinaus, bewährt Schiller seine eigentliche Sprachkunst am höchsten doch in jener **Gedankenlyrik**, als deren eigentlicher Schöpfer und bisher unerreichter Meister er mit gleichem Rechte gilt, wie Goethe für die Lyrik des Naturgefühls und der unmittelbaren Lebensanschauung. Seine eigentliche Sprachkunst! Denn hier bewältigt er siegreich die schwierigste aller poetischen Aufgaben und leistet, was unter allen Künsten nur die Dichtkunst geben und leisten kann: daß der Gedanke selbst, in seiner eigenen Sphäre und seinen höchsten Fragen, Gegenstand der Darstellung wird, also als Mittel und Schlüssel nur die Sprache, sonst nichts verwendet werden kann. Allerdings versucht man Ähnliches auch vor Schiller; aber diese Versuche sind meist stümperhafte Anfänge, sind eigentlich nur — den einzigen Haller ausgenommen (§ 303e, 2) — wissenschaftliche Lehrabhandlungen in Versform, wobei mehr über die Gegenstände gesprochen wird, als daß diese sich wirklich selber in poetische Gegenstände verwandelten. Bei Schiller dagegen geschieht gerade das Letztere. Was er aus der Fülle seiner Erfahrungen und Ideen, kraft seiner philosophischen Durchbildung, zum eigentlichen Denken, zur Klarheit, zum Zusammenhange, zu wandelloser Überzeugung durchgearbeitet und dann mit den mahnweislichen Bedürfnissen des Herzens zu harmonischer Einheit zusammengestimmt hat: das weiß er nun, kraft seiner künstlerischen Durchbildung, zunächst für sich selbst aus dem Reiche des Begriffs in das Gebiet persönlicher Anschauung zu versetzen, und dann das so poetisch Geschaute auch dem Leser so vorzuführen, daß er Schritt für Schritt auch dessen Einbildungskraft mit fortreißt, den ruhigen Sinn durch lebensvolle Bilder vergnügt und ihn zu immer reicherer Anschauung führt. Und erst am Ziele des Weges läßt er ihn merken, wie sich's hier garnicht um eine Gestaltung der äußeren Welt handelte, sondern um Entwickelung geistiger Vorgänge und Formen; nicht um Vergegenwärtigung sinnlicher Erscheinungen als solcher, sondern um Verbildlichung der höchsten Vernunftideen. Und das Mittel hierfür — eben einzig die Sprache, einzig ihre Behandlung in Wahl des Ausdrucks, der Bilder, im Bau der Perioden, der Verse, im ganzen Rhythmus und Tonfall! Aber wie hat Schiller auch „alle Gaben des Sängers, die Natur ihm verliehen", angewandt, um Einbildungskraft und Gemüt gleichmäßig zu seinem Zwecke zu stimmen! Wird durch Fülle und Kraft des Versbaus und der Satzgefüge, durch Wohllaut und Rundung im einzelnen und ganzen, durch reichen Wechsel und rhythmische Formen das Ohr sinnlich, musikalisch befriedigt, so die Phantasie, und zugleich der immer mehr zur Aufmerksamkeit erregte Verstand, geistig durch die Sorgfalt des Ausdrucks. Denn dieser, oft tief durchdacht, voll Schärfe und Sinnfülle, schmiegt sich dem Gedachten innigst an und spiegelt den jedesmaligen Gegenstand in seinem Leben und in voller Bewegung wieder. Allerdings auch hier ja, neben der Wiedergabe des wirklich Geschauten, neben „dem tiefsten Schöpfen aus dem innersten Brunnen unserer Sprache", auch das Ergebnis seiner Studien: jene homerischen Beiwörter und jene mythologische Symbolik, die wir aber, in diesem Zusammenhange, als ein nun mal Schiller zur andern Natur gewordenes Schmuckmittel, gern mit in den Kauf nehmen.

§ 347. Überhaupt ist ja — um schließlich auch hierauf einzugehen — an **sprachlichen Eigenheiten** Schiller womöglich noch reicher, als irgend einer der anderen Klassiker, abermals ein Beweis seiner starken Individualität, die sich allem aufprägt. So nimmt er's 1. an genialen **Neubildungen** oder **Zusammensetzungen** mit Goethe auf. In der Jugend sind sie oft überschwänglich, z. B. die Zusammensetzungen mit Riesen und Welt: des Zornes Riesenarm, der Liebe Riesenschritt, des Lasters Riesentrotz; Weltverhängnis, Weltenuhr u. v. a. Aus späterer Zeit seien nur aus Glocke, Spaziergang, Braut v. M. erwähnt: Zeitwörter wie: erlisten, erraffen, sich entraffen, vgl. unter 4; Zeitenschoß, Erdensohn, Feierklang, Feuersäule, feuerbraun, Heimathütte, der Ewigblinde; menschenerhaltender Gott, länderverknüpfende Straße; säulengetragenes Dach, götterbegünstigtes Haus. Letztere gehören schon zu 2. den malerisch schmückenden oder beseelenden **Beiwörtern**, in denen er unerschöpflich ist wie Homer. Eigenartig ist dabei seine Vorliebe für gewisse homerische Stichworte: goldner Morgen, goldne Zeit, der Schönheit goldner Gürtel, goldgewebte Träume u. a.; heilge Erde, Natur, Ordnung, heilger Schutz, fromme Natur u. a.; züchtge Wangen, züchtige Hausfrau; gesellige Thore, Flamme; jungfräulicher Kranz, weitschauender Giebel; bekränztes Jahr; schlangenhaarigtes Scheusel, himmelumwandelnde Sonne u. v. a. Dabei manche sehr ungewöhnlich: unregiersam, entwohnt u. a. Gleichem Zwecke der Sinnfälle und vielsagenden Prägnanz dienen auch 3. **Adverbia**: ernst bereiten, begleiten; munter fortfließen, fördern; erbaulich weiterklingen; heiß rinnen, pfeilgeschwind fliehen, gräßlich wecken. Desgl. 4. **Verba**: entkeimen, entschallen, erjagen, einhertreten, vgl. unter 1. Ebenso 5. **Beseelungsausdrücke, Personifikationen**: blutiger Mantel der Schuld, Ohr des Argwohns, Auge des Gesetzes, traurige Thore des Todes. Ganz eigenartig auch **Partizipien** so: mit wanderndem Stab, rührender Stein, liebender Blick; auch mit Nachstellung: die Stimme, die rufende; das Wort, das heilende u. a. An wundervollen **Bildern, Vergleichen**, ganzen **Allegorieen** ist namentlich die Braut v. M. überreich, z. B.: Schön ist der Friede, ein lieblicher Knabe liegt er gelagert am ruhigen Bach u. s. w. Zur Plastik dient auch 6. die dem Homer abgelauschte Verbindung eines bildlich **konkreten Nominativs** mit dem **Genitiv des Abstraktums**: der Worte Köcher, Pfeile; des Todes bittre Pfeile, sanfter Bogen der Notwendigkeit, Schleier der Zucht, Gürtel der Anmut u. v. a. Gern braucht Sch. 7. den **artikellosen Genitiv** von Dingwörtern als seien es Eigennamen: an Ufers Rand, in Abendrots Strahlen, in Schlafes Arm, aus Ofens Rachen, mit Feuers Hilfe, Feuers Wut u. a., wodurch die zwei Begriffe gleichsam in eins verschmelzen.

§ 348. 8. An **volks-** und **altertümlichen** Ausdrücken und Wendungen voll herzlicher Naivetät, familiärer Traulichkeit, oder auch urwüchsig frischer Kraft und Derbheit, ist Sch. im Verhältnis mindestens so reich wie Goethe Und nicht nur in den Jugendwerken, auch in denen der Reife, wie ich's z. B. für Glocke und Lager ausführlich nachgewiesen habe.[1]) 9. An **biblischen** Anklängen dürfte er noch reicher sein, wie das gleichfalls meine Nachweise zu Glocke, Lager und Jungfrau ergeben; zählt doch letztere allein deren über 70.[1]) Daß daneben 10. der **Einfluß der Antike** auf Sch.s Sprache, außer in den vielen schon oben (§ 339) erwähnten mythologischen Beziehungen und den eben be-

[1]) Vgl. die sprachlichen Ausführungen in meinen betr. Erläuterungen zu Schillers Glocke, 9. Heft der Sammlung: Kuenen und Evers, die deutschen Klassiker, Leipzig, H. Bredt, 1893, S. 127 ff., 134 ff.; zu Wallensteins Lager, ebenda, 13. Heft, 1897, S. 77 ff.; zur Jungfrau v. Orleans in der Sammlung „Meisterwerke" u. s. w., Berlin, Reuther und Reichard, 1895, S. 131 ff.

rührten homerischen Kunstmitteln, sich auch noch sehr oft in ganzen Ideenanklängen und dichterischen Parallelen kundgiebt, ist allbekannt; allein für die Jungfrau zähle ich deren 46 direkt homerische und 22 sonstige, im ganzen also 68!

§ 349. Ähnlich stoßen **11.** die, gleichfalls vorhin schon (§ 343) besprochenen **Antithesen**, diese echt Schillersche Eigenart, dem aufmerksamen Leser auf Schritt und Tritt auf, ziehen sich in den Dramen oft durch ganze Dialoge hin, und überraschen immer neu durch ihre logische Schärfe und ihre geistvolle Behandlung. Was **12.** den unvergleichlichen **pathetischen Rhythmus** seiner Dichtersprache betrifft, so ist's nicht bloß die Pracht der Wort- und Reimklänge und der Schritt des Versmaßes, der so ergreifend wirkt, sondern auch der feierliche Schwung, in dem die ganze Rede mit gleichmäßig aufsteigender Betonung einherschreitet, und die Sätze mit Würde, in einem volltonigen Schlusse enden. — Endlich kann diese ganze Übersicht ihrerseits kaum wirksamer abgeschlossen werden als **13.** durch den Hinweis auf die, schon (§ 344) gestreifte, eigene Kunst Schillers, Dramen und auch Balladen aufs wirkungsvollste durch einen einzigen kurzen, treffenden und markigen Satz abzuschließen, der dann oft zum geflügelten Wort geworden ist. So z. B. die Räuber: Dem Mann kann geholfen werden. Fiesko: Ich geh zum Andreas. Kabale und Liebe: Jetzt euer Gefangener! Don Carlos: Kardinal, ich habe das Meinige gethan — thun Sie das Ihre! Wallensteins Tod: Dem Fürsten Piккolomini! Marie Stuart: Der Lord läßt sich entschuldigen, er ist zu Schiff nach Frankreich. Braut v. Messina (zugleich Grundidee des Ganzen): Das Leben ist der Güter höchstes nicht, der Übel größtes aber ist die Schuld. Tell: Und frei erklär ich alle meine Knechte. — Ring des Polykrates Und sprach's, und schiffte schnell sich ein. Kraniche d. J.: Und es gestehn die Bösewichter, getroffen von der Rache Strahl. Kassandra: Und des Donners Wolken hangen schwer herab auf Ilion. Bürgschaft: Ich sei, gewährt mir die Bitte, in eurem Bunde der dritte. Taucher: Den Jüngling bringt keines wieder. Handschuh: Und verläßt sie zur selben Stunde. Unüberwindliche Flotte: Und die Armada flog nach allen Winden. Schlacht: In einer andern Welt wieder! Kindesmörderin: Bleicher Henker, zittre nicht! — Und so noch viele andere.

BB. Zweite Gruppe: Zeitgenossen und Nachfolger.

Die Romantik.

§ 350. **Überblick.** Nach der eingehenderen Würdigung der großen Klassiker in ihrem sprachschöpferischen und sprachmeisterlichen Wirken wird es erlaubt sein, sowohl ihre kleineren Zeitgenossen, wie die nachgoethesche Folgezeit bis 1848, ja auch von da ab die neuesten Erscheinungen bis zur Gegenwart, in um so rascherem Fluge zu behandeln. Jene beiden älteren Gruppen deshalb, weil sie — bei allem Neuen und Eigenartigen, was sie an litterarischem Stoff und Gehalte darbieten, doch eben sprachlich nur als Epigonen weiterbauen und fortpflanzen, was die Großen begründet und gesäet haben. Die neueste Zeit außerdem deshalb, weil sie in der fast unübersehbaren Mannigfaltigkeit ihrer Richtungen und in dem gährenden Getriebe

ihrer Erscheinungen, noch zu unabgeschlossen, zu unfertig und darum noch nicht klar und durchsichtig genug vorliegt, als daß sie in diesem Rahmen anders, als bloß in skizzenartigem Umriß vorgeführt werden könnte. Hierzu kommt — was schon mehrfach (§§ 137, 238 f.) angedeutet wurde — daß auf vielen Gebieten neuzeitlichen Sprachlebens und Schrifttums sich, gegenüber jener Glanzzeit der Höhe, allmählich wieder allerlei Rückschritt und Verfall zeigt — zum Teil zwar naturgemäß und erklärlich als Fortwirkung alter Schäden und Sünden und als Folge der napoleonischen Fremdherrschaft, doch darum nicht minder bedauerlich; zum Teil aber geradezu als Folge einer neu einreißenden tadelnswerten Nachlässigkeit, oder gar einer abermaligen verwerflichen Ausländerei, deren man sich allseitig erst in neuester Zeit, erst seit dem Aufschwunge unseres nationalen Lebens von 1870 ab, zu erwehren sucht.

§ 351. Allerdings macht sich solcher sprachliche Rückgang, als Gesamterscheinung, keineswegs sofort nach der klassischen Blütezeit, sondern erst ganz allmählich, im allgemeinen erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, infolge später zu besprechender Einflüsse bemerkbar. In der ersten dagegen zeigt sich zunächst, als Frucht des von den Klassikern überall hin ausgestreuten Samens, die ungemeine Verbreitung litterarischer, und damit auch sprachlicher Bildung und Stilkunst in die weitesten Kreise. Und außer der Dichtkunst in engerem Sinne nehmen daran vor allem auch die Gebiete der Wissenschaft und der immer reicher aufschießenden Tagesschriftstellerei Teil. Schon Goethes umfangreiche wissenschaftliche Prosa und zahllose Beiträge für Zeitschriften aller Art spiegeln diesen Hauptzug des 19. Jahrhunderts wieder. Dieses wirkt eben nicht mehr so vorwiegend unter den Sternen der Dichtkunst, sondern stellt sich mehr und mehr in den Dienst der Wissenschaften und zugleich unter das Zeichen ausgedehntester Publizistik und Journalistik. Für beide Gebiete gilt aber fürs erste noch die Gesamtcharakteristik, welche abermals Scherer von den nächsten Folgen der klassischen Höhe entwirft.

„Die Verbesserung des Geschmacks", sagt er, „kam auch der Wissenschaft zu gute. Der deutsche Geist verlor die ihm anhaftende Schwere; er ward leichter und gewandter, gelenkiger und lebhafter. Die Verbesserung der Sprache trug alle die Früchte, die Leibniz von ihr erwartet hatte (vgl. § 300 d). Der gewähltere Ausdruck ging mit feineren Gedanken Hand in Hand, verbreitete sich mehr und mehr auf alle litterarischen Gebiete, erhöhte ihre Durchsichtigkeit und ihren Einfluß auf die Nation. Die deutsche Prosa wurde zunehmend eine schöne Prosa. Die rasch emporkommende Journalistik erging sich in allen Stilformen, von der feurigen, bilderreichen Rede eines Görres (§ 354) bis zu den kurzen bissigen Sätzen eines Börne (§ 364 f.). In österreichischen Staatsschriften erklangen die harmonischen Perioden eines Friedrich Gentz, deren blendender Wortschwall sich nur manchmal zu geläufig ergoß. Mit Goethescher Klarheit behandelte Savigny juristische Gegenstände. Mit bewußter Kunst, aber geringerem Erfolge, suchte Varnhagen in seinen zahlreichen biographischen Charakteristiken zu goethisieren. Ein Landwirt wie Johann Schwerz schrieb so elegant und wußte ‚an die Stürze

seines Pfluges', wie er sagt, so ‚zierliche Rosenschleifen' zu winden, daß auch der Laie gern seiner anschaulichen Darstellung folgt. Der preußische General von Clausewitz schuf in seiner Schrift ‚vom Kriege' ein wissenschaftliches und litterarisches Werk ersten Ranges, welches eine bezaubernde Frische der Auffassung mit einer nicht leichten, aber gediegenen und zuweilen bildlich belebten Sprache verbindet." — Er stellt dann bei den Schriftstellern der Zeit „bald Goethesche, bald Schillersche Tradition" fest; daneben „die verdünnten Lessingschen Muster der Berliner Aufklärung" (Nicolai u.a.), welche, verbunden mit einer „verdünnten poetischen Prosa nach Herderscher Art, eine mittlere gebildete Schreibart entwickeln"; sodann solche, welche „nach Klopstocks Beispiel mit der Sprache experimentieren, die Fremdwörter befehden, Neubildungen versuchen, und in cyklopischer Ungeschlachtheit doch eine gewisse Originalität erlangen, wie der Turnvater Jahn"; endlich die „von Natur ursprünglichen Menschen, die auch zur Sprache ein eigenartiges Verhältnis besitzen und, aus inniger Berührung mit der heimatlichen Mundart (vgl. §§ 247 ff.), aus Vertiefung in das verborgene Gesetz der Sprache, aus intimer Kenntnis ihres ganzen Vermögens, eine wahre sprachschaffende Kraft entwickeln, wie Jakob Grimm (§ 354)". Und nach den Männern gedenkt er schließlich auch der Frauen mit ihren Briefen und ‚Memoiren': einer Bettina von Arnim mit ihrer Märchenphantasie auch im Stil; einer Varnhagen, welche sich „pfauenhaft spreizt mit einem schrankenlosen Kombinationswitz, der nach Art der Humoristen das Entfernteste verbindet, von Bild zu Bild jagt und für prophetischen Tiefsinn gelten möchte"; während anderseits eine Henriette Herz „Klarheit und Reinheit um sich verbreitet", und vollends Karoline Schelling das „anmutige Geplauder ihrer Briefe" durch „alle diskreten Reize der Sprache und heimlich innewohnende Poesie zu wahren Kunstwerken erhebt." — Während Scherer sich dann zur Darstellung der Philosophie und sonstigen Wissenschafts-Litteratur wendet, sei hier zunächst der zahlreichen Dichter und ganzen Dichtergruppen gedacht, welche — mehrfach eben in Wechselwirkung mit den Stilmeistern der Wissenschaft — die Sprachentwickelung nach den klassischen Vorbildern fortgeführt und nach manchen Seiten erweitert und bereichert haben.

§ 352. I. Aus den **Zeitgenossen** treten

1. zunächst die Klopstock-begeisterten Männer des Göttinger **Hainbundes** hervor, unter ihnen — außer dem schon (§§ 125, 309) als Dialektdichter und Übersetzer erwähnten **Voß** — hauptsächlich folgende:

Graf Friedrich **Stolberg** (1750—1819) stimmt kräftige Vaterlandstöne an, oft voll schwärmerisch wortreicher Symbolik. **Hölty** (1748—76) singt zarte formvollendete Liederklänge voll natürlicher Wehmut. **Bürger** dagegen (1747—94) dichtet mit „feurigem Genie" Balladen im echtesten Volkstone, deren gewaltigste, Lenore (1773), an erschütternder Sprachgewalt und packender lautmalerischer Verwendung der Naturklänge unübertroffen dasteht. Leider hat er durch andere Gedichte mit leerem Klingklang und im niederen, oft rohen, ja unsauberen Bänkelsängerton den großen Eindruck seiner Dichterkraft wieder verdorben. Um so reiner erklingt dem gegenüber des „Wandsbecker Boten" **Claudius** (1740—1815) volkstümlich frische, treuherzig gemütvolle Liedersprache; auch seine Prosa, im einzelnen zuweilen von fast gesuchter Hausbackenheit und Derbheit, erscheint doch im ganzen gleichfalls kerngesund, ehrlich und natürlich.

2. Von sonstigen Zeitgenossen erinnert an Claudius der „rheinische Hausfreund" **Hebel** (1760—1826) durch den meisterhaften Volkston seiner köstlichen Erzählungen (Schatzkästlein) und der schon früher (§ 245) erwähnten, gemütreichen ‚alemannischen Gedichte'. Durch eine einfache, klare und doch hochgebildete Prosa, wie durch kraftvoll freie Mannesrede zeichnet sich **Möser** (1720—94) in seinen berühmten „Patriotischen Phantasien" und in sonstigen Schriften aus, die ihm schon Herders und vollends Goethes höchste Anerkennung eintragen. — Abseits von allen diesen und in seiner Art allein steht

3. der merkwürdige **Jean Paul** (Joh. Paul Friedrich Richter (1763—1825), dessen als Humoristen schon bei Herder (§ 317 a. E.) gedacht wurde und der eine etwas eingehendere Bemerkung erfordert.

Als Romanschriftsteller zeitweise, zumal von den Frauen, noch über Goethe gefeiert, wird er mit Recht wegen seiner geistreichen Phantasie, seines oft köstlichen Humors und der innigen Gemütsstimmung geschätzt, kann sich aber mit seinem, oft absichtlich formlosen und krausen, bilderüberladenen und gekünstelten Stil einem Goethe nimmer vergleichen. Auch seine mit Notizengelehrsamkeit gespickte, ewig zu Zwischengedanken abschweifende Darstellung und die oft geschmacklose, von Extrem zu Extrem springende Sprache steht der Goetheschen Klarheit und Natürlichkeit sehr fern, erinnert dagegen, wie gesagt, an Hamanns Überspanntheiten. Ist's ihm doch anscheinend oft viel weniger um den Stoff selber, als darum zu thun, in dessen lockeres Gebild seine Augenblicksgefühle, seine launigen Einfälle und die weither geholten Metaphern zu verweben. —

§ 353. **II.** Teils gleichzeitig mit allen diesen und den Klassikern selbst, teils als deren Nachfolge, macht sich um unsere Sprache hochverdient die große Gruppe der sogenannten

Romantiker,

die nach der sprachgeschichtlichen Seite zunächst in kurzem Überblick skizziert sei.

1. Gegenüber einer schon (§ 341) gestreiften Gefahr, die ebenso von beschränkten Nachtretern der Klassiker, wie von der, durch große Gelehrte (W. von Humboldt 1767—1835, Heyne 1729—1812, Wolf 1759—1824) geförderten Altertumswissenschaft unleugbar droht: der Gefahr eines allzu einseitig der Antike zugewandten ‚Klassizismus' und einer allzu peinlichen Formenstrenge, knüpft die Romantik an all jene echt volkstümlich-deutschen und freien Züge und Anregungen der Klassiker selbst an: an Klopstocks und Herders vaterländische Weckrufe, an Goethes und Schillers Vorbilder in deren Jugendwerken und ihrer späteren Rückkehr zu heimischen Stoffen und freieren Gestaltungen (Faust, Hermann und Dorothea, Balladen; Jungfrau v. O., Tell, Glocke). So wirkt sie nach zwei Seiten. Nach der des Inhalts betont sie einesteils das Volkstümliche, Heimische, besonders auch den Rückgriff auf altdeutsche und mittelaltrige Dichtung. Anderenteils — hier besonders Herder folgend, doch auch mit Goethe und selbst Schiller sich berührend (Westöstlicher Divan 1800, Turandot 1801, Phädra 1804) — weist sie auf den Wert auch der übrigen Weltlitteratur, besonders der romanischen und der orientalischen hin. Nach Seite der Auffassung und Form, und damit auch der Sprache, des Stils, vertritt sie allerdings zu Anfang noch — ein

Nachhall des „Sturms und Dranges“ — gegenüber der „klassischen“ Formvollendung, Geschlossenheit und Klarheit, die „geniale“ oder eben „romantische“ Freiheit der Phantasie, die Regellosigkeit des Stils, den Überschwung einer „ahnungs- und geheimnisvollen“ Stimmungs-Sprache. Das führt natürlich, wie früher, rasch zu Übertreibung und Maßlosigkeit, zu allerlei gewaltsamen Erregungs- und sonderbaren Stimmungsmitteln.

Statt fester klarer Gestaltung, Reinheit und schöner Anordnung, Begründung jedes Folgenden durchs Vorhergehende, Herstellung einheitlichen vernünftigen Zusammenhangs, wird nebelhafte Verschwommenheit, sprunghafte, bloß andeutende, alles in Dämmerung hüllende Sinnbildsrede, oft mit abgeschmackten Künsteleien gepflegt. Einseitig wird alles in lyrische Töne aufgelöst. Man sucht mehr nach Lauten und Klängen, nach Schall- und Reimspielen zum Ausdruck dunkelen Träumens und selbstvergessen-„seliger“ Gefühlsschwelgerei, als nach Sinn, Verstand und deutlichem Ausdruck klarer Empfindungen und Gedanken. Da nun aber im Deutschen die musikalische und rhetorische Sprachwirkung weniger vom bloßen Stückwerk der Reim- und Lautklänge abhängt, als von der rhythmischen und periodischen Bewältigung des Wort- und Satzgefüges im ganzen: so bedeutet diese Einseitigkeit auch sprachlich einen Nachteil und verhängnisvollen Abweg (vgl. auch § 355 a. E.).

Später wird dies aber erkannt und bekämpft, und eine Reihe wirklich hervorragender Dichter, im Bunde mit ausgezeichneten Sprachforschern und -meistern, führen eine Klärung, Mäßigung und höchst fruchtbare Förderung der Litteratur, wie besonders auch des Sprachgefühls, der Spracherkenntnis und der Sprachkunst herbei. Zugleich schaffen ausgezeichnete Übersetzer-Talente geradezu Mustergültiges und bereichern durch Erschließung fremder Litteraturschätze unser Sprachgut und Sprachleben nach allen Seiten. Überhaupt haben — das ist das Gesamtergebnis — die Romantiker, trotz jener anfänglichen Verfehlungen, durch ihre geistige Rührigkeit und Vielseitigkeit die von Herder ausgestreuten Samenkörner auf allen Gebieten, zumal für Litteraturgeschichte, Sprachwissenschaft und heimische Altertumskunde, erst recht zum Sprossen und Gedeihen, zu reicher Frucht und Ernte gebracht.

Über die sprachgeschichtliche Gesamterscheinung speziell der Lyrik in dieser ganzen Zeit, wo eben Klassiker und Romantiker mit einander wetteifern, urteilt Scherer geradezu: Es habe sich da „ein Reichtum der Individualitäten und der Stile, der Stoffe und der Formen offenbart; eine Tiefe und Macht der Wirkungen, von der packenden Rede, welche die Massen aufwühlt, bis zu den zartesten Lauten einsamer Klage, bei denen sympathische Seelen erbeben; eine wundervolle Fähigkeit des mannigfaltigsten Ausdrucks in den verschiedensten Sphären,“ hinter welcher die Leistungen des Minnesangs weit zurückständen und womit sich keine Epoche in der Geschichte der Poesie irgend eines andern Volkes entfernt vergleichen lasse. Die Lyrik Goethes und seiner Nachfolger sei die höchste Stufe, welche die Lyrik überhaupt bis jetzt erstiegen habe.

§ 354. 2. Als Häupter der sogen. **älteren Romantik** gelten bekanntlich folgende.

Die Gebrüder **Schlegel, August Wilhelm** (1767—1845) und **Friedrich** (1772—1829). Der Letzte, durch sprach- und litteraturgeschichtliche Werke außerordentlich verdienstvoll, wird durch sein Werk über „Sprache und Weisheit der Inder“ der eigentliche Anreger vergleichender Sprachwissenschaft. Der Erste, gleichfalls als Kritiker wie als Litteraturhistoriker gerade sprachgeschichtlich hochbedeutend, wird durch sein glänzendes Sprachtalent und seine, eines

Herders würdige Feinheit dichterischen Nachempfindens geradezu einer unserer größten Übersetzer.

Durch seine klassische Shakespeare-Übertragung (seit 1797), die „mit der sorgfältigsten Nachbildung des Originals die volle Deutschheit, den freien Fluß der Sprache, einheitlichen Stil und eine reine poetische Wirkung verbindet", hat er den gewaltigen Briten unserer Litteratur und Sprache als förmlichen Besitz einverleibt und beide so um einen unermeßlichen Schatz bereichert. Ja, durch die, von ihm aus gerade in Deutschland nun aufblühende Erforschung der Shakespeare-Sprache ist vielfach den Engländern selbst erst das volle Verständnis ihres größten Dichters erschlossen worden. Vollendet haben das Werk Graf Baudissin (1789—1878) und Dorothea Tieck, die Tochter des dritten Führers der älteren Romantik:

§ 355. **3. Ludwig Tieck** (1773—1853). Dieser phantasievolle und gewandte Stilist hat als Märchensammler („Phantasus" 1812) und Schöpfer des deutschen Kunstmärchens (Die Elfen), als Romanschriftsteller und Meister der Novelle (Dichters Tod, Cevennen-Aufruhr u. a.), als Übersetzer (Cervantes' „Don Quixote") und als langjähriger Dramaturg des Dresdner Hoftheaters, auch für Sprache und Stil außerordentlich vielseitige Anregung und Förderung gegeben.

Allerdings macht auch er sich arger Übertreibungen schuldig. Sprachlich das Tollste ist wohl die Romanze ‚Die Zeichen im Walde', wo er in 114 Strophen das Grausige mit Assonanzen auf **u** zu malen sucht, darunter so sprachwidrige Wörter und Formen wie: begunnte, zurucke, verrucke, erhuben, anhuben, niederschluge, Zunften, Schlupften, bedunken, Brunften u. a., und natürlich wiederholte Verwendung von: Unken, dunkel, dumpfe, Sturme, Schlunde, Hunde, Grunde, Wunde, Blute, Bube, Grube und dergl., sowie von Namen wie: Kunigunde, Sigismunde, Wulfen, Kunze u. a. Natürlich wirkt das nicht schaurig, sondern, wie Scherer mit Recht sagt, nur „unwiderstehlich komisch". Dieser wirft ihm überhaupt Mangel an „Ernst und Vertiefung" vor und sagt: „Daher überall Unklarheiten und Inkorrektheiten, leeres Reimgeklingel und Gedankenarmut, großer Verbrauch von Bildern und poetischen Motiven, von ‚Sonnen, Sternen, Wolken, Winden, Blumen, Bächen, Strömen', von ‚Säuseln, Murmeln, Duft', von ‚Wahnsinn, Grab und Tod'; und alles nur, um Stimmungen zu illustrieren, denn aus dem Herzen hat er nicht viel zu künden". So würden denn Worte und Begriffe „zu bloßen Klängen herabgedämpft" und die, im romantischen Kreise beliebten und häufig glossierten Verse Tiecks wahr gemacht:

Liebe denkt in süßen Tönen,
Denn Gedanken stehn zu fern;
Nur in Tönen mag sie gern
Alles, was sie will, verschönen.

In der That singt bekanntlich schon Uhland in seiner launigen Glosse dazu: „daß es Unsinn ist zu sagen: Nur in Tönen denkt sie gern", und spottet über die „romantisch süßen Herrn", die „nur in Reimchen, Assonänzeln duftig schwebeln, luftig tänzeln" (vgl. § 359). Doch stellt dann andere Werke Tiecks auch Scherer bedeutend höher und vergleicht dessen ‚Reisegedichte', mit ihren freien reimlosen Rhythmen und der Plastik ihrer Schilderungen, geradezu mit Goethe. Vor allem haben seine Märchen und die Nachdichtungen mittelhochdeutscher Minnelieder, samt der geistvollen Einleitung dazu, weithin gewirkt und die jüngeren Romantiker direkt auf diese Gebiete hingewiesen.

Unter den älteren verdient schließlich noch **Novalis** (Friedrich von Hardenberg 1772—1801) wegen seiner wunderbar melodischen Lieder (vgl. § 297 C) und der „an den Ossian in Goethes ‚Werther' gemahnenden" Prosa auch hier eine ehrende Erwähnung.

§ 356. 4. Von den sogenannten **jüngeren Romantikern** geben zunächst **Brentano** (1778—1842) und **Arnim** (1781—1831) die erste umfassende Sammlung deutscher Volkslieder heraus (Des Knaben Wunderhorn 1806—8), die, von Goethe freudig begrüßt, viel zur Kräftigung deutschen Sinns und Sprachgefühls beiträgt und auf die nachfolgende Lyrik überaus wohlthätig einwirkt. — Ebenso sammeln und veröffentlichen die Gebrüder **Grimm, Jakob** (1785—1863) und **Wilhelm** (1786—1859), die deutschen Kinder- und Hausmärchen (1812 ff.), dann die deutschen Sagen (1816 ff.), alle in unmittelbarer Wiedergabe des Volkstons und jener von Natur der Sprache innewohnenden Poesie, voll herzfrischer Naivetät und Kraft — in der That Bücher, ebenso köstlich für die Kinderwelt wie genußreich für Erwachsene, und als vollkommene Kunstwerke mustergültig für den deutschen Erzählungsstil. Beide haben dann gerade in deutscher Sprachgeschichte einen der höchsten Ehrenplätze auch durch ihre sprachwissenschaftlichen und volksgeschichtlichen Meisterwerke erworben: Jakob durch die Deutsche Grammatik (1810—37), Deutsche Mythologie (1835), Geschichte der deutschen Sprache (1848); Wilhelm durch die Deutsche Heldensage (1829); beide endlich durch das Deutsche Wörterbuch (seit 1854 ff., fortgeführt von R. Hildebrand, † 1894, u. a.). Man sieht also, mit welchem Recht schon Goethe das Brüderpaar als die „Sprachgewaltigen" rühmt. — Als einen solchen erkannte auch den redefeurigen **Görres** (1776—1848) selbst ein Napoleon an und bezeichnete dessen patriotische Zeitschrift, den Rheinischen Merkur (1814—16), geradezu als die „fünfte Großmacht" wider sich.

In der That ist wohl kaum eine Zeitung wieder erschienen, die an hinreißender Sprachgewalt, an nationalem Schwung und Einfluß auf die Gemüter, damit vergleichbar wäre; sie hat thatsächlich das, nach Einrichtung und auch Gesinnung schon französierte Rheinland dem Deutschtum wieder erobert. (Vgl. in Börne § 365 das Gegenstück). Später schlägt dann Görres freilich um und schwingt seine Waffen weniger im Dienste deutscher Art und Sprache, als in dem des strengen katholischen Konfessionalismus.

§ 357. Unter den eigentlichen Dichtern dieser Reihe zeichnet sich sprachlich **Eichendorff** (1788—1857) durch die Frische und doch wieder Innigkeit und die krystallhelle Klarheit seiner echt volkstümlichen Liederklänge aus. Anderseits verdient **Heinr. v. Kleist** (1777—1811), als größter Dramatiker der Romantik (Zerbrochener Krug 1806, Käthchen von Heilbronn, Hermannsschlacht 1808, Prinz Friedrich von Homburg 1810), und als einer ihrer fesselndsten Erzähler (Michael Kohlhaas, Novellen) auch hier eine etwas eingehendere Betrachtung.

Allerdings zeigt gerade in den inhaltlich so meisterhaften Prosaerzählungen

seine Sprache oft Willkür, Ungleichheit, Härte, und selbst Verstöße gegen Sprachgefühl und Geschmack. Treffend schildert sie wiederum Scherer: In aller Kürze, fast auszugsmäßig, teile er eine große Masse von Einzelheiten mit, sorge für sinnliche Deutlichkeit und schrecke auch vor Kraßheiten nicht zurück. Während er umfängliche Äußerungen in indirekter Rede summarisch berichte, lasse er in besonders ausgezeichneten Momenten ganz knappe direkte Rede, Ausrufe, Befehle, Abweisungen eintreten. Lange bewege er sich streng sachlich in umfangreichen Perioden, in oft harten Konstruktionen mit vielen Relativ- und Folgesätzen und steifen Partikeln, und halte, bis auf gelegentliche Beiwörter, allen eigenen Anteil zurück; aber bei der Katastrophe übermanne ihn gleichsam das Mitgefühl, und dann gebe er Entsetzen oder Bewunderung wie durch unwillkürliche Ausbrüche der inneren Erregung kund. — Man sieht also: trotz aller Härten doch der Zauber einer urwüchsigen Eigenart, der dann vollends seine Dramen durchwaltet. Auch hier zwar spiegelt die Sprache oft genug sein gewaltsames, ungestümes Wesen, seine flammende Leidenschaft wieder. Aber, entsprechend dem großen Inhalt und der meisterhaften, an Shakespeare und Schiller gemahnenden Kunst des Aufbaus, verrät auch sie eine ungemeine Dichterkraft und Sprachgewalt. Und um so beklagenswerter des Dichters tragisches Ende, das ihre Entwickelung zu voller Höhe so jäh durchschnitt! Kaum ist ein größerer, ein rascherer Wechsel und Gegensatz von Sprache und Stil denkbar, als ihn in den vier Jahren die vier Stücke untereinander aufweisen. Im Lustspiel der ausgelassene Ton derben Volkshumors, der Realismus einer „an die heitere Kunst der Niederländer erinnernden" Kleinmalerei. Im romantischen Ritterstück die rührend zarten Klänge kindlich-reiner Jungfrauenminne und die fast überirdische Sprache hellseherischen Traumlebens. In dem gewaltigen national-politischen Schlachtendrama der Ausdruck seiner bis zur Wildheit grimmigsten Römer-, d. h. Franzosenhasses gesteigerten Leidenschaft, eine Sprache voll altgermanischer Urkraft; in ihrer trotzig gedrungenen Kürze, ihrer ungelenken Schroffheit, ihren keilartig in die Satzgefüge sich eindrängenden Wortverschränkungen, ihren Gleich- und Gegenklängen und dem jähen Wechsel der Verse und Rhythmen, der richtige muskelstarke Hünenleib für den Heldengeist, der das Ganze beseelt. Und im Gegensatz dazu die Thusnelda-Sprache von einer ungeschminkt-natürlichen Weibes-Anmut und Würde zugleich, die uns bezaubernd hinwegtäuscht über die allerdings gräßlich genug dazwischen gellenden Töne der Rache. Endlich im letzten historisch-patriotischen Stück der geklärtere und gleichmäßigere Fluß eines vollgesättigten, bilderreich anschaulichen Stils, der uns gleichfalls über manche, auch hier noch vorkommende kleine Härten und Verstöße hoch und herrlich hinüber trägt.

Schließlich darf hier **Seumes** gedacht werden (1763—1810), der in klarem, anschaulichem, oft schon ganz realistischem Stile seinen ‚Spaziergang nach Syrakus' schildert; der aber vor allem, wenn er auf des Vaterlandes Elend kommt, der gewaltigen, offen kühnen Mannesrede fähig ist, und sich so auch sprachgeschichtlich einen Ehrenplatz in unserer Litteratur gesichert hat. — Und beide nun, der Dichter Kleist mit seiner flammenden ‚Hermannsschlacht', wie der Prosaist Seume mit seiner freimütig markigen Sprache ehrlichsten Zornes, sie sind gleichsam die Vorboten für die Gruppe, die nun folgt.

§ 358. **5. Es sind die, gleichfalls von der Romantik ausgehenden, aber zu neuen Bahnen sich emporhebenden, für die unmittelbare Gegenwart schaffenden Vaterlands- und Freiheitssänger** des großen Befreiungskrieges. Es sind die **Arndt** (1769—1860), **Schenkendorf** (1783—1817), **Körner** (1791—1813) u. a. Wie für alle vaterländischen Güter, so treten sie auch für deutsche Sprache und Volksrede ein. 1. **Körner** folgt, als junger Dramatiker (Zriny), zunächst Schillers pathetischem Stil und Tone, wenn auch natürlich noch ohne dessen reife Meisterschaft.

Dann aber schmettert er seine herrlichen Kriegslieder hinaus, bald im wuchtigsten Volkstone (Das Volk steht auf; Was glänzt dort vom Walde u. a.), bald in so edelem erhabenem Schwunge und so reichem Wohllaut und Vollklange (Frisch auf, mein Volk; Du Schwert an meiner Linken), daß in der That diese innige Verbindung von süßen Leier- und hellscharfen Schwertklängen auch sprachlich etwas ganz Neues und Eigenartiges darstellt. „Glückliche Anfänge", sagt Scherer, „schöne Melodieen, ein halb lyrischer, halb rhetorischer Ton, kein Rückblick auf vergangene Zeiten, keine Weichheit, keine Träumerei, die volle Frische des Jünglings, der in der Gegenwart lebt" — so wirkt in der That die Sprache dieses „Sängers und Helden zugleich" hinreißend auch noch auf uns Nachgeborene. — 2. Schlicht treuherziger und zugleich frischer, kraftvoller Volkston beseelt auch **Arndts** Lieder (Was ist des Deutschen Vaterland? Was blasen die Trompeten? Der Gott, der Eisen wachsen ließ), die eben deshalb fast noch mehr zu eigentlichen Volksliedern geworden sind, als die Körners. Ist doch schon der Frage- und Antwort-Ton und die lebendige Beseelung, worin viele durchgeführt sind (z. B. noch: Wer ist würdig unsrer großen Toten? Wo kommst du her im roten Kleid? Wer ist ein Mann? Wer beten kann! u. a.), so recht im Stil der alten Spielmanns- und historischen Volkslieder gehalten, und packt unmittelbar auch der Masse ins Herz und Gewissen. Auch in seiner Prosa (Geist der Zeit, Deutscher Wehrmanns-Katechismus) weiß er gerade diesen Ton zu treffen, wie wenige andere. Und was wir ihn früher (§ 208) von Luthers Sprache rühmen hörten, es gilt von seiner eigenen: jedes Wort, jeder Satz der kernige deutsche Mann. — 3. Eine ebenso schwungvoll-begeisterte, doch etwas weicher lyrische, innig milde, oft schwärmerische Weihesprache redet **Schenkendorff** (Erhebt euch von der Erde; Freiheit, die ich meine; Wenn alle untreu werden). Und da eines seiner herrlichsten Lieder gerade die deutsche, die „Muttersprache" feiert, so verdient es auch in einer Sprachgeschichte sicherlich seinen Ehrenplatz und eine Wiedergabe.

Muttersprache, Mutterlaut,
Wie so wonnesam, so traut!
Erstes Wort, das mir erschallet,
Süßes, erstes Liebeswort,
Erster Ton, den ich gelallet,
Klingest ewig in mir fort.

Ach, wie trüb ist meinem Sinn,
Wenn ich in der Fremde bin,
Wenn ich fremde Zungen üben,
Fremde Worte brauchen muß,
Die ich nimmermehr kann lieben,
Die nicht klingen als ein Gruß.

Sprache schön und wunderbar,
Ach, wie klingest du so klar!
Will noch inn'ger mich vertiefen
In den Reichtum, in die Pracht;
Ist mir's doch, als ob mich riefen
Väter aus des Grabes Nacht.

Klinge, klinge fort und fort,
Heldensprache, Liebeswort!
Steig empor aus tiefen Grüften,
Längst verschollnes altes Lied!
Leb aufs neu in heilgen Schriften,
Daß dir jedes Herz erglüht.

Überall weht Gottes Hauch,
Heilig ist wohl mancher Brauch.

Aber soll ich beten, danken,
Geb ich meine Liebe kund,
Meine seligsten Gedanken:
Sprech ich wie der Mutter Mund!

§ 359. **6.** Als Freiheitssänger beginnt bekanntlich auch **Rückert** (1788—1866) mit „Geharnischten Sonetten" (1814), die jedoch, wie auch seine sonstigen Kriegslieder, neben herrlichen kraftvollen Zügen manche Schwächen des allzu Gesuchten und Sinnreichen zeigen und, den eigentlichen Volkston zu treffen, vergeblich sich mühen. Ihnen folgen dann echt romantisch zarte Töne (Liebesfrühling 1823 u. a.), und nach und nach, in fast unerschöpflicher Vielseitigkeit, Reimklänge aller Art von mannigfachstem Inhalt (Märchen; Weisheit des Brahmanen in [mehr als 2700] Alexandriner-Sprüchen 1836; Übersetzungen, namentlich aus dem Indischen und Arabischen u. a.).

Auch dies alles weniger im Volkston, als in gewählterer Bildungs- und fein gestalteter Dichtersprache; namentlich in den Übersetzungen voll höchster Form- und Sprachgewandtheit und einer fast verblüffenden Reimkunst, die ihn allerdings auch hier wieder ab und an zur Künstelei, zu Überladung mit Bildern und spitzfindigem Reimgeklingel verführt. Immerhin rückt er, mit dem ins Weite gehenden universellen Zuge und mit der spielenden Meisterschaft in der poetischen Form, ganz in die Nähe Goethes, und ist — nach Herbsts treffendem Urteil — mit diesem zusammen „der am meisten schöpferische Dichter", den Deutschland gekannt hat. Also auch für die Sprachgeschichte eine Größe von hoher Bedeutung. Singt er's doch selbst in dem Gedicht „Meine Aufgabe", freilich eben in etwas äußerlicher Auffassung:

Der deutschen Sprache Schatz zu mehren,
Von Jugend auf war mein Bemühn.
Und dieser Trieb soll nie verblühn,
So lang des Lebens Tage währen.
Ein neuer Reim, ein neuer Satz,
Dünkt mich ein Zuwachs jenem Schatz;
Ein andrer wirk in andern Sphären,
Doch ich bin hier an meinem Platz.

§ 360. **7.** Ein Seiten- und zugleich Gegenstück dazu bildet der kaum weniger sprachmächtige und formvollendete, dabei aber durchweg ganz natürliche, schlichte und klare **Uhland** (1787—1862), der eigentliche Reformator der Romantik, der in Lyrik und Epik, insbesondere in der Ballade und Romanze, deren Höhepunkt und zugleich eine ganz selbständige Eigenart darstellt; der also schon deshalb, und außerdem als Haupt des sog. **Schwäbischen Dichterkreises**, auch in sprachlicher Hinsicht eine etwas eingehendere Würdigung erheischt.

Dem ganzen, vielfach dunklen und zerfahrenen Streben der Romantik giebt gerade er als Dichter eine klare verständige Gestaltung. Im Gegensatz zu jenen „romantisch süßen Herren" (§ 354), die „bald in schimmernder Glätte, bald in bunter Färbung das Heil der Poesie suchen, und zu Gunsten eines sog. poetischen Duftes alle schöne und klare Gestaltung verschmähen," tritt er mit reiner und doch frischer, volkstümlich natürlicher und doch kraft- und schwung-

voller, vor allem aber mit warmer und schlichtherzlicher Sprache auf den Schauplatz, und giebt all seinen Gestalten eine feste, klar umrissene, meist knappe, bisweilen sogar trockene Zeichnung. Allem Schwulste, allem bloß rhetorischen Schmucke und Wortgepränge feind, liebt er auch in seinen **Balladen und Romanzen** einfachen, kurzen und gedrängten Ausdruck.

In dem bescheidenen Bewußtsein, daß ihm für diese Dichtungsart weder die urwüchsige Kraft eines Bürger, noch das hohe Pathos und die Redepracht Schillers, noch der Anmutszauber Goethes von Natur mitgegeben ist, strebt er auch gar nicht darnach, eines dieser drei großen Vorbilder nachzuahmen, sondern geht ruhig und selbständig seinen eigenen natürlichen Weg. Aber gerade auf diesem gelingt es ihm, neben jenen hohen Mustern noch eine vierte Art deutscher Balladendichtung zu schaffen.[1]) Und da erhebt er sich zu einem mindestens ebenso volkstümlichen Sänger, wie sie. Ja, für die Jugend unseres Volks, für den Lese-, Lern- und Vortrags-Stoff des Schulunterrichts, hat er sogar noch viel mehr der reizvollsten und trefflichsten Musterstücke geschaffen, als selbst Schiller. Und das beruht eben — wie auf dem verhältnismäßig einfachen und allverständlichen Inhalte, der ebenso einfachen Gestaltung, und der stets klaren, leicht zu überschauenden Anordnung, so vor allem auch auf der Reinheit, Natureinfalt und Herzenswärme seines Vortrags. Doch ist er darin nicht etwa bloßer Naturdichter, sondern immer zugleich ein wirklicher und — ein wahrhaft großer Künstler. Gerade diese edle Schlichtheit verrät seine Sprachmeisterschaft. Ist es doch bewundernswert, mit wie geringen Mitteln er oft seinem Stoff eine ergreifende Wirkung sichert. Manchmal genügt ein einziges schlichtes Beiwort, um dem Gegenstande warmes Leben zu verleihen. Dabei beherrscht er einen reichen und schönen Wechsel der Formen. Beide aber, Form und Inhalt, zeigen stets die vollste harmonische Übereinstimmung, das sicherste Merkmal eines wahren Kunstwerkes. Wer ein Uhland'sches Gedicht liest, wird sich für den Inhalt kaum eine andere Form als die gewählte denken können. Und gerade diese ungezwungene Harmonie, und die Selbstbeschränkung auf die ihm allein zustehenden Mittel, bezeugen zugleich sein künstlerisches Gewissen.

Wo Uhland dann das schlichte Naturlied und die Epik verläßt, und in vaterländisch-politischer Lyrik auf den Boden des wirklichen Gegenwartslebens tritt: da zeigt er eine Verbindung von Einfachheit und Würde, von Schönheit und Männlichkeit, und, bei der Größe des Gehalts, dem Schwunge des Gefühls, eine Vollendung der Form, einen Adel der Sprache, wie sie bei Dichtungen dieser Art in Deutschland weder vorher erreicht, noch nachher übertroffen werden. — Daß er zum Dramatiker weniger veranlagt ist, zeigt bekanntlich in seinen Stücken (Herzog Ernst 1817, Ludwig der Bayer 1818) der Mangel an eigentlich dramatischer Spannung, Wucht und Geschlossenheit. Doch sind sie, außer durch ihren hohen sittlichen Gehalt und die kerndeutsche Gesinnung, gerade durch die musterhafte Behandlung der Sprache gleichfalls so recht zu Anfangsmustern für den Jugendunterricht geeignet. — Endlich hat Uhland sich auch, als hochverdienter Sprach- und Litteratur-Forscher, gerade in der deutschen Sprachgeschichte ein bleibendes Denkmal gesetzt, und zwar stehen seine gelehrten Arbeiten im innigsten Zusammenhange mit seinen Dichtungen (Walther von der Vogelweide 1822; Sammlung alter Volkslieder 1844 f.; Vorträge über das Nibelungenlied; Zur Geschichte der Dichtung und Sage u. s. w.). —

[1]) Für einige Stücke führt er bekanntlich auch eine neue Form in seinem „neueren Nibelungenverse" ein, z. B. in dem gewaltigen „Sängers Fluch" und den Romanzen vom alten Rauschebart. Überhaupt belebt er mit Vorliebe ältere deutsche Lied-, Strophen- und Reimformen. Mit welcher Kunst und Macht er den echt volkstümlichen Kehrreim handhabt, zeigt das Vaterlandslied „Vorwärts", und besonders das großartige „Glück von Edenhall."

§ 361. 8. Von den anderen schwäbischen Dichtern haben sich auch sprachlich hervorgethan: **Schwab** (1792—1850), namentlich durch Balladen und Prosa-Bearbeitungen deutscher Volksbücher; **Kerner** (1786—1862) durch schwungvoll frische Lieder, in denen er „die Art des Volksliedes täuschend zu treffen" weiß; **Hauff** (1802—27) als fesselnder Erzähler, sei's in Stil und Sprache des historischen Romans nach Walter Scotts Art (Lichtenstein 1826), sei's in der Märchen-Manier Tiecks, oder endlich im satirischen Romane nach Wielandschem Vorbilde; endlich **Mörike** (1805—74), vor allem als ein Lyriker, der, in der Verschmelzung schlichter Einfalt mit künstlerischer Formvollendung und sprachlichem Wohllaut, zuweilen an Goethe erinnert.

§ 362. 9. Von den zahlreichen, im weiteren Sinne durch die Romantik angeregten oder von ihr ausgehenden Dichtern seien hier nur noch wenige hervorgehoben. Unbefangen, gesund, schlicht, wie die Schwaben, mutet uns **Wilhelm Müller** (1794—1827) in dem frischen Volkstone seiner weit verbreiteten Lieder an, die er gern Vertretern der Volksstände selber in den Mund legt, und von denen z. B. die „Müllerlieder", die unter solcher Maske eigenes Liebes-Glück und -Leid besingen, geradezu durch ihre Sprache schon die musikalische Behandlung herausfordern, welche ihnen dann durch Schuberts geniale Tondichtung zu teil wird.

Als ein förmliches Sprachwunder darf **Chamisso** gelten (1781 bis 1838), sofern er — aus Frankreich freilich schon als Knabe nach Deutschland geflüchtet, aber immerhin doch Franzose — unserer Sprache all ihre Schönheit und seelenvolle Innigkeit ablauscht und diese in so formvollendete, dabei plastisch-anschauliche Dichtungen ausgießt (Schloß Boncourt, Salas y Gomez, Frauenliebe und -Leben, Alte Waschfrau), daß er in die Reihe unserer edelsten Lyriker tritt.

Um die gleiche Palme ringt mit den Männern erfolgreich die Dichterin **Annette v. Droste-Hülshoff** (1797—1848), deren „Haidebilder" z. B. unsere Sprache um wundersame, unmittelbar den Naturstimmen nachgedichtete Töne und Klangfarben bereichern.

Als ausgezeichneter Prosa-Stilist flicht **Immermann** (1796 bis 1840) in seinen satirischen, schon in außerordentlich realistischer Sprache gehaltenen Gegenwarts-Roman „Münchhausen" (1838f.) die erste moderne Dorfgeschichte („den Oberhof") mit einer so naturwahren Plastik und einem so urwüchsigen Volkstone ein, daß sie auch hierin ein unübertreffliches Muster darstellt, dem selbst die bedeutendsten Nachfolger — **Jeremias Gotthelf** (1797—1854) und der spätere **Auerbach** (1812—82) — höchstens nahe kommen.

Dem historischen Romane weiß **Wilibald Alexis** (Häring, 1798—1871) gleichfalls eine so unmittelbare Anschaulichkeit einzuhauchen, daß es namentlich aus den landschaftlichen Schilderungen seiner, mitunter freilich etwas breit gesponnenen, märkischen Geschichten, gleichsam wie frischer Erdgeruch heimatlicher Scholle aufsteigt. Wie

ausgezeichnet er auch im Liede den Volkston trifft, zeigt das berühmte köstlich-derbe Soldatenlied „Fridericus Rex".

§ 363. **10.** Auch unter den **österreichischen** Dichtern jener Zeit haben manche für Sprache und Stil neue eigenartige Wege gefunden. Der Dramatiker **Grillparzer** (1790—1872) — sprachgeschichtlich schon dadurch wichtig, daß er, nach langer Vorherrschaft italienischer Kunst- und Geschmacksrichtung, zuerst auch Österreich wieder auf dem Schauplatz der höheren deutschen Litteratur vertritt — rückt vollends mit dem großen Inhalte und der entsprechenden formvollendeten, edlen und oft hinreißenden Seelensprache seiner Stücke und sonstigen Dichtungen (mit Kleist zusammen) unmittelbar neben unsere Klassiker (Sappho 1818, Goldenes Vließ 1821, Ottokar 1825, Der Traum ein Leben, Des Meeres und der Liebe Wellen 1831 u. a.).

Wenn Scherer meint: seine Sprache stehe „selten auf der Höhe des durchgebildeten poetischen Ausdrucks", so dürfte gerechter, als dieser herbe Tadel, der lobende Zusatz sein: „aber immer auf der Höhe der dramatischen Situation". Gerechter auch urteilt z. B. Vogt von ‚Sappho': hier sei es Grillparzer „in einziger Art gelungen, die Schönheit von Goethes Iphigenien-Sprache von innen heraus nachzubilden". Wie meisterhaft spiegelt sich z. B. im ‚Goldenen Vließ' der Gegensatz zwischen Barbaren und Griechen auch sprachlich wieder! Dort die schwerfällig ungeregelte, dumpfe Sprechweise der düsteren Kolchiker, hier die schön und anmutig hinfließenden Blankverse hellenischer Rede. An Weichheit, Rundung und harmonischem Ebenmaß des Ausdrucks steht vielleicht am höchsten ‚Der Traum ein Leben', während das köstliche Lustspiel ‚Weh dem, der lügt!' durch frische Natürlichkeit und lebensvollsten Humor entzückt. Wie reich endlich das Sprachregister des Langverkannten war, zeigen u. a. die nachgelassenen Epigramme, unter denen die zornsprühenden Stachelverse ‚Sprachenkampf', gleich scharfen Pfeilen wider die magyarischen und slawischen Feinde deutscher Kultur und Sprache geschleudert, geradezu von sprachgeschichtlicher Bedeutung sind.

Als Volksdramatiker populären Stils zeichnet sich **Raimund** aus 1790—1836. — Als Weltschmerz-Lyriker und doch auch Schilderer heimischen wie fremden Volkslebens, findet **Lenau** (1802—50) oft ebenso farbenglühend-prächtige wie stimmungsdüstere Töne, oft mit einem musikalischen Wohllaut und einer wunderbaren Naturbeseelung, die an Goethe erinnern. — **Anastasius Grün** (Graf Auersperg, 1806—76) weiß in seinen politischen Dichtungen freie markige Mannesrede und zündende Leidenschaft mit hoher Formvollendung zu verbinden. — Als sogenannte „Spätromantiker" können schließlich hierher gezählt werden: Der Dramatiker **Halm** (von Münch-Bellinghausen 1806—71), dessen Stücke (Sohn der Wildnis, Fechter von Ravenna u. a.) mehr durch den Glanz, um nicht zu sagen: den Prunk gerade der Sprache und die Vornehmheit des Stils, als durch innere Wahrheit wirken. Der sinnige Naturschilderer **Stifter** (1806 bis 68), dessen ‚Studien' in einfacher, aber warmer und wunderbar anschaulicher Darstellung zum Teil wahre Kabinettstücke seelenvollster Naturmalerei enthalten, zum Teil allerdings auch an ermüdender

Weitschweifigkeit im allzu Kleinen und Einzelnen leiden. Endlich — schon im Übergange zur Gegenwart — der Epiker **Hamerling** (1830—89), der die glänzendste Sprache, die gefeiltesten Blankverse und Hexameter, die farbenreichste, in grellen Gegensätzen schwelgende Darstellung, zur Zeichnung wilddüsterer Geschichtsbilder und zum Ausdrucke einer entsprechenden pessimistischen Gesamtstimmung verwendet (Ahasver in Rom, König von Sion).

§ 364. **11.** Eine eigene Sonderstellung zwischen Klassik und Romantik nimmt endlich **Platen** ein (1796—1835), der, weniger als Dichtergenie hervorragend, gerade als ein Sprachkünstler ersten Ranges etwas nähere Betrachtung verdient.

Romantisch in Behandlung echt romantischer Stoffe (Grab im Busento, Abbassiden u. a.) und in Nachbildung verschiedenartigster Fremdformen (Sonette, Oden, Gaselen u. a.), tritt er anderseits, gegenüber den romantischen Formlosigkeiten und Reimkünsteleien, für strengste Metrik und Formenreinheit ein, pflegt auch die reimlosen antiken Maße, und geißelt in seinen ‚aristophanischen' Komödien all jene Auswüchse. Seine Bedeutung ruht aber eben weniger auf dichterischer Kraft und schöpferischer Phantasie, als auf der Formvollendung und Sprachkunst. Wagt er's, in der Lyrik gar mit einem Goethe zu ringen, so hat er diesen doch, wegen jenes Mangels, höchstens in der Form, nie im Gehalt erreicht. Schon jede Volkstümlichkeit fehlt ihm; seine Sprache ist nur für Gebildete. Und selbst er thut, trotz aller Gewandtheit und Glätte, dem Geiste unserer Sprache, ihrer doch vorwiegend logischen Betonung (§§ 53 ff.), öfters Gewalt an und schafft für ein feineres Ohr geradezu sprachwidrige Mißklänge:

Vgl. z. B. in den sonst so formvollendeten Sonetten Betonungen wie: Im Leben ihm und nach dem Leben teuer, was reindeutsch klingen müßte: Im Leben ihm u. s. w.; Oed ist der Hafen . . . statt: Oed ist der Hafen. Ähnlich in den Oden Ehrfurcht erweckt . . . statt: Ehrfurcht erweckt; Rückwärts erblickst du . . . statt Rückwärts erblickst du, u. s. w.

Ja, gerade infolge solcher äußeren Glätte streift seine Sprache — wie schon Grimm urteilt — oft „ans Kalte und Marmorne". Überhaupt erreicht er die Formvollendung nicht, wie Goethe, Rückert u. a., im leichten genialen Wurfe, sondern erst durch sorgfältiges Feilen. Doch setzt nun eben dies ein feines Sprachgefühl, einen künstlerischen Geschmack voraus, die nicht eher befriedigt sind, als bis Form und Inhalt sich im möglichst reinen Wohlklange decken. Und daß Platen unsere Sprache in so schwierigen Fremdformen so meisterlich beherrscht; daß er, jene einzelnen Verstöße abgerechnet — ihr die natürliche Anmut, Leichtigkeit und Klangfülle zu bewahren weiß und hierin alle Vorgänger — in den Sonetten z. B. einen Schlegel — mindestens erreicht, oft übertrifft: das verleiht ihm gerade in sprachgeschichtlicher Hinsicht die hohe Stellung, die Goethe, und im ganzen auch Grimm, ihm zuerkennen.

Von seinen Sonetten z. B. urteilt Koch: Sanft und glatt wie eine venezianische Gondel gleiten die Verse dahin, zu denen der mit feinstem Sprachempfinden auf seine Reinheit geprüfte Reim sich wie von selbst einstellt. Von dem Gezwungenen und Gekünstelten, das sonst im deutschen Sonett so leicht erkälte, sei hier nichts zu verspüren. Auch die schwersten Formen wisse er mit Sicherheit und Anmut seinem Ideenreichtum dienstbar zu machen, die warme Glut seines Innern vornehm im edelsten Gefäß zu bergen, selbst auf die Gefahr hin, als kalt und fühllos verkannt zu werden. — Daß er übrigens auch im schlichten Liede den höchsten Wohllaut erreichen kann, zeigt die wundervolle Romanze ‚In der Nacht'. — Hat man ihn also wegen der Oden als den

‚deutschen Pindar' gefeiert und willig als den Ersten unserer Sonettendichter anerkannt, so mag ja die selbstverfaßte Grabschrift zwar darin zu ruhmredig klingen: er habe neue Bahnen aufgeschlossen in einem Stil, den keiner übertroffen': aber kaum wird man dem noch stolzeren Schlußwort widersprechen können: ‚Und auf die Sprache drückt ich mein Gepräge.'

---

§ 365. Wäre hier nun, nach bloßer Zeitfolge, zunächst der wissenschaftlichen Prosa des klassischen und des romantischen Zeitalters zu gedenken, so erscheint es doch übersichtlicher, vorerst noch die dichterisch-litterarischen Gruppen der Folgezeit bis zur Gegenwart vorzuführen, um erst dann die sprachlich wichtigsten Prosaerzeugnisse aus sämtlichen Abschnitten der letzten anderthalb Jahrhunderte zusammenzufassen.

C. Dritter Hauptabschnitt:

1848 bis jetzt.

Neuere Sprachentwickelung und Gegenwarts-Litteratur.

Überblick:

§ 366. Zur Charakteristik dieses Zeitabschnittes mögen, — vorbehaltlich des in der Litteraturgeschichte zu Sagenden — folgende Andeutungen genügen.

Das Jahr **1848** ist als Markscheide gewählt, einmal, weil sich gerade bis dahin das „große Jahrhundert" der klassisch-romantischen Litteratur abrundet; sodann, weil es für Deutschland den Höhe- und zugleich Wendepunkt der bekannten politischen und nationalen Bewegungen darstellt, durch die in der That ein Neues, eine allgemeine Umwälzung, auch auf geistigem, litterarischem und damit zugleich auf sprachgeschichtlichem Gebiete, angebahnt wird. Infolge deren erscheinen Klassik und Romantik eben als Ganzes für sich endgültig abgeschlossen. Natürlich wirken beide in ihren allgemein gültigen und ewig vorbildlichen Inhalten, Formen und Maßstäben noch fort, und werden auch durch zahlreiche Gruppen dichterischen Nachwuchses, des sogenannten Epigonentums der „**Spätromantiker**", bis in die Gegenwart vertreten. Doch werden diese hier nicht, wie mancherwärts, noch dem vorigen, sondern bereits diesem Schlußabschnitte zugezählt: weniger aus der chronologischen Rücksicht, weil bei den meisten die Hauptwirksamkeit erst nach 48 fällt, als vielmehr aus dem inneren Grunde, weil fast alle schon wesentlich beeinflußt erscheinen durch die **neuen** Bewegungen und Richtungen, die sich eben um dieses Jahr als Höhepunkt gruppieren oder von ihm ihren Ausgang nehmen.

Von solchen wurden nun schon berührt (§§ 351, 364 a. E.): das bedeutende Hervortreten der **Prosa** im Dienste von Wissenschaft, Tagesschriftstellerei und praktischem Leben, worauf wir gleich zurückkommen. Gleichfalls gestreift (§ 360 Uhland, § 363 Anastasius Grün) ward die Neuerscheinung der **politischen Dichtung und Litteratur**, die ja als solche dem klassisch-romantischen Geschmack eigentlich widerspricht. Allerdings tritt sie in ihren Anfängen und gerade in den wichtigsten Erscheinungen, in der politisch-revolutionären

Tendenzdichtung und Schriftstellerei des sogen. **„Jungen Deutschlands"**, längst vor 1848, schon zu Goethes Lebzeiten hervor; ja einer ihrer Hauptführer, Börne (§ 371), hat das 48er Jahr überhaupt nicht mehr erlebt. Aber die ganze Bewegung, mit den politischen Stürmen in Frankreich (Julirevolution 1830) in innigster Wechselwirkung, fliegt gleichsam als Sturmvogel um 1—2 Jahrzehnte den nachfolgenden Erschütterungen in Deutschland voraus, und darf deshalb als Vorbote und Vorbereitung, also abermals aus Gründen des inneren Zusammenhangs, ihnen wohl zugeordnet werden. — Endlich tritt als dritte Haupterscheinung, welche dem ganzen Sprach- und Litteraturleben neuester Zeit so recht den eigentlich „modernen" Stempel aufdrückt, die **realistische** Litteratur, und in ihrem Gefolge schließlich der **Naturalismus** auf — auch dies infolge einer Entwickelung, deren Einzelverlauf sich ganz kurz so skizzieren läßt.

§ 367. 1. Von den **Wissenschaften** zunächst sind es besonders die kritische Geschichtsforschung und die Naturwissenschaften, welche einen ungeheuren Aufschwung nehmen, auf alle übrigen Gebiete, namentlich auf die Philosophie und die Volkswirtschaftslehre, umgestaltend rückwirken, und eine entsprechend gewaltige Sprach- und Litteraturbewegung erzeugen. Durch die naturwissenschaftlichen Erfolge bedingt, folgt ein ebenso großer, fast märchenhafter Aufschwung und eine völlige Umgestaltung auf allen Gebieten von Technik, Industrie, Handel und Verkehr, die nun gleichfalls eine Hochflut von Sprach- und Litteraturerzeugnissen hervorrufen. Alles das steht in Wechselwirkung mit den politisch-nationalen Errungenschaften, den sozialen Umwälzungen und der schrankenlosen Entfesselung aller Kräfte und Triebe des Volkstums; ferner mit dem maßlos gesteigerten Wettbewerbe stets wachsender Bevölkerungsschichten im allseitigen „Kampfe ums Dasein"; vor allem auch mit der ungemeinen Erweiterung, Vermehrung und Beschleunigung alles Verkehrs, und vollends alles geistigen Austausches. Und alles das ruft eben in dem neuen Geschlechte der Zeit, gegen früher, jenen allmählichen Umschwung in Weltanschauung und Lebensstimmung hervor, welcher sich selbstverständlich auch in Kunst und Litteratur, im Sprachleben, in Stil und Ausdrucksweise, in Darstellungsfarben und Empfindungstönen, immer deutlicher wiederspiegeln muß.

So vor allem 2. in der **Tagesschriftstellerei**, welche am raschesten, unmittelbarsten, naturgetreuesten alles das ausspricht, und deshalb zu unermeßlicher Bedeutung gelangt. An Stelle der Almanache und Taschenbücher unserer Großväterzeit, die so recht deren harmlos ästhetischem Genießen und „feingeistigem Schwelgen" in Litteratur und Kunst entsprachen, ergießt sich nunmehr die Hochflut der Tageszeitungen, der Parteipressen, der wissenschaftlichen, technischen oder wirtschaftlichen Fachschriften, der ‚Programme', ‚Manifeste' und Flugblätter aller Art. Und alles das redet in einem Gewirre so verschiedener Töne und Stile, so entgegengesetzter Zungen und Sprachweisen durcheinander, daß der babylonische Wirrwar dagegen wie ein Kinderspiel erscheint. Aber als einheitlicher Grundzug tritt doch das Eine hervor: die Anteilnahme aller am staatlichen und öffentlichen Leben mit seinen gewaltigen nationalen, wirtschaftlichen und sozialen Aufgaben und Bewegungen. Die bürgerliche Gesellschaft, das gesamte Volkstum, wird sich seiner Bedeutung für die Allgemeinheit bewußt. Ein ernster, thatkräftiger arbeitsamer Geist erwacht, und mit ihm eben der **Wirklichkeitssinn**, der sogen. **Realismus!** Und dies wirkt nun

§ 368. 3. auch auf Litteratur, Kunst und Sprachleben selber mächtig ein. Mehr und mehr bricht sich die Überzeugung Bahn: die Kunst solle nicht nur die anmutig-heitere Verschönerin des Daseins, sondern der wahre und

ernste Ausdruck, die treue Darstellung des ganzen menschlichen Lebens selbst in allen seinen Regungen und Bethätigungen sein. Die Poesie müsse also in noch viel nähere Fühlung mit der Wirklichkeit, zumal mit dem Gegenwartsleben selber treten. Und endlich fordert der modernste **Naturalismus**: dieses Gegenwartsleben sei lediglich um seiner selbst willen zu schildern, d. h. nicht etwa wegen vermeintlicher auch darin sich offenbarender höherer Gesetze, Wahrheiten, Ideen oder gar Ideale; sondern ausschließlich wegen seines Vorhandenseins an sich. Daher habe die Dichtung Pflicht und Aufgabe, Natur und Leben, in unbegrenzter Ausnahmslosigkeit und Unterschiedslosigkeit aller ihrer Äußerungen und Erscheinungen, in nacktester Leibhaftigkeit, in rückhaltlos unverschleierter Wirklichkeitsdarstellung zu schildern. Grundsätze also, die — wenn befolgt — selbstverständlich auch für alle sprachlichen und stilistischen Ausdrucksmittel einschneidendste Bedeutung erlangen und eine gewaltige Umwälzung hervorrufen mußten.

§ 369. 4. Nach allem dem ergeben sich also für diesen Zeitraum folgende Hauptgruppen der Betrachtung von Sprache und Stil:

I. als Übergang und Vorbote des Neuen das ‚Junge Deutschland‘;
II. als Nachklang des Alten die ‚Spätromantiker‘;
III. als neue Zeiterscheinung Realismus und Naturalismus in Dichtung und Litteratur.

Sodann (nach § 365) die Gesamtgruppe:

IV. Wissenschaftliche und praktische Prosa der letzten anderthalb Jahrhunderte.

Endlich als zusammenfassender Abschluß:

V. Das Sprachleben in Presse und Umgangssprache der Gegenwart: Erscheinungen des Verfalls und der Gegenwehr.

§ 370. I. Übergang, Vorboten des Neuen: das „Junge Deutschland.“

Unter den Führern und Vertretern der ‚jungdeutschen‘ Bewegung sind wegen sprachgeschichtlicher Bedeutung nur die 4 bedeutendsten hervorzuheben, sofern sie als Dichter oder Tagesschriftsteller sich auch um Sprache und Stil mancherlei Verdienste erwerben: der Zeitfolge nach **Börne** (1756—37), **Heine** (1797—1856), **Laube** (1806—84), **Gutzkow** (1811—78).

1. Von diesen hat — um das letzte Paar kurz vorweg zu nehmen — Laube als einflußreicher Theaterschriftsteller und als Dramatiker gewirkt (Graf Essex u. a.), und sich als wirkungsvoller Stilist und Dichter gezeigt; in dem Versuche allerdings, Schillers unvollendeten ‚Demetrius‘ zu ergänzen, offenbart sich nicht nur in Handlung und poetischem Gehalt, sondern gerade auch sprachlich und stilistisch der ganze Abstand des ‚Epigonen‘ vom Meister. — Gutzkow dichtet gleichfalls wirksame Schauspiele (Zopf und Schwert u. a.) und, in hochgebildetem epischem Stile, Romane von fesselnder Darstellungskunst (Ritter vom Geist, Zauberer von Rom); nur holen letztere oft allzu weit aus und spinnen sich in langatmiger Schilderungs- oder Gesprächsbreite hin, verraten auch mehr-

fach in Sprache und Ausdruck des Verfassers politische Verbitterung und Nervosität.

2. Bedeutend höher steht das zweite, zeitlich frühere Paar: Börne, seiner Zeit der bedeutendste Journalist der ganzen Richtung und überhaupt einer unserer ausgezeichnetsten Stilisten; **Heine**, gleichfalls ein Publizist ersten Ranges, doch vor allem bekanntlich als Lyriker zu wirklichem Weltruhme gelangend.

§ 371. Beide, von Hause aus Juden, zeigen die ungemeine sprachliche und stilistische Begabung dieses Volks noch in der Neuzeit und gerade für Journalistik und Tendenzschriftstellerei: man denke, um das gleich hier anzufügen, nur an die Lassalle, Marx, und die Unzahl modernster jüdischer Tagesschriftsteller (vgl. § 397). Beide sind freigeistig revolutionär gerichtet, und doch, nach Charakter und Empfinden, wie nach Sprache und Stil, grundverschieden bis zum feindlichsten Gegensatze.

Börne (vgl. § 351) ist nur Prosaist, eigentlich nur politischer und ästhetischer Tagesschriftsteller, der ‚Feuilletonist' der berühmten ‚Briefe aus Paris,' Meister der ursprünglich Jean Paul (§ 352) abgelauschten Humoreske und des zwanglosen geistreichen Plaudertons ebenso, wie der ungestümen aufreizenden Sprache politischer Leidenschaft und einer, selbst die politischen Gegner bezaubernden Beredsamkeit. In dieser bildet er zu dem früher (§ 355) erwähnten Görres sowohl Seiten- wie Gegenstück. Dort die glühendste deutsch-nationale Vaterlands- und Freiheitsrede wider Frankreich; hier auch flammende Freiheitsworte, aber wider die damaligen deutschen Zustände, abgöttisch für Frankreich, ganz von französischem ‚Esprit' belebt, geistsprühend, witzig, satirisch, oft bissig und von schärfster Ätze durchtränkt. Immerhin aber alles Ausdruck echter Überzeugung, ehrlichster Leidenschaft. Sagt er doch selbst: Nicht im Kolorit, in der größeren oder kleineren Lebhaftigkeit der Farben liege das Eigentümliche jeder Schreibart, sondern in Zeichnung, Stellung und Gruppierung der Gedanken; und diese hänge mehr vom Charakter, als vom Geiste, mehr von der sittlichen, als der philosophischen oder künstlerischen Anschauung eines Schriftstellers ab. Daher auch die ernste Sorgfalt seines Stils, jenes „tiefe Graben nach den Reichtümern der deutschen Sprache", das er, oberflächlicher Stillosigkeit gegenüber, so stark betont.

§ 372. Gerade hierzu bildet nun **Heine** meist den vollen Gegensatz. Wohl eignen ihm gleichfalls für die Prosa des Zeitschriften-Feuilletons ähnliche Vorzüge: leichte Gewandtheit, formvollendete Anmut, fesselnde Lebhaftigkeit, dabei unerschöpflicher Witz, beißendster Spott. In manchen Aufsätzen (z. B. über Luther und die Reformation) zeigt er sogar die schwungvolle edele Sprache echter Begeisterung. Doch meistens bleibt er hinter Börnes ernstgewaltigem Stile zurück. Inhaltlich über alles, auch das Heiligste, die Lauge seines Spottes auszugießen fähig, bringt er's auch sprachlich oft nur zu bloßer äußerer Formvollendung und Glätte, ohne die Kraft und den Adel eines wirklichen Charakters zu bekunden. Ja, oft genug schreibt er nachlässig, lotterig, in seinen Briefen undeutsch französelnd, steht also auch hierin weit unter Börnes Sorgfalt und Tiefe. — Dagegen hat er bekanntlich in der **Lyrik** auch sprachlich Herrliches geschaffen, doch wiederum mit großen Unterschieden. Viele seiner Lieder wetteifern in ihren schlichten vierzeiligen Reimstrophen an Einfachheit, Volkstümlichkeit und süßem Wohllaut, geradezu mit unsern Größten, mit Eichendorff, Uhland, Goethe. Ja, er darf als unser größter Liedersänger nach Goethe gelten; denn manches ist in der That nur diesem vergleichbar. Daneben aber kranken allzu viele andere Gedichte an unmännlich weichlichem, weltschmerzlichem, oder gar schlüpfrigem Tone. Dazu klingt's bei ihm keineswegs immer, wie bei jenen Dichtern, unmittelbar aus frischem Herzensdrange heraus; sondern vieles ist — wie bei dem ihm so verhaßten Platen (§ 363) — Ergebnis sorgfältigster Feile auf dem Papier.

Gerade jene anmutige Zwanglosigkeit, jene, dem Volkston abgelauschte Nachlässigkeit in der Form so vieler Gedichte, sie ist nur scheinbar so natürlich, in Wirklichkeit fein berechnet. Auch hier mischt sich also mit feinstem Sprachgefühl und Sprachvermögen der scharfe Verstand, die Absicht auf bestimmte eindrucksvolle Wirkung. Und das führt zur allbekannten Kehrseite so zahlreicher Heinescher Gedichte: daß er die anfänglich rein und edel gehobene Stimmung und Sprache plötzlich, in selbstzerstörerischer Ironie, durch unedele, niedrige Wendungen wieder vernichtet. Natürlich soll das witzig, komisch wirken; und mit großer Kunst verwendet er dazu, außer Alltags-Plattheiten, gerade Fremdwörter — nebenbei ein abermaliger Beleg, wie deren Einmischung unsere deutsche Sprache herabziehen kann (vgl. § 68 ff.).

[An Beispielen vgl.: aus der ‚Heimkehr' Nr. 97: „Nur einmal möcht ich dich sehen, Und sinken vor dir aufs Knie, Und sterbend zu dir sprechen: Madame, ich liebe Sie." ‚Seegespenst' Schluß: „Doktor, sind Sie des Teufels?" ‚Lyrisches Intermezzo' Nr. 28 Schluß: „Das Menschenvolk mich ennuyiert, Sogar der Freund, der sonst passabel; Das kommt, weil man ‚Madam' tituliert Mein süßes Liebchen, süß und aimabel u. s. w.]

In der That, ein derartiger Stimmungs- und Sprach-Umschlag wirkt — eben weil er nicht naiv volksmäßig, sondern berechnet und gesucht ist — keineswegs komisch, sondern verletzend und abstoßend. Wie er ein leichtfertiges Spielen mit erst zur Schau getragenen Ernstgefühlen verrät und dadurch an der Echtheit der Empfindungen Heines überhaupt schwere Zweifel erweckt, so ist er auch stilistisch als Unart zu verurteilen, als eine französelnde Sprach-Koketterie, die mit dem Geiste unserer Sprache sträflichen Mißbrauch treibt! Aber gerade diesen Zug leichtfertigster Frivolität, der nichts heilig, der alles, auch die Sprache selbst, nur Spiel ist: ihn führt eben Heine als fremdes Element bei uns ein, als ein Neues, das erst prickelt und perlt, aber dann auf Mit- und Nachwelt giftberauschend wirkt. Wurde es doch zu einer „schließlich ins Lächerliche ausartenden Mode, in welcher sich zahllose Dichterlinge gefielen, die, außer ihrer eigenen Hohlheit und Verlotterung, der Welt nichts zu verkünden hatten."

II. Nachklang der Klassik und Romantik: Die Spätromantiker.

§ 373. Von der jungdeutschen Bewegung sind vielfach auch solche Dichter und Schriftsteller, zumal anfänglich, beeinflußt worden, die im übrigen durchaus noch „romantisch" angehaucht erscheinen. Manche davon gehören zugleich dem, in der Litteraturgeschichte genauer zu besprechenden, rheinischen Dichterkreise der 40er Jahre an. Als sprachgeschichtlich bedeutsam seien hier nur die namhaftesten herausgehoben.

1. **Hoffmann v. Fallersleben** (1798—1874), anfangs politischer Tendenzdichter, singt später außerordentlich frische volkstümliche Vaterlands- und Kinderlieder (‚Deutschland, Deutschland über alles' ist geradezu Nationallied geworden), und dient durch mancherlei germanistische Forschungen dem Sprachleben. Ähnlich wandelt sich 2. **Mosen** (1803—67), dessen Hoferlied (‚Zu Mantua in Banden'), gleichfalls im echtesten Volkston, noch durch ganz Deutschland gesungen wird. Reine Sprachschönheit und Anmut zeichnen 3. **Kinkels** Dichtungen aus (1815—82, Epos ‚Otto der Schütz' u. a.). 4. **Simrock** (1802—76) glänzt einerseits als selbständiger Dichter, z. B. von klangvollen Balladen und Rheinliedern, wie als trefflicher Übersetzer oder Umdichter altdeutscher Heldensänge und Sagen (Nibelungen, Gudrun, Edda, Amelungen u. a.); anderseits,

in Wechselwirkung hiermit, als Sprach- und Litteraturforscher aus der Schule der Grimms, durch zahlreiche treffliche Werke. — Eigenartige Meisterschaft bekundet **5. Freiligrath** (1810—76).

Anfangs leiht er, in Anlehnung an das französische Vorbild Viktor Hugos, seiner in fremde Fernen schweifenden Phantasie eine farbenglühende, oft grellbunte Sprache, die den wieder aufgefrischten Alexandrinervers (vgl. § 303) mit so vielen exotischen Reim- und anderen Klängen zu schmücken sucht (Löwenritt, Mohrenfürst, Alexandriner u. a.), daß ihn Heine geradezu wegen solcher ‚Janitscharenmusik' verspottet. Doch zeigen andere Gedichte, neben gleicher Plastik, die innige schlichte Sprache des Gemüts (Auswandrer, Bilderbibel; O lieb, so lang du lieben kannst u. a.); und seine politischen, vollends aber seine letzten vaterländischen Gedichte auf 1870 (Hurra Germania, Trompete von Gravelotte), klingen in herrlichen Tönen wundervoller Sprachgewalt aus. Diese bewährt er endlich auch als meisterhafter Übersetzer französischer und englisch-amerikanischer Dichtungen.

§ 374. Der jungdeutschen revolutionären Bewegung geradezu gegnerisch, und doch selber nicht bloß vaterländischer, sondern auch politischer Dichter, bildet **Geibel** (1815—84), in innigstem Anschluß an die echte Klassik und Romantik, eine melodische Liedersprache in reiner, krystallklarer und edler Formenschönheit aus, so daß er schließlich alle Töne zarter Innigkeit und tiefster Empfindung, herzlicher Wärme und frischer Lebensfreude, mannhafter Kraft und hoher heiliger Begeisterung beherrscht.

Ob er die Leier zum Jubel der Liebes-, Lenzes- oder Wanderlust stimmt, oder die Harfe zu politischen „Zeitstimmen"-Liedern oder vaterländischen „Heroldsrufen" schlägt: immer klingen oder rauschen die Saiten in harmonischen Akkorden aus, um — gleich dem Uhlandschen Sänger — zu „singen von allem Süßen, was Menschenbrust durchbebt, und von allem Hohen, was Menschenherz erhebt." Auch den Volkston weiß er aufs glücklichste zu treffen (‚Der Mai ist gekommen'), und leistet in den Übersetzungen seines ‚Klassischen Liederbuchs' Meisterhaftes. Weniger liegen ihm die Klänge flammend elementarer Leidenschaft oder weltdurchstürmenden Thatendrangs; am wenigsten die Modetöne faustischer Unersättlichkeit oder eines düster verzweifelnden Weltschmerzes. So berührt er sich, auch sprachlich, mit Uhland und Rückert; anderseits, indem er den patriotischen Hoffnungen, und 1870 auch ihrer Erfüllung durch „Kaiser und Reich", gewaltig Stimme und Sprache leiht, mit den Freiheitssängern. Doch tritt er an Formvollendung auch einem Platen, an entzückendem Wohllaut selbst Goethe nahe, und zählt überhaupt zu unsern größten lyrischen Sprachmeistern.

Wie er die Sprache selbst als solche in ihrem tiefsten Wesen erfaßt, zeigen die schönen Distichen über das „Geheimnis der Sprache", z. B. folgende:

Wenn ein unendlich Gefühl aufwogt in der Seele des Dichters,
Wenn ihm ein neuer Gehalt dämmernd den Busen bewegt . . .
Ach, wie wächst ihm das Herz, wenn er dann, ergriffen vom Hauche,
Der auf der Sprachflut webt, nennend das Dunkle bezwingt . . .
Fuhr wie der Blitz ihm das Wort aus der Brust? kaum weiß er's zu scheiden,
Hat es erlösend ein Gott ihm auf die Lippe gelegt?
Doch nun steht es geprägt, ihm selbst und allen verständlich,
Und fast staunt er, bestürzt, fremd wie ein Wunder es an. —
O dann mag er es ahnen von fern, das Geheimnis der Sprache,

Wie in der **Zeiten** Beginn aus dem erwachenden Geist,
Da er sich selbst und die Dinge vernahm, das lebendige Wort sprang,
Offenbarung und That, göttlich und menschlich zugleich.

§ 375. Steht Geibel, als berufener Sänger des Neuen Reichs, mit derartigen Stoffen schon voll und ganz in der Gegenwart, so mit ihm noch andere Dichter, die zwar nach Form, Sprache und Darstellungsweise zur ‚Spätromantik' gehören, sich aber vielfach schon modernen Stoffen zuwenden und, wenn auch dem eigentlichen künstlerischen Realismus mehr oder weniger abgeneigt, doch lebendigsten Anteil am Gegenwartsleben bekunden. Unter ihnen bildet, eben mit Geibel zusammen, eine Gruppe der sogen. ‚Münchener Dichterkreis' der sechziger Jahre.

Dazu gehört der formgewandte, stilvollendete Epiker und meisterliche Übersetzer morgen- und abendländischer Dichtung **von Schack** (1815—94), zugleich als gründlicher Sprach- und Litteraturforscher und Kulturschriftsteller von sprachgeschichtlicher Bedeutung. Ebenso der Epiker der ‚Völkerwanderung' **Lingg** (geb. 1820), gleichfalls ein Meister der Sprache in farbenprächtigen Schilderungen, in Form von glänzend schwungvollen Stanzen. Desgleichen der Lyriker **Bodenstedt** (1819—92), der in seinem weltberühmten, allbeliebten ‚Mirza Schaffy', sprachlich einem ‚kaukasischen' Nachklang zu Goethes ‚Westöstlichem Diwan' und Rückerts ‚Weisheit des Brahmanen', mit diesen Vorgängern an Formvollendung und schalkhafter Grazie, in seiner Übersetzung Shakespeares mit Schlegels hohem Vorbilde wetteifert.

§ 376. Unerschöpflich schafft ferner **Heyse** (geb. 1836). Im breiten Stil des Romans weniger glücklich, trifft er im Schauspiel den, ihm sonst fernliegenden frisch-kräftigen Volkston mehrfach sehr wirkungsvoll (‚Anna Liese', ‚Hans Lange', ‚Kolberg'). Als Übersetzer, namentlich italienischer Dichter, wie als selbständiger Lyriker glänzt er durch Sprachreinheit, Wohllaut und tadellose Formenglätte. Sein Hauptgebiet ist aber die Novelle, in Prosa wie Vers, worin er von Anfang an (Meraner Novellen u. a.) zu unsern ersten Stilisten zählt.

In den Stoffen meist schon ganz modern, ja realistisch, folgt er in der anmutigen leichten Form und durchsichtig klaren Darstellungsweise den alten Vorbildern Goethes und Tiecks. Allerdings liegt ihm, wie gesagt, alles Volkstümliche fern. Für höher Gebildete sind sowohl die Probleme wie die stets gewählte, fein abgewogene Sprache berechnet, und der „bis zu kühl vornehmer Glätte formvollendete Stil." Und über dieser eleganten Form, diesem „Virtuosentum des Erzählens" und der geistvoll durchdachten Behandlung, gehen Wärme und Natürlichkeit manchmal verloren. „Nicht Größe und Tiefe eines ringenden Dichtergemüts", sagt Koch, „nicht die ursprüngliche kräftige Natur, sondern eine klarbewußte Kunstdichtung, an der oft die blasse Farbe der Salonluft bemerkbar wird, hat diese in ihrer Art bewundernswerten Novellen geschaffen."

§ 377. Den Münchnern nahe steht **Scheffel** (1826—86), der in seinem berühmten ‚Ekkehard' (1855) das meisterliche Vorbild des historischen Romans schafft, und anderseits lyrische oder lyrisch-epische Töne anschlägt (Gaudeamus, Frau Aventiure, Bergpsalmen), alles von kerndeutscher Herzensfrische und Gemütstiefe, im echtesten Gepräge heimischer Sprach- und Sangesweise.

Im Ekkehard verbindet die farbenfrische, „köstlich kernige" Sprache ganz ungekünstelt den altertümlichen Chronikenstil und die traulich treuherzigen Laute mittel-

altrigen Volkstums mit der Darstellungsweise neuzeitlicher Bildung und Erzählerkunst, und weckt gerade in dieser, dem Dichter wie von selbst erwachsenen Mischung immer neu das Entzücken aller Sprachverständigen. Und eben durch diesen eigenartigen Stil erwirbt sich das Werk auch sprachgeschichtlich eine hohe Bedeutung, indem es eine Menge alten herrlichen Sprachgutes auffrischt und so in unaufdringlicher, echt künstlerischer Weise Verständnis dafür in weiteren Kreisen weckt. Ein Verdienst übrigens, dem wir später namentlich bei Freytag (§ 387) wieder begegnen werden.

§ 378. Ähnlich und doch wieder abseits „wagt zu wandeln verlassene Wege" **Jordan** (geb. 1819), indem er in seinen ‚Nibelungen' (1868) den althochdeutschen Stabreim neuhochdeutsch zu erneuern strebt. Auch ohne seine sonstigen Leistungen im Roman, Lustspiel (‚Durchs Ohr') und Übersetzungen (Edda, Homer, Sophokles u. a.), würde schon dieses eine Sprachunternehmen seine Bedeutung sichern.

Dies um so mehr, da es ja zweifellos hohe technische Sprachkunst mit außerordentlich feinhörigem Laut- und Tonverständnis und gewaltiger, oft hinreißender Darstellungskraft verbindet. Gerade sprachgeschichtlich ist noch interessant, daß er selbst, ein wandernder Skalde, in mündlichem Vortrag ‚voll Kraft und Wohllaut', sein Werk diesseit wie jenseit des Weltmeeres vorführte und so Begeisterung für die Herrlichkeit deutscher Sprachklänge zu wecken suchte.

§ 379. Ähnliches und Höheres darf schließlich von **Richard Wagner** gelten (1813—83). Auch dieser erneuert bekanntlich, noch vor Jordan (schon 1853), in seinem großen ‚Nibelungenring' den Stabreim, und sucht in allen seinen, zugleich musikalisch-dramatischen Dichtungen (Tannhäuser, Lohengrin, Meistersinger, Parsifal), echt ‚romantisch' die altdeutsche Sagen- und Heldenzeit auch sprachlich wieder zu beleben. Außerdem bewährt er sich in der Prosa einer umfangreichen Kunstschriftstellerei als eigentümlich kraftvoller Stilist.

Gewiß hat er in der Alliteration oft durch allzu gewagten oder künstlich gesuchten Anreim, zumal in Naturlauten und Kraftklängen, jenen billigen Spott herausgefordert, der bloß das sprachliche Wort-, nicht auch das musikalische Klangbild beachtete. Im ganzen aber zeigt er, neben erstaunlicher Wörterkenntnis und Mannigfaltigkeit echt deutschen Ausdrucks, eine feine Lautempfindung und eine Sprachgewalt, die alle Register der Stimmungen, von glutverzehrender Leidenschaft bis zum eisigsten Hohne, von freuderasendem Jubel bis zu todverzweifeltem Weltschmerz, aufzuziehen, allen gleich hinreißende Töne zu entlocken vermag.

Vor allem hat nun gerade sprachgeschichtliche Bedeutung sein einzigartiger, ans hellenische Chordrama anknüpfender Versuch des ‚Musikdramas' deshalb, weil hier Sprache und Musik, weit über die bisherige lockere Verbindung in der Oper hinaus, zum lebendigen Organismus eines einheitlichen Kunstwerks verschmolzen werden sollten. Geht er doch dabei nicht von der instrumentalen Tonsprache der Musik, sondern eben von der Dichtung, also der menschlichen Wortsprache aus. Diese, in ihrer Ausgestaltung zum Drama, macht er zum allbeherrschenden Element, welchem die Musik untergeordnet bleiben und auch in all ihren selbständigeren ‚Leitmotiven' so innig sich anschmiegen soll, wie in einer Liedweise der klingende Tonleib dem gesungenen Wortleibe.

Mag man über Wagners Werk und — beim vorläufigen Mangel ebenbürtiger Nachfolger — über die Idee selber sonst denken, wie man will: Viererlei ist nicht zu leugnen. **1.** Eine Umwandlung der Oper zum Drama, also eine Verschmelzung von Sprache und Musik zu einer neuen Kunstgattung, hatten litterarisch schon ein Lessing, Wieland, Schiller, Jean Paul erhofft, musikalisch schon ein Gluck, Beethoven, Weber, Berlioz erstrebt; aber erst Wagner hat sie in eigenartig neuen

Schöpfungen wirklich ausgeführt. 2. Er hat diesen Versuch in der einzig normalen Weise, nach Art der mittelaltrigen Lyriker (§ 201) als Wort- und Tondichter zugleich, also von einem in der That einheitlichen Ursprunge aus sich selbst herausgeboren, und hat ihn als wirkliches Lebenswerk mit der ganzen Riesenkraft seines künstlerischen Genies und Willens schöpferisch durchgeführt. 3. In den hierauf begründeten Bayreuther Festspielen (seit 1876) hat er nicht nur einen Sammelpunkt für eine hohe, ernste und wirklich nationale Kunst dieser Art geschaffen, sondern zugleich einen Wallfahrtsort für die Kunstwelt sämtlicher Kulturländer. Und eben dadurch, wie durch seine Werke überhaupt in ihrem Triumphzuge über den Erdball, hat er 4. von neuem „die anderen Völker zur Anerkennung der Vorherrschaft deutscher Kunst gezwungen" (vgl. die stets anschwellende ausländische Wagner-Litteratur, die gerade dem Dramatiker noch mehr als dem Musiker gilt), hat also auch seinerseits deutscher Sprache und Rede ein Weltdenkmal gesetzt, wie es nur den Größten vor ihm gelungen war.

§ 380. Sofern Wagner in manchen Werken, zumal im ‚Parsifal', auch die Sprache religiöser Andacht und Erhebung zur Geltung bringt, mag dies den Blick schließlich auf eine Gruppe geistlicher Dichter lenken, die — gleich einem Novalis (§ 355), einer Droste-Hülshoff (§ 362), einem Geibel (§ 374) u. a. — in ihrer Art ebenfalls durch reinen Wohllaut der Sprache und edelsten Stil ausgezeichnet sind. Unter ihnen dürfte **Spitta** (1801—59) in seinen weitverbreiteten Liedern (‚Psalter und Harfe') den Preis schlichtester innigster Herzensrede verdienen; **Gerok** (1815—90, ‚Palmblätter') denjenigen höchster Formvollendung, bald in farbenreicher Schilderung, bald in tiefsinniger Gedankenrede, bald in knapper Gedrungenheit; **Sturm** (1816—96) endlich den einer volkstümlichen Frische und Schwungkraft, welcher auch weltfröhliche, humorvolle und selbst satirische Klänge glücken (z. B. ‚Moderne ars poëtica'). — Alle drei stehen also, auch abgesehen von dem gediegenen Inhalte, den edelsten weltlichen Sängern würdig zur Seite, bilden freilich anderseits, nach Inhalt wie Form, einen geraden Gegensatz zu den speziell ‚modernen' Richtungen, denen wir uns nun zuwenden.

III. Realismus und Naturalismus in Sprache und Stil der Dichtung und Litteratur.

a) Der poetische Realismus.

§ 381. Das wirkliche Leben, sei's aus geschichtlicher Vergangenheit, sei's aus unmittelbarer Gegenwart, in seinen thatsächlichen Regungen und Bethätigungen, Stimmungen und Leidenschaften, naturgetreu, ohne ‚konventionelle' Verschönerung, also mit einem Worte: realistisch darzustellen (vgl. §§ 366, 368): das ist — in Wiederanknüpfung an die Jugendrichtung der Klassiker — schon seit Mitte des Jahrhunderts das Bestreben einer Reihe von hervorragenden Dichtern und Schriftstellern. Naturgemäß zeigt sich's weniger auf dem lyrischen, als auf dem dramatischen Gebiete und dem des Romans und der Novelle.

Dabei sei schon hier und von vornherein gegen Mißverständnis zweierlei bemerkt. 1. Die nachfolgenden ‚Realisten' verschmähen es keineswegs, bei und mittels unverhüllter Wirklichkeitsmalerei und möglichst anschaulich-lebenswahrer Darstellungsweise,

auch eine Sprache der Geistes- und Gemütskräfte, der sittlichen und ästhetischen Werte, der Ideen und Ideale, der heiligsten Überzeugungen und edelsten Bestrebungen zu reden. Neben und in den ‚Realitäten' der sinnenfälligen Natur- und Menschenwelt bleiben ihnen solche doch der höchste Gegenstand und Ausdruck der Kunst. Der ‚Realismus' ist ihnen noch nicht als ‚Richtung' der ausschließliche Selbstzweck, über den hinaus die Poesie sonst nichts zu pflegen hätte, sondern nur ein Mittel zum Zweck, eine Art und Weise, eine Methode, ein Stil, um jene höheren poetischen Offenbarungen und Klänge um so eindrucksvoller und wirksamer darzustellen. 2. Diese gesunde Art von Realismus, auch in Sprache und Stil, ist an sich nichts Neues! Wir sahen ihn schon in altdeutscher Zeit, z. B. bei Wolfram (§ 198 a. E.) und Walter (§ 211), im Volksliede (§ 230. 250,10), bei Luther (§ 265. 269), bei Grimmelshausen (§ 300a) u. a., vollends bei unsern Klassikern (§ 325. 331. 334. 340. 342). Nur wird er immer wieder durch Mode, Konvention, Nachäffung aller Art, und schließlich durch das Mißverständnis oder die Übertreibung der von den Klassikern gepflegten Idealisierung abgeblaßt, geschwächt oder ganz zurückgedrängt; tritt also nunmehr, in naturgemäßem Rückschlag dagegen, mit um so größerem Nachdruck als herrschender Grundsatz, als bewußtes Richtungsprinzip hervor.

Die auch sprachlich und stilistisch bedeutendsten Vertreter dürften folgende sein, die je nach den vorwiegenden Gebieten ihrer Leistungen aufgeführt werden.

§ 382. I. Im **Drama** geht voran **1. Hebbel** (1813—63) mit gewaltigen Schöpfungen, teils biblischen Stils (Judith, Herodes und Mariamne), teils altdeutschen (Nibelungen) oder mittelaltrigen (Agnes Bernauer), teils bürgerlichen (Maria Magdalena). Ihm folgt **2. O. Ludwig** (1813—65) mit ähnlich großartigen Stücken (Erbförster, Makkabäer).

Beide, auch auf anderen Gebieten schöpferisch, Hebbel als Lyriker, Ludwig als Erzähler und Litteraturschriftsteller, ähneln sich in der bewußt durchgeführten realistischen Darstellungsweise und der oft bis ins Kleinste zergliedernden Seelenmalerei. Dabei redet Hebbel, bei aller Abschattierung des Ausdrucks je nach den verschiedenen Stoffen, durchweg eine gedankenschwere, markig-gedrungene, oft überknappe und doch erschütternde Sprache, und formt alles in strengem, herbem Stil, der feinere Schönheitslinien, Anmut, Weichheit oder Glätte, nur selten zeigt. Auch in seiner Lyrik klingt die alte knorrige und trotzige ‚Burenart' seiner dithmarsischen Heimat und seine ernste, oft schwermütige und düstere Gefühlsweise wieder. Aber der sprachgewaltige Meister verrät sich überall, selbst noch in den harten Ecken und Kanten. — Bei Ludwig zeigt die Prosa des ‚Erbförsters' die kraftvolle urwüchsige Frische einer ganz realistisch durchgeführten Charakteristik; es ist die deutliche derbe Sprache des wirklichen Lebens, oft voll ingrimmiger Bitterkeit und düsterer Leidenschaft. Schwungvoller, bilderreicher, doch nicht minder leidenschaftlich und hinreißend, ertönt die Jambenrede des biblischen Stücks. Fesselnd, nur manchmal fast bedrückend wirkt seine Prosa, die den mehr und mehr weltabgewandten und sich verdüsternden Sinn des grübelnden Einsiedlers wiederspiegelt.

§ 383. Ins volle Menschenleben greifen und als Meister der Sprache und des Wirklichkeits-Stils bewähren sich auch Folgende, meist auf mehreren Gebieten zugleich.

3. Der Österreicher **Anzengruber** (1839—89) mit außerordentlich packenden, teilweise im echtesten Dialekt gehaltenen und oft so realistischen

Volksstücken, daß er vielfach schon zum Naturalismus gerechnet wird. Er begründet das recht eigentliche Bauerndrama (Pfarrer von Kirchfeld, Kreuzelschreiber, Viertes Gebot, Gwissenswurm u. a.), das auch für den Sprachforscher eine Fundgrube mundartlicher Wörter, Wendungen und Lautklänge enthält. — 4. Der Pfälzer **Martin Greif** (geb. 1839), dessen Geschichtsdramen (Prinz Eugen, Konradin u. a.) ihm freilich, trotz aller Formvollendung, weniger Ruf verschafft haben, als seine wundervolle Lyrik (§ 389). — 5. Der Schlesier **G. Freytag** (1816—95), ein Sprachmeister und Stilist ersten Ranges, wie schon die früheren Proben zeigen (§§ 140, 159, 269, 271); allerdings im historischen Drama (Fabier u. a.) weniger erfolgreich, als im Lustspiel (Die Journalisten 1853), worin er, auch in Ausdruck und Ton mustergültig, direkt an Lessing heran reicht. Über seine Eigenart und sonstige Schriftstellerei vgl. § 386. — 6. Gleichfalls im Lustspiel trifft **Benedix** (1811—73), obwohl an Gehalt und feiner Sprachkunst Freytag nicht vergleichbar, doch den gutbürgerlichen Gesellschaftston, und weiß ihn durch frisch-natürlichen Humor zu würzen; auch die Plattheit mancher Witze und Szenen sind wenigstens dem wirklichen Leben abgelauscht. — 7. Hohe Formvollendung und Sprachgewandtheit zeigen **Kruses** (geb. 1815) zahlreiche Buchdramen (Gräfin, Wullenwever u. a.). Auch als dialektkundiger Gegenwartsepiker (Seegeschichten u. a.), wie als Tagesschriftsteller, bewährt er die gleichen Vorzüge. — 8. **Gottschall** (geb. 1823) folgt im historischen Drama (Katharina Howard, Mazeppa) mehr dem überlieferten Stile, zeigt sich aber in Epen (Karlo Zeno, Sebastopol u. a.), in Romanen (Im Banne des schwarzen Adlers), und vollends als Litterarhistoriker, Ästhetiker (Poetik) und Kritiker, mit allen Mitteln moderner Realistik vertraut, ohne deshalb die Pflege vornehmer und reiner Sprache zu vernachlässigen. — 9. Bald auf hohem Kothurn der Rhetorik, bald auf kotstreifender Sandale üppigster Sinnlichkeitsmalerei, schreitet **Wilbrandt** (geb. 1837) in seinen Tragödien dahin (Gracchus, Arria und Messalina u. a.), trifft jedoch im Lustspiel (Unerreichbar, Die Maler u. a.) den Ton seinen liebenswürdigen Humors, und zeigt sich im Roman (Hermann Iffinger) und vollends in der Biographie (Kleist, Reuter) als mustergültiger Stilist. — 10. In Tönen düsterster Leidenschaft und pessimistischen Weltschmerzes — schon nach Schopenhauerschem (§ 404,7) und Ibsenschem Muster (§ 398) — schwelgt **R. Voß** (geb. 1851) in seinen Tragödien und neigt bereits naturalistischer Darstellung zu. — Letzteres auch 11. **Fitger** (geb. 1840) in historischen Dramen (Hexe 1875, Rosen von Tyburn) und vollends in seiner Lyrik (Fahrend Volk u. a.), die manche wilde Proletarier-Klänge voll beißender Satire vernehmen läßt. —

§ 384. Eine ganz andere **undeutsche** und auch sprachlich verhängnisvolle Art von Realismus führt dann, nach französischen Vorbildern (Sardou u. a.), in den siebziger Jahren der vielgeschäftige, federgewandte, stilistisch außerordentlich geschulte Kritiker und Litterat **Paul Lindau** auf deutschen Bühnen ein: den Ton des modernen Pariser Sitten- oder richtiger Unsitten-Dramas, ein offenbares Zeichen des Verfalls.

Als Kritiker führt L., nach Heineschem Muster (§ 372), den scharfen, spitzig-witzigen, mehr geistreichen als geistvollen Ton der „litterarischen Rücksichtslosigkeiten" ein, den er immer mehr in eine Zerzauserei — wie Litzmann sagt — zu „eigener sportmäßiger Belustigung" ausarten läßt. Plötzlich zum „Dichter" sich wandelnd, überträgt er selbst in ernstere Dramenversuche (Maria Magdalena, Gräfin Lea u. a.) den Plauderton des Pariser Salons, jene alles tieferen Inhalts bare „Causerie" voll witziger „Bonmots", vom Hundertsten aufs Tausendste springend: „Komplimente, Malicen, Sottisen in buntem Gemengsel, ein prickelndes nervenreizendes Potpurri, das für den Augenblick wohl belustigt, aber als einzige Kost, auf die Dauer ernstere Naturen anekelt." So ist denn auch seine

und seiner Nachtreter ganze Dramatik — so einflußreich sie Jahre lang das deutsche Bühnenrepertoire beherrscht — nichts weniger als ein wirkliches Kunstwerk, ein aus eigenem tiefem Schöpferdrange geborenes, innerlich wahres Spiegelbild des Gegenwartslebens! Nein, sie ist nur das, technisch freilich sehr geschickte Machwerk gewandter Routiniers, die wohl das Theater und das großstädtische Premieren-Publikum kennen, aber der Gesellschaft, die sie darstellen wollen, ihr tieferes Leben nicht nachzuempfinden vermögen. Durch die Schminke realistischer Einzelzüge, durch die Kopie allermodernster Konversationssprache, verstehen sie zwar den Schein zu wecken, als seien ihre Figuren aus dem Leben gegriffen; in Wahrheit aber sind's „Theaterpuppen, die mit dem, was in den Herzen der Menschen da draußen lebt, nichts gemein haben." Bezeichnend dafür ist — worauf gleichfalls Litzmann hinweist — daß dem „Dichter" Lindau, gerade in seinen zwei Hauptstücken, für die wirkungsvollsten Momente schlechthin das Wort versagt, und er die nötige Stimmung nur durch Anleihe, das eine Mal bei Goethe, das andere Mal bei Chamisso, hervorzurufen vermag!

§ 385. **Nach solchem Verfalle wirkt, Mitte der 80er Jahre, geradezu befreiend das Auftreten des hochbegabten v. Wildenbruch (geb. 1845), eines überaus fruchtbaren, fast auf allen Gebieten schöpferischen Dichters.**

Schon in reicher Lyrik (Lieder, Zeitgedichte, Prologe u. a.) und Epik (Balladen, Heldensänge: Vionville, Sedan u. a.), in Romanen und Novellen (Meister von Tanagra u. a.), doch hauptsächlich im Drama bekundet **W.** eine hinreißende Redegewalt und volle Sprachmeisterschaft. Auf Schiller und Kleist rückgreifend, zugleich feinfühliger Schüler Shakespeares, begründet er, in zahlreichen, rasch aufeinander folgenden Werken, wieder neu das große vaterländische Geschichtsdrama. (Aus der weiteren deutschen Geschichte: Karolinger 81, Memnonit 82, Neues Gebot 86, Heinrich und Heinrichs Geschlecht 96; aus der engeren preußisch-hohenzollernschen: Väter und Söhne 82, Quitzows 88, Generalfeldoberst 89, Neuer Herr 91; andere Stoffe: Harold 82, Marlow 84, Haubenlerche 80 u. a.).

In Sprache und Stil beherrscht **W.** einesteils alle modern-realistischen Mittel: die dem Groß- und Kleinleben, aus Vergangenheit wie Gegenwart, unmittelbar abgelauschten Empfindungslaute, die kraftvoll-drastischen, oft derb-humoristischen und saftigen Bilder und Töne bürgerlichen und ländlichen Alltagsgetriebes nicht minder, als die gemessenere Sprechweise und den stolzeren Tonfall höherer und höchster Schichten. Geschichts- und naturtreu weiß er mundartliche Färbungen zu verwenden (§ 244 a. E.), trifft auch (z. B. in der Haubenlerche) naturalistisch den modernen „Jargon" großstädtischer Gesellschaftskreise oder umgekehrt die Gassenrede der Arbeiterschaft. Mit allem dem aber verbindet er andererseits — und das eben ist seine Eigenart — in lebendigster Wechselwirkung die edelsten und machtvollsten Klänge des großen heroischen Stils. Auch hier weiß er die ganze Tonleiter menschlicher Regungen mit gleicher Formvollendung und Sprachgewalt zu meistern: die Jubelklänge der Freude, die Vollakkorde der Begeisterung ebenso, wie die Schrilltöne der Leidenschaft oder die dumpfen Trauerlaute von Schmerz und Verzweiflung; und die kurzen Wuchtschläge gebieterischer Herrenrede, die Wildensprache dämonischen Urkrafttrotzes, trifft er gleich wahr, wie die sanften Wellen innigen Herzensaustausches oder den breiten ruhigen Strom besonnener Darlegung und eindringlicher Überredung. Dabei tritt die eigentliche Sprachkunst wohl noch mehr, als in der Gewalt des Pathos und der bilderreichen gesättigten Farbenpracht, in dem gedankenschweren Lapidarstil hervor, den er gerade bei den wichtigsten Momenten packend zu verwenden weiß. — Über allem dem aber — und das ist auch in sprachlichem Betracht das Größte und Erfreulichste an dieser Erscheinung: über allem dem webt der Hauch frischester Ursprünglichkeit, innerster dichterischer

Wahrheit. Nichts Gesuchtes noch Gemachtes, nichts Angekünsteltes, geschweige denn Erheucheltes! Immer ists der Dichter selbst, der sich und sein Bestes unmittelbar aus eigenem Wesenskerne, aus künstlerischer Offenbarung, aus patriotischem Herzensdrange, herausschafft, gestaltet und spricht. Daher denn auch in seinen Werken der doppelte Zauber: einer künstlerisch vollendeten Mannesreife, und doch zugleich jener Jugendfrische des Herzens, die ihnen gerade auf das jüngere Geschlecht eine hinreißende Wirkung verschafft. Hat sie doch dem Verfasser die, ursprünglich abschätzig gemeinte, in Wahrheit ehrenvolle Bezeichnung verschafft: eines „Dichters der deutschen Jugend."

§ 386. II. In der **Epik** stirbt zwar weder die größere erzählende Versdichtung aus — vgl. unter den früher genannten z. B. (§ 373) Kinkel, Simrock, (§ 375) Schack, Lingg, (§ 378) Jordan, (383) Kruse, Gottschall, (§ 384) Wildenbruch, und weiter unten (§ 389) noch Weber, Baumbach, Wolff; noch vollends die kleinere der Ballade und Romanze, die fast von sämtlichen Genannten gepflegt wird. Aber sie tritt doch stark zurück vor der **Prosa** des Romans und der Novelle, die man mit Recht das Kulturepos der Gegenwart nennt, und deshalb auf eine ähnliche Sprachschönheit, Formvollendung und Stilhöhe prüft, wie die metrisch gebundene Dichterrede. — Hier lernt man nun von den Engländern (Boz Dickens 1812 bis 70 u. a.), wie die naturgetreuste, lebenswahrste Realistik und Kleinmalerei des Gegenwartslebens, auch in seinen dunkelsten Nachtseiten, dennoch durch Humor gewürzt, durch Ideen verklärt, zum wahren Kunstwerk erhoben werden kann. Und so erstehen gleichfalls bei uns selbständig schaffende Meister, die gerade auch sprachlich und stilistisch von höchster Bedeutung sind.

§ 387. **1.** Allen voran **G. Freytag** — vgl. § 383,5 – mit dem bürgerlichen Musterroman ‚Soll und Haben' (1855) und der achtgliedrigen Reihe historischer Kulturromane in den ‚Ahnen' (72—80), denen sich dann, als freie kulturgeschichtliche Schilderungen, die ‚Bilder aus deutscher Vergangenheit' (50 ff.), endlich, als dramaturgische Studie, die berühmte ‚Technik des Dramas' (63) anschließen. Alle Werke ebenso viele Zeugnisse eines klaren, gediegenen, ungekünstelt-natürlichen Stils und jener, schon bei Scheffel (§ 377) erwähnten, besonderen Sprach-Kunde und -Kunst: auf der Unterlage eines modernen Rein- und Kerndeutsch ganze Schätze altheimischen Sprachgutes wieder aufzufrischen und dadurch der ganzen Darstellung jenen traulich und volkstümlich anheimelnden, anschaulich-bilderreichen Grundton zu geben, der schon aus den früheren Zitaten deutlich erkennbar war (§§ 140, 159, 269, 271). — **2.** Der kräftige Erdgeruch heimischer Scholle, wie bei Alexis (§ 362), durchweht auch **Fontanes** Sprache (1819—98), in seinen ‚Wanderungen durch die Mark Brandenburg', wie in seinen Geschichts-Romanen (Vor dem Sturm u. a.) und Novellen; dabei ist sie noch realistisch-naturhafter, lebendiger, farbenreicher als jene. Zu erschütternder Gewalt erhebt sie sich in den Balladen (Archibald Douglas u. a.) und bleibt, auch wo sie schließlich, in den Berliner Sittenromanen, naturalistischer Nacktmalerei dient, doch immer noch das fein charakterisierende Kunstmittel eines echten und ernsten Dichters. — **3.** Überaus fruchtbar, hat **Spielhagen** (gb. 1829) in zahlreichen Gesellschaftsromanen (Problematische Naturen, Hammer und Ambos, Sturmflut) eine mannigfaltig glänzende Erzählerkunst, fließende und klangvolle, oft leidenschaftlich hinreißende Sprache, äußerst fesselnden, form-

vollendeten Stil, und eine Gabe zu meisterhaft feiner psychologischer Charakteristik bewährt. — 4. An Jean Paul (§ 352) und anderseits Dickens erinnert zuweilen **Raabe** (geb. 1831) in der eigenartigen Stilmischung eines oft wunderlichen Humors mit realistischer Ausmalung kleinster ärmlichster Verhältnisse und Zeichnung absonderlicher Charaktere (Chronik der Sperlingsgasse, Hungerpastor, Schüdderump). Doch ist seine Sprache viel schlichter und kerniger, als die Jean Pauls, auch seine Darstellung viel folgerechter und oft von anschaulichster Plastik. — Ferne Vergangenheit malen die Geschichtsromane von 5. **Ebers** (1837—98) und 6. **Dahn** (geb. 1834), jene die ägyptische und römische (Königstochter, Uarda, Homo sum u. a.), diese die germanische (Kampf um Rom, Julian u. a.). Beide sind Meister lebensvoller Schilderung und feiner Charakteristik, beide auch um die entsprechende Sprachfärbung bemüht, die freilich trotzdem — zumal bei Ebers — manchmal doch mehr modern als antik klingt. Bei Dahn erhebt sich der Stil oft zu großartiger Wucht und hinreißender Leidenschaft, und sammelt sich dann wieder zu der knappen Gedrungenheit, die auch seinen Schlachtensang ‚Sedan' und manche seiner Balladen auszeichnet. (Vgl. § 411 a. E.).

§ 388. Ganz eigenartig mutet 7. schon sprachlich und stilistisch der Schweizer Gottfr. **Keller** (1819—90) an, im Roman (Grüner Heinrich, Martin Salander), wie in seinen zahlreichen Novellen (Leute von Seldwyla, Züricher Novellen u. a.). Herbe und spröde, oft sorglos in der Form, das Größte wie das Geringste in einer gleichförmig-trockenen Sachlichkeit berichtend, die an Homer erinnert (§ 186), dabei von überraschenden Wendungen und sonderbaren Randglossen durchzogen, enthüllt seine Darstellung erst allmählich, dem Geduldigen, ihre intimeren Vorzüge und Reize: eben in dieser schlichten Einfalt und anspruchslosen Zurückhaltung die wundervolle Anschaulichkeit und greifbare Plastik; dann die gemütliche Färbung mit schweizerisch-mundartlichem Idiom; die Würze eines im Grunde köstlich naiven, gutmütigen Humors; und bei allem dem — nach Vischers Ausdruck — die Kraft, das Ideale „in den Granitgrund unerbittlicher Lebenswahrheit einzusenken". — 8. Ein Gegenstück ist sein Landsmann **K. F. Meyer** (1825—98), den — wohl ein sprachgeschichtliches Unikum — nach eigenem Bekenntnis, beim Schwanken zwischen deutscher oder französischer Schriftstellerei, der Eindruck des Krieges 70/71 endgültig für erstere, also für unsere Muttersprache als wertvollen Förderer gewonnen hat. (Novellen: Hochzeit des Mönchs, Jürg Jenatsch u. a.; Epik: Huttens letzte Tage; auch Balladen und andere Gedichte). An Plastik und lebensvoller Realistik ebenbürtig, weicht er ganz von K. ab in der farbenreichen, formvollendeten, oft packend machtvollen Sprache, in dem sorgfältigen Stile und der feinen Kunst des historischen Kolorits. Dieses steigert er noch durch das Mittel, die Geschichten durch Erzähler der Vergangenheit selbst vortragen zu lassen, und ihnen so eine wechselnde lebendig-persönliche Färbung zu geben.

§ 389. 9. Ähnliche Vorzüge bekundet der Norddeutsche **Storm** (1817 bis 1888) in seinen Gedichten und meisterhaften Novellen (Aquis submersus, Chronik von Grieshuus, Schimmelreiter u. v. a.). In seinem kleinen Erstlings-Epos ‚Immensee' noch ein Sänger sentimentaler Romantik, wandelt er sich immer mehr zum Meister kraftvoll realistischer Natur- und Menschenschilderung und tiefgreifender Seelenmalerei. Seine gedrungene, bald herbe und derbe bald wehmütig weiche, stets aber wohllautende Sprache schmiegt er gern dem alten Berichtsstil seiner heimatlichen Chroniken an, und giebt, mit Vorliebe im Perfekt statt im Präteritum erzählend, der Darstellung etwas Volles, Rundes, Festes. Zugleich verleiht diese naive Schlichtheit, dieser knappe stille Ernst, dem ganzen Tone gleichsam jene altersgraue düstere Färbung, die so trefflich zu der ergreifenden Tragik der meisten Geschichten paßt. — An ihn und anderseits an

Heyse erinnert **10. Jensen** (geb. 1837) in der stimmungsvollen, oft träumerischen, und doch wieder realistischen Darstellung seiner Romane und Novellen (Nirwana, Versunkene Welten, Runensteine). — Behaglich anmutend erzählt **11. Riehl** (1823—98) seine feinsinnigen Kultur-Novellen, die mit voller Naturtreue, in zart abgetönten Schattierungen, kleine Genrebildchen altdeutschen Bürger- und Gesellschaftslebens enthüllen. Gleiche Plastik bewährt er in den zahlreichen kulturgeschichtlichen und musik-ästhetischen Werken (Bürgerliche Gesellschaft, Land und Leute, kulturgeschichtliche und musikalische Charakterköpfe u. v. a.), die ihm, gleich seinen geistvollen sprachschönen Vorträgen, verdienten Ruhm verschafft haben. — **12.** Kräftig belebt **Rosegger** (geb. 1843), als urwüchsiger Naturdichter und kerngesunder Realist und Idealist zugleich, die seit Auerbach (§ 362) vernachlässigte Dorfgeschichte (Gottsucher, Waldschulmeister, Ewiges Licht). Seine Sprache ist kernig, frisch, vielfach steirisch-mundartlich gefärbt (§ 122), bei aller Einfalt oft tief ergreifend; sein selbsterlernter Stil kunstlos, ungezwungen, natürlich, aber klar und außerordentlich anschaulich. — Endlich sei **13.** und **14.** der Romanschriftstellerinnen **Louise v. François** (1817—93) (Letzte Reckenburgerin u. a.) und **Marie v. Ebner-Eschenbach** (geb. 1830) gedacht (Dorf- und Schloßgeschichten, Gemeindekind u. a.), die sich als Meisterinnen realistischer Kunst und fesselnder Sprache bewährt haben. — Über **Reuter** vgl. §§ 122, 126.

§ 390. III. Die **Lyrik** folgt, wie gesagt (§ 381), noch vorwiegend den Vorbildern der Klassik und Romantik, schlägt allerdings hie und da auch neue Töne an.

1. Unter den bisher Genannten wurden zugleich als Lyriker hervorgehoben: Hebbel (§ 382), Fitger (383), Wildenbruch (384), Meyer (387), Storm (388), und vor allem **Martin Greif** (383). Dieser „elementare Lyriker", wie Koch sagt, vertritt, gegenüber dem „epigrammatischen Zuge, den Heines Nachahmer der deutschen Lyrik aufdrängten", im frischen Rückgriff auf die Volkspoesie, wieder die reine Sprache ungetrübter Empfindung und, gegenüber aller noch so glänzenden Kunstdichtung, den „hingehauchten lyrischen Naturlaut des echten Volksliedes" in seinen rührend einfachen Formen und Weisen. In seiner Naturschilderung weiß er mit wenigen, doch klar-anschaulichen Zügen ein Bild vor Auge und Gemüt zu zaubern: frisch, wie sich's ihm selber eingeprägt hat. Die eigene Empfindung hält er dabei zurück und läßt sie, wie das Volkslied (§ 230), halb aus der Gesamtstimmung erraten, in der sie sich rein und lauter wiederspiegelt. Überaus frisch singen auch die Bayern **Kobell** (1802—83) und **K. Stieler** (1842—85): der erste seine oberbayerisch-mundartlichen ‚Schnadahüpfln' ganz realistisch, in der naiven Urwüchsigkeit und derben Kraft dieser uralthergebrachten vierzeiligen Trutz- und Spottverse des Alpenvolks (vgl. §§ 206, 226); der andere gleichfalls prächtige Dialektlieder, nur in einer für die Gebildeten schon etwas zugestutzten Sprache, außerdem hochdeutsche ‚Hochlands'- u. a. Lieder von meisterhafter Formvollendung und reizvoll inniger, schlichter Schönheit.

2. Erinnert schon Stieler hie und da an Scheffel (§ 377), so folgen dessen Spuren in Auffrischung altdeutscher Sprachklänge und Liedesweisen vollends der Westfale **Weber** (1813—94) in seiner lyrischen Epik (‚Dreizehnlinden'), deren formvollendete Trochäen voll anmutigen Wohllauts dahin fließen, in einer kerndeutschen Sprache, welche gedrungene Sinnfülle mit naturfrischer Malerei verbindet; anderseits **Baumbach** (geb. 1840) mit ‚Spielmannsmären', teils in leichtflüssiger, vorwiegend heiterer Epik (Zlatorog, Märchen, Schwänke, Novelle ‚Trnggold' u. a.), teils in ebenso flotter, anmutig-schalkhafter, melodisch-sangbarer

Lyrik (‚Lieder eines fahrenden Gesellen' u. a.); endlich **Julius Wolff** (geb. 1834), gleichfalls mit einer ganzen Reihe solcher ‚Mären' (Rattenfänger v. Hameln, Wilder Jäger, Tannhäuser u. a.), dazu Romanen (‚Sülfmeister') und Liedern (Singulf). Auch sie bekunden zwar sämtlich eine außerordentliche Sprach-, Vers- und Reimkunst; dazu eine Gabe zu anschaulich-realistischer, oft glühend-sinnlicher Schilderung und leidenschaftlich hinreißenden Tönen. Aber mit ihrer stark aufgetragenen Altertümelei und dem, in Widerspruch damit stehenden, modernen Firnis einer bald tändelnden, bald pikanten Behandlung, haben sie nicht grundlos die Spottbezeichnung Heyses (§ 376) als einer ‚Butzenscheiben-lyrik' heraus gefordert. — (Über die sonstige Lyrik vgl. die Litteraturgeschichte).

b) Sprache und Stil des Naturalismus.

§ 391. Vorbemerkung. In der äußersten Zuspitzung seines Prinzips (vgl. § 368) und den wildesten Auswüchsen seiner meist jugendlich-unreifen Wortführer darf der Naturalismus als eine zum Teil bereits überwundene Durchgangsbewegung gelten. Überhaupt hat er keinen bestimmten neuen Stil zu schaffen vermocht, sondern ist nur als theoretisches Prinzip, als Methode im einzelnen von Einfluß geworden. So braucht's hier nur einer kurz zusammenfassenden Gesamtcharakteristik derjenigen Züge, worin er sprachlich-stilistisch den bisherigen Realismus überbietet. Allerdings sind dabei die Gebiete und Stoffe, die er mit Vorliebe pflegt, und seine ganze Weltanschauung nicht zu umgehen, weil eben dadurch seine Darstellungsweise, seine Formprinzipien und Sprachmittel wesentlich mitbedingt werden. Sofern dies nun der Litteraturgeschichte vorgreift, dient es derselben im voraus zur Entlastung und überhebt sie ihrerseits eines näheren Eingehens auf den Inhalt wenigstens der meisten naturalistischen Erzeugnisse. Das um so mehr, da diese in der That, als bloße Stil- oder richtiger Stillosigkeits-Versuche, nur sprachgeschichtliches Interesse haben, inhaltlich dagegen ebensowenig dauernde litterarische Bedeutung beanspruchen können, wie die einzelnen Werke aus der Massenproduktion des ‚Sturms und Dranges im vorigen Jahrhundert (§ 331). Deshalb werden schließlich auch im besondern von den Hauptvertretern nur die wenigen zu nennen sein, die aus dem Strudel der umstürzlerischen Gärungsflut sich zu einer gewissen Abklärung und Reife hindurch gearbeitet und wirklich schon eine dauernde Bedeutung in beiderlei Hinsicht errungen haben.

§ 392. I. Die wichtigsten Stilprinzipien und Sprachmerkmale des grundsätzlich-konsequenten Naturalismus dürften folgende sein: 1. Die Forderung des strengsten ‚Verismus', der peinlich genauesten Naturwahrheit bis ins Kleinste, in jeder Hinsicht und um jeden Preis, unter radikaler Beseitigung der hergebrachten Kunst-Auffassungen, Formen und Mittel, sofern sie dem widerstreben. Dabei 2. der Grundsatz völliger Gleichgültigkeit des Stoffes und Gegenstandes für die Kunst, da diese lediglich in dessen Behandlungsweise beruhe. Für letztere gelten 3. als Grundsätze: a) Summierung des vielen Einzelnen und Kleinsten zu den Gesamt-Masseneindrücken des sogen. ‚Milieus'; daher b) Vorliebe für kleinmalerische Schilderung des Gegenständlichen, Vernachlässigung der eigentlichen Erzählung; überhaupt c) Vorliebe für das Allerkleinste, Unscheinbare, Gewöhnliche, Alltäglich-Einförmige. Sie wird, in trotziger Empörung gegen alles Frühere, geradezu gesteigert d) zur Ablehnung jedes sogen. Schönheitskultus. Statt dessen umgekehrt ‚Kultus des Häßlichen', des eintönig Schmutzigen und Gemeinen, oder umgekehrt

der grellsten und schreiendsten Kontraste und Mißtöne. Dies führt übers bloß Ästhetische hinaus 4. zur Weltanschauung, Lebensauffassung und Moral des N., seinen geradezu umstürzlerischen Tendenzen, die mit der Kunst nichts mehr zu thun haben. Nämlich a) die mechanisch-materialistische Herleitung sowohl des Menschen und seines Charakters, wie der Völkergeschichte, rein aus den physiologischen Ursachen eben jenes ‚Milieus': ihres Naturbodens, ihrer materiellen Lebensumstände und äußeren Umgebungseinflüsse, unter Ausschluß höherer ideeller Mächte und sittlich-religiöser Kräfte. Daher b) in der Charakterzeichnung Auflösung alles sittlich geschlossenen, willensstarken, festen Persönlichen in das schwankende Wechselspiel von Nervenreizen und Augenblicksstimmungen; c) in der Lebensschilderung Vorliebe für den ruhelos-nervösen Daseinskampf im Großstadtgetriebe, andernteils d) in Schilderung der Geschlechterverhältnisse Betonung des Sinnlich-Sexuellen bis zur brutal offenen oder zynisch lüsternen Enthüllung des ‚Tieres im Menschen', in seinem Sinnenrausch, seiner bestialischen Roheit oder gar in krankhaften Verderbtheits-Erscheinungen; e) in der Gesellschaftsschilderung, vom Standpunkte des revolutionären Sozialismus und zugleich des Schopenhauer-Ibsenschen Pessimismus aus, abermals einseitige Bevorzugung der Nachtseiten, der Fäulniszustände, und — unter Benutzung Darwinscher Prinzipien — der Verkommenheitsentartung ganzer Geschlechter und Klassen. — Zu allem dem endlich das Merkmal, das den modernen N. am deutlichsten von der Sturm- und Drangbewegung vor hundert Jahren unterscheidet: nämlich, gegenüber der damaligen Auflehnung des national-germanischen Geistes gegen die romanische Pseudo-Renaissance, heute umgekehrt 5. der inter-, ja antinationale Zug in Nachahmung der Ausländer, besonders der Romanen, Slawen und Skandinavier.

§ 393. II. Wie sich nun diese Züge gerade sprachlich-stilistisch äußern, darüber im einzelnen noch folgende **Erläuterungen**.

1. Gleich aus dem ‚Verismus' erhellt die Unmöglichkeit eines festen Stils im N. So wenig Natur und Leben solchen zeigen, ebensowenig auch er. Vielmehr, wie dort Erscheinungen und Eindrücke, ewig wechselnd, sich lücken- und sprunghaft häufen, so auch bei ihm Formen und Sprache ihrer Darstellung. Die Folge ist völlige **Stillosigkeit**, überhaupt **Verzicht auf einheitliche Komposition.**

Hauptsache wird die Häufung verschiedenartigster Bilder zu lose verbundenen Szenen, wie ja auch die ‚große verworrene Symphonie des Lebens' die heterogensten Dinge vereinige. Die Sprachmittel selbst: Laute, Töne und Klänge, Worte, Ausdrücke und Sätze, sie gelten eigentlich nur noch als das, was dem impressionistischen Maler die Farben sind. Wie dieser Fleck zu Fleck häuft, um das bunte Momentbild zu erzeugen, das ihm vorschwebt: ebenso häuft der Dichter Laute und Worte, weniger nach innerem Sinn und Verstand, als nach äußerem Schall und Klang, um gleichfalls sein Stimmungs- oder Weltbild wiederzugeben. Daher namentlich in der Lyrik so oft das leere, sinnlose, ja tolle Spiel abgerissener Worte oder bloßer Lautklänge, in krausester Zusammenstellung, das — nicht einmal original, sondern der Romantik abgelauscht (§§ 353, 354) — hier natürlich ebenso, wie dort, nur den Spott herausfordert. Freilich gehen die besseren Talente nicht so weit. Manche ver-

raten in kleinen Szenerien oft eine wunderbar genaue Beobachtung, stimmungsvolles Nachempfinden, glänzende Schilderungskunst; sie wissen mit reizvoller Farbenfrische zu malen, erzielen neue, eigenartige Wirkungen, packende Kontraste, prägnante Charakteristik, bald mit kraftvollen, drastisch-derben Strichen, bald in feinen, zart hingehauchten Linien. Ihre Sprache beherrscht dabei ebenso die Töne dämonisch-elementarer Leidenschaft und Sinnenglut, wie die Anmut einer flotten, kecken, selbst zierlichen Manier, der man freilich zu oft die Absichtlichkeit anmerkt. Aber alles das gelingt solchen Ausnahmen mit keinen anderen Mitteln, als denen der verfehmten älteren Kunst; also nicht wegen, sondern trotz ihres Naturalismus! Denn dieser als solcher will ja nicht bloß die alten Kunstformen, sondern auch die Gesetze selbst stürzen, die doch, auf psychologischen Momenten beruhend, durch die ästhetische Erziehung ganzer Jahrtausende als unwandelbar bewährt sind. Er will, sagt Mielke, „eine Arbeit von vorne beginnen, die längst gethan ist; will eine Kunst schaffen, über welche das Empfinden der zivilisierten Menschheit schon hinaus ist.“ So verliert er sich in anfänger- und schülerhafte Ursprünglichkeiten, die das moderne Formgefühl abstoßen und beleidigen müssen.

Allerdings ist nun

2. jenes Prinzip der **Gleichgültigkeit des Stoffes** und der ausschließlichen **Form-Betonung** gewiß ein kühner und an sich berechtigter Versuch, die Kunst aufs reine Forminteresse, auf rein ästhetische Grundsätze zu begründen: ein Ziel, das auch die Klassiker erstreben, nur gerade auf umgekehrtem Wege. Auch das ist kulturhistorisch bedeutsam, daß, wiederum wie die Klassiker, der N. die Poesie als reine, selbständige Kunst dem Geiste der Öffentlichkeit nahe zu bringen und ihr im Leben der Zeit eine originale Stellung zu erobern sucht. Aber nun folgt der große Irrtum: als seien Stoff und Darstellung so ganz unabhängig von einander! als führe die Kunst „abgelöst vom Empfinden und Seeleninhalt einer Zeit und eines Volkes, gleichsam nur im Hirne des schaffenden Dichters ein abstraktes Dasein!“ Während doch thatsächlich, in innigster Wechselwirkung, allemal das eine das andere mitbedingt: der Inhalt die Form, der Gegenstand den Stil, der Geistesgehalt die Sprache, das Zeitbewußtsein den Dichtergeist, und umgekehrt diese auf jene zurückwirken! — Was sodann

§ 394. 3. im einzelnen a) die Betonung der bloßen **Schilderung**, des **Kleinen** und **Alltäglichen**, des **Milieus**, betrifft, so wird auch hier Richtiges und Wertvolles, wird ein thatsächlicher Fortschritt oder vielmehr Rückgriff auf die Klassiker (vgl. z. B. Goethe § 331), abermals durch maßlos einseitige Übertreibung ins Gegenteil verdreht.

Gewiß sind seit Homer auch darin alle größten Dichter Meister gewesen, haben aber ihre Kunst plastischer Anschaulichkeit, naturgetreuer Lebensschilderung, stets dem Ganzen, dem Hauptziele der Handlung und Charakteristik, als Mittel zum Zweck, untergeordnet, doch niemals als Selbstzweck, als Hauptsache so anspruchsvoll vor- und aufgedrängt, wie der Naturalismus das thut! Man denke nur an dessen endlos breite, im Kreise ewiger Wiederholung sich drehende Beschreibungen des Gegenständlichen, all der äußerlichen Nebenumstände und Zufälligkeiten, alles Zubehörs von tausenderlei Sachen und Sächelchen; an die ebenso peinlich-kleinlichen Zerfaserungen aller geheimsten Regungen, aller plötzlichen Einfälle, flüchtigsten Stimmungen und Augenblickslaunen, was alles weder für Handlung noch Charakteristik von wesentlichem Belang, von qualitativer Bedeutung ist, sondern lediglich in quantitativer Vollständigkeit den gleichsam momentphotographischen Abklatsch der Wirklichkeit wiedergeben soll. Und ein einheitliches Gesamtbild dieser wird trotzdem nicht erreicht! Der Verzicht dieses zerfließenden Schilderungsstils auf straffe Zusammenfassung; die Verleugnung jener durch Lessing (§ 393 e a. E., vgl. auch § 210) aus den Sprachgesetzen selbst gefolgerten Prinzipien: sie rächen sich bitter. All dies Bemühen, die Natur derart wieder-

zugeben, ist — wie Mielke treffend sagt — „ein Wasserschöpfen mit hohler Hand; immer nur Tropfen auf Tropfen, bei denen es keinen Anfang und kein Ende giebt, und die von keiner Form gefaßt werden." Und dazu geht überhaupt bei allem dem die eigentliche epische Kunst, die Gabe anmutiger Erzählung, verloren. Deren Reiz liegt ja gerade in der Spannung, die eine sich entwickelnde Handlung, ein bewegtes Menschenschicksal in uns erzeugt. Und von den Tagen Homers bis zu den Märchen der Gebrüder Grimm ist jedes epische Talent eben ein Talent des Erzählens von Ereignissen, nicht der Schilderung des Gegenständlichen gewesen.

Was vollends **b) den Häßlichkeitskult** betrifft, so ist das zunächst ein Selbstwiderspruch. Gesetzt, die Natur kennte den Unterschied zwischen Schön und Häßlich gar nicht: warum dann die einseitige Verfehmung des Schönen und Bevorzugung des Häßlichen, also doch wieder Unterscheidung? Nun kennt aber mindestens die lebende Natur den Unterschied durchaus und begünstigt das Schönere, wie, sogar bei den Tieren, Darwins ‚Zuchtwahl' lehrt. Und vollends so bei den Menschen, bei den wilden Naturkindern nicht minder, als bei uns Kulturvölkern. Also ist die gegenteilige Tendenz eine naturwidrige Einseitigkeit, die auf Sprache und Stil geradezu verhängnisvoll wirkt.

Das Dichterrecht an sich zur Darstellung des Häßlichen, Empörenden, selbst Ekelhaften, betonen ja schon Lessing (Laokoon 23 ff.) und Schiller (Naive und sentimentalische Dichtung); aber auch, daß es nur als Abwechslungs-, Teil- oder Kontrastmittel dienen darf, um der Natur, dem Leben ihren vollständigen Ausdruck zu geben.

Dagegen wird der Eintönigkeitsstil des **N.** in der schmutzig-trüben ‚Grau-in-Grau'-Schilderung alles Lebens und Geschehens auf die Dauer gerade so unerträglich, wie die Grellmalerei krassester Stimmungs- und Situations-Kontraste, wo alles geschraubt, übertrieben, das Leben selbst wie ein einziges Zerrbild, wie „eine große Karrikatur erscheint, aus der uns nur der Skandal des Tagesklatsches mit höhnischer Fratze entgegengrinst."

§ 395. Seine ganze Schwäche offenbart der Naturalismus c) in der **Charakterzeichnung.**

Wie er „die Körperwelt nicht mehr in den festen Linien und Umrissen der alten Schule darstellt, sondern alle Grenzen in die Reflexe des Lichts, in das Spiel von Luft und Schatten auflöst, so sind ihm auch die festen, geschlossenen Charaktere der älteren Dichtung zuwider". Er hält sie für unnatürlich, für unmöglich. Was ist überhaupt ein Charakter? fragt man. Und ein Tovote antwortet: „Alle Menschen waren in jedem Augenblicke anders, den äußeren Verhältnissen ganz unterworfen, abhängig von jeder feinsten Stimmung, von einem Wörtchen oftmals, in beständiger Umwandlung, so daß es thöricht wäre, von der Einheitlichkeit des Charakters zu reden. Nur eine große Grundstimmung, die aber jeden Augenblick verwischt werden kann." — Aber wenn die ‚Grundstimmung' jeden Augenblick verwischt werden kann, so besteht sie überhaupt nicht mehr; statt dessen herrscht „ein Wallen und Weben von kleinen Stimmungen, die dem steten Gekräusel eines Wasserspiegels gleichen". „Diese Psychologie," sagt Mielke, „rechnet nicht mehr mit einem festen Kern im Menschen, der sich als ein organisches Selbst entwickelt hat und in seiner Einheit behauptet; sondern sie knüpft an die Nervosität des modernen Bildungs- und, füge ich hinzu, des Großstadt-Menschen an, der in der Hetze des Daseinskampfes schon seine Willenskraft eingebüßt hat und sich, je nach den Schwingungen seines Nervensystems, von Äußerlichkeiten, Zufällen, Launen, bald hierhin, bald dorthin treiben läßt. In der That sind die meisten Helden des eigentlichen Naturalismus, wenigstens die aus der ‚Gesellschaft', Schwächlinge, innerlich kraft- und haltlose Naturen, problematische, schwankende Charaktere, „mit Vorliebe jenen Altersstufen und Kreisen entnommen, in denen der Ernst praktisch gesammelter Berufsthätigkeit völlig hinter leidenschaftlichen Erregungen des Phantasie- und Gemütslebens zurück-

tritt": junge Künstler und Gelehrte, sogenannte liederliche Genies, oder blasierte Lebemänner u. dergl., die natürlich auch die entsprechende Sprache und Redeweise führen.

§ 396. Außer dieser Bevorzugung der Nachtseiten des Lebens wiegt nun — — wie gesagt — d) gleich einseitig auch das **Sinnlich-Geschlechtliche** vor. Allerdings ist solcher ‚Sexualismus' an sich kein Sondermerkmal bloß des N. Wir sahen Ähnliches schon früher; z. B. bei Gottfried (§ 195), in naiver Weise beim Volk (§ 250, 20), in schlüpfrig-lüsterner bei der 2. Schlesischen Schule (§ 303), bei Heine (§ 372) u. a. Überhaupt führt die sogen. Erotik des 17. und 18. Jahrhunderts eine Sprache halbverschleierter Lüsternheit, die gefährlicher, weil verführerischer wirkte, als die abstoßende der brutalen Offenheit. Diese ist — was mit Recht Litzmann betont — gerade der naturgemäße Rückschlag gegen die allmählich bei uns eingerissene, übertrieben zimperliche, oft genug heuchlerische Prüderie, welche jede gesunde, naive Behandlung natürlicher Dinge aus der ‚salonfähigen' Litteratur verdrängt hatte.

Dadurch wurde „ein auf die Dauer unerträgliches Verschleierungssystem, eine Unwahrheit und Verlogenheit in der Behandlung geschlechtlicher Dinge gezüchtet, die doppelt widerwärtig auftrat, wenn sie, unter äußeren Anstandsformen, die heikelsten Sachen gleichsam durchs Hinterpförtchen doch wieder einließ." Außerdem machte sie's unmöglich, brennende sittlich-soziale Fragen der Gegenwart, z. B. die Prostitution, öffentlich in ‚anständiger' Litteratur zu behandeln. Dem gegenüber wäre also eine Rückkehr zu unbefangener Naturwahrheit ganz im Sinne der Klassiker, besonders auch Schillers gewesen, der ja in der Abhandlung ‚über naive und sentimentalische Dichtung' sich deutlich genug darüber ausspricht. Und da nun einmal die Mitwirkung physiologischer Bedingungen bei allem Geschlechtlichen unleugbar ist und eine offene Aussprache darüber unter Umständen sittliche Pflicht werden kann,[1]) wie das ja schon aus der volkstümlichen Bibel- und Kirchensprache erhellt: so könnte man es an sich auch dem N. nicht bestreiten, wenn er „der in Geist und Sinnlichkeit sich spaltenden und wiederum einigenden Menschennatur" erst dadurch gerecht zu werden glaubt, daß er „die Wechselströmungen dieses Doppellebens gewissenhaft mit den Mitteln der Kunst zu erfassen und in ihren feinsten Offenbarungen bloßzulegen" sucht. Aber auch hier wieder verkehrt in vielen naturalistischen Dichtwerken maßlose Übertreibung, oder geradezu eigene wilde Sinnlichkeit, alles ins Rohe, Wüste und Greuliche. Da spricht als ‚Liebe' nicht mehr das Gemüt, das Herz; Rausch und Taumel, wilde Gier und liederliche Verkommenheit führen das Hauptwort; der Stil des ‚Dirnen-Romans' kommt auf, und man wetteifert — nicht etwa den gesunden Volkston in seiner naiven Derbheit zu treffen, nein, das Rotwelsch der Halbwelt und ihrer Zuhälter, den Jargon der Lasterhöhlen, das Geheul vertierter Massen in möglichst getreuem Abklatsch vorzuführen: Sprache und Stil wälzen sich im Kote der Großstadt!

§ 397. Gegen diese Auswüchse verschlägt in der That e) die weit verbreitete Vorliebe für den **sozialdemokratischen Proletarierstil** wenig, so sehr sonst auch dieses ganz neue Genre einer besonderen **Parteisprache** als solches einen Sprach- und Stilverfall darstellt.

Weniger freilich tritt dies bei den gebildeten Wortführern hervor, von denen namentlich die jüdischen, wie Marx und Lassalle, bereits umgekehrt als sehr gewandte und redemächtige Litteraten gestreift sind (§ 371). Aber bei den populären Massenrednern hat sich eine so eintönige Schlagwort-Sprache, ein so überladener Kraft- und Schimpfwortstil, ein solcher Bombast eingelernter, dabei fremdwortgespickter Redensarten eingebürgert, daß dieser Mischmasch — auch in seinem Aufputz in der naturalistischen Dichtung — jedem feineren Ohre unerträglich werden muß, während er auf die Massen freilich nichtsdestoweniger seine unheilvoll bezaubernde Wirkung nach wie vor ausübt

[1]) So z. B. im Unterricht vor Jünglingen, vgl. mein Buch ‚Auf der Schwelle zweier Jahrhunderte', Berlin, Weidmann, 1898, S. 185 ff.

(vgl. § 403, Anm.). — Die eben erwähnte Fremdwörtersucht gerade in diesem Parteistil großstädtischer Arbeiterschaften führt endlich zu dem letzten Merkmale, welches der Naturalismus mit ihm gemein hat:

§ 398. 4. dem oben (§ 391, 5) genannten **internationalen Zuge,** der sich aber auch in allem Vorhergehenden schon ausprägt. Denn das ist nun die, vom Standpunkte einer deutschen Sprach- und Stilgeschichte beklagenswerte, im Grunde aber vielleicht auch tröstliche Schlußwahrheit der ganzen Betrachtung: all dies einseitige Stilgemisch und Sprachgepräge, was sich im naturalistischen ‚Prinzip' zusammenfindet und mit Vorliebe unter dem Sammelnamen „Die Moderne" einführt, es ist **kein ursprünglich deutsches Litteraturerzeugnis, keine urwüchsig heimische Spracherscheinung,** und somit überhaupt **kein Naturgewächs aus unserem Volksboden!** Sondern es ist ein aus jenen drei **ausländischen** Samenarten hierher verpflanztes und bei uns künstlich gezüchtetes **Fremdgewächs,** eine großstädtische Treibhauspflanze modern-nervöser Überkultur, mit außerordentlich starken Pfropfreisern brutaler Unkultur!

Als solche allerdings und als Ganzes ist der Naturalismus selber in der That ein getreues Spiegelbild wirklicher sozialer Erscheinungen, geistiger Strömungen und kultureller Verhältnisse des internationalen Gegenwartslebens. Wie für das französische und das slawische Vorbild die in ihrer Art großartigen ‚experimentalen' Tendenzromane der Zola, Dostojewski u. a., für das skandinavische die, gleichfalls in ihrer Art gewaltigen Seelenkrankheits-Dramen eines Ibsen je thatsächlich Abbilder dortiger Zustände sind: so offenbart der **N.** bei uns gleichfalls Wirklichkeitserscheinungen von unleugbarem Einfluß. Aber sie zeigen sich eben zunächst vorwiegend als Krankheits- und Verfallserscheinungen, ähnlich allen den schon früher vorgeführten Fremdeinflüssen (vgl. §§ 61 ff., 218, 287 ff., 291—295, 298 a, 303 b, 384), hier nur noch krasser hervortretend, weil man drei fremde Litteraturen auf einmal nachahmen will.

Was nun endlich, allem dem gegenüber, der **N.,** wie oben wiederholt erwähnt, an wirklichen Werten und Fortschritten enthält, das hat er natürlich erst zeitigen können, nachdem die wilde Flut der Maßlosigkeiten sich etwas verlaufen und die echten bedeutenden Talente sich zu klärender Reife durchgerungen hatten. Unter diesen seien

§ 399. III. die wenigen wirklich hervorragenden kurz hervorgehoben.

1. Zu den (§ 393) erwähnten „besseren Talenten" in sprachlich-stilistischer Beziehung darf man Dovote (§ 395), Schlaf, Conrad, Bleibtreu (mit den großartigen Schlachtschilderungen in ‚Dies irae') rechnen, deren Romane freilich nach Stoff, Inhalt und Behandlungsweise an all den obigen Kraßheiten kranken. Besonnener und wahrer, tiefer und ernster erscheint **Kretzer,** der bedeutendste Vertreter des sozialistischen Romans. Der schildert aus eigener Erfahrung heraus, mit so lebensvoller Anschaulichkeit und plastischer Kraft, in fesselnder, oft packender Sprache, und von so weitem Gesichtspunkte aus, daß ihn auch die Litteraturgeschichte nicht wird umgehen können (vgl. § 402). — Als Vers-Epos zeichnet sich H. Harts groß angelegtes ‚Lied der Menschheit' durch Formvollendung und hinreißende Sprache aus. — Als bedeutendster Lyriker darf **Liliencron** gelten, dessen Dichtungen, neben manchem Rohen und Ungezügelten, doch in ihren Reimstrophen und „einschmeichelnd umgaukelnden freien Rhythmen" eine wundervolle, urwüchsig angeborene Sprachkunst und Formenschöne, starke Empfindung, frische Gestaltungskraft bekunden, und fast überall die „Anziehungskraft einer ungebrochenen Persönlichkeit" ausüben.[1]) Neben ihm

[1]) Aus Liliencrons kurzer, aber großartig knapper, in jedem Strich plastischer

seien noch Falcke und **Busse** als Liedersänger genannt, die in anmutiger Verskunst, wohllautender Sprache, in der Wärme echten Gefühls und frischem Humor kaum noch als Naturalisten erscheinen. Ähnliches gilt schließlich

§ 400. 2. von den anerkannten dramatischen Hauptkräften des **H. Sudermann** (geb. 1857) und **Hauptmann** (geb. 1862), mit denen neuerdings noch Halbe, Hirschfeld, Langmann u. a. zu wetteifern begonnen haben.

a) **Sudermann** zeigt sich schon im Roman (Frau Sorge, Katzensteg, Es war u. a.) als ebenso trefflicher Erzähler, wie anschaulich plastischer Schilderer. Seine ‚Milieus' mit feinster Kleinmalerei weiß er meist zur Stimmung der Handlung wie der Charaktere in sinnvolle Beziehung zu setzen. Seine Sprache ist gedrungen, markig, knapp, zuweilen fast trocken, doch stets fesselnd und des gewaltigsten Pathos fähig. Hier, wie auch in den Dramen (Ehre, Sodoms Ende, Heimat, Glück im Winkel, Morituri, Johannes), wirkt er — an Schiller erinnernd (§ 343) — gern durch scharfe, auch sprachlich-stilistische Kontraste und Antithesen.

Dem ernsten Tone arbeitender ‚Sorge' tritt das Gewäsch verbummelter Liederlichkeit gegenüber; der Protzensprache des reichen ‚Vorderhauses' das ‚Berliner Blau' des in Armut verkommenen ‚Hinterhauses'; dem biederen, aber engherzig starren Befehlstone bürgerlicher ‚Heimats'-Moral der Freiheitsschrei ungebundenen Weltgefühls, u. s. w. Und überall, in echtem sicherem Naturalismus, die wirkliche Alltagssprache, der Verkehrston des jedesmaligen ‚Milieus' bis aufs Haar getroffen. Doch nicht etwa bloß, wie bei so vielen anderen nur, die niedrigen Sprechweisen plebejischer Gemeinheit, schamlosen Lasters, wilder Leidenschaft, oder anderenteils die Phrasen konventionellen Anstandes oder heuchlerischer Frömmelei; nein, auch die echtesten Töne derbehrlicher, gesunder Sittlichkeit, die höchsten Klänge edler und heiliger Empfindungen, sie werden mit gleicher Wahrheit und Kraft angeschlagen. An Schiller erinnert endlich auch die Kunst der wirkungsvollen kurz-prägnanten Abschlüsse (z. B. in der ‚Ehre' das unübertrefflich schlagende: ‚Bitte, Ihren geehrten Segen schriftlich!' u. a.). So zeigt S. in der That eine außerordentliche Sprach-Gewalt und -Kunst, der allerdings gerade im letzten Stücke, dem ‚Johannes', der hohe Versuch einer durchweg biblisch-orientalischen Färbung und Stilisierung — wenigstens nach meinem Gefühl — trotz aller Technik sinnvoller Gedrungenheit mehr oder weniger mißglückt ist.

§ 401. b) **Hauptmann** kommt vorläufig nur als Dramatiker in Betracht, steht also an Vielseitigkeit der Dichtungsarten dem Rivalen nach, ist ihm dagegen innerhalb des Gebiets an Mannigfaltigkeit der Stilarten ebenbürtig, an Reichtum der Sprache und der Töne wohl gar überlegen. Bald dichtet er in krassester naturalistischer Wirklichkeitsprosa sozialistische Arbeiter-Dramen (Vor Sonnenaufgang, Friedensfest), ja auf gleichem Gebiete eine ganze

---

Schilderung der ‚Sommerschlacht', die er 1866 selbst in Böhmen mitgekämpft, folge hier als interessantes Beispiel, wie der Naturalismus unmittelbar nachgeahmte Natureindrücke auch schriftmäßig vors Auge zu bringen sucht, die Stelle vom Einschlagen einer Granate: „Nichts war zu hören, nichts zu sehen. Da . . . bsssssssst—**bum!** Die erste Granate!" Die übrigen Schalleindrücke sind dann in herkömmlicher Weise, doch auch graphisch wiedergegeben, z. B. das Einschlagen der Kugeln eines Gewehrfeuers: „Tak, tak, tak, sagte es, tak, tak, tak — tak — taktak — taktaktaktak — taktak — tak — taktaktak . . . Wie in einem großen Telegraphenbureau hörte sichs an." Sehr frisch klingen die Sätze: „Plötzlich sehen wir einen Ziehbrunnen. Hin! Hin! Alles umzingelt ihn im Augenblick. Da schlägt (du Biest) eine Granate mitten in meine Leute." An solchen, wirklich neuen, eigenartigen und trefflichen ‚Naturalismen' ist das kleine Meisterwerk überreich.

Dialekt-Dichtung im gewaltigsten Massenstil (De Waber, in schlesischer Mundart, später auch verhochdeutscht: Die Weber). Schon vorher und hernach wieder versucht er sich im modernsten Gesellschaftsstück, im satirischen (Kollege Crampton) wie im tragischen (Einsame Menschen). Dann im großen historischen Sozialdrama (Florian Geyer), wo er die Sprache des 16. Jahrhunderts nicht nur lautlich, sondern allzu peinlich-pedantisch gar schriftmäßig zu kopieren strebt. Und endlich liefert er zwei ganz eigenartig neue Dichtungen: erst im grellsten Kontrast gemeinen Lumpengesindeltons mit ergreifend schönen, gleichsam überirdisch verklärten Phantasie- und Glaubens-Klängen eine symbolische ‚Traumdichtung' (Hannele); dann ein ebenso allegorisch-symbolisches ‚deutsches Märchendrama' (Versunkene Glocke), in ähnlicher Mischung von gewöhnlichster Alltags-, ja Dialekt-Rede und kraß-bestialischen Naturlauten einerseits, mit Versen anderseits voll wunderbaren lyrischen Wohllauts, voll mannigfaltigsten Formenreizes und geheimnisvoller Klänge mystischen Tiefsinns. Also schon hiernach auch sprachgeschichtlich eine hochbedeutsame Erscheinung, die an Tiefe und Reichtum der Empfindung, an Wahrheit, Kraft und Schönheit des Ausdrucks, an Formvollendung und Sprachkunst sich den höchsten Vorbildern würdig zugesellt.

§ 402. Gerade die letzten Dichtungen Hauptmanns nun, mit ihrer überraschenden Erhebung in eine höhere Idealwelt und zu den ‚neuen Zungen' einer tiefsinnigen Sinnbildsrede; gerade sie weisen endlich auf eine allermodernste Erscheinung, die — gewissermaßen als Anhang — noch kurz zu betrachten ist:

IV. den Umschlag der bisherigen naturalistischen Stillosigkeit in das direkt antinaturalistische Gegenteil eines höheren Symbolstils.

In der Malerei vorgebildet, in der Litteratur nachfolgend, erklärt sich dieser Umschwung zunächst aus dem unausrottbaren Menschenbedürfnis nach höheren Idealen. Das Extrem eines geradezu mystischen Symbolismus aber erklärt sich aus derselben Ursache, wie der N. überhaupt: der modernen Nervosität und hysterischen Sucht nach allem Äußersten. In beißendem Spott hat, außer anderem, auch diesen ganzen Stil parodiert der bekannte Ästhetiker Vischer (vgl. unter § 404) in seinem ‚3. Teile des Faust', als angeblicher ‚Mystifizinsky Symbolizetti Allegoriowitsch'. Im Ernste klingt die Richtung schon in Kretzers großartigem neuerem Sozial-Romane an ‚Das Gesicht Christi', sowie in anderen Schriften. Im Dämmerlicht schwebt sie eben in Hauptmanns Dichtungen. Dagegen zeigt nun einer der einflußreichsten neueren Denker, ein Populärphilosoph von vielseitigster Schaffenskraft und glänzendster Stilkunst, der bekannte **Fr. Nietzsche**, die eigenartigste Vereinigung von beidem: von naturalischer Stillosigkeit mit dem Stile eines Symbolismus, woraus er geradezu den ‚deutschen Stil der Zukunft' herausbilden will. Da er trotz, vielleicht auch wegen dieses Grundirrtums weithin Schule macht und in der That mit seinem Sprachverständnis und hinreißender Redegewalt fruchtbare Anregungen gegeben hat, so ist kurz noch darauf einzugehen. (Vgl. die Essays von Brandes und A. Riehl über Nietzsche).

§ 403. Als Naturalist zunächst und zugleich als wirklicher Sprachmusiker zeigt sich N. in der außerordentlichen Kunst, Natur und Leben unmittelbar mit Worten zu malen und Formen und Farben vor die Phantasie des Lesers zu bringen. Alles Gewicht legt er, mit vollem Verständnis, auf Rhythmus und Tempo der Rede: wie „diese anschwillt und absinkt, aushält und forteilt, wie sie sich beweglich gliedert, zu Pausen absetzt oder in gleichmäßigem Flusse dahinströmt." Das Tempo eines Sprach-

stils führt er geradeswegs auf den Charakter der betreffenden Rasse zurück. „Ein Mißverständnis über das Tempo eines Satzes, und der Satz selbst ist mißverstanden." Dazu kommt dann „die Klangfarbe der Laute, die Mischung und Wechselwirkung der Farben: das Chromatische der Sprache." Er fordert: man solle den Sinn schon in der Folge der Vokale und Diphthonge raten, und wie zart und reich sie in ihrem Hintereinander sich färben und umfärben. Er plant geradezu „Betrachtungen über Lesen und Schreiben" und eine „Lehre vom Stil." „Man muß alles, sagt er, Länge und Kürze der Sätze, die Interpunktionen, die Wahl der Worte, die Pausen, die Reihenfolge der Argumente — als Gebärden empfinden lernen." Denn „die Hauptsache ist: daß man auf die Sprache Blut und Kraft wendet! Das herrliche Tonwesen der Sprache ist für das Gehör da. Die Schule der Rede ist die Schule der höheren Tonkunst. Nichts Verderblicheres für unsere Sprache, als der Kanzleistil: die Übergewalt des Schreibstils über die Rede." — Man sieht, er verhält sich zur Sprache als Musiker, Maler und Dichter zugleich. Letzteres auch in der wunderreichen Naturbeseelung, den anschaulichen Gleichnissen, überraschenden Wendungen, und vor allem in der Kunst, prachtvolle, farbenglühende Bilder ganz kurz, mit wenigen Strichen hinzuwerfen.

Man vergleiche nur als Beispiele: „Ein Pfad, der trotzig durch Geröll stieg, ein boshafter, einsamer, dem nicht Kraut, nicht Strauch mehr zusprechen, knirschte unter dem Trotz seines Fußes." . . . „Mein Schicksal läßt sich Zeit; es vergaß mich wohl? Oder sitzt es hinter einem großen Stein im Schatten und fängt Fliegen?" In seinem Hauptwerke, ‚Also sprach Zarathustra' weiß er trefflich morgenländischer Dichtung, biblischen Psalmenklängen nachzudichten. So z. B.: „Meine Weisheit sammelt sich lange schon gleich einer Wolke, sie wird stiller und dunkler. So thut jede Weisheit, welche einst Blitze gebären soll" . . . „Meine ungeduldige Liebe fließt über in Strömen, abwärts, nach Aufgang und Niedergang. Aus schweigsamem Gebirge und Gewittern des Schmerzes rauscht meine Seele in die Thäler." Endlich noch ein Versbild:

Rings nur Welle und Spiel.
Was je schwer war,
sank in blaue Vergessenheit, —
müßig steht nun mein Kahn.
Sturm und Fahrt — wie verlernt er das!
Wunsch und Hoffen ertrank,
glatt liegt Seele und Meer.

Ein Meister endlich in Sentenzen, die oft „das Vollgepräge von Sprichwörtern" erhalten, verführt ihn nun gerade diese Gabe zu dem durchgängigen Aphorismen-Stil, der im Grunde eben eine Stillosigkeit ist, da er die blitzenden Krystallfragmente geistreicher Einfälle und Gedankensplitter zwar zu tausenden zu häufen, doch nie zum Einheits-, Kunst- und Schmuckwerk zu verbinden weiß. Vielmehr verführt er ihn weiter: erst zum Barockstil der Übertreibungen, der Worthäufungen, Formenspielereien und Schmucküberladungen; dann endlich zum Symbolismus, dieser „indirektesten aller Stilgattungen", wie Riehl sagt, die, als „phantastisch gewordene Allegorie", alles in geheimnisvolle Andeutungen und Winke kleidet, und in selbstgeschaffener Zeichensprache immer unklarer wird. Beide Stile aber, der bloße Splitter- oder Schlagwort-, wie der bloße Sinnbild-Stil sind, als Regel verwendet, trotz aller geistreichen Meisterschaft ihrer Handhabung, dennoch allemal Zeichen sprachlichen Niedergangs! Einfach deshalb: ein aus dem Zusammenhange des Ganzen herausgebrochenes, vielleicht gar noch unfertiges Gedankenstück ist stets nur einseitig, nur halbwahr; aber in seinem Schliff scheint es wie ein Ganzes; und in seiner knappen Kürze, seinem Gehalt, seinem Glanze doppelt reizvoll, verführt es allzuleicht zu Irrtum, Mißverständnis und Mißbrauch! Und so erklärt sich rein schon aus Nietzsches Stil und Sprache sowohl der dämonische Zauber seiner Schriften, zumal für die Jugend, wie anderseits ihre

unglaubliche Mißdeutung, die zu den verhängnisvollsten Folgerungen zu führen geeignet ist! [1]) — —

IV. Wissenschaftliche und praktische Prosa der letzten anderthalb Jahrhunderte.

§ 404. Auch dieses Gebiet, mit Einschluß der Tagesschriftstellerei, wurde schon mehrfach berührt. Man vgl. z. B. zur Lehr-Prosa Lessings § 312, Herders §§ 317 ff., Goethes § 333, Schillers § 336 a. E.; dazu die Übersicht § 351, Fr. Schlegel § 354, die Brüder Grimm und Görres § 355, Arndt § 357, Rückert § 358, Uhland § 359; endlich die neue Übersicht §§ 366—368; die Prosa Börnes und Heines §§ 371 f., Simrock § 373, v. Schack § 374, Lindau § 384, G. Freytag §387, Riehl § 389. Nur zur Ergänzung und Zusammenfassung diene noch folgende Übersicht, die selbstverständlich, bei der Allgemeinverbreitung sprachlich-stilistischer Bildung und der Unzahl trefflicher Meister auf allen Gebieten, nur eine Skizze darstellt, ohne irgend wie auf Vollständigkeit Anspruch zu erheben.

I. Im **philosophischen** Lehrstil folgen den Früheren (§ 300), allerdings mit Unterschied, diese: 1. Der Führer moderner Philosophie **Kant** (1724—1804), in den Erstlingswerken (Naturgeschichte des Himmels 1755, Träume eines

[1]) Vgl. in meiner schon (§ 341, 348) erwähnten Erläuterung zu Schillers Glocke (S. 110 ff) den Nachweis, wie gerade auf solchen **Schlagwort-Stil** (vgl. auch § 397) das bekannte Wort von den Volksverführern zutrifft:

Weh denen, die dem Ewigblinden
Des Lichtes Himmelsfackel leihn!

Dieser Stil reißt nämlich die an sich wahren Begriffe, Ideen, Grundsätze aus ihrem Zusammenhange, aus der thatsächlichen Polarität heraus, in welcher jede menschliche Wahrheit, jeder sittliche oder soziale Idealbegriff, mit seinem ergänzenden und ausgleichend beschränkenden Wechselbegriffe als seinem Gegenpole steht, ohne den er überhaupt nicht denkbar ist, geschweige denn zu verwirklichen wäre. So z. B. (eben nach Schiller) die Freiheit mit der Ordnung, die Gleichheit mit der Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit, die persönliche Selbständigkeit mit der Eingliederung und Gemeinschaft, das Recht mit der Pflicht, der Anspruch mit der Leistung, die Ehre und Würde mit der Arbeit, und so fort durch alle Lebensgebiete. Dieses Gesetz nun, das schon die ganze Natur und vollends alles Kultur- und Geistesleben durchwaltet: das eben will, in trotzig-zügelloser Selbstüberhebung, der ‚Wahn' nicht anerkennen, sondern beansprucht einseitig allemal das, was seiner Willkür paßt; er fälscht dabei aber die Sprache, den Ausdruck jener Ideen und Begriffe, indem er den jedesmaligen Gegenpol wohlweislich verschweigt und die bloße Halbwahrheit als Vollwahrheit ausgiebt und verkündet. So stempeln die Volksverführer in absichtlicher Einseitigkeit das Falsche und Unmögliche zum Strebensziele und hochtönenden ‚Ideale', und werfen das vermeintliche ‚Himmelslicht', die angebliche ‚befreiende Aufklärung', als „Fackel", als zündendes Schlagwort in die Massen! Aber sie leihen denen diese Fackel nur: sie suchen sie nicht in geduldiger Arbeit, mit ehrlichem Sprachgebrauch, zum wirklichen Verständnis jener Wahrheiten und Ideen zu erziehen; nein, sie geben ihnen die gefälschten und mißverständlichen Losungsworte unmittelbar, rasch, bloß leihweise, bloß vorübergehend, in flüchtiger, oberflächlicher Vorspiegelung, als furchtbares Blend- und Brandwerkzeug zu zügellosem Mißbrauch in die Hand. Und so kann es denn in der That von der, ursprünglich doch dem ‚Himmelslicht' der Wahrheitsrede und Idealsprache entstammenden Fackel des Schlagwortstils und Wahngeschreis schließlich nur heißen:

Sie strahlt ihm nicht, sie kann nur zünden,
Und äschert Städt' und Länder ein.

Für die Verführten und Wahnbethörten selbst gilt dann, was schon in den Vorbegriffen (§ 40) von der verhängnisvollen Rolle der Phantasie angedeutet wurde.

Geisterſehers 1766) und noch ſpäter (Macht des Gemüts 1798, u. a.) ſprachgewandt, klar, gemeinverſtändlich, dagegen in ſeinen Hauptwerken (Kritik der reinen und der praktiſchen Vernunft 1781, 1788, der Urteilskraft 1790) von ſchwerfälliger, verwickelter, oft dunkler Sprache, voll Fremdwörterballaſts, ſo daß ſelbſt einem Schiller vor ſolchem ‚philoſophiſchen Kanzleiſtil' graut (an Goethe, 22. 9. 1797), und daß der Wahn entſteht: philoſophiſche Tiefe ſei mit ſprachgewandtem Deutſch unvereinbar.

Bekanntlich bilden all die Kategorien, Antinomien und Amphibolien, die Axiome, Maximen und Poſtulate, die Noumena und Phänomena, die transzendentalen Apperzeptionen, Auto- und Heteronomien u. ſ. w. noch heute das Schrecken aller Kantforſcher.

2. Auch **Fichte** (1762—1814) ſchreibt, als Philoſoph, ſchwer und breit, erhebt ſich aber in den ‚Reden an die deutſche Nation' (1807/8) zu machtvoller und wenigſtens Gebildeten verſtändlicher kerndeutſcher Sprache (vgl § 66). 3. **Schelling** (1775—1854) ſchreibt anfangs gewandt, ſelbſt anmutig, und möglichſt deutſch, ahmt aber ſpäter Böhmes myſtiſche Sprache (§ 296b) ohne deſſen kraftvolle Bildlichkeit nach, und wird oft überſchwänglich und dunkel. 4. Von **Hegel** (1770—1831) meint Scherer nicht ohne Grund: er habe die Sprache „mit vollendeter Barbarei" mißhandelt. Doch trifft dies nur die philoſophiſchen Werke, nicht ſeine akademiſchen und Schul-Reden, die auch in der Form hervorragen (§ 410). 5. **Herbart** ſchreibt (1776—1841) ſeine ‚Pädagogik' (1806) und anderes klar, energiſch, oft mit Schwung. Letzteren beherrſcht vollends 6. **Schleiermacher** (1768—1834), in populären Reden und Schriften (Reden über die Religion 1799, Monologen 1800, Predigten) oft voll dichteriſcher Schönheit (§ 409); auch als Überſetzer (Platos) bedeutend, ringt er als Philoſoph (Ethik) wie als Theolog (Glaubenslehre) doch vergebens, ſich ganz vom zünftigen Gelehrtenſtil zu befreien. Deſſen Bann bricht völlig erſt 7. **Schopenhauer** (1788—1860), der die Welt durch eine Philoſophie im klarſten leichteſten Stile, im feſſelnden Plaudertone überraſcht und durch fortwährende Griffe ‚ins volle Menſchenleben', durch Witz und Spott, durch Offenheiten und Rückſichtsloſigkeiten aller Art, die Denkarbeit für weitere Kreiſe ſchmackhaft zu würzen weiß (‚Welt als Wille und Vorſtellung' u. a.). Sein vielſeitiges Darſtellungsvermögen erhebt ihn zu einem der größten philoſophiſchen Stiliſten der Neuzeit und der glänzendſten Proſaiſten überhaupt. 8. Solchem Vorgänger folgt dann eine Reihe namhafter Philoſophen, die auch im Popularſtil Meiſter ſind, wie Erdmann, **Lotze** (mit dem formvollendeten ‚Mikrokosmos'), Fechner, Carriere, Zeller, Hartmann, A. Lange, Wundt, Paulſen, viele davon auch Naturforſcher, Pſychologen oder Äſthetiker wie Fr. Viſcher (vgl. § 402), K. Fiſcher, Volkelt u. a. —

Die **theologiſchen** Stilmeiſter vgl. unter III, § 406 a. E. und VI, § 409 a. E.

§ 405. II. Im **naturwiſſenſchaftlichen** Lehrſtil folgt dem Beiſpiele Goethes (§ 333) eine Reihe ausgezeichneter Stiliſten. Vor allem **A. von Humboldt** (1769—1859), deſſen ‚Anſichten der Natur' und ‚Kosmos' auch in der anſchaulich-friſchen Schilderung und dem vollendet ſchönen Stile Meiſterwerke ſind. Sie wirken nun wieder vorbildlich auf neuere Naturforſcher, unter denen — außer den obigen — noch **Helmholtz**, Liebig, Dubois-Reymond, Häckel, aus dem mediziniſchen Gebiet Virchow, Henle, Hyrtl, aus dem techniſchen Karmarſch, Siemens u. a. auch ſprachlich-ſtiliſtiſch hervorragen. — Von Humboldt beeinflußt erſcheinen noch die Vertreter der **Erd- und Völkerkunde**, vor allen der Vater der vergleichenden Geographie, **Karl Ritter** (1779—1859), deſſen glänzendes Muſter wieder auf die Kapp, Kutzen, Peſchel, und anderſeits die Ratzel, Baſtian u. a. weiter wirkt. Dies leitet über zum

§ 406. **III. historischen Stil** der mannigfachen Arten von **Geschichtschreibung**. Um hier an Früheres (§§ 171, 236) anzuknüpfen und später Übergangenes nachzuholen, sei in kurzer Zusammenfassung dies bemerkt. Auf den einfachen und kräftig-schönen Chronikenstil des Mittelalters und noch des 16. Jahrhunderts (z. B. Tschudi † 1572) folgt im 17. und 18. ein Rückschritt zum trockenen, leblosen, weitschweifig bloß aufzählenden Auszugs- oder Kompendien-Stil, der den rohen Stoff übersichtslos, ohne Verbindung und Plan, ohne Prüfung und Sichtung bloß zusammenstellt, oft mit großem Fleiß, in riesigem Umfang (einige Werke kommen bis auf 2000 Seiten!), aber mit einem Wust, unter dem jede Kunst der Geschichtschreibung ersticken muß. Ausnahmen bilden nur: **Pufendorf** († 1694), der in seiner ‚Einleitung zur Historie' u. s. w. (1682) die bisherige Schablone verläßt und „mit dem weiten Blick des welterfahrenen Mannes" die Ereignisse zu begründen und zu erklären sucht; **Mascov** († 1761), der mit seiner ‚Geschichte der Teutschen' (1726) die erste quellenmäßige deutsche Geschichte herausgiebt; endlich **Schlözer** († 1809), der seine ‚Weltgeschichte' (1792) zuerst auf eine neue Methode der Quellenkritik (Urkundenlehre, Wappen-, Münzen-Kunde u. s. w.) und darauf die eigentliche Geschichtswissenschaft frei und selbständig begründet. Immerhin schreiben auch diese noch verhältnismäßig schwerfällig und trocken. Eine wirklich höhere Darstellungsweise beginnt erst der sprachgewandte Schweizer **Joh. von Müller** (1752—1809), den aber die Nachahmung des Tacitus oft zur Manier gesucht markiger Überkürze und Gedrungenheit verführt. Dann begründet den eigentlichen deutschen historischen Stil in mustergültiger Weise **Schiller** (vgl. §§ 336, 339) mit den berühmten Darstellungen: ‚Abfall der Niederlande' (1788 ff.) ‚Dreißigjähriger Krieg' (1791 ff.) und der Antrittsrede über ‚Universalgeschichte' (1789). Was ihm dabei nach Lage der Dinge an gründlicher Quellenforschung und strenger Methode noch abgeht, ersetzt er reichlich durch bedeutende und tiefe Auffassung, geistvolle Belebung und künstlerische Gestaltung des Stoffs, sowie durch die edele und hinreißende Sprache in dem ihm eigenen machtvollen und glänzenden Stile. So folgt in unserem Jahrhundert — anfangs noch in Wechselwirkung mit der Romantik (§§ 356, 367) — die große Periode deutscher Geschichtschreibung, eine wichtige Förderung des Prosastils überhaupt. Meister wie Niebuhr († 1831), Dahlmann († 1860), Raumer († 1873), und vor allen Altmeister **Ranke** (1795—1886) in epochemachenden Werken (Päpste, Reformationszeitalter, englische, französische, Welt-Geschichte u. a.) zeichnen sich durch vornehme Darstellung, durchsichtigen Stil und fein abgewogene Sprache aus. Während dann für Altertums-Geschichte Duncker, für die römische **Mommsen** und anderseits Gregorovius, die griechische Curtius klassische Werke liefern, glänzen für die neuzeitliche und vaterländische die Schlosser, Pertz, **Häusser**, Waitz, Giesebrecht, **Sybel**, und der sprachgewaltige, feuerzüngige **Treitschke**, als Sterne ersten Ranges auch am Himmel der Sprachgeschichte. Desgleichen Droysen für Alt- wie Neuzeit, dazu als feinsinniger Übersetzer antiker Dichtwerke. — Als **Kirchen**historiker desgleichen Baur, Neander, **K. Hase**, und katholischerseits **Döllinger**, zwei Sprachmeister ersten Ranges; Köstlin, Hausrath; in Religions- und Lehrgeschichte David Strauß, **Wellhausen**, **Weizsäcker** (auch als Übersetzer, vgl. § 284,15), **A. Harnack** u. a. — Fast alle Genannten sind auch Meister des biographischen Stils, worin sich noch manche der Folgenden hervorthun.

§ 407. VI. Im **historisch-kriegswissenschaftlichen Berichts- oder Lehrstil** dürfen unter vielen, den Spuren von Clausewitz (§ 351) folgenden Werken militärischer Schriftsteller (Rüstow, Verdy, Hönig, Jähns u. a.) als

‚klassisch' die Preußischen Generalstabswerke über die Kriege von 1864, 66, 70/71, gelten, die u. a. auch das im Heerwesen noch stark vorwaltende Fremdwörterunwesen durch ‚gut Deutsch' zu ersetzen streben. Vor allem hat Feldmarschall Graf **Moltke** (1800—91) sich in militärischen Werken (Krieg 1870/71), Reiseberichten (Türkei u. a.) und sonst, als ausgezeichneten Sprach- und Stilmeister bekundet, der klar und anschaulich zu schildern, fesselnd, oft anmutig und mit launigem Humor zu erzählen weiß und über eine wundervoll gediegene, vornehme Sprache verfügt. Gerade von ihm mögen zwei kurze Sprachproben Platz finden.

1. Aus der Geschichte des Krieges von 1870/71 (1887/88). Einleitung.

Die Kriege der Gegenwart rufen die ganzen Völker zu den Waffen: kaum eine Familie, welche nicht in Mitleidenschaft gezogen würde. Die volle Finanzkraft des Staates wird in Anspruch genommen, und kein Jahreswechsel setzt dem rastlosen Handeln ein Ziel. Solange die Nationen ein gesondertes Dasein führen, wird es Streitigkeiten geben, welche nur mit den Waffen geschlichtet werden können; aber im Interesse der Menschheit ist zu hoffen, daß die Kriege seltener werden, wie sie furchtbarer geworden sind. — Überhaupt ist es nicht mehr der Ehrgeiz der Fürsten, es sind die Stimmungen der Völker, das Unbehagen über innere Zustände, das Treiben der Parteien, besonders ihrer Wortführer, welche den Frieden gefährden. Leichter wird der folgenschwere Entschluß zum Kriege von einer Versammlung gefaßt, in welcher niemand die volle Verantwortung trägt, als von einem Einzelnen, wie hoch er auch gestellt sein möge; und öfter wird man ein friedliebendes Staatsoberhaupt finden, als eine Volksvertretung von Weisen!

2. Aus den Briefen über die Türkei (1835 ff.), herausgegeben von Karl Ritter (§ 405). (Vom 12. 4. 1837.) In einer sternenhellen Nacht stand ich unlängst auf den Trümmern des alten Römerschlosses Zeugma. Der Euphrat glitterte tief unten in einer felsigen Schlucht, und sein Rauschen erfüllte die Stille des Abends. Da schritten Cyrus und Alexander, Xenophon, Cäsar und Julian im Mondenschein vorüber; von diesem selben Punkte hatten sie das Reich des Chosroes jenseit des Stromes gesehen, und gerade so gesehen, denn die Natur ist hier von Stein und ändert sich nicht. Da beschloß ich dem Andenken des großen Römervolkes die goldenen Trauben zu opfern, die sie zuerst nach Gallien gebracht, und die ich von ihres weiten Reiches westlicher Grenze bis zur östlichen getragen. Ich schleuderte die Flasche von der Höhe hinab, sie tauchte, tanzte und glitt den Strom entlang, dem indischen Weltmeere zu. Sie vermuteten aber sehr richtig, daß ich sie vorher geleert hatte; ich stand da, wie der alte Zecher:

trank letzte Lebensglut
und warf den heilgen Becher
Hinunter in die Flut.
Ich sah ihn stürzen, trinken
Des Euphrat gelbe Flut,
die Augen thäten mir sinken —

ich trank nie einen Tropfen mehr. Die Flasche hatte einen Fehler gehabt: sie war die letzte gewesen.

§ 408. V. Aus verwandten Lehrstilen, zur Gruppe zusammengefaßt, seien als sprachmächtige Vertreter noch folgende genannt. Aus der **Volkswirtschaftslehre** die Nationalökonomen Roscher, Schäffle und die auch redemächtigen Wagner und Schmoller. Aus der **Rechtskunde** ein Gneist, Holtzendorff, Windscheid, Ihering, Sohm u. a. Von **Kunsthistorikern**: Springer, Schnaase, Woltmann, Kugler. Als **Litterarhistoriker** fesseln durch kraft- und schwungvolle Sprache und edlen Stil: **Gervinus**, Julian Schmidt,

Hettner, auch Vilmar, und namentlich **W. Scherer**, von dessen hoher Sprachkunst schon die zahlreichen Zitate zeugten. Desgleichen die Biographen **O. Jahn**, Stahr, Haym, der Dramaturg Bulthaupt u. a. — Die meisten von allen diesen haben sich auch in der von England zu uns gekommenen Form des **Essays** versucht: der kurzen, runden, elegant in sich geschlossenen Geschichts-, Biographie- oder Lehr-Abhandlung, in der übrigens schon vorher Lessing, Herder, Möser u. a. Meister waren. Als besonders ausgezeichnete ‚Essayisten' dürfen außerdem gelten: H. Grimm, Bernays, Rümelin, auch Lagarde mit dem packenden Stil seiner ‚Deutschen Schriften', die allerdings in ihrer Schroffheit zuweilen an die Bombensprache eines Scherr erinnern. — Unter den **Sprachforschern** im engeren Sinne ragt vor allem, als bedeutendster Mitarbeiter der Grimms, **K. Lachmann** hervor (1793—1851), der sich in zahlreichen Werken der Homer-, Nibelungen und sonstigen Litteraturforschung, zugleich als Stilist von tiefstem Sprachverständnis und eigenartigem Reize enthüllt: An ihn reihen sich W. Wackernagel und die Jüngeren: Weinhold, Müllenhof, Bartsch, Pfeiffer, Zarncke u. a. (vgl. § 424 a. E.), sämtlich gerade sprachgeschichtlich hoch verdient und mehr oder weniger auch im Stile vorbildlich.

Auf dem gerade sprachgeschichtlich hochwichtigen Gebiete

§ 409. **VI. der deutschen Redekunst** macht sich — wie früher ersichtlich — zunächst nur

a) der **geistliche** Redestil der **Predigt** geltend und behauptet seine Alleinherrschaft bis ins 18. Jahrhundert.

Zur Ergänzung zunächst des Früheren (§§ 231 ff.: mittelaltrige Prediger, 267 **Luther** als Begründer der volkstümlichen nhd.-evangelischen Predigt, § 300c Abraham a Sta. Clara) ist noch Folgendes nachzutragen. Luthers Vorbild wirkt in der Reformationszeit selbst noch mächtig; sein bester Schüler ist Mathesius († 1565); auch Bugenhagen († 1558) mit seinen teilweise plattdeutschen Predigten, Brenz († 1570), und im Schweizer Deutsch namentlich **Zwingli** († 1531), ragen als Prediger hervor. Aber schon das 17. Jahrhundert zeigt kläglichen **Verfall**. Die Predigten sinken zu gelehrt-dogmatischen Abhandlungen in scholastischer Manier und trockener dürftiger Sprache herab, oder zu konfessionellen Streit- und Hetzreden mit gehässigen Ausfällen und öden Schimpfereien. Nur wenige Ausnahmen zeigen edlere Sprache und höheren Stil. So z. B. Joh. Arnd († 1621), der auch seine berühmten ‚Bücher vom wahren Christentum' in so herzergreifender, wenngleich oft allzu wort- und zitatenreicher Sprache schreibt, daß sie fast in alle Kultursprachen übersetzt werden und somit auch mittelbar deutsche Schriftstellerei zu Ehren bringen. Ferner Andreä († 1590); Herberger († 1627, vgl. § 297a), obwohl etwas zu sehr in Allegorieen ‚blümelnd'; Scriver († 1693), Verfasser des gleichfalls berühmten, zuweilen bilderüberladenen ‚Seelenschatzes'; endlich Heinr. Müller († 1675), der den munter beweglichen Stil seiner sprichwortartigen Antithesen gern mit Assonanz und Alliteration schmückt, und diese ‚Devisenform' auch in seinen ‚geistlichen Erquickstunden' verwendet. — Ein wirklicher **Aufschwung** kommt erst seit Ende des 17. Jahrhunderts mit dem Pietismus. Spener († 1705) selbst zwar predigt noch ermüdend breit, verbannt aber doch den öden Scholastizismus und spricht in biblischer ‚Erbaulichkeit' für Herz und Gemüt. **A. H. Francke** sodann († 1727) greift in frisch lebendiger, anschaulicher Sprache auf Luthers Vorbild zurück; ihm folgen mehr oder weniger Rambach, Bengel, und der gedankenreiche, dabei kraftvolle, treffsichere Oetinger. — Im 18. Jahrhundert sucht der Rationalismus

den eigentlichen Predigtstil durch den der moralisch-philosophischen ‚Kanzelrede' zu ersetzen und liefert anfangs eine Reihe begeisterter ‚Homileten', wie Mosheim, Jerusalem, Röhr, Reinhard, Zollikofer u. a., denen sich als religiös-moralische Schriftsteller im weiteren Sinne **Lavater** († 1801, ‚Aussichten in die Ewigkeit') und **Zschokke** anschließen († 1848, weltberühmt geworden durch die ‚Stunden der Andacht').

[Beider Stil, rationalistisch-pietistisch gemischt, zeigt die litterarische Geschmacksverfeinerung der Zeit; doch trieft L. allzu empfindsam von ‚überwallenden frommen Gefühlen', und Z. verfällt oft weitschweifig-seichter Beschaulichkeit.]

Allmählich führt aber der Rationalismus wieder zum Stil**verfall**, zu trockener langweiliger Abhandlungsform und einer Sprache hausbackener Allerweltsbildung, die jede predigtmäßige und selbst rednerische Eigenart verliert. Nachdem dann schon Herder (§§ 316 ff.) und Dräseke († 1849) auf Vertiefung, Belebung, Verschönerung gedrungen, begründet endlich **Schleiermacher** (§ 404 I_6) den **neueren Predigtstil** gefühlswarmer Erfahrungs- und herzlicher Gemeinschaftsrede, allerdings noch vorwiegend als theologisch-apologetische Kunstpredigt für Gebildete. Ihm folgen im Streben nach Klarheit, Gediegenheit, Innerlichkeit und schlichter maßvoller Einfalt, die Nitzsch, Krummacher, Theremin, Tholuck, Beyschlag u. a. Auf starken Bekenntniston und vorwiegend kirchlich-liturgischen Stil drängen Harms, Löhe, Ahlfeld, Petri, Luthardt u. a. Die volkstümliche, aber speziell seelsorgerisch-erbauliche Bekehrungs- oder Erweckungspredigt pflegen Hofacker, Palmer, Gerlach; auch W. Baur und in hinreißend schöner Sprache Gerok (§ 380), im demagogischen Krafttone Stöcker u. a. Ganz zwanglosen Formen biblischer Auslegung im sogen. Homilienstil huldigen Menken, Beck u. a. Der kunstmäßig gefeilte, bis ins Kleinste abgewogene Lapidarstil der ‚Hofpredigt' erreicht seine Höhe in W. Hoffmann, E. Frommel, Dryander und Kögel, dem Meister antithetischer Gedrungenheit, bilderreicher, formvollendeter und überaus klangvoller Sprache. Die freiere religiöse Rede hat ihre Vergeistigung und edelste Vollendung durch die kraftvollen, tiefen und zugleich sprachschönen Predigten eines Schwarz, Schenkel, Rothe, H. Lang, Holtzmann u. a. erhalten. — Die meisten der hier und § 406 a. E. Genannten sind zugleich bedeutende Vertreter auch des Lehrstils evangelischer **Theologie**, der freilich vielfach noch unterm Banne scholastischer Schulsprache liegt. Gewandtere und feine Darstellungskunst zeigen Hagenbach, Dorner, Hofman, Beyschlag, Pfleiderer, H. Schultz; während andere, wie Vilmar, Kahnis, Thomasius, Ritschl, im schweren Panzer dogmatisch-philosophischer Ausdrucksweise einherschreiten.

Im Katholizismus, wo naturgemäß die Predigt mehr zurücktritt, zeigt sich vielfach die Einwirkung ausländischer, namentlich französischer Muster (Bossuet † 1704, Fenelon † 1715, Lacordaire † 1861), und allmählich gleichfalls die allgemeine Geschmacksverfeinerung, obgleich noch der bekannte Konvertit Zacharias Werner († 1823), der Prediger des Wiener Kongresses, an krassen Derbheiten und selbst frivolen Witzen einen Sta. Clara überbietet. Hauptsächlich wird hier die breite drastische Volkstümlichkeit gepflegt, worin katholische Prediger oft protestantische übertreffen; und an Arten wiegen die Fasten-, Bekehrungs- und Missions-Predigten vor, bei denen allerdings Sprache, Stil und Redekunst vielfach über dem Augenblicks-Eifer und der Tendenz Eintrag erleiden. Als bedeutende sprachmächtige und stilvolle Redner dürfen Sailer († 1832), Hirscher, Veith, Haneberg, der streitbare Ketteler u. a. gelten. — Sprache und Stil der kath. Theologie als solcher sind naturgemäß viel mehr noch, als im Protestantismus, an die scholastisch-dogmatische Überlieferung und das Vorbild des kanonischen Lateins gebunden.

§ 410. b) Die **weltliche** Redekunst — im Altertum so vorwiegend (§ **44**) — entwickelt sich, wie gesagt, bei uns erst seit dem 18. Jahrhundert, zunächst in Form akademischer und Schul-Reden, später in gerichtlichen, dann in Volks- und endlich seit 1830 und 48 auch in politischen Staats- und Parlaments-Reden.

Von **Schulreden** sind namentlich die Herders berühmt; bedeutend auch die von Hegel (§ 404 I_4), Jacobs, Deinhard, denen sich zahllose Neuere würdig anreihen. Ausgezeichnete **akademische** Reden liegen vor von J. Grimm (§ 355), Fr. Vischer und K. Fischer (§ 404,8), Rümelin (§ 408), Sybel, Curtius, Treitschke, Du bois-Reymond (§ 406) u. v. a. — Von **Gerichts**-reden sind wenige in die weitere litterarische Öffentlichkeit gedrungen. Berühmt ist Wirths Verteidigungsrede nach dem Hambacher Fest (1832), zugleich eine politische über die deutschen Volksrechte. — Aus der **politischen** Volksrede mit rhetorisch-poetischem Wortschwall, bilder- und zitatenreichem Stil und hochtönendem Pathos klärt sich immer natürlicher, schlichter, kerniger der Geschäftsstil der Parlamentsrede heraus. Hier ragen um 1848 hervor: der donnernde Rob. Blum, der geistreiche Plauderer Lichnowsky, der scharfe Jul. Stahl, die klar und gediegen entwickelnden v. Gagern, Radowitz, Simson, Dahlmann (§ 406) u. v. a. Aus neuerer Zeit haben Abgeordnete, wie v. Vincke, Waldeck, Gneist (§ 408), Virchow (§ 405), Richter, Windthorst, v. Bennigsen, Miquel u. a. zum Teil wahre Meisterstücke von Beredsamkeit geliefert. Als demagogischer Parteiredner (§ 397) wirkt namentlich Bebel.

§ 411. Anderseits hat der gewaltige Staatsmann und Begründer des Deutschen Reichs, **Fürst Bismarck** (1815—98), sich auch im Wort, wenngleich ohne jede bewußt rhetorische Kunst, so doch in schöpferischer Urkraft der Rede als einer der ausdrucksreichsten, sprachgewaltigsten Meister erwiesen. Besonders die Verbindung einfacher Vornehmheit mit volkstümlicher Schlichtheit, die wirkungsvolle Zusammenfassung nationaler Empfindungen in kurze markige Sätze, und die Augenblicksprägung gedankenschwerer Aussprüche gelingt ihm so glücklich, daß bereits viele davon zu geflügelten Worten geworden sind. Da er, gerade in diesem genialen Naturstil, den größten deutschen Rednern, einem Berthold (§ 231) und Luther (§ 267), ebenbürtig erscheint, so mögen einige Proben diese Übersicht abschließen.[1])

I. Einzelne Aussprüche, zum Teil zu geflügelten Worten geworden.

1. (28. 1. 1863.) Man hat mir mit dem Ausdruck der Geringschätzung entgegen gehalten, ich spräche eine ‚Preußische Sprache', die verstände hier niemand. Meine Herren, ich bin stolz darauf, eine Preußische Sprache zu reden, und Sie werden dieselbe noch oft von mir hören. — 2. (30. 9. 62.) Wir müssen unsere Kräfte zusammenfassen und zusammenhalten für den günstigen Augenblick. Nicht durch Reden und Majoritätsbeschlüsse werden die großen Fragen der Zeit entschieden — das ist der Irrtum von 1848 und 49 gewesen — sondern durch Blut und Eisen. — 3. (11. 3. 67.) Arbeiten wir rasch! Setzen wir Deutschland sozusagen in den Sattel! Reiten wird es schon können. — 4. (24. 9. 64.) Die deutschen Fürsten haben die Gewohnheit, ihre Heere selbst in den Krieg zu führen oder zu begleiten, und infolgedessen in erhöhtem Maße das Bedürfnis, auf dem Schlachtfelde und im Lazarette dem Krieger in das brechende Auge sehen zu können, ohne sich

[1]) Zusammengestellt habe ich solche auch in meinen Schriften: Bismarck und Moltke, Deutschlands Dioskuren (Düsseldorf, Bagel, 1891), und in ‚Schule und Vaterland' (Barmen, Wiemann, 1895) in den Reden auf Bismarck.

sagen zu müssen: Diesen Krieg hätte ich mit Ehren vermeiden können. — 5. (18. 5. 68.) Dem Herrn Vorredner gebe ich zu bedenken, daß ein Appell an die Furcht in deutschen Herzen niemals ein Echo findet! (Vgl. unten II). — 6. Zu geflügelten Worten sind noch einzelne treffende Ausdrücke geworden, z. B. ‚katilinarische Existenzen in der Presse, Reptilien geheimer Umtriebe, ehrlicher Makler in der Politik' u. a.

II. Aus der Reichstagsrede vom 6. 2. 88.

Wenn wir in Deutschland einen Krieg mit der vollen Wirkung unserer Nationalkraft führen wollen, so muß es ein Krieg sein, mit dem alle, die ihn mitmachen, alle, die ihm Opfer bringen, kurz und gut: mit dem die ganze Nation einverstanden ist; es muß ein Volkskrieg sein; es muß ein Krieg sein, der mit dem Enthusiasmus geführt wird, wie der von 1870, wo wir ruchlos angegriffen wurden . . . Die Wogen der Volksstimmung trugen uns in den Krieg hinein, wir hätten wollen mögen oder nicht . . . In einem Kriege, wo wir angegriffen werden, wird das ganze Deutschland von der Memel bis zum Bodensee wie eine Pulvermine aufbrennen und von Gewehren starren, und es wird kein Feind wagen, mit diesem furor teutonicus, der sich bei dem Angriff entwickelt, es aufzunehmen . . . Wenn unsere Gegner etwa vermuten, daß es die Furcht vor dem Ausgange ist, die uns friedfertig stimmt, dann irren sie sich ganz gewaltig. Wir glauben ebenso fest an unsern Sieg in gerechter Sache, wie irgend ein ausländischer Leutnant in seiner Garnison beim dritten Glase Champagner glauben kann, und wir vielleicht mit mehr Sicherheit. Also es ist nicht die Furcht, die uns friedfertig stimmt, sondern gerade das Bewußtsein unserer Stärke . . . Wir können durch Liebe und Wohlwollen leicht bestochen werden — vielleicht zu leicht — aber durch Drohungen ganz gewiß nicht. Wir Deutsche fürchten Gott, aber sonst nichts in der Welt; und die Gottesfurcht ist es schon, die uns den Frieden lieben und pflegen läßt. Wer ihn aber trotzdem bricht, der wird sich überzeugen, daß die kampfesfreudige Vaterlandsliebe, welche 1813 die gesamte Bevölkerung des damals schwachen kleinen und ausgesogenen Preußens unter die Fahnen rief, heutzutage ein Gemeingut der ganzen deutschen Nation ist, und daß derjenige, welcher die deutsche Nation irgendwie angreift, sie einheitlich gewaffnet finden wird und jeden Wehrmann mit dem festen Glauben im Herzen: Gott wird mit uns sein!

Mit Recht singt daher F. Dahn in seinem Nachrufe ‚Bismarck und die deutsche Sprache' (Zeitschrift d. Allgem. D. Sprachvereins, 98, Nr. 10):

Kein Redekünstler war er, nein!
Und dennoch bis in Mark und Knochen
Drang seine Rede schwertgleich ein,
Weil sie ‚gehaun war und gestochen';
Und seine Feinde nie verzeihn,
Daß er zu ihnen ‚deutsch gesprochen'.

§ 412. Was endlich

VI. den deutschen **Briefstil** betrifft, d. h. die Form des persönlichen vertraulichen ‚Briefes' im engeren Sinne (nicht der öffentlichen, amtlichen Sendschreiben, oder der Geschäftsbriefe u. dgl.), so beginnt ein solcher bei uns **erst um 1700**, ist aber seitdem unter allen Formen schriftlicher Gedankenmitteilung so sehr die verbreitetste und häufigste, so sehr ein Stück allgemeiner Volksbildung geworden, daß er auch **sprachgeschichtlich von höchster Bedeutung** ist. Dies um so mehr, da er einesteils, als zwangsloseste aller jener Formen und an keinerlei Schablone oder auch nur einheitliche Stilart gebunden, am unmittelbarsten den Menschen selber wiederspiegelt, und eben deshalb sich anderenteils am meisten der mündlichen Umgangssprache nähert, sich direkt aus dem täglichen

Sprachleben entwickelt. Wie dieses, so ist auch er auf einfache, leicht verständliche und kurze Darstellung, doch anderseits, eben als schriftliche Mitteilung, auf größere Reinheit, strengere Bestimmtheit, höhere Würde in Sprache und Ausdruck angewiesen, als die Alltagsrede. Ebenso, als allemal bloß einseitiger Austausch, auf anziehenden, unterhaltenden, gemütlichen und gemütvollen Ton, auf Takt und Zartgefühl, anderseits auf Lebendigkeit und verschönernde Mittel des Stils. Und gerade der Unterschied vom Gespräch, daß der Angeredete entfernt, vielleicht sehr weit und lange vom Briefsteller getrennt ist, also aller Austausch nur auf Erinnerung beruht: er trägt wesentlich dazu bei, des Angeredeten Bild für die Phantasie mehr oder weniger zu idealisieren, also eine besondere Gemütsstimmung zu erzeugen, die leicht zu innigerer Herzlichkeit, zu höherem Schwunge führt und — bei geistvollen Menschen — gerade Briefe oft zu poetisch schönen Kunstwerken erhebt.

So weist solche auch bei uns die allmählich unübersehbar gewordene Brieflitteratur in großer Anzahl und reizvollster Mannigfaltigkeit auf, und wir haben eine reiche Fülle geradezu **klassischer Briefwechsel**. In der Zopfzeit des 18. Jahrhunderts noch unnatürlich geziert, mit all den schwerfälligen Titulaturen steif und ungelenk, wird der Brief schon von Gottscheds Gattin und von Gellert viel gefälliger und natürlicher behandelt, und dann von den Klassikern, von Lessing, Winckelmann, Klopstock, Wieland, vor allem von **Goethe** und **Schiller** in ihrem berühmten Briefwechsel mit einander (vom 13. 6. 1794 bis 25. 4. 1805) und mit anderen (z. B. Körner, W. v. Humboldt) zu mustergültiger Höhe erhoben. Auch Bürger, Jean Paul, beide Schlegels, Grimms und Humboldts, Schleiermacher, und — wie schon (§ 351) erwähnt — Frauen wie K. v. Schelling, Bettina, Rahel, liefern ausgezeichnete Beiträge. [In Briefform erschienen auch wissenschaftliche Abhandlungen, wie Liebigs ‚chemische', Vogts ‚zoologische', Erdmanns ‚psychologische Briefe', die natürlich ebensowenig mehr hierher zählen, wie der ‚Briefroman', der, nach englischen und anderen Mustern (Richardson, Rousseau) zeitweise blühend (Goethes ‚Werther' § 325; Tieck u. a.), später ganz in Abnahme kommt.] Aus neuerer Brieflitteratur endlich sind gleichfalls ausgezeichnete Muster in Sammlungen veröffentlicht, von Künstlern, Gelehrten, Staatsmännern und Militärs aller Art, z. B. den Mendelssohns, von Rindfleisch aus dem Kriege 1870/71, vor allem abermals von **Bismarck**, der sich auch hier wieder, im unbefangensten Plaudertone, als ein Stilist ersten Ranges bewährt. — Aus der unermeßlichen Fülle nur einige kurze Proben.

§ 413. **I. 1.** Schiller an Goethe, 23. 8. 1794 (vgl. § 329). Lange schon habe ich, obgleich aus ziemlicher Ferne, dem Gang Ihres Geistes zugesehen, und den Weg, den Sie sich vorgezeichnet haben, mit immer erneuter Bewunderung bemerkt. Sie suchen das Notwendige der Natur, aber Sie suchen es auf dem schwersten Wege, vor welchem jede schwächere Kraft sich wohl hüten wird. Sie nehmen die ganze Natur zusammen, um über das Einzelne Licht zu bekommen; in der Allheit ihrer Erscheinungsarten suchen Sie den Erklärungsgrund für das Individuum auf. . . . Eine große und wahrhaft heldenmäßige Idee, die zur Genüge zeigt, wie sehr Ihr Geist das reiche Ganze seiner Vorstellungen in einer schönen Einheit zusammenhält. . . . Wären Sie als ein Grieche geboren . . . und hätte schon von der Wiege an eine auserlesene Natur und Kunst Sie umgeben, so wäre Ihr Weg unendlich verkürzt, vielleicht ganz überflüssig gemacht worden. Mit Ihren ersten Erfahrungen hätte sich der große Stil in Ihnen entwickelt. Nun, da Sie ein Deutscher geboren sind, und Ihr griechischer Geist in diese nordische Schöpfung geworfen wurde, so blieb Ihnen keine andere Wahl, als entweder selbst zum nordischen Künstler zu werden, oder Ihrer Imagination das, was ihr die

Wirklichkeit vorenthielt, durch Nachhilfe der Denkkraft zu ersetzen, um so gleichsam von innen heraus und auf einem rationalen Wege ein Griechenland zu gebären. . . . . Aber ich bemerke, daß ich anstatt eines Briefes eine Abhandlung zu schreiben im Begriff bin — verzeihen Sie es dem lebhaften Interesse, womit dieser Gegenstand mich erfüllt hat; und sollten Sie Ihr Bild in diesem Spiegel nicht erkennen, so bitte ich sehr: fliehen Sie ihn darum nicht!

2. Goethe an Schiller, 27. 8. 94 (Antwort).

Zu meinem Geburtstage, der mir diese Woche erscheint, hätte mir kein angenehmeres Geschenk werden können, als Ihr Brief, in welchem Sie mit freundschaftlicher Hand die Summe meiner Existenz ziehen und mich durch Ihre Teilnahme zu einem emsigeren und lebhafteren Gebrauch meiner Kräfte aufmuntern.

Reiner Genuß und wahrer Nutzen kann nur wechselseitig sein, und ich freue mich . . . da es nun scheint, als wenn wir . . . mit einander fortwandern müßten. Ich habe den redlichen und so seltenen Ernst, der in Allem erscheint, was Sie geschrieben und gethan haben, immer zu schätzen gewußt; und ich darf nun Anspruch machen, durch Sie selbst mit dem Gange Ihres Geistes, besonders in den letzten Jahren, bekannt zu werden. Haben wir uns wechselseitig die Punkte klar gemacht, wohin wir gegenwärtig gelangt sind, so werden wir desto ununterbrochener gemeinschaftlich arbeiten können. Alles, was an und in mir ist, werde ich mit Freuden mitteilen. Denn da ich sehr lebhaft fühle, daß mein Unternehmen das Maß der menschlichen Kräfte und ihre irdische Dauer weit übersteigt, so möchte ich Manches bei Ihnen niederlegen, und dadurch nicht allein erhalten, sondern auch beleben.

3. Schiller an Goethe, 31. 8. 94 (Antwort).

Bei meiner Zurückkunft aus W. erhielt ich Ihren Brief, dessen Inhalt mir doppelt erfreulich war; denn ich ersehe daraus, daß ich in meiner Ansicht Ihres Wesens Ihrem eigenen Gefühl begegnete und daß Ihnen die Aufrichtigkeit, mit der ich mein Herz darin sprechen ließ, nicht mißfiel . . . Wie lebhaft auch immer mein Verlangen war, in ein näheres Verhältnis zu Ihnen zu treten, als zwischen dem Geist des Schriftstellers und seinem aufmerksamsten Leser möglich ist, so begreife ich doch nunmehr vollkommen, daß die so sehr verschiedenen Bahnen, auf denen Sie und ich wandelten, uns nicht wohl früher, als gerade jetzt, mit Nutzen zusammenführen konnten. Nun kann ich aber hoffen, daß wir, so viel von dem Wege noch übrig sein mag, in Gemeinschaft durchwandeln werden, und mit um so größerem Gewinn, da die letzten Gefährten auf einer langen Reise sich immer am meisten zu sagen haben.

Erwarten Sie bei mir keinen großen materialen Reichtum von Ideen; dies ist es, was ich bei Ihnen finden werde. Mein Bedürfnis und Streben ist, aus Wenigem viel zu machen, und wenn Sie meine Armut an Allem, was man erworbene Kenntnis nennt, einmal näher kennen sollten, so finden Sie vielleicht, daß es mir in manchen Stücken damit mag gelungen sein. Weil mein Gedankenkreis kleiner ist, so durchlaufe ich ihn eben darum schneller und öfter, und kann eben darum meine kleine Barschaft besser nutzen, und eine Mannigfaltigkeit, die dem Inhalte fehlt, durch die Form erzeugen. Sie bestreben sich, Ihre große Ideenwelt zu vereinfachen; ich suche Mannigfaltigkeit für meine kleinen Besitzungen. Sie haben ein Königreich zu regieren, ich nur eine etwas zahlreiche Familie von Begriffen, die ich herzlich gern zu einer kleinen Welt erweitern möchte. Ihr Geist wirkt in außerordentlichem Grade intuitiv . . . mein Verstand eigentlich mehr symbolisierend; und so schwebe ich, als eine Zwitterart, zwischen dem Begriff und der Anschauung, zwischen der Regel und der Empfindung, zwischen dem technischen Kopf und dem Genie. Dies ist es, was mir, besonders in früheren Jahren, sowohl auf dem Felde der Spekulation, als der Dichtkunst, ein ziemlich kritisches Ansehen gegeben; denn gewöhnlich übereilte mich der Poet, wo ich philosophieren sollte, und der philosophische Geist, wenn ich dichten wollte. . . . Kann ich dieser beiden Kräfte insoweit Meister werden, daß ich einer jeden durch meine Freiheit die Grenzen bestimmen

kann, so erwartet mich noch ein schönes Los. Leider aber, nachdem ich meine moralischen Kräfte recht zu gebrauchen angefangen, droht eine Krankheit meine physischen zu untergraben. — — —

§ 414. II. Aus Bismarcks Briefen (an seine Gattin).

1. San Sebastian, 1. 8. 62. Der Weg von Bayonne hierher ist herrlich, links die Pyrenäen im wechselnden Alpenpanorama, rechts das Meer, Ufer wie bei Genua. Der Übergang nach Spanien ist überraschend; im letzten französischen Ort konnte man glauben, an der Loire zu sein; der erste spanische — eine steile Gasse, 12 Fuß breit, jedes Fenster mit Balkon und Vorhang, jeder Balkon mit schwarzen Augen und Mantillen, Schönheit und Schmutz, auf dem Markte Trommeln und Pfeifen und einige hundert Weiber, alt und jung, die unter sich tanzten, während die Männer rauchend und drapiert zusahen. Die Gegend ist bis hierher außerordentlich schön: grüne Thäler und waldige Hänge, darüber phantastische Linien von Festungswerken, Reihe hinter Reihe; Buchten an der See mit ganz schmalen Einfahrten, die wie Salzburger Seen in Bergkesseln tief ins Land schneiden. Die Landzunge schneidet zwei Meeresbuchten von einander, und so hat man von der Zitadelle nach Norden den weiten Blick in die See, östlich und westlich auf die beiden Buchten, südlich auf die Landzunge mit der Stadt darauf, und dahinter landwärts himmelhohe Gebirge. Ich wollte Dir ein Bild davon malen können, und wenn wir 15 Jahre jünger wären, so führen wir hierher . . .

2. Biarritz, 4. 8. 62. Ich sitze hier in einem Eckzimmer des Hotels, mit reizender Aussicht auf die blaue See, die ihren weißen Schaum zwischen wunderlichen Klippen hindurch gegen den Leuchtturm treibt. Ich habe ein schlechtes Gewissen, daß ich soviel Schönes ohne Dich sehe. Wenn man Dich durch die Luft herführen könnte, so wollte ich gleich noch einmal mit Dir nach St. Sebastian. Denke Dir das Siebengebirge mit dem Drachenfels ans Meer gestellt; daneben den Ehrenbreitenstein, und zwischen beiden dringt ein Meeresarm etwas breiter als der Rhein ins Land, und bildet hinter den Bergen eine runde Bucht. In dieser badet man in durchsichtig klarem Wasser, so schwer und so salzig, daß man von selber oben auf schwimmt und durch das breite Felsenthor ins Meer sieht, oder landeinwärts, wo die Bergketten immer höher und immer blauer sich überragen . . . .

3. Frankfurt, 3. 7. 51. Vorgestern war ich in Wiesbaden und habe mir mit einem Gemisch von Wehmut und altkluger Weisheit die Stätten früherer Thorheit angesehen. Möchte es doch Gott gefallen, mit seinem klaren und starken Weine dies Gefäß zu füllen, in dem damals der Champagner einundzwanzigjähriger Jugend nutzlos verbrauste und nur schale Neigen zurückließ. Wie viele sind begraben, mit denen ich damals liebelte, becherte und würfelte! Wie hat meine Weltanschauung doch in den 14 Jahren seitdem so manche Wandlungen durchgemacht, von denen ich immer gerade die gegenwärtige für die rechte Gestaltung hielt, und wie vieles ist mir jetzt klein, was mir damals groß erschien, und wie vieles ehrwürdig, was ich damals verspottete! Wie manches Laub mag noch an unserem inneren Menschen ausgrünen, schatten, rauschen und wertlos welken, bis wieder 14 Jahre vorüber sind, wenn wir's erleben! Ich begreife nicht, wie ein Mensch, der über sich nachdenkt und doch von Gott nichts weiß oder wissen will, sein Leben vor Verachtung und Langweile tragen kann. Ich weiß nicht, wie ich es früher ausgehalten habe; sollte ich jetzt leben, wie damals, ohne Gott, ohne Dich, ohne Kinder — ich wüßte doch in der That nicht, warum ich dies Leben nicht ablegen sollte, wie ein schmutziges Hemde; und doch sind die meisten meiner Bekannten so, und leben. . . . Schließe nicht aus diesem Geschreibsel, daß ich gerade besonders schwarz gestimmt bin; im Gegenteil, es ist mir, als wenn man an einem schönen Septembertage das gelbwerdende Laub betrachtet; gesund und heiter, aber etwas Wehmut, etwas Heimweh, Sehnsucht nach Wald, See, Wüste, Dir und Kindern, alles mit Sonnenuntergang und Beethoven vermischt . . . .

V. Überblick über das Sprachleben der Gegenwart: Erscheinungen des Verfalls und der Gegenwehr.

§ 415. A. Hier sei vorweg über den **organischen Lautbestand** unseres gegenwärtigen Neuhochdeutsch, in Anknüpfung an Früheres kurz Folgendes bemerkt (vgl. §§ 120 f., 241: Sprachcharaktere, 244 ff. Mundartliches).

Die Schriftsprache hat — namentlich durch Einfluß der Schule und der Bühne — in wachsendem Maße auf die Sprechweise, zunächst der Gebildeten, doch auch des Volkes, Einfluß gewonnen. Allerdings beruht die Aussprache fast überall noch auf landschaftlicher Mundart: ein ganz dialektfreies Sprechen dürfte selten vorkommen. Immerhin wächst infolge allgemeiner Verkehrssteigerung die sprachliche Ausgleichung zwischen Nord und Süd. Das Ober- oder Hochdeutsche selbst nähert seine Mundart mehr und mehr dem Schriftdeutsch. Doch lassen sich in gemeindeutscher Verkehrs- und selbst Bildungs-Sprache noch eine Reihe charakteristischer Unterschiede zwischen Nord und Süd feststellen, deren wichtigste folgende sind. 1. Der Tonfall ist noch in jeder Landschaft verschieden. 2. Die Vokallänge wechselt: z. B. Tag, Hof, Schmied (Schmidt), Wuchs u. a. norddeutsch kurz, süddeutsch lang; umgekehrt: giebt (gibt), lieſt (list), husten u. a. norddeutsch lang, süddeutsch kurz. Doch scheint sich überall mehr die Länge einzubürgern. 3. Vokale wie **e**, **ä**, **i**, **u** werden hier offen, dort geschlossen, hier kurz, dort lang, und anderwärts wieder zwischen beidem schwebend gesprochen. — 4. Die Medien **b**, **d**, **g** sind ober- und mitteldeutsch stimmlos, dabei **b** zwischen Vokalen mitteldeutsch wie **w**, **g** wie **ch**, norddeutsch dagegen stimmhaft, zwischen Vokalen als Reibelaut; **b** und **d** im Auslaut wie **p** und **t**, **g** wie **ch**; letzteres auch mitteldeutsch; dagegen oberdeutsch **g** im Auslaut wie **k**, und dies scheint allmählich, besonders auch auf der Bühne, vorherrschend zu werden. 5. Auch in der Aussprache von **r** vor **t**, **d**, **ſ**, **ſch**, **n** und **ll**, so wie in der von **kn**, **kl**, **gn**, **gl** weichen Nord und Süd von einander ab, vgl. §§ 121, 245 ff.; über **ſt**, **ſp** vgl. schon § 120. 6. Über die mannigfachen Unterschiede in Wortbildung, Abwandlung, Wendungen, Ausdrücken zu reden, ist hier nicht der Raum. Als allbekannte Beispiele vgl. u. a.: das norddeutsch vorwiegende frägt, frug, webte, backte, gegenüber dem richtigeren süddeutschen fragt, fragte, wob, buk; der Süddeutsche ‚ist', der Norddeutsche hat gestanden, gesessen u. s. w. Im Süden singt man ‚schwind ein Liedlein', im Norden ‚schnell ein Liedchen'; der oberdeutsche Vater lobt seinen ‚behenden Buben', sein ‚wundernettes Mädel'; der norddeutsche seinen ‚fixen Jungen' und sein ‚allerliebstes Mädchen'. Im ganzen nimmt der Norden ganz gern vom Süden an, während diesem das Norddeutsche unsympathisch bleibt. Und doch wächst in der Aussprache der Einfluß des Nordens, weil er am genauesten mit der Schriftsprache übereinstimmt.

Zusatz. In statistischer Hinsicht sei, zur Ergänzung früherer Angaben (§ 240), bemerkt, daß man die Zahl deutsch redender Menschen auf der Erde um 1800 auf rund 30, heute auf 70 Millionen schätzt (Russen gleichfalls so viele; nur die englische Sprache [130 Millionen] und die chinesische dürften größere Verbreitung haben).

§ 416. B. Wenden wir sodann, am Ziele des langen Weges schließlich, in kurz zusammenfassender Überschau, noch einen Blick auf

unser gegenwärtiges Sprachleben in seiner logisch-stilistischen Gesamterscheinung, wie diese sich nicht bloß in der schönen und wissenschaftlichen Litteratur in ihren verschiedenen Stilarten bekundet, sondern vor allem auch im Alltagsleben, in Tagespresse, Geschäftsverkehr und Umgangssprache: so nehmen wir

I.

auf der einen Seite leider — wie schon früher gesagt (§§ 69, 248, 294, 350 ff.) — auch heute noch die mannigfachen Erscheinungen von

Sprach-Verwilderung und -Verschlechterung

wahr, die bisher bereits wiederholt zu brandmarken waren.

Vgl. schon bei den Vorbegriffen: § 44 Phrasengeklingel, Latinismen; § 60 Sprachverfall infolge von Trägheit, Bequemlichkeit, Nachlässigkeit; § 67 f. Sprachverfälschung und -verwelschung mit den 4 Hauptmerkmalen: 1. Ausländerei und Fremdwörterseuche; 2. unbestimmte nichtssagende Abstrakte; 3. sprachwidrige Wortbildungen und Zusammensetzungen; 4. schablonenhaft konventionelle und zerflossene Redensarten. Dann im einzelnen beim Nhd.: §§ 248, 254 f. ‚Papierner Stil', § 256 Kauderwelsch von Kastensprachen; §§ 287 ff. die humanistisch-latinisierende Sprachverderbung; §§ 293 ff. die ‚alamodische' Französelei, abermals aus Gleichgültigkeit, oder gar aus Eitelkeit und Berechnung; §§ 366 ff. sprachschädigende Strömungen der Gegenwart, u. a. Einfluß Heines (§ 371), Lindaus (§ 384), der Naturalisten (§ 393. 398).

§ 417. Es läßt sich in der That nicht leugnen, daß auf die Sprach- und Stilhöhe der klassisch-romantischen Periode gerade in unserem Jahrhundert, auch in dessen letzten Jahrzehnten und trotz des nationalen Aufschwunges von 1870/71, ein höchst bedauerlicher Rückschritt und Verfall eingetreten ist. Auch wenn man nicht so schwarz sieht und so wild dreinhauen will, wie Wustmann in seinen bekannten ‚Sprachdummheiten' (1891): es bleibt des Schlimmen und Schmählichen genug, um jedem, der seine Muttersprache kennt und liebt, die Schamröte ins Gesicht, das Zornwort auf die Lippe und den Federkiel in die Hand zu drängen zu schriftstellerischer Gegenwehr.

§ 418. Allerdings hängen die **Ursachen** davon und ihre **Wirkungen** im einzelnen mit der ganzen, früher (§ 365 ff.) skizzierten Zeitentwickelung zusammen. Einesteils muß

1. schon die ungeheuere und reißende Steigerung des täglichen Schriftverkehrs und seiner Hauptmittel, des **Zeitungswesens** und aller Arten von Kundgebungen des **Geschäftsstils in Presse und Briefverkehr** — sie muß ja notwendig und naturgemäß zur Verschlechterung von Sprache und Stil führen.

a) Wie auch Wustmann treffend ausführt, hat seit 1848 das **Zeitungswesen** gegen früher eine völlige Umgestaltung erfahren: eine beispiellose Ausdehnung und Stoff- wie Umfangs-Vermehrung, bei der eine sprachlich-stilistische Formverschlechterung unausbleiblich war. Tausende von neuen Zeitungen entstanden, und immer noch wachsen neue wie Pilze aus der Erde. Ihr Umfang faßt oft 10, 12 Blatt in Großfolio. Ihr Inhalt hat sich verhundertfacht. Alle nur erdenklichen Lebensgebiete werden in den Kreis der Betrachtung gezogen: hier Politik und Heerwesen, oft in jener bekannten ‚Kanne-

gießerei', die in ‚Leitartikeln, Korrespondenzen' und dergl. unglaubliches Gewäsch zu Tage fördert; dort Wissenschaft und Kunst, Unterrichtswesen, Rechts- und Gesundheitspflege; vor allem Gewerbe, Handel, Verkehr, alles unendliche Gebiete, worüber gleichfalls oft unreifstes und ungereimtestes Zeug geschrieben wird. Denn überall gilt's ja, stets das ‚Neueste vom Tage' zu bringen, in schnell hingeworfenen Artikeln, in Draht- oder sonstigen ‚Reporter'-Berichten, in unaufhörlicher Hast, in möglichst wirkungsvoll auffallender Form und Sprache. Nun giebts gottlob auch bei uns zahlreiche große und vornehme Tagesblätter, die bei allem dem doch auf richtige, sorgfältige und saubere Behandlung von Sprache und Stil Gewicht legen und sich mit einem Stabe gründlich und vielseitig gebildeter, auch sprachlich wohlgeschulter Leiter und Berichterstatter umgeben. Aber selbst diese können ja bei der ewigen Hetzjagd nicht fortwährend die nötige Achtsamkeit auf die Form verwenden, und müssen oft genug froh sein, wenn sie eben notdürftig die schlimmsten Stil- und Sprachfehler vermeiden. Und nun gar die Unzahl der mittleren und kleineren Blätter, deren Mitarbeiter oft litterarische Kräfte untergeordnetster Art sind. Giebts doch „in keinem Gewerbe so viele Pfuscher, wie im Zeitungsgewerbe!" Hierhin drängt sich alles, was anderwärts Schiffbruch gelitten hat: „verpfuschte Akademiker aller Fakultäten, alte wie junge, fortgejagte Gymnasiasten, grüne Burschen, die nichts, gar nichts gelernt haben, am wenigsten, eine Zeile anständiges Deutsch schreiben." Dabei kann nicht mal mehr von ‚Handwerk', geschweige denn von ‚Kunst' die Rede sein: was sie liefern ist, nach Inhalt wie Form, Fabrikarbeit, und meist schlechte Fabrikarbeit, oft Sprach- und Stil-Sudelei der schlimmsten Art. „So fehlerhaft", sagt **W.**, „wie unsere Zeitungen schreiben, ist noch nie und nirgends in Deutschland geschrieben worden. Jeden Monat, jede Woche, ja jeden Tag wird man irgendwo durch neue Nachlässigkeiten, Willkürlichkeiten, Geschmacklosigkeiten überrascht; aber kaum aufgetaucht, haben sie sich auch schon verbreitet, sitzen fest, werden für Verschönerungen und Bereicherungen der Sprache gehalten, und das Gute und Richtige ist wie verschüttet und begraben." — — Und dieses Zeitungsdeutsch steckt nun — auch darin hat **W.** leider nur zu Recht — zunächst

§ 419. b) unsere ganze **Schrift**- und weiterhin die **Umgangssprache** an. Jedermann liest ja täglich Zeitungen; zahllose Menschen, zumal im Volke, kommen kaum noch zum Lesen von Büchern, erst recht nicht von guten, stilvollen und sprachreinen. Aber den „Sprachspülicht" von Winkelblättern schlingen täglich Millionen mit Begier hinab; und das muß ja auf ihr Denken und Reden, ihre Ausdrucksweise und ihren Wörterbesitz einwirken. Doch nicht etwa bloß beim großen Haufen! Auch in unsere, der Gebildeten, Sprache sickert genug des ‚neumodischen Sprachumrats' hinein. Das Zeitungsdeutsch thut es allen an: dem Geschäftsmann wie dem Beamten, dem Romanschreiber wie dem Manne der Wissenschaft; ganz unbewußt, ohne daß wir's ahnen, sind wir mitten drin in einer Geschmacklosigkeit, einer falschen Phrase, vielleicht gar einem Sprachschnitzer. [Beispiel: Das überall, auch in gelehrten Werken, einreißende falsche **wie** nach dem Komparativ statt **als**!] Und nicht bloß geschrieben, auch gesprochen wird das Zeitungsdeutsch; zwar kaum im Volke selbst, solange es unter sich ist; wohl aber, sowie ‚Bildung', richtiger Halbbildung, sich will hören lassen. Wie für zahllose Menschen „ihre ganze Bildung Zeitungsbildung" ist, so auch das Zeitungsdeutsch das Muster ihrer Bildungssprache. Und machen wir ‚Höhergebildeten' es viel besser? „Der Parlamentarier, der Stadtverordnete, der Vereinsvorsitzende", ich füge hinzu: der Volksredner, der Wandersprecher — reden sie denn wirklich nur reines, gutes, lebendiges Deutsch? Liefern nicht

auch da die stenographischen Berichte oft ganz unglaubliche Blüten des abgestandensten Zeitungsstils zu Tage?

Nach allem dem ist es kein Wunder, daß dieser Afterstil maß- und tonangebend auch

§ 420. c) den **Geschäftsstil** beeinflußt, den **W.** merkwürdigerweise nur eben streift, dem aber unsere Sprachvereine desto berechtigter und schärfer zu Leibe gehen. In der That, wie die Zeitungen im Geldpunkte mit von den ‚Annoncen' und ‚Inseraten' der Geschäftswelt abhängen und leben, so lebt diese umgekehrt in Form und Stil vom Zeitungsdeutsch. Aber bei der Umwandlung in die Sprache der Anpreisungen, der ‚Annoncen und Reklamen, aller Art, und bei dem Aufputz mit allerlei Fremdwörtern, Redeschnörkeln, und neuerdings gar mit Witzen und Reimereien, sinkt dieses noch einige Stufen tiefer; und das nunmehrige Geschäftsdeutsch leistet an Sprachschnitzern und Stilfehlern geradezu Grauenvolles, wie das ja zahlreiche öffentliche Brandmarkungen beweisen. Doch nicht bloß in Ankündigungen, auch im übrigen Geschäftsverkehr wuchert gleiches Verderbnis: in Warenverzeichnissen, kaufmännischen und industriellen Berichten aller Art, selbst in Handelskammer- und ähnlichen Veröffentlichungen taucht es auf.

Vor allem ist es der **Fremdwörter-Dämon**, ja der Teufel völliger **Ausländerei**, von dem weite Kreise unserer Handelswelt geradezu noch besessen scheinen. Selbst große Gewerbs-Firmen und Verkehrs-Gesellschaften, die sonst unserm Vaterlande zur höchsten Ehre gereichen — z. B. der Norddeutsche Lloyd — sie haben sich die beschämendsten Vorwürfe über unglaubliche Vernachlässigung, ja Verleugnung deutscher Sprache vor dem Auslande, öffentlich und wiederholt bis heute sagen lassen müssen. Einesteils ist es noch immer die unleidliche **Französelei**, die trotz des Krieges von 1870/71 überall ihr Unwesen treibt, und trotz alles darüber ausgegossenen Spottes eher zu- als abzunehmen scheint. Was half der bekannte Berlinische Hohn von dem ‚jebildeten Hausknecht': „So'n Bisken Frantzösch, det macht sick jleich wunderscheen!", wenn Tausende und aber Tausende von Deutschen, auch aus aus der ‚höher' gebildeten ‚Gesellschaft', sich sprachlich als nichts Besseres denn als ‚gebildete Hausknechte' welscher ‚Parliererei' bekunden? Aber noch schlimmer! Hierzu ist gerade neuerdings, und gerade in Gesellschafts- wie in Geschäftskreisen, trotz alles Nationalstolzes auf das ‚Made in Germany', die ebenso unausstehliche **Engländerei** gekommen. Schmählich genug schon im ausländischen und gar im innerdeutschen Geschäftsverkehr, spreizt sie sich fast noch schlimmer auf dem Gebiete der Mode und der Körperpflege, wo man vor allem britischen ‚Sports'- und sonstigem Kauderwelsch kaum mehr ein gutes deutsches Wort hört. — Eine ganz besondere sprachgeschichtliche Brandmarkung gebührt in beiderlei Betracht endlich noch immer dem Wirtshauswesen mit seinen Hotels und Restaurants, seinen Garçons und Portiers, seiner Table d'hôte, seinen Dejeuners, Diners, Soupers, und deren Menus, worauf selbst die einfachsten Haushaltsspeisen, wie Suppe, Fleischbrühe, Rinds- und andere Braten, alle Arten Brei, Eierkuchen u. s. w. in französisch-englischer Maskerade aufziehen, als Soupe oder Potage, als Bouillon, Rôti oder Rostbeef, Boeuf à la mode (auch Steak), Purée, Omelette u. s. w. — —

Was nun so in Geschäfts-Presse und -Litteratur an die Öffentlichkeit tritt, ganz das Gleiche herrscht bekanntlich noch weit und breit im Privat-Stile des **kaufmännischen Briefverkehrs**. Allerdings sind ja viele Ausdrücke und Wendungen des Handels mit den Sachen und Einrichtungen selbst vom Auslande übernommen, z. B. im Bankwesen von Italien, im überseeischen Verkehr von England u. s. w. Doch hatten schon die Hansa des Mittelalters (§ 117) und der spätere Verkehr (vgl. §§ 146, 173, 259) zahlreiche gutdeutsche Ausdrücke geprägt und in Gebrauch genommen, die lediglich aus leidiger Fremdwörtersucht

später wieder vernachlässigt wurden. Gar keine Entschuldigung aber besteht für den bekannten abscheulichen Geschäftsstil der Kaufmannssprache mit seinen Selbstwidersprüchen: einerseits der überknappen Kürze in sprachwidriger Auslassung wichtigster Wörter und Satzteile und zwangsweiser Verrenkung der Sätze selbst, anderseits der überflüssigen Weitschweifigkeit in geschnörkelter wortreicher Phrasendrechselei — zwei Merkmalen, von denen ernste Sprachschriften und Witzblätter aller Art ja täglich die tollsten Belege bringen. —

§ 421. **Doch was soll man vom geplagten Geschäftsmann verlangen, wenn sogar**

2. die Amts- und die Gelehrten-, ja, wie wir sahen, selbst die allgemeine Bildungs-Sprache noch bis in die jüngste Gegenwart sich gleicher Sünden schuldig machen!

Wustmann meint: noch im ersten Drittel des Jahrhunderts erscheine die Schriftsprache gegen die heutige grammatisch rein und richtig, der Stil leicht und flüssig, der Satzbau einfach, klar, übersichtlich. Heute dagegen — wohin man blicke: Unbeholfenheit und Schwerfälligkeit, Schwulst und Ziererei, und, das Traurigste, eine immer ärgere grammatische Fehlerhaftigkeit; kurz alles „wie verkommen und verrottet." Das erscheint nun freilich übertrieben; auch bedenkt er nicht die gegen früher ganz unverhältnismäßig gesteigerte Zahl der Schreibenden und Schriftstellernden, wobei selbstverständlich — wie beim Zeitungswesen — die unreifen Stümper oder elenden Pfuscher der Masse nach, und gerade dem Kritiker, mehr ins Auge fallen, als die naturgemäß nicht ganz in gleichem Verhältnis wachsende Minderheit der Sprachkundigen und guten Stilisten. Immerhin aber steht's, auch nach diesem Abzug, wahrlich noch schlimm genug! Immer noch schleppen wir jene Fesseln einer „unnatürlichen Schreibsprache — Schreibsprache, nicht Schriftsprache!" — dazu jene Reste einer „umständlichen, wortreich gespreizten Kanzleisprache," welche beide früher vorgeführt und namentlich auch, wie wir sahen (§ 403), von Nietzsche bekämpft worden sind. „Schreibsprache" aber, oder Tintendeutsch, papiernen Stil, nennt man „jene wunderliche schriftliche Ausdrucksweise, die nie gesprochen, sondern immer nur geschrieben wird"; die sich eine Menge von Wendungen und Ausdrücken zulegt, welche es in der lebendigen Sprache überhaupt nicht giebt.

Sie schreibt z. B. „stets welcher statt der, in welchem statt worin, derselbe statt er, auf demselben statt darauf, woselbst statt wo; sie bringt die Gliedmaßen der Sprache in eine verzerrte und verkrampfte Stellung, schreibt: und hat das Direktorium sich entschlossen statt: und das Direktorium hat sich u. s. w." (Vgl. §§ 43, 68 f., 248, 288. Daß übrigens Wustmann und andere Eiferer nun umgekehrt jedes ‚welcher, derselbe' u. s. w. schlechthin ausrotten möchten, ist ebenso verkehrt!)

Zu ihr gesellt sich nun die moderne „Kanzleisprache, der Amtsstil, das Aktendeutsch". Dieses Gezücht (vgl. § 256) liebt es außerdem noch, „sich in die Brust zu werfen, sich breit und wichtig auszudrücken, die einfachsten Gedanken unter einem schwer- oder unverständlichen Wortschwall zu vergraben. Es verschmäht eine Menge von Wörtern, die der gewöhnliche Sterbliche unbedenklich braucht (vgl. § 69 a. E.; außerdem z. B.: namhaft machen statt nennen, unterstellen statt annehmen, des öfteren, näheren, breiteren statt der einfachen Adverbien, thunlichst unthunlich statt möglichst unmöglich u. s. w.). Zu tausenden von Hauptwörtern setzt es thörichte, inhaltslose, oft ganz falsch gebildete Flickwörter (z. B. das scheußliche desfallsig, diesbezüglich u. a.)."

Und dazu nun — im besonderen Juristendeutsch — die fürchterlichen Satzungeheuer und abermals der Wust fremdsprachiger ‚Termini technici' in Gerichtserkenntnissen und behördlichen Erlassen aller Art (vgl. § 292 a. E.).

§ 422. Wohl hatte schon 1793 die Allgem. Gerichtsordnung für Preußen verordnet: Die Gerichte sollten sich einer guten deutschen und allgemein verständlichen Schreibart befleißigen, alle eigentlichen Kunstwörter möglichst durch deutliche und richtige Umschreibung ersetzen und den Terminum technicum nur in einer Parenthese beisetzen", überhaupt sich „des verworrenen, dunkeln und weitschweifigen sogen. alten Kanzelleistyls, sowie aller Affektationen und ungeziemenden Künstelei in der Sprache gänzlich enthalten; die Perioden nicht in einander schieben, noch den Zusammenhang durch lange und häufige Parentheses unterbrechen; keine Pleonasmen und unnützen Wiederholungen einfließen lassen, die nur zu Mißdeutungen und Verdrehungen Anlaß geben können; mit einem Worte dafür sorgen, daß sowohl die Parteien als jeder andere, das, was verhandelt worden, deutlich, bestimmt und zuverlässig entnehmen können." — Auch der Justizminister tadelte noch in der Allgem. Verfügung von 1841 den Gebrauch „vieler fremder, besonders lateinischer und französischer Ausdrücke und juristischer Kunstwörter, die den Parteien in der Regel völlig unverständlich seien", und verordnete ausdrücklich eine „rein deutsche allgemein verständliche Schreibart, mit Vermeidung aller in die deutsche Sprache noch nicht übergegangenen fremden Worte und Kunstausdrücke und besonders aller lateinischen Formeln." — Aber trotz alledem haben Unkenntnis oder Unverstand, Verbohrtheit oder Dünkel, noch eine Menge des alten Zopfstils eigensinnig bis heute bewahrt und fortgepflanzt. Es erben sich eben, wie Landgerichtsrat Bruns sehr richtig sagt, nicht nur „Gesetz und Rechte", sondern auch Fremdwörter und — füge ich hinzu — Stilbandwürmer wie Sprachunarten aller Art „wie eine ewige Krankheit fort."

§ 423. Was endlich — allen diesen Mißständen gegenüber —

3. die Stellung der **Schule** im Sprachleben der Gegenwart betrifft, der Schule mit ihrem Sprach- und Stil-Unterricht und ihrer täglichen Bethätigung in der Muttersprache, so ist deren sprachgeschichtliche Bedeutung und Aufgabe bereits wiederholt berührt (vgl. Vorwort, sowie §§ 68, 2. 254 a. E.). Zunächst zeigt sich nun — wie überall sonst, so auch hier — deren verhältnismäßige Ohnmacht gegenüber allen den viel stärkeren Einflüssen, die von seiten des Hauses, der Gesellschaft und des öffentlichen Sprach- und Preßverkehrs, auf ihre Zöglinge unaufhörlich und in allen Richtungen einwirken, schon während der Schulzeit selber und vollends hernach im Leben. Allerdings ist nicht zu leugnen, daß auch sie, namentlich die höhere Schule, ihrerseits früher vielerlei versäumt und lange Zeit vielleicht die unserem Sprachleben schädlichen Erscheinungen und drohenden Gefahren allzu sehr verkannt oder unterschätzt hat. Freilich, wer hätte das nicht gethan? Die Aufraffung dagegen ist doch überhaupt erst jungen Datums! Und die Schule als solche konnte da nicht öffentlich eingreifen. Im Stillen, für ihr eigenes Gebiet, hat sie's mit ihrer grammatischen, stilistischen, orthographischen Arbeit doch längst gethan und ist allen vorangegangen.

§ 424. Was Wustmann, und mit ihm viele unserer heißsporuigen sog. ‚Schulreformer' an bitteren Anklagen, namentlich gegen das Gymnasium, schleudern, geht teilweise viel zu weit. Wo stammen sie denn her, ruft man aus, die Deutschverderber der letzten 40 Jahre, wenn nicht aus der deutschen Schule? Gewiß! Aber ebenso auch alle die guten Schriftsteller, die größten Sprach- und Stilmeister! W. zwar meint: Wer das Gymnasium als leidlicher Stilist verlasse, verdanke das nicht dem Unterricht,

sondern eigener Leserei und Schulung. Nun, die Schule wird derartige Erfolge sicherlich nicht als ihr alleiniges Verdienst beanspruchen: aber ebensowenig kann sie fürs Gegenteil den Tadel allein tragen, oder darf verantwortlich für das gemacht werden, was, gerade im Widerspruch mit ihrer Unterweisung, jene, nach W.s eigenem Ausdruck (§ 418) „fortgejagten" unreifen oder mißratenen Zöglinge sündigen! **W.** behauptet freilich: es fehle jede „zusammenhängende planmäßige Unterweisung in der deutschen Grammatik an der Hand der Sprachgeschichte"; der Unterricht „beschränke sich auf dürftige, vom Zufall abhängige, vereinzelte Beobachtungen, Bemerkungen, Regeln, Winke, zu denen irgend eine auffällige Erscheinung bei der Schriftstellerlesung, irgend ein Fehler im Aufsatze Anlaß gebe." Ja er wirft der Schule, vor allem ihren „eingefleischten klassischen Stockphilologen", eine „immer stolze, immer erhabene" Geringschätzung des Deutschunterrichts vor. Und wenn er auch zugestehen muß, daß aller fremdsprachige Unterricht zugleich deutscher Unterricht sei, so mißtraut er doch der Übersetzungskunst der Lehrer, ihrer „undeutschen Sucht nach Latinismen und Gräzismen, ihrer Pedanterie, die sich nicht genug thun könne, jede „Nüance" einer Fremdsprache sklavisch nachzuahmen." — Daß diese Vorwürfe, so verallgemeinert, übertrieben sind, zeigen schon die meisten Lehrpläne, welche von jeher ausdrücklich wissenschaftlichen deutschen Sprachunterricht vorschreiben: für die Unter- und Mittelstufen Formen- und Satzlehre, für die Oberstufen Stilistik u. dgl., für alle Stufen Litteratur mit Einschluß des Geschichtlichen. Gleiches zeigen, wie gesagt, all die vielen Schulgrammatiken, Stilistiken, Rhetoriken, Poetiken, in denen z. B. alles, was **W.** selber hernach an Regeln und Mustern vorbringt, längst enthalten und vielfach richtiger und besser gefaßt ist! Auch was von Übersetzungs- und Aufsatzanleitungen, von Schriftsteller-Erläuterungen und litterargeschichtlichen Werken, aus wirklich schulmännischer Unterrichtserfahrung erwachsen ist, will doch durchaus denselben Zwecken dienen. Daß im einzelnen freilich viel gesündigt und bisher namentlich das Sprachgeschichtliche noch zu wenig gepflegt worden ist: das zeigen die von zahlreichen Schulmännern selbst erhobenen Bedenken, Klagen und Besserungsvorschläge (vgl. die Hoffmann, Becker, Laas, Hildebrand, Kern, Willmanns, Lyon, Münch, Dunger u. v. a.). Aber eben diese beweisen wiederum, daß die Schule in ihren namhaftesten Vertretern doch wachsamen Auges mitten im Sprachleben drin steht, ihre eigenen Mängel und Fehler erkennt, und zur Abhülfe, zum Fortschritt, zu thatkräftiger sprachlicher Mitarbeit an ihrem bescheidenen Teile bereit ist. Über Mittel und Wege allerdings, oder über schnellere oder langsamere Gangart des Fortschritts, bestehen noch große Meinungsverschiedenheiten; doch nicht bloß unter Schulmännern als solchen, auch unter den Fachleuten und Sachverständigen, den anerkanntesten Sprach- und Stilmeistern selber.

§ 425. Gerade dies führt schließlich zu den neuesten, umgekehrt hocherfreulichen Erscheinungen

II.

der **Gegenwehr**: den Bestrebungen für Sprach-Richtigkeit, -Reinheit und Schönheit,

zu denen sich nun doch, gerade auch infolge der nationalen Erhebung von 1870/71, Behörden und freie Vereine, Sprachgelehrte wie ‚Laien', Männer höchster Stellung und Bildung und öffentlicher Berühmtheit, wie schlichte Leute des Privatlebens, des Geschäfts, der verschiedensten Berufs- und Volkskreise, die Hände gereicht haben und wetteifernd zusammen arbeiten.

1. Vor allem ist des **Allgemeinen Deutschen Sprachvereins** zu gedenken, der, von jeder Spielerei und Übertreibung früherer ‚Sprachgesellschaften' (§§ 301 f.) sich fern- und freihaltend, in rühriger

Thatkraft und besonnener Weisheit nach und nach alle Gebiete des Sprachlebens in den Bereich seiner fördernden Arbeit gezogen und schon außerordentlich viel Gutes gestiftet, weitreichende Erfolge errungen hat.

Seine **Begründung** ist das Verdienst des Braunschweiger Museumsdirektors Dr. H. Riegel, der, nach verschiedenen Vorbereitungs-Schriften, im August 1885 den ersten Aufruf erließ. Schon am 10. 9. 85 erfolgte, mit Gründung des 1. Zweigvereins Dresden, die Stiftung des Hauptvereins selber, dem sich von nun an immer neue Zweigvereine anschlossen. Die Satzungen wurden Januar 1886 festgestellt, dann in 1. Umarbeitung September 1888 zu Kassel, in 2. Erneuerung Dezember 1893 zu Berlin endgültig beschlossen. Darnach will der Verein als **Aufgabe** „den echten Geist und das eigentümliche Wesen der deutschen Sprache pflegen, Liebe und Verständnis für die Muttersprache wecken, den Sinn für ihre **Reinheit Richtigkeit, Deutlichkeit** und **Schönheit** beleben, demgemäß ihre Reinigung von **unnötigen** fremden Bestandteilen fördern und auf diese Weise das nationale Bewußtsein im deutschen Volke kräftigen." Grundsatz ist: Kein Fremdwort für das, was deutsch gut ausgedrückt werden kann! Die **Arbeit** hat sich allmählich so gestaltet: Seit 1. 4. 86 erscheint die „Zeitschrift des A. D. S. V.", erst zwanglos, seit 1888 monatlich. Sie, wie sämtliche Veröffentlichungen, wollen auf alle sprachlichen Kundgebungen des öffentlichen Lebens, besonders der Presse und der Behörden, einwirken. Seit 1891 erscheinen für die wissenschaftliche Sprachforschung besondere Beihefte; seit 1888 die höchst lehrreichen Verdeutschungsbücher, die nach und nach für alle Zweige öffentlichen Lebens helfen sollen, die entbehrlichen Fremdwörter durch deutsche zu ersetzen. So: Speisekarte, Handel, häusliches und geselliges Leben, Namenbüchlein, Amtssprache, Berg- und Hüttenwesen, Schule (Spiel und Sport in Vorbereitung). Auch durch Preisaufgaben, anderseits durch Vorträge von Wanderrednern, durch Aufrufe Mahnungen, Wahlspruch- und Verdeutschungs-Tafeln aller Art für Vereine, Gasthäuser u. dergl., sucht man, in unaufhörlicher Weckung und Schärfung des Sprachgefühls und -gewissens, dem hohen Ziele näher zu kommen. **Wachstum und Bestand** sind bisher erfreulich: Über 180 Zweigvereine (darunter über 20 in Oesterreich-Ungarn), etwa 13000 Mitglieder. Vorsitzender war seit 1894 Oberstlieutenant a. D. Dr. M. Jähns in Berlin; seit Okt. 98 ist's Oberst a. D. Schöning in Dresden. — Was endlich die **Erfolge** anlangt, so sind auch diese deutlich bemerkbar. Allerdings fand und findet die ganze Bewegung auch vielerseits Gegnerschaft, sei's in Ablehnung, sei's in offener Anfeindung: hier von denen, die sie eines ‚übertriebenen Purismus' zeihen und sich namentlich den Fremdwörtergebrauch nicht wollen beschränken lassen; dort umgekehrt von Heißspornen, denen sie noch viel zu zahm ist, noch längst nicht weit genug geht. Schon dies ein Beweis, daß sie die richtige Mitte einhält und getrost durch die Gegner von rechts und links ihre Bahn weiter verfolgen darf, abwehrend und belehrend, aber zugleich auch lernend und in unaufhörlicher Selbstbesserung sich vervollkommnend. Ihre Erfolge im einzelnen auf Grund der Monatsberichte festzustellen, würde hier zu weit führen. Die Hauptsache ist — und das führt schon über den Rahmen des eigentlichen Vereins hinaus — daß, infolge alles dessen und getragen von dem seit 1870/71 nun einmal mächtig geschwellten Deutschbewußtsein, heute

§ 426. 2. überhaupt, im großen und ganzen, eine umfangreiche **nationale Sprachbewegung** durch unser Volk geht, welche,

auch von den Behörden in anerkennenswertester Weise unterstützt, oft selbständig angeregt, sich allmählich auf alle Gebiete des öffentlichen Lebens erstreckt und gleichfalls schon erfreulichste Früchte gezeitigt hat.

Hierher gehören: a) die schon viel weiter zurückgreifenden Bestrebungen auf Herstellung einer einheitlichen und zugleich einfacheren, richtigeren deutschen **Rechtschreibung**. Für eine solche hatten sich ja schon Luther (§ 274) Schottel (§ 300 d), Gottsched, Adelung u. a. (303 b) bemüht, welcher letzteren Grundsatz freilich: „Schreib, wie du sprichst", sich als undurchführbar erwies. Später drangen J. Grimm (§ 356) und seine Schule auf gründliche Vereinfachung nach den Lautgesetzen, auf Rückkehr zur Lateinschrift (vgl. Anhang § 431) und zur Kleinschreibung aller Hauptwörter. Auch dies ein Versuch so völliger Umwandlung, daß er bisher gescheitert ist (u. a. auch an Bismarcks Widerspruch). Nachdem dann einige Landschaften die Frage für sich zu regeln gesucht hatten (Hannover z. B. schon in den 50er Jahren ziemlich radikal), vereinbarte, auf Anlaß des preußischen Kultusministers v. Putkamer, 1876 eine Versammlung preußischer, bayrischer, sächsischer, österreichischer u. a. Sprachforscher und Schulmänner, auf Grund einer Vorlage R. v. Raumers, die bis heute geltende neue Rechtschreibung (Einführung in Österreich und Bayern 1879, in Preußen 1880, in Sachsen 1889 u. s. w.). Sie vereinfacht allerdings nur teilweise und nicht überall folgerecht, und wird daher vielerseits als Halbheit oder neuer Wirrwarr bekämpft. Immerhin bildet sie doch einen Fortschritt auf dem nun einmal unumgänglichen Wege ausgleichender Vermittelung, an dessen fernerer Ebenung jetzt weiter zu arbeiten ist.

§ 427. b) Hand in Hand mit dem Sprachverein, zum Teil geradeswegs auf seine Anregung hin, gehen die erfreulichen **Verdeutschungs-Fortschritte**, mit denen namentlich der hochverdiente Generalpostmeister Stephan, selber Vereins-Ehrenmitglied, fürs Post-, Telegraphen- und Fernsprechwesen das Banner vorangetragen hat. Gefolgt sind nach und nach die Leiter des Eisenbahnwesens, des Kriegsministeriums (vgl. § 407), der Rechtspflege (vgl. § 422), in welcher namentlich auch die Verfasser des neuen Bürgerlichen Gesetzbuches sich möglichst gut deutscher Sprache und Redeweise befliſſen haben; nicht minder die Ministerien des Innern, der öffentlichen Arbeiten, selbstverständlich auch die Unterrichtsbehörde in mannigfachen Kundgebungen und Erlassen. Schon ist denn auch von hier aus eine stattliche Reihe von Verdeutschungs-Büchern erschienen, unter denen das im amtlichen Auftrage bearbeitete von Sarrazin, zumal mit seiner trefflichen Einleitung, den Preis, dagegen nimmermehr den Tadel verdienen dürfte, den man ihm mit dem Scheltworte ‚Sarrazinismus' anzuhängen versucht hat.

§ 428. **Schluß.** So regt sich denn frisches fröhliches Streben auf weiten Gebieten. Und so schwer der Kampf gegen alle jene Mißstände ist; so aussichtslos er manchmal gegenüber den anscheinend unausrottbaren Unarten oder Vorurteilen weiter Kreise unseres Volkes erscheinen mag: gekämpft muß er doch werden, in dieser oder jener Form und Weise, von allen, die ihre Muttersprache lieb haben, die sie nicht unter überflüssigem Wuste fremder Eindringlinge verkümmern und ersticken lassen, nicht durch Sprach- und Stilwidrigkeiten aller Art verunstaltet und geschädigt wissen wollen! Das ist die Mahnung, die an

uns alle tagtäglich ergeht; und das ist die Aufgabe, der gerade auch diese deutsche Sprach- und Stilgeschichte an ihrem bescheidenen Teile dienen möchte!

Anhang. Geschichte der deutschen Schrift.

§ 429. 1. Über die älteste germanische Runenschrift ist bereits (§ 104) bemerkt, daß sie ursprünglich nicht zum zusammenhängenden Schreiben, geschweige denn zur Aufzeichnung von Schriftdenkmälern diente — die es eben noch nicht gab —, sondern nur als eine Art Geheimschrift in einzelnen Zeichen, welche, auf Rindenstücken oder Holzstäbchen u. dergl. eingeritzt, zu Orakelzwecken, zum Loswerfen, als Schutzzauber u. s. w. benutzt wurden, wovon schon Tacitus berichtet.

Rûna, ahd. Geheimnis (§ 104), hieß ursprünglich wohl die Zauberformel selbst, dann das eingeritzte Zeichen dafür, zuletzt auch die hieraus entwickelten Buchstaben; vgl. Tacitus Germ. 10: Sortium consuetudo simplex. Virgam frugiferae arbori decisam in surculos amputant, eosque notis quibusdam discretos super candidam vestem temere ac fortuito spargunt. Unser ‚schreiben' ist, wie früher bemerkt, ein Lehnwort aus scribere. Die älteste Bezeichnung dafür bedeutete ‚reißen, ritzen' (vgl. § 104), ähnlich wie auch das griech. γράφειν (graphein) eingraben, ritzen bedeutet (gravieren, Graveur). Anderseits erinnern an jene Urgebräuche noch unsere ‚Buchstaben', sofern beim Loswerfen anscheinend buchene Stäbchen bevorzugt wurden; Buch, got. bôka, bedeutet ursprünglich deren Gesamtheit (wie noch heute norddeutsch das Sammeln der Bucheckern ‚Buch lesen' heißt, und das daraus gewonnene Öl ‚Buchöl'). Auch das ‚Lesen' selbst deutet auf das uralte Wiederauflesen der geworfenen Stäbchen hin, wie umgekehrt deren Hinwerfen noch in unserm ‚Entwerfen, Entwurf' (einer Schrift, Zeichnung u. s. w.) nachklingt.

Erst später brauchte man die Runen auch als wirkliche zusammenhängende Schrift, doch wiederum nur zu kurzen Inschriften auf Geräten, Schmuckstücken u. dgl., wie solche etwa seit dem 3. Jahrhundert nach Chr. nachweisbar sind.

[Berühmteste Stücke: Schildbuckel von Thorsbjörg, Kamm von Vimose, Goldhorn von Gallehus bei Tondern in Schleswig, Kinderklapper v. Fayö in Seeland, Goldspange von Nordendorf in Bayern.]

Allmählich bildeten sich daraus, unter Beimischung lateinischer Buchstaben, förmliche Abc's; und es läßt sich schließlich ein, bis zur Verchristlichung der Germanen weit verbreitetes, neu-germanisches Runen-Alphabet von 16 bis 24 oder 28 Zeichen zusammenstellen, von denen viele offenbar, durch Gradführung und Schrägritzung der Bogenstriche, aus lateinischer Großschrift umgeformt sind. Andere haben den ursprünglichen Runencharakter, meist für ausschließlich germanische Laute, beibehalten. Daß aus Runen und griechischer Schrift auch Wulfila sein gotisches Abc geschaffen hat, ist bereits erwähnt (§ 107).

§ 430. 2. Nach Einführung des Christentums im 5. Jahrhundert wird dann die lateinische Schrift allmählich vor- und schließlich alleinherrschend,

sowohl in ihren beiden sogen. Majuskel-Formen: der großen eckigen ‚Kapital'- und der abgerundeten ‚Unzialschrift', wie in der bequemeren kleineren und nach rechts geneigten Alltags-‚Kursiv'-Schrift, aus welcher letzteren sich die verschiedenen abendländisch-germanischen Nationalschriften entwickeln: die langobardische, westgotische, merowingische, angelsächsische u. a. Da diese später mehr und mehr entarten und immer unleserlicher werden, bildet sich im 9. Jahrhundert, namentlich unter Karl d. Gr. in der Schreibschule Alkuins, aus der deutlichen Uncial- und der bequemen Kursivschrift zusammen eine dritte Schrift, die sogen. Minuskel, die allmählich alle anderen Schriftarten verdrängt und, bis zur Buchdruckerkunst in Gebrauch, die Mutter des deutschen sogen. Frakturdrucks, und weiterhin auch unserer hieraus entwickelten Schreib- oder Lauf-Schrift wird.

§ 431. 3. Die Fraktur- oder ‚gebrochene' Schrift nämlich wird, etwa vom 15. Jahrhundert ab, allmählich aus der runden Lateinschrift, der sogen. Antiqua gebildet: durch Umwandlung der Rundungen in Gradstriche mit scharf gebrochenen Ecken, und durch Ausputzung dieser mit allerlei Spitzen und Schnörkeln. Sie knüpft freilich dabei an Formen an, die sich schon seit länger in deutschen Handschriften, Briefen und Inschriften entwickelt haben, und galt daher als besonders national und deutschtümlich. Stilisiert wird sie schließlich im 16. Jahrhundert durch die Nürnberger Schönschreibschule des ‚Meisters Paul Fischer', aus welcher auch viele kaiserliche Hof- und Kanzleischreiber hervorgingen. Schon 1522 wird sie in 2 Formen, als Fractura und Semifractura germanica, aufgeführt, 1525 von Albrecht Dürer in seiner ‚Zirkelmessung' benutzt, und verbreitet sich allmählich in ganz Deutschland für alle deutschen Textdrucke, während fürs Lateinische, auch für einzelne Lateinwörter in deutschen Textdrucken, vielfach die Antiqua beibehalten wird. (Vgl. die Probe § 299a.) Diese bleibt auf die Dauer auch in den romanischen Ländern im Alleingebrauch und wird in England, später auch in Holland wieder vorherrschend (die Fraktur nur zu Überschriften, Titeln u. dgl. gebraucht), während die ‚deutsche' Schrift zeitweise nach Skandinavien und sogar in slawische Länder vordringt. Im 18. Jahrhundert in Form und Deutlichkeit vernachlässigt, wird sie zwar im 19. wieder verbessert und verschönert, verliert aber nicht nur in Skandinavien, sondern auch bei uns selbst immer mehr Boden an die wieder vordringende Antiqua. Auch die Brüder Grimm (vgl. § 426) sprachen gegen sie und für die ältere Rundschrift als die durch tausendjährigen Gebrauch für Deutschland auch historisch beglaubigte Urschrift, aus der jene nur eine viel jüngere und künstlich stilisierte Ableitung darstelle. Desgleichen viele Gelehrte um der allgemein-europäischen Lesbarkeit willen. In der That wird bereits über die Hälfte (etwa 60 %) unserer wissenschaftlichen Werke wieder in Antiqua gedruckt, während allerdings in Zeitungen, Volksschriften, Romanen und Dichtwerken die Fraktur noch fast unumschränkt herrscht. Jedenfalls erhellt aber schon aus diesem Überblick, daß der letzteren keineswegs ein besonderer deutsch-nationaler Charakter vor der andern zugesprochen werden kann, die Wahl oder Bevorzugung einer von beiden vielmehr ausschließlich nach Gesichtspunkten der Zweckmäßigkeit zu bemessen ist, also ein Prinzipien-Kampf darüber völlig ausgeschlossen bleiben sollte.

A. Verzeichnis der litterarischen Sprach- und Stil-Proben.

(Die Ziffern bezeichnen die Paragraphen.)

I. Niederdeutsch.

a) Gotisch.

1. Aus Wulfilas Bibel 107.

b) Altsächsisch.

2. Aus dem (älteren) Hildebrandsliede 112.
3. Aus dem Heliand 112.
4. Aus dem Sachsenspiegel 115.

c) Neueres Plattdeutsch.

5. Aus Laurenbergs plattd. Scherzgedichten (vgl Nr. 68) 121, 295.
6. Aus Fritz Reuter (mit Roseggers steirischer Übersetzung) 122.
7. Aus plattd. Sprüchen, Redensarten, Kinder- u. Märchenreimen u. dgl. 123.
8. Aus Simon Dach 125.
9. Aus Klaus Groth 126.

II. Althochdeutsch.

10. Die Straßburger Eide, altd. u. romanisch 132.
11. Aus ahd. Lehnwörtern 147.
12. Aus den Merseburg. Zaubersprüchen 148.
13. Aus ahd. Tauf- oder Glaubensbekenntnissen 149.
14. Aus dem Wessobrunner Gebet 150.
15. Aus dem Muspilli 150.
16. Aus Otfrieds Evangelienharmonie 152
17. Aus dem Ludwigs-Leich 153.
18. Aus dem Weißenburger Katechismus 154.
19. Aus St. Gallener Interlinearversionen 154.
20. Aus St. Gallener Vokabularien 154.
21. Aus dem Mischgedicht De Heinrico 154.
22. Aus Notkers Boëthius-Kommentar 157.
23. Aus dem Annoliede 158.

III. Mittelhochdeutsch.

24. Aus Lehnwörtern 180 f.

a) Höfische Volksepik.

25 Aus d. Nibelungenliede 184, 189.
26. Desgl. mit Gegenüberstellung Homers 187 f.
27. Aus Gudrun 189.

b) Höfische Kunstepik.

28. Aus Veldekes Eneït 190.
29. Aus Hartmann v. Aue:
a) Iwein 194.
30. b) Armer Heinrich 194.
31. Aus Gottfried v. Straßburg: Tristan 191, 197 f., 214.
32. Aus Wolfram v. Eschenbach: Parzival 199 f.

c) Höfische Kunstlyrik.

33. Aus namenlosen Minneliedern 207.
34. Aus Dietmar v. Aist 207.
35. Hergêr-Sperrvogel 207.
36. Aus Prameln 207.
37. Fr. v. Hausen 208.
38 Reinmar d. Ältere v. Hagenau 208
39. Morungen 208.
40. Aus Walther v. d. Vogelweide:
a) Unter der Linde 212.
41. b) Wintersüberdruß 212.
42. c) Deutschland über alles 213.
43. d) Sprüche 216 f.
44. e) Jugendlehre 218.
45. Aus Trimberg 218.

d) Lehrdichtung.

46. Aus Freidanks Bescheidenheit 220.
47. Aus Brants Narrenschiff 221.
48. Aus dem Meistergesang 224

e) Volksepik.

49 Aus dem (jüngern) Hildebrandsliede 225.
50. Aus Halbsutters Sempacher-Liede 225.

f) Volkslied.

51. Aus Volksliedern 228.

g) Prosa:

aa) Predigt:
52. Aus Berthold v. Regensburg 231.

53. Aus Meister Eckart 232.
54. Aus Tauler 233.
55. Aus Geiler v. Kaisersberg 234.

bb) Weltliche Prosa:

56. Aus Steinhöwels Äsop 235.
57. Aus d. Chronik Twingers v. Königshoven 236.
58. Aus dem Schwabenspiegel 237.

IV. Neuhochdeutsch.

a) Zu den Mundarten

(vgl. Nr. 6—9).

59. Aus dem Bamberger Sprachgedicht 244.
60. Aus Hebels alemann. Gedichten 245.
61. Aus bayrischen Schnadahüpfeln 246.

b) Aus Luther.

62. Aus dem Sendschreiben vom Dolmetschen 265.
63. Aus den Fastensermonen 267.
64. Aus der Bibelübersetzung, (vgl. Nr. 67, 276).
65. Aus der Schrift an den Adel 280.
66. Älteste Handschrift von „Ein feste Burg" 281.
67. Aus der lutherischen u. a. Bibeln 282—284.

c) Aus sonstiger Litteratur des 16.—18. Jahrhunderts.

68. Aus Laurenberg (vgl. Nr. 5) 295.
69. Aus der „alamodischen" Dichtung 295.
70. Aus Hans Sachs 296 a.
71. Aus Fischart:
    a) Glückhaftes Schiff 296 c.
72. b) Ermahnung an die Teutschen 296 c.
73. c) Eulenspiegel 296 c.
74. d) Flöhhatz 296 c.
75. Aus Nicolais: „Wie schön leuchtet der Morgenstern" 297 a.
76 Aus Logau: Sinngedichte 299.
77. Aus Gryphius: Peter Squenz 299 a.
78. Aus Grimmelshausen: Simplizissimus 300 a.
79. Aus Moscherosch 300 a.
80. Aus Harsdörffer 302.
81. Aus Hofmannswaldau 303.
82. Aus Lohenstein 303.
83. Aus Günther 303 a
84. Aus Wernicke 303 a.
85. Aus Gottsched 303 b.
86. Aus Rabener 303 d.
87. Aus Haller:
    a) Schweizerische Gedichte 303 e.
88. b) An Doris 303 e.
89. c) Die Alpen 303 e.
90. Aus Drollinger 305.

d) Aus der Klassik.

91. Aus Klopstock: Oden 308.
92. Aus Lessing: Minna von Barnhelm 314.
93. Aus Herder: Fragmente 318.
94. Aus Goethe: Faust 329.
95 Aus Goethe: Sprüche 331.
96. Aus Schiller: Gedichte 340. 343, 349.
97—100. Aus Goethes und Schillers Briefwechsel 345, 413.

e) Aus nachklassischer Litteratur.

101. Aus Tieck 354.
102. Aus Schenkendorf: Muttersprache 358.
103. Aus Rückert: Meine Aufgabe 259.
104. Aus Platen: Sonette 364.
105. Aus Heine: Gedichte 372.
106. Aus Geibel: Geheimnis der Sprache 374.
107. Aus Liliencron: Sommerschlacht 399.
108. Aus Nietzsche 402.
109. Aus Moltke: Krieg 1870/71 407
110. Aus Moltke: Türkei 407.
111. Aus Bismarck: Reden 411.
112. Aus Bismarck: Briefe 414.

Die sonstigen zahlreichen Zitate, z. B. aus Freytag, W. Scherer, Becker-Lyon, Weise u. a., vgl. bei den betr Namen.

B. Namen- und Sachregister.

Die Zahlen geben die Paragraphen an. Die Eigennamen sind durch gesperrten, die **Sprachproben** durch **fetten** Druck hervorgehoben.

A

Abc's 429 f.
Abenteuerroman 300 a.
Ablautung 93 f., 97 f.
Abraham a Sancta Clara 292, 300 c.
Abstrakte, Gebrauch der 67 ff.
Adelung 303 b.
Afterbildungen in der Sprache 68.
Agglutinierende Sprachen 73.
Ahlfeld (Predigtstil) 409.
Akademische Reden 410.
Altendeutsch 421.
Alamodische Sprache 294, **295.**
Alemannisch 79, 139, **245.**
Alexanderlied des Pfaffen Lamprecht 162.
Alexandriner 298 a.
Alexis, W. 362.
Alkuin 430.
Alliteration mit **Proben 98, 140, 143, 148 ff. 151, 378 f.**
„Alpen, die", von Haller 303 e mit **Probe.**
Alphabete 429 f. (Gotisches 107.)
Altertümlichkeit 276.
Alte Sprachen 55.
Altfriesisch 113.
Althochdeutsch 67, 79, 127 ff.
Altnordisch 106.
Altsächsisch 112.
Amtssprache 421
Anakreontik 303 c.
Andachtslied 397 b
Andreae, Prediger 409
Angelsächsisch 110.
Angelus Silesius 299 b.
Annolied mit **Probe 158.**
Anreim 143, vgl. Alliteration
Anschaulichkeit der Sprache 70.
Anschauung 21
Antiqua-Schrift 431
Antithesen 343.
Anzengruber 383
Aphorismenstil 402.
Arische Sprache 78.
Armer Heinrich 191. **Probe 194.**
Arnd, Joh., Prediger 409.
Arndt, E. M. 271, 358.
Arnim, Achim von 356.
Arnim, Bettina von 351, 412.
Arnold 297 c.
Artbegriffe 28, 37.
Assonanz 151, 355.
Auerbach 362.
Auersperg 363.
Aussprache 61, 95, 241, 244 ff., 416.
Austausch der Sprache 63.

B.

Balladen 327, 352.
Bartsch 408.
Bastian 405.
Bandissin 354.
Bauernspiel 299 a.
Baumbach 390.
Baur, Chr. F. Theolog 406.
Baur, W. Theolog 409.
Bayreuther Festspiele 379.
Bayrische Mundart 79, 139. **Probe 246.**
Beck 409.
Becker-Lyon 19 ff. 31, 46, 51 54, 57 (vgl. Lyon).
Begriffsbildung, Begriffswörter 21, 54.
Behaghel 241.
Beiwörter 184.
Bekenntnislied 297 a.
Benedix, Rob. 383.
Bengel 409.
v. Bennigsen 410
Bernays 408.
Berthold von Regensburg 146, **Probe 231.**
Berufssprache 255 f.
Beseelungen 184.
Betonung 49, 56, 85, 298 a.
Betrachtungslied 297 d.
Bettina v. Arnim 412.
Beyschlag 409.
Beziehungslaute 76.
Bibelübersetzung 115, 170, 261, 268, 282—284.
„ Luther, **Proben 282—284.**
„ Alioli, **Probe 284.**
„ Cannstein, **Probe 284.**
„ De Wette, **Probe 284.**
„ Dietenberger, **Probe 284.**
„ Eck, **Probe 283.**
„ Emser, **Probe 284.**
„ Kistemaker, **Probe 284.**
„ Nürnberger, **Probe 284.**
„ Plattdeutsche, **Probe 285.**

Bibelübersetzung, Revidierte, **Probe 284.**
„ Straßburger, **Probe 284.**
„ Weizsäcker, **Probe 284.**
Biblische Anklänge 335, 348.
Biese, Alfred 33 ff.
Bilder in der Sprache 32.
Bildungssprache.
Bismarck, 411 f., **Probe 411, 414.**
Blankvers 313, 363.
Bleibtreu, Naturalist 399.
Blum, Robert 410.
Bodenstedt 375.
Bodmer 303 e.
Böhme, Jakob 296.
Boner 163.
Bopp 19
Börne 351, 370 f.
Böttticher u. Kinzel 122, 198.
Boz Dickens 386.
Brant, Sebastian 166, **221.**
Braun, Pater 286.
Braut von Messina 345.
Brechung 100, 103.
Breitinger 303 e.
Bremer Beiträge 303 d.
Brentano 356.
Brenz 409.
Briefromane 412.
Briefstil 412 mit **Proben 413 f.**
Briefverkehr 418.
Briefwechsel 412.
Brockes 303 a
Bruns, Jurist 422.
Buchdruckerkunst 259.
Buchstaben 429.
Bugenhagen 409.
Bulthaupt 408.
Bürger 352, 412.
Bürgerliches Gesetzbuch 426.
Busse, Karl, Dichter 392.
Butzenscheibenlyrik 390.

C.

Campe 302.
Cannsteiner Bibel **284.**
Carriere, Moritz 404.
Chamisso 362.
Cherubinischer Wandersmann v. Scheffler 299 b.
Chrestien v. Troyes 192.
Chroniken 164, 172, 236, 406.
Chronikenstil 406, **Probe 236.**
Cicero, Ciceronianischer Stil 44.
Clajus 286.
Claudius 352.
Clausewitz, Kriegsschriftsteller 351, 407.
Conrad, Naturalist 399.
Cramer 297 d.
Curtius, Ernst 406, 410.

D.

Dach, Simon **125, 299.**
Dahlmann 406, 410.
Darstellung 27.
De Heinrico, Mischdichtung **Probe 156.**
Dehnung 59.
Deinhard 410.
Demetrius v. Schiller 345.
Des Knaben Wunderhorn 356.
Deutscher Unterricht 68$_2$, 254, 424.
Deutschredende Menschen, Zahl derselben 415.
De Wette, Bibel-**Probe 284.**
Decius 297 a.
Dialektdichtung 118, 121 ff., 245 f.
Dialekte (vgl. Mundarten) 77 300 a.
Dichtersprache 257, 306.
Dichtung u. Wahrheit von Goethe 333.
Dickens, Boz 386.
Dietenberger Bibel **284.**
Dietmarsisch 120
Dietmar von Aist m. **Probe** 163, **207.**
Döllinger 406.
Don Carlos v. Schiller 344.
Doppelvokale 92.
Dornblüth, Pater 286
Dorner, Theolog 409.
Dostojewsky 398.
Drama, Anfänge 168.
„ bürgerliches 313 f. 344, 382 ff.
„ heroisches 336, 345, 363 382, 385.
„ historisches 325, 345, 357 360, 363, 385.
„ soziales 344, 383, 400 f.
„ vaterländisches 345, 357, 360, 385.
„ Volksstück 363, 383, 401.
„ vgl. Schauspiel, Lustspiel, Komödie, Tragödie.
Dramatiker, Hans Sachs 296
„ Gryphius 299 a
„ Weise 303 a.
„ Lessing 313.
„ Goethe 325 ff.
„ Schiller 336, 344.
„ H. v. Kleist 357.
„ Uhland 360.
„ Oesterreicher: Grillparzer u. a 363.
Dramatiker, Realismus 382.
„ Neuere 383 ff.
„ Naturalisten 400 f.
Dräsecke 409.
Drollinger 305.
v. Droste-Hülshoff, Annette 362.
Droysen 409.
Dryander 409.
Dubois-Reymond 405, 410.
Dürer, Albrecht 431.
Duncker, Historiker 406.
Dunger, Sprachförderer 424.

E.

Ebenmaß 51.
Ebers, G. 387.
Ebner-Eschbach, Marie von 389.
Ecks Bibel m. **Probe 283 f.**
Eckhart, Meister 171, **232.**
Egmont v. Goethe 326.
Eichendorff 387.
Eidesformeln 132, 164
Eigenart der deutschen Sprache 41 ff.
Einsilbige Sprachen 72.
Ekkehard v. Scheffel 154, 377.
Elbschwanenorden 301.
Emser, Neues Testament **284.**
Empfindsamkeit, Stil der 310.
Eneit v. Veldeke m. **Probe 190.**
Engländerei 420.
Englische Sprache 61, 65, 79, 110.
Epik 112, 184—200, 225, 386.
Erdmann, Philosoph 404, 412.
Erotik 396.
Essay, Essayisten 408.
Eulenspiegel, Till v. Fischart 296 c.
Evangelien-Harmonie Otfrieds m. **Probe 156.**

F.

Falcke, Dichter 399.
Faust v. Goethe 300 a m. **Probe 329,** 334.
Fechner, Philosoph 404.
Fichte 66, 404.
Fick, Sprachforscher 19.
Fiesco v. Schiller 344.
Figuren der Rede 41, 43.
Fitger, Dichter 383.
Fischart m. **Probe 296.**
Fischer v Goethe 327.
Fischer, Kuno 405, 410.
Flektierende Sprachen 74.

Fleming 299.
Flöhhatz v. Fischart **296** c.
Flosteln 288.
Fontane, Dichter 244, 387.
Formeln 68 f., 422.
Frakturschrift 430 f.
Francke, A. H. 409
François, Luise v. 389.
Fränkisch 79, 130, 139, 244
Französische Einflüsse 179, 293 ff
„ Sprache 65, 79.
Französelei 293 ff., 420.
Frauenlob Heinrich 163, 293 ff.
Frauenstrophen 206, **Probe 212.**
Freidank, Bescheidenheit 163, 220.
Freiligrath 373
Freiheitssänger 358.
Fremdsprachen, Austausch 61 ff.
Fremdsprachiger Unterricht 424.
Fremdwörter 63, 137, 196, 223, 251, 278, 289 f, 291, 339, 372.
Fremdwörtersucht 293 ff., 420 ff.
Freytag, Gustav **140, 159, 271,** 299 a, 310, 342, 383, 387.
Friesisch 79, 119.
Frommel Prediger 109.
Fruchtbringende Gesellschaft 301.
Fulda, Kloster 137.

G.

Gabelentz v., Sprachforscher 19.
v. Gagern, Redner 410
St. Gallen, Kloster 137.
Gedankenlyrik 303 e, 346.
Geibel m. **Probe 374.**
Geiler v. Kaisersberg 171 m. **Probe 234.**
Gekrönter Blumenorden 301.
Gelehrtensprache 287 ff., 291 ff., 421.
Gellert 297 d, 303 d, 412.
Gemeinsprache 253.
Generalstabswerk 407.
Gentz, Fr. 351.
Gerber, Sprachforscher 19.
Gerhardt, Paul 297 b
Germanen 86.
Germanische Sprachen 77 ff.
Germanisierung des Ostens 117.
Gerok 380, 409.
Geschäftsstil 418 ff.
Geschichtsdrama 344 ff., 385.
Gervinus 408.
Giesebrecht 406.
Glaubensartikel 154.
Gleichnisse 184.
Gleim 303 b.
Glocke von Schiller 349.
Glossarien 154.
Glückhaftes Schiff v. Fischart m. **Probe 296** c.
Gneist 408, 410.
Görres 351, 356, 371.
Goethe 271, **321–325,** 412 f.
Allseitigkeit 322.
Balladen 327.
Biblische Anklänge 335.
Briefwechsel m. **Probe 413.**
Dichtung u. Wahrheit 333.
Egmont 326.
Faust m. **Probe 329,** 334.
Fischer 327.
Götz 325.
Griechischer Geist 413.
Hermann u. Dorothea 331
Iphigenie 331 f.
Klassizität, Verhältnis zur Antike 329.
Knittelvers 334.
Lyrik 327.
Mahomets Gesang 327.
Naturalismus, Natürlichkeit 331.
Prosa 333.
Reimkunst 328.
Romane 333.
Sprachgefühl 323.
Sprachgenius 321.
Spruchdichtung m. **Probe 331.**
Stil 324.
Tasso 331 f.
Wahlverwandtschaften 333.
Werther 325.
Wilhelm Meister 333.
Wissenschaftliche Werke 333.
Goethe u. Schiller 321, 412 f.
Gotisch 79, 105, 107.
Gottfried von Straßburg m. **Proben 162, 191, 195.**
Gotthelf, Jeremias 362.
Gottschall, Rudolf v. 343, 383.
Gottsched m. **Probe 303 b.**
Götz von Goethe 325.
Graeco-Italiker 81.
Gräzisierung 287.
Grammatiker 300 d, 303 b, 424.
Gregorovius 406.
Greif, Martin 383, 390.
Griechisch 79.
Grillparzer 363.
Grimm, Hermann 332, 408.
Grimm, Jakob 19, 86, 182, 271, **290,** 351, 356, 410, 412, 426, 431.
Grimm, Wilhelm 19, 356, 412, 431.
Grimmelshausen m. **Probe 300** a.
Groth, Klaus m. **Probe 125** f.
Grün, Anastasius 363.
Grundgesetze der Sprache 46.
Gryphius m. **Probe 299** a.
Gudrun 161 m. **Probe 189.**
Gudrunstrophe **189.**
Gueintz 300 d.
Günther m. **Probe 303** a.
Gutzkow 370.

H.

Häckel, Naturforscher 405.
Hagedorn 302 e.
Hagenbach, Theolog 409.
Hainbund, Göttinger 352.
Halbe, Max, Dramatiker 400.
Halbsuter m. **Probe 225.**
Haller, Albr. m. **Probe 303** e.
Halm, 363.
Hamann 316.
Hamerling 363.
Haneberg, kath. Prediger 409.
Hansa 117.
Hardenberg, Novalis 355.
Häring, W. (Alexis) 362.
Harms, Prediger 409.
Harnack, Theologe 406.
Harsdörffer, Dichter **301.**
Hart, Heinr., Dichter 399.
Hartmann, Ed. von 404.
Hartmann von der Aue 162, m. **Proben 191.**
Harz, als Sprachinsel 119.
Hase, Karl von, Theolog 406.
Hauff 361.
Hauffen 296 e.
Hauptmann, Gerh. 401.
Hauptwörter 103 ff., 208 ff.
Hausen m **Probe 163.**
Hausrath, Theolog 406.
Häussser, Historiker 406.
Haym, Biograph 408.
Hebbel 382.
Hebel m. **Probe 245,** 352.
Heermann 297 b.
Hegel 404, 410.
Heine 370 ff., m. **Proben 372.**
Heldenbuch 165.
Heldengesang 133, 161, 169, 223, 225, 378, 385, vgl. Epik.
Heliand **112** m. **Probe.**

Helmbold, geistl. Dichter 297 a.
Helmholtz 405.
Henle, Mediziner 405.
Herberger, Valerius 297 a, 409
Herbart 404
Herder 1, 311, 316—320, 410. **Stilproben** aus den Fragmenten **318.**
Hergêr, 163 m. **Probe 207.**
Herz, Henriette 351.
Hesse, Kirchenlied 297 a.
Hessisch 139, 244.
Hettner, Litterarhistoriker 408.
Heyse, Paul 376.
Hildebrand, Rud. 356, 424.
Hildebrandslied m. **Probe 112.**
„ jüngeres 165 m. **Probe 255.**
Hirscher, kath. Prediger 409.
Hirschfeld, Dramatiker 400.
Historischer Stil 406.
Hochdeutsch 105, Mundarten 243 ff.
Höfische Dichtung 161, 183, 190.
Hölty 322
Hönig, Militärschriftsteller 407.
Hofacker, Prediger 409.
Hoffmann von Fallersleben 373.
Hoffmann, Grammatiker 324.
Hoffmann, W., Hofprediger 409.
Hofmann, v., Theolog 409.
Hofmannswaldau **303.**
Holländisch 111.
Holtzendorff, Jurist 408.
Holtzmann, Theolog 409.
Homburg, geistl Dichter 297.
Homer 184, Ilias **187 ff.**, m. **Proben** 198, 210.
Horribilicribrifax 299 a.
Humanismus 287.
Humanistische Sprachverderbung 287 ff.
Humboldt, Alex, 405, 412.
„ Wilh. 353, 412.
Humor 198, 386.
Hutten 287.
Hyrtl, Mediziner 405

J.

Ibsen 384, 398.
Idealismus 341.
Idee 29.
Ihering, Jurist 407.
Ickelsamer, Sprachlehre 286.
Immermann 362.
Inder 81.
Indogermanisch 71, 75.
Interlinearversion m. **Probe 154.**
Inversion 52.
Iphigenie, v. Goethe 331.
Iranier 81.
Ironie (vgl. Satire) 198.
Isländisch 106.
Isolierende Sprachen 72.
Italienisch 79.
Italienische Einflüsse 293.
Italienische Reise v. Goethe 333.
Iwein von Hartm. v. Aue mit **Probe 191.**
Jacobs, Archivar 292.
Jacobs, Friedr., Schulreden 410.
Jähns, Sprachförderer 407, 425.
Jahn, Turnvater 351.
Jahn, Otto, Gelehrter 408.
Jean Paul 352, 412.
Jensen, Wilh. 389.
Jerusalem, Prediger 409.
Jesuiten 286
Jesuiterhütlein v. Fischart 296 c.
Jordan, Wilh. 378.
Junges Deutschland 366, 370 ff.
Jungfrau v. Orleans von Schiller 347.
Juristendeutsch 421.

K.

Kabale und Liebe v Schiller 343.
Kahnis, Theolog 409.
Kant 404.
Kanzleisprache, Kaiserliche, Kursächsische, überhaupt 259, 421.
Kapp, E., Philosoph u. Geograph 19, 405.
Karmarsch, Polytechnik 405.
Karl der Große 136, 430.
Kaspar v. d. Rhön 165.
Kastensprachen, Kauderwelsch 287.
Kaufmännischer Stil 420 f.
Keller, Gottfr. 388.
Kelten 81.
Kern, Grammatiker 424.
Kerner, Justinus 361.
Ketteler, kath. Prediger 122.
Kinzel, vgl. Böttticher.
Kirchenlied, evangelisches 267.
Kirchengeschichte 406.
Kirchensprache, lateinische 17, 130, 287.
Kistemaker, Neues Testament m. **Probe 284.**
Klaj, Grammatiker 301.
Klangbewegung 51.
Klassiker 304 ff.
Klassizität 329.
Klassizismus 353.
Klee, Litteraturgeschichte 303 a.
Klein, Pater 286.
Kleinschrift 426, 431.
v. Kleist, Ewald 303 b.
v. Kleist, Heinrich 357.
Klopstock 305—309, 412, **Probe 308.**
Knittelvers 334, 345
Kobell, Dichter 390.
Kögel, Rud., Prediger, 409.
Kölnisch Platt 244.
Komik 42.
Komödie 299 a., 364.
Kompendien-Stil 406.
Konrad v. Würzburg 162.
Körner, Theodor 358.
Köstlin, Theolog 406.
Kraftgenies 311.
Kretzer, Max, Sozialroman 399.
Kriegswissenschaftlicher Lehrstil 407.
Krummacher, Prediger 409.
Kruse, Dichter 383.
Kugler, Kunsthistoriker 408.
Kultursprachen 60.
Kürenberg, Minnesänger 163.
Kunstepik 190
Kunstgeschichte 408.
Kunstlyrik 201.
Kutzner, Geograph 405.

L.

Laas, Schulmann 424.
Lachmann, Karl 194, 408.
Lagarde, Theolog 408.
Lang, Heinr., Theolog 409.
Lange, Albert, Philosoph 404.
Langmann, Tramatiker 399.
Landsknechtslieder 169.
Lassalle, Redner 397.
Lateinische Sprache 17, 44, 60, 64, 79, 84 f., 94, 130, 135, 147, 154—157, 287 ff., 291 ff.
Lateinschrift 135, 426, 431.
Latinisierung von Namen 287 ff.
Laube, Dramatiker 370.
Lauremberg mit **Proben 121, 295.**
Laurentius, geistl. Dichter 297 c.
Laut, Lautbildung 21.
Lautverschiebungen 87 ff., 128.
Lautverwitterung 58 ff., 252.
Lavater 409.
Lehrdichtung 165, 220.

Lehrstil 408.
Lehnwörter 144 ff, 160.
Leibniz, Philosoph 300 d
Leich 153, 205.
Lenau 363
Lesen 429.
Lessing 210, 303 e, 311, 312—315, 394, 412, **Probe 314.**
Wieland 315.
Lichnowski, Redner 410.
Lichtenstein, Ulrich v. 163.
Liebig, Justus v. 405, 412.
Lied, Liedweise, mhd. 201.
Liliencron, Sprachforscher, 226, 228.
Liliencron, Detlev v, Dichter 399.
Lindau, Paul 384.
Lingg, Herm. 375.
Lingua Romana 18, 131.
Lingua theodisca 18, 131.
Litauisch 81.
Litteraturgeschichte 5 ff.
Litteratursprachen 78, 79, 107, 110, 115 ff., 127, 130, 133, 159 ff, 238, 258.
Litzmann, Litterarhist. 384, 396.
Logau m. **Proben 299.**
Logische Form 47.
Löhe, Theolog 409.
Lohenstein m **Probe 303.**
Lotze, Herm., Philosoph 404.
Lübben, Sprachforscher 115.
Ludwig, Otto 382.
Ludwigslied m. **Probe 143.**
Lustspiel 296, 299 a, 303 d., 213, 383.
Luther 69, 260—84, 290.
„ Altertümlichkeit **276.**
„ „An den Adel" **280.**
„ Bibelsprache 282 ff
„ Bibelübersetzung 261, 264, 267 f., **282 ff.**
„ Deutschheit 266.
„ Eigentümlichkeiten 273 ff.
„ „Ein feste Burg" **281.**
„ Entwickelungsstufen 273
„ Fastensermone 267.
„ Flugschriften 272.
„ Fremdwörter 276.
„ Kirchenlieder 272, 297 a.
„ Neubildungen 277.
„ Polemik 269, 272.
„ Predigt 261, 408.
„ Schreibweise 274.
„ Sendschreiben vom Dolmetschen **265,** 267.
„ Sprache 270, 273.
Luther, Sprachproben **278, 280.**
„ Stil 279.
„ Streitschriften 269, 272
„ Wortschatz 268, 276
Luthardt, Theolog 409.
Lyon, deutscher Stil 19 ff., 31, 46, 51, 54, 302, 331, 424 ff.

M.

Mahomets Gesang v. Goethe 327.
Majuskel-Schrift 430.
Manier 251
Marx, Sozialist 397
Maria Stuart v. Schiller 345.
Marinismus, Stil des 303.
Märkische Mundart 120.
Mathesius, Prediger 409.
Mascov, Historiker 406.
Mayfahrt, Dichter 297 b.
Mecklenburgisch 120.
Meistergesang 167, 222.
Melanchthon 291.
Menken, Prediger 409.
Mentzer, geistl. Dichter 297 c.
Merseburger Zaubersprüche mit **Probe 148.**
Metaphorisches in der Sprache 33, 211.
Metrik 196.
Meyer, K. F., Novellist 388.
Mielke, Litterarhist. 393 ff.
Milieu 392, 294.
Minna von Barhelm, von Lessing m. **Probe 314.**
Minnegesang 163, 201, 207, 210 ff., 212 ff.
Minuskelschrift 430.
Mischgedichte 156.
Mitteilung, Wesen der 23.
Mittelhochdeutsch 67, 79, 159 bis 237, 164, 244.
Moltke m. **Probe 407.**
Mommsen 406.
Mosen, Julius 373.
Möser, Justus 352.
Mosheim, Prediger 409.
Mörike, Eduard 361.
Mornungen m. **Probe 163,**
Moscherosch 295, **Probe 300 c.**
Müllenhoff 19, 408
Müller, Heinrich, Theolog 409.
von Müller, Johannes, Historiker 406
Müller, Max, Sprachforscher 19.
Mummenschanz 168.
Münch, Schulmann 424.
Mundarten 77, 120, 139, 175, 242 ff.
„ Verhältnis z. Schriftsprache u. s. w. 247 ff.
Musikdrama 379
Muspilli m. **Probe 150.**

N.

Namen, deutsche u. fremde 287, 291.
Narrenschiff v. Sebast Brant, 166, m. **Probe 220.**
Nathan, v. Lessing 313.
Nationalschriftarten 430.
Naturalismus 198, 331, 366 ff., 391—401.
Natürlichkeit, z. B. Goethes 331.
Neander, Dichter 297 c.
Neander, Kirchenhistoriker 406
Neidhart, Minnesänger 163.
Neuhochdeutsch 79, 238—428.
„ Charakter 241.
„ Gebiete 240.
„ gegenwärtiger Lautbestand 416.
„ Litteratur 258—415.
„ Mundarten 242, 243 ff.
„ Sprachscheiden 242.
„ Sprachperioden 238
Neumark, geistl. Dichter 297 c.
Neumeister, „ „ 297 c.
Neuß, „ „ 297 c.
Nibelungenlied, m. **Proben 161, 184.**
Nibelungenstrophe m. **Probe 189.**
Nicolai, geistl. Dichter **297 c.**
Niebuhr, Historiker 406.
Niederdeutsch 105, 107—126.
Niederländische Sprache 110 ff.
Niederrheinische Mundart 120.
Niedersächsisch 119
Nietzsche, Fr., Philosoph 402 ff.
Nitzsch, Theolog 409.
Norddeutsch 105 ff, 416.
Nordische Sprache 105.
Notker Labeo 155 ff.
Novalis 297 a, 355
Nürnberger Bibel 284.
„ Schreibschule 431.
„ Sprachgesellschaft 301.
„ Trichter 302.

O.

Oberdeutsche Mundarten 243, **245 f.** m. **Proben.**
Oberon v. Wieland 315.
Österreichischer Dialekt 246.
Österreichische Dichter 363.

Oper 298a, 397.
Opitz 151, 298a.
Oratorien 303a.
Organprojektion 19.
Orthographie ſ Rechtſchreibung
Oſtfrieſiſch 120.
Otfried von Weißenburg 131, 151, **152 Probe,** 298a,
Ötinger, Theologe 409.

P.

Palmenorden 301.
Papierner Stil 248, 254ff., 421.
Palmer, Theolog 409.
Parzival von Eſchenbach m. **Proben** 162, **199** ff.
Parteiſprache 397.
Pathos 349.
Paulſen, Philoſoph 404.
Pegnitzſchäfer, Sprachgeſellſchaft 301.
Petri, Prediger 409.
Perſonifikation 211.
Pfeiffer, Sprachforſcher 408.
Pfleiderer, Theolog 409.
Phantaſie 40.
Philoſophenſprache 70.
Philoſophiſcher Stil 70, 157, 300d, 404.
Phonetiſches 53.
Phraſen 44, 68f., 248, 254ff., 421.
Plattdeutſch 110, 118.
Plattdeutſche Bibel 285.
Pleonasmen 422.
Poeſie 35.
Pommerſche Mundart 120.
Populariſierung 70
Preußiſche Mundart 120.
Predigten, Predigtſtil 164, 171, 261, 267, 408.
Priamel 166, **Probe 207.**
Proletarier-Stil 497.
Proſa althd. 157,
„ mhd. 164, 170.
„ nhd. 300, 333, 386ff, 404ff.
Pufendorf, Hiſtoriker 406.
Puriſmus 302, 425.

Q.

Quickborn von Klaus Groth m. **Probe 126.**
Quintilian 33, 44

R.

Raabe, Wilh. 387.
Rabelais 296c.
Rabener 303d m. **Probe.**
Radowitz, Redner 410.
Rachel, Briefe 412.
Raimund, Dramatiker 363
Rambach, Prediger 409.
Ranke, Hiſtoriker **271,** 406.
Ratzel, Friedr., Anthropologe 405.
Die Räuber von Schiller 343.
Raumer, Fr. v., Hiſtoriker 406.
Raumer, R. v., Sprachforſcher 426.
Realismus 198, 367, 388ff.
Rechtsbücher 164, 173.
Rechtſchreibung:
„ Luther 274.
„ Schottel 300d
„ Gottſched 303b.
„ Adelung 303b., 426.
„ Putkamer 426.
„ Raumer 426.
„ Gegenwart 426.
Redefiguren 41
Redensarten 68, vgl. Phraſen.
Redeſchmuck 14.
Rednerſtil 410 m. **Proben.**
Reduplikation 98.
Reim, Anreim, 143, vgl. Alliteration.
„ Endreim 151, 190ff., 196, 203, 212b., 222, 303c., 305, 328, 355, 364.
„ Stabreim vgl. Alliteration.
Reimar, der Ältere, von Hagenau 133, **Probe 208.**
Reimar von Zweter 162.
Reimchroniken 164.
Reimkunſt, vgl. Reim.
Reimverſe 151, 203, vgl. Reim.
Reinhard, Prediger 409.
Reinete Fuchs, Reinte de Vos 115.
Renaiſſance 287.
Rennel, v. Trimberg 163, 220.
Repgowe, Sachſenſpiegel **115.**
Reuter, Chriſtian 300b.
Reuter, Fritz **122,** 125f., 389.
Revidierte Bibel 284.
Rheiniſcher Merkur 356.
Rhythmus 51ff.
Richter, Eugen, Redner 410
Riegel, Herm., Sprachförderer 425.
Riehl, W. H. v. 389.
Rindfleiſch, Briefwechſel von 412.
Rinkart, Dichter 297c.
Riſt, Dichter 297b, 301.
Ritſchl, Theolog 409.
Ritter, Karl, Geograph 405.
Ritterdichtung 161ff.
Robinſonaden 300b.
Röhr, Prediger 409.
Rolandslied 162.
Rollenhagen 295
Roman, Anfänge 170.
Abenteuerroman 300a.
Roman, 16.—17. Jahrh. 300ab.
„ W. Alexis 362.
„ Goethe 322ff.
„ Grimmelshauſen **300a.**
„ Gutzkow 370
„ Hauff 361.
„ Hiſtoriſcher 377, 385ff.
„ Jean Paul 352.
„ Immermann 362.
„ naturaliſtiſcher 391ff, 400.
„ neueſter (von Dahn, Ebers, Fontane, Freytag, Jenſen, Keller, Raabe, Spielhagen, Wildenbruch u. a.) 385ff.
„ Scheffel 377.
„ ſatiriſcher 315.
„ ſozialiſtiſcher 399.
„ Tieck 355.
„ Wieland 315.
Romaniſche Sprachen 17.
Romantik 352ff.
„ und Klaſſizismus 353.
„ Spätromantiker 373ff.
Roſcher, Nationalökonom 408.
Roſegger m. **Probe 122,** 389.
Rothe, Rich., Theolog 409.
Rückert 359 m. **Probe.**
Rückumlaut 101.
Rudolf von Ems 162.
Rümelin, Äſthetiker, Redner 408, 410.
Runen 104, 135, 429.
Rüſtow, Kriegsſchriftſteller 407.

S.

Sachs, Hans 168, 282, **Probe 296a.**
Sachſenſpiegel mit **Probe 115.**
Sächſiſche Mundart 79, **Probe 244.**
Sailer, Prediger 409.
Sanskrit 61, 79.
Sarrazin, Sprachförderer 427.

Satire, Satiriker 199 d, 269, 295, 296 c, 300 a, c, 303 d, 315, 362, 363, 364, 371 f., 384.
Satzbildung 21.
Savigny, Jurist 351.
von Schack, Dichter 375.
Schäfer an der Pegnitz, Sprachgesellschaft 301.
Schäferpoesie 298 a.
Schäffle, Nationalökonom 408.
Schauspiel 168, vgl. Drama.
Scheffel, Josef Viktor 377, 390, 587.
Scheffler, Joh., 299 b.
Schelling, von, Philosoph 404.
Schelling, Karoline von, Briefwechsel 351, 412.
Schenkel, Prediger 409.
Scherer, W., Litteraturgesch. 192 ff., 206, 210, 272, 293, 296 c, 298 a, 351, 408 u. ö.
Schenkendorf 358 m. **Probe.**
Schildbürger 300 a.
Schiller, 52, 60, 336, 394, 406, 412 ff. u. ö
Antithesen 53, 343.
Braut v. Messina 245.
Demetrius 245.
Don Carlos 344.
Fiesko 343.
Fremdwörter 339.
Gedankenlyrik 346.
Glocke 349.
Idealismus 341.
Jungfrau v. Orleans 345.
Kabale und Liebe 343.
Knittelvers 345.
Macht des Gesanges 343 m **Probe.**
Maria Stuart 245.
Die Räuber 342.
Realismus 340.
Wallenstein 345.
Schillers Sprache 337, 340
Altertümliches 348.
Antikes 348.
Beiwörter 347
Beseelungen 347.
Biblische Anklänge 348.
Bilder 347.
Gedrungenheit 349.
Gleichnisse 347.
Neubildungen 347.
Pathos 349.
Stil 347.
Wendungen 347.
Schimpfwörter 249.
Schirmer, Michael, Dichter 297 c.
Schlagwortstil 397, 403 Anm.
Schlaf, Joh., Naturalist 399.
Schlegel, A. W. 354, 412
Schlegel, Fr. 354, 412.
Schleicher, Sprachforscher 19.
Schleiermacher 404, 409, 410.
Die Schlesier 298.
Erste Schlesische Dichterschule 303.
Zweite Schlesische Dichterschule 303.
Schlesische Mundart 244.
Schlözer, Historiker 406.
Schmidt, Julian, Litterarhistoriker 408.
Schmolk, Benjamin, Dichter 297 c.
Schmoller, Nationalökonom 408
Schnaase, Kunsthistoriker 408.
Schnadahüpfeln m. **Probe 246, 390.**
Schönheit der Darstellung 29, vgl. Sprachschönheit.
Schopenhauer. Philosoph 383, 404.
Schottel, Grammatiker 300 d.
„Schreiben" 104, 429.
Schreibschulen 430 ff.
Schreibsprache 421.
Schrift 104, 135.
Schrift, Geschichte der 429.
Schriftsprache 103, 107, 127, 160, 238, 247 ff., 258 ff., 419.
Schulreden 410.
Schupp, Balthasar, Dichter 300 c.
Schule, Bedeutung für die Sprache 68_2, 254, 423 ff.
Schultz, H., Theolog 409.
Schütz, geistl. Dichter 297 c.
Schwab, Gustav 361.
Schwabenspiegel m. **Probe 237.**
Schwäbisch 79, 139, 245 m. **Proben.**
Schwäbischer Dichterkreis 360.
Schwänke 300 a.
Schweizer, die Schriftsteller 303 e.
Schweizerlieder 169, 245.
Schwerz, Joh. Landwirt 351.
Schwulst 69, 293, 303, 355.
Scriver, Theolog 409.
Selnecker, Dichter 297 c.
Semifraktur 431.
Semitische Sprachen 45.
Sempacher Schlachtlied 225 mit **Probe.**
Sentenzen 331, 343, 349, 403, 411.
Sendschreiben vom Dolmetschen von Luther mit **Probe 264.**
Seume, Gottfr. 357.
Shakespeare 311, 354, 375, 385.
Siemens, naturwissensch. Lehrstil 405.
Simplizissimus v. Grimmelshausen m. **Probe 300 a.**
Simrock, Sprachforscher, Dichter 373.
Simson, Redner 410.
Skandinavisch 79, 105.
Slaven 79, 81.
Sohm, Jurist 408
„Sommerschlacht" von Liliencron m. **Probe 399.**
Sonette 296 c, 359, 364.
Spanisch 79.
Spanische Einflüsse 293.
Spätromantiker 360 ff., 373 ff.
Spee, Friedr. v., Dichter 299 b.
Spener, Prediger 409.
Spervogel 163, **Probe 207.**
Spessart-Dialekt m. **Probe 300 a.**
Spielhagen, Romanschriftsteller 387.
Spitta, geistl. Dichter 380.
Sportsprache 420.
Sprachbewegungen 72 ff., 80 ff., 87 ff., 117, 127, 174, 240, 425.
„Sprachdummheiten" von Wustmann 417 ff.
Sprachentwickelung 26 ff
Sprachfamilien 73 ff.
Sprachgesellschaften 301, 425.
Sprachgrenzen 17 ff., 78, 81, 119, 138, 174, 240, 242 ff.
Sprachgruppen 73 ff.
Sprachinseln 119
Sprachkämpfe 18, 240, 285 ff., 295 ff., 301 ff., 363, 425.
Sprachreinheit, Sprachrichtigkeit 425.
Sprachmusik 192, 210, 307, 327, 364, 403.
Sprachscheiden, vgl. Sprachgrenzen.
Sprachschönheit 29, 46, 54, 70, 210, 323, 329 ff., 333, 337, 343, 374, 401 ff., 412.
Sprachstämme 73 b.
Sprachstufen 71 ff., 87 ff.
Sprachverderbung, humanistische 287 ff.
Sprachverderbung, französische vgl. Sprachverwelschung.
Sprachverfall u. Sprachverfälschung 58, 155, 165, 182, 287 ff.,

291 ff., 353, 384, 393, 397, 404, 416 ff.
Sprachvergeistigung 58 ff., 70, 181.
Sprachverluste 240.
Sprachverrohung vgl. -Verwilderung.
Sprachverschleifung 58 ff.
Sprachverwelschung 67 ff., 293 ff., 384 ff., 418 ff.
Sprachverwilderung 182, 252, 393, 416 ff.
Sprachverwirrung 16.
Sprichwörter 123, 249.
Springer, Anton, Kunsthistoriker 408.
Spruchdichtung 163, 204, 215, 327, 359.
Squenz, Peter, von Gryphius m. **Probe 299 a.**
Staatsroman 303 a.
Stabreim vgl. Reim, Allitteration.
Stahl, Jurist, 410.
Stahr, Adolf, Biograph 408.
Stammbaum der Sprachen 79.
Standessprachen 249, 255 ff., 419, 421 ff.
Stegmann, Josua, Dichter 297 c.
Steinhöwels Aesop m. **Probe 235.**
Steirische Mundart **122**, 243, 246.
Stephan, Generalpostmeister, Sprachförderer 426.
Stieler, Karl, Dichter 390.
Stifter, A., Naturschilderer 363
Stil, deutscher und fremder 41 bis 46.
„ einzelner Schriftsteller vgl bei denen.
„ papierner 68 ff., 248, 254 ff, 421.
Stilistiken 424.
Stillosigkeit 393, 403.
Stilverfall, vgl. Sprachverfall.
Stolberg, Gebr., Dichter 252.
Stöcker, Prediger 409.
Storm, Theod., Novellist 389.
Straßburger Eide 131 mit **Probe.**
Strauß, David, Biograph 406.
Streit der Leipziger und Schweizer 303 d
Stricker, Fabeln 163.
Strophenbau 202.
Sturm, Julius, Dichter 380.
Sturm und Drang 310 f., 392.
Sudermann, Dichter 400.
Süddeutsche Aussprache 245 f., 416
„ Mundarten 243, 245 f.
Sybel, Historiker 406, 410.
Symbolismus, Stil des 402 f.

T.

Tacitus 86, 406, 429.
Tagesschriftstellerei 367, 418.
Tannhäuser 379.
Tasso v. Goethe 331.
Taufbekenntnis, ahd. 149.
Tauler, Prediger m. **Probe 171, 233.**
Termini technici 421 f
Tersteegen, Dichter 297 c.
Teuerdank v. Maximilian I. 165.
Teutleben, Kaspar v., Sprachförderer 301.
Teutschgesinnte Genossenschaft 301.
Theremin, Prediger 409.
Tholuck, Prediger 409.
Thomasius, Jurist 300 d.
Thomasius, Theolog 409.
Thüringsche Mundart 79, 139, 243, 259.
Tieck, Dorothea 354.
Tieck, Ludwig 355 m. **Probe.**
Tierepos 115, 155.
Till Eulenspiegel 170, von Fischart m. **Probe 296** c.
„Tintendeutsch" 421.
Tiroler Mundart 246.
Titurel von Wolfram von Eschenbach 162.
Ton der Sprache, vgl. Betonung.
„Ton" als mhd. Liedweise 201.
Tovote, Naturalist 395, 399.
Tragödie 296, 296 a, 313, 325 ff., 344 ff., 357, 360, 363 ff., 382 ff., 400 f., vgl. Drama.
Treitschke, Historiker 406, 410.
Trimberg, Hugo v., 163, 218.
Tristan u. Isolde von Gottfr. v. Straßburg mit **Proben** 162, **191, 197, 214.**
Tropen 34, 43.
Trutznachtigall von Spee 299 b.
Tschudi, Chronist 406.
Twinger v. Königshoven, Chronist mit **Probe 236.**

U.

Übersetzungen mit **Proben 154** f., **170, 235, 261** ff.; **282,** Bibelübersetzungen m. **Proben 305, 309, 354** f., **359, 374** ff.
Uhland 226, 360.
Ulfilas mit **Probe 107.**
Umgangssprache 255, 419.
Umlaut 100.
Umschreibungen 69.
Umstellung der Wörter 52.
Unzialschrift 430.
Urkunden 164.

V.

Varnhagen v. Ense 351.
Vaterlandssänger 358.
Veith, kath. Prediger 409.
Veldecke 162, 163, **Probe 190.**
Verdeutschung 137, 302.
Verdeutschungsbücher 425.
Verdy, Kriegsschriftsteller 407.
Vergleichung 184.
Verismus 392.
Verkleinerungsformen 250.
Versbau 202, 298.
Verslehre 218 b.
Verstehen, Verständnis, Vorgänge desselben 23
Vilmar, Litteraturhistoriker und Theolog 109, 408 ff.
v. Vincke, Redner 409.
Virchow, Mediziner u. Redner 405, 410.
Vischer, Ästhetiker 404, 410.
Vlämische Mundart 111.
Vogt, Friedr., Litterarhistoriker 151.
Vogt, Karl, Naturforscher 412.
Vokabularien 154.
Vokalwechsel 87 ff.
Volkelt, Ästhetiker 404.
Völkerwanderung 130.
Volksbücher 300 a.
Volksepik mit **Proben 112, 161, 184—189, 225.**
Volkslied, Entstehung, Sprache, Stil mit **Probe** 169, **225.**
Volkssprache, Volkston, mit **Proben 123, 228,** 231, 243, 248.
Volkstümlichkeit 276, **276,** 629, 300 a c, 325, 331, 339, 348, 356, 358, 362, 373, 383, 393, 409.
Vorstellung, Wesen der 21.
Voß, Joh. H. 125, 309, 352.
Voß, Rich., Dramatiker 383.

W.

Wackernagel, W., Sprachforscher 408
Wagner, Rich., Musikdrama 379.
Wagner, Ad., Nationalökon. 408.
Wahlverwandtschaften von Goethe 333

Waitz, G., Historiker 406.
Waldeck, Redner 410.
Wallenstein von Schiller 345.
Walther von der Vogelweide 163, **210** ff. mit **Proben.**
Wandsbecker Bote 352, vgl. Claudius.
Weber, Fr. Wilh., Dichter 390
Weinhold, Sprachforscher 408.
Weinschwelg, Schwank 165.
Weise, Liedweise 201.
Weise, Christian Dichter 303a.
Weise, O., Sprachforscher 201, 288, 292, 295 u. ö.
Weißenburger Katechismus mit **Probe 154.**
Weizsäcker, Bibelübersetzung, Theolog **284,** 406.
Weitenauer, Jesuit 286.
Wellhausen, Theolog 406.
Weltchronik 115.
Weltgeschichte im Verhältnis zur Sprachgeschichte 13.
Werner, Zacharias, Prediger 409.
Wernher der Gärtner, Dichter 162.
Werther von Goethe 325.
Wernicke, Dichter 303a.
Wessobrunner Gebet **150** mit **Probe.**
Westfälische Mundart 29, 119.
Wickram, Dichter 300a.
Wieland 315, 412.
Wilbrandt, Dramatiker 2c. 383.
Wildenbruch, Dichter 244. 385.
Wilhelm Meister von Goethe 333.
Willehalm von Wolfram v. Eschenbach 152.
Willmanns, Sprachgelehrter 424.
Wimpfeling, Humanist 288.
Winckelmann, Kunsthistoriker 412.
Windscheid, Jurist 408.
Windthorst, Redner 410.
Winsbecke, Lehrdichtung 153, 220.
Wirth, Redner 410.
Wirtshausdeutsch 420.
Wissenschaften 70, 300d, 366ff
Wissenschaftliche Prosa 333, 404 ff.,
Witz 42, 296c., 372.
Wolff, Philosoph 300d
Wolff, Jul., Dichter 390.
Wolfram von Eschenbach 162, **198** mit **Proben.**
Woltmann, Kunsthistoriker 408.
Wortbildung 21, 97 ff.
Wortentwickelung, deutsche 31.
Wortentwickelung, romanische 31.
Wortfolge, -stellung 49 ff., 52.
Wortspiele 313.
Wulfila mit **Probe 107** vgl. Ulfilas.
Wunderhorn, des Knaben 355.
Wundt, Wilh., Philosoph 404.
Wurzeln, Wurzelbildung 21, 97 ff.
Wurzelsprache 72.
Wustmann, Sprachförderer 417 ff., 423 ff.

3.

Zarathustra v. Nietzsche 403.
Zarncke, Sprachforscher 327, 408.
Zauberssprüche m. **Probe 148.**
Zeitungsdeutsch, -stil 418 ff.
Zeitungswesen 367, 418.
Zeitschrift des Allgem. Deutschen Sprachvereins 425.
Zeitwörter 103 ff.
Zeller, Philosoph 404.
Zendsprache 61.
Zesen, Sprachförderer 301.
Zinzendorf, Dichter 297c.
Zola, Naturalist 398.
Zollikofer, Prediger 409.
Zschokke, religiöser Schriftsteller 409.
Zusammenleimende Sprache 73.
Zwingli, Prediger 286. 409

Druck von A. W. Hayn's Erben, Potsdam.

Meisterwerke der deutschen Litteratur

in neuer Auswahl und Bearbeitung

für höhere Lehranstalten.

Begründet von

Karl Holdermann,

herausgegeben von

Dir. L. Sevin (Baden-Baden), Dir. Dr. V. Uellner (Düsseldorf), Dir. M. Evers (Barmen) und Dir. Dr. K. Rehorn (Frankfurt a. M.).

In klarem, deutlichem Druck, einfach aber solid gebunden.

Erschienen sind:

1. Das Nibelungenlied, mit 1 Titelb. nach Schnorr v. Carolsfeld. bearb. von K. Holdermann. Fünfte Aufl., herausg. von K. Rehorn. M. —. 75 Pfg.
2. Schillers Wilhelm Tell, mit 1 Karte, bearbeitet von L. Sevin. Dritte Auflage. M. —. 60 Pfg.
3. Die Odyssee, mit 1 Titelbild nach Preller, bearbeitet von K. Holdermann. Vierte Auflage. M. —. 80 Pfg.
4. Goethes Iphigenie in Tauris, mit 1 Titelbild, bearbeitet von L. Sevin. Zweite Auflage. M. —. 40 Pfg.
5. Goethes Hermann und Dorothea, bearbeitet von L. Sevin. Dritte Auflage. M. —. 40 Pfg.
6. Lessings Minna von Barnhelm, mit 1 Titelbild, besorgt von K. Holdermann. Zweite Auflage. M. —. 50 Pfg.
7. Schillers Jungfrau von Orleans. Zweite Auflage*) besorgt von M. Evers. Mit 1 Karte und verschiedenen Anhängen. M. —. 75 Pfg.
   — do. — Ausgabe für Mädchenschulen. M. —. 60 Pfg.
8. Schillers Wallenstein. Zweite verb. Auflage mit 1 Titelbild, bearbeitet von L. Sevin. M. —. 75 Pfg.
9. Goethes lyrische Gedichte, mit 1 Bildnis Goethes, ausgewählt und chronol. geordnet von L. Sevin. Mk. —. 50 Pfg.
10. Schillers Maria Stuart, besorgt von L. Sevin. M. —. 50 Pfg.
11. Lessings Nathan der Weise, mit 1 Titelbild, herausgegeben von Dr. V. Uellner. Zweite Auflage. M. —. 60 Pfg.
12. Herders Cid, mit 1 Titelbild, herausgegeben von K. Holdermann. M. —. 50 Pfg.
13. Gudrun. Nebst einer Übersicht der mittelalterlichen Kunstdichtung, übertragen und geordnet von K. Holdermann. M. —. 50 Pfg.
14. Goethes Götz von Berlichingen, mit 1 Titelbild, herausgegeben von Dr. V. Uellner. Zweite Auflage. M. —. 50 Pfg.
15. Schillers Gedichte, für die Bedürfnisse der Schule und des Hauses nach ihrer Entstehung geordnet und mit einer Vorerinnerung über Schiller und den Gang seiner Geistesentwickelung, herausgegeben von Dr. V. Uellner. M. —. 75 Pfg.

*) In der zweiten Auflage von Schillers Jungfrau von Orleans (Ausgabe A.), besorgt von M. Evers, sind in den Anhang versuchsweise neu eingeführt: Wahrsprüche bezw geflügelte Worte und dichterische Parallelen oder Anklänge an Bibel, alte Klassiker und neuzeitliche Dichter. Die **Ausgabe für Mädchenschulen** enthält außer einigen Aenderungen im Text nur einzelne dieser Beigaben. **Es wird gebeten, die gewünschte Ausgabe stets genau zu bezeichnen.**

Verlag von REUTHER & REICHARD in Berlin W. 9.

SAMMLUNG VON ABHANDLUNGEN

AUS DEM GEBIETE DER

PÄDAGOGISCHEN PSYCHOLOGIE

UND

PHYSIOLOGIE.

HERAUSGEGEBEN VON

H. SCHILLER UND **Th. ZIEHEN**

GEH. OBERSCHULRAT UND PROFESSOR IN GIESSEN. — PROFESSOR AN DER UNIVERSITÄT JENA.

Band I der Sammlung enthält:

1. **Der Stundenplan.** Ein Kapitel aus der pädagogischen Psychologie und Physiologie von Prof. H. SCHILLER. Gr. 8°. 69 S. Mk. 1,50.
2. **Die praktische Anwendung der Sprachphysiologie beim ersten Leseunterricht** von Dr. H. GUTZMANN. Mit 1 Tafel. Gr. 8°. 52 S. Mk. 1,50.
3. **Über Willens- und Charakterbildung auf physiologisch-psychologischer Grundlage.** Von Prof. Dr. J. BAUMANN. Gr. 8°. 86 S. Mk. 1,80.
4. **Unterricht und Ermüdung.** Ermüdungsmessungen an Schülern des Neuen Gymnasiums in Darmstadt von Dr. L. WAGNER. Mit zahlreichen Tabellen. Gr. 8°. 134 S. Mk. 2,50.
5. **Das Gedächtnis.** Von Prof. Dr. F. FAUTH. Gr. 8°. IV, 88 S. Mk. 1,80.
6. **Die Ideenassoziation des Kindes.** 1. Abhandlung von Prof. TH. ZIEHEN. Gr. 8°. 66 S. Mk. 1,50.

Von **Band II** erschienen bisher:

1. **Arbeitshygiene der Schule auf Grund von Ermüdungsmessungen** von Dr. F. KEMSIES. Gr. 8°. 64 S. Mk. 1,60.
2. **Psychologische Analyse der Thatsache der Selbsterziehung** von Dr. G. CORDES. Gr. 8°. 56 S. Mk. 1,20.
3. **Die Kunst des psychologischen Beobachtens.** Praktische Fragen der pädag. Psychologie von Gymn.-Dir. Dr. O. ALTENBURG. Gr. 8°. 76 S. Mk. 1,60.
4. **Studien und Versuche über die Erlernung der Orthographie** in Gemeinschaft mit H. FUCHS u. A. HAGGENMÜLLER veröffentlicht von Prof. H. SCHILLER. Gr. 8°. 64 S. Mk. 1,50.

Die nächsten Hefte werden bringen:

Entwickelung der sozialen Vorstellungen des Kindes. Von Prof. WILL. S. MONROE.

Das Studium der Sprachen und die geistige Bildung. Von Oberlehrer A. OHLERT.

Die psychologische Grundlage des Unterrichts. Von Oberlehrer Dr. A. HUTHER.

Ausserhalb der Schule liegende Ursachen für die Nervosität der Kinder. Von Prof. Dr. A. CRAMER.

Ausführliche Prospekte über das Unternehmen senden wir gern direkt und franko.

Die Entwickelung des Geistes

beim Kinde und bei der Rasse

von

James Mark Baldwin,

Professor der Psychologie an der Universität Princeton.

Unter Mitwirkung des Autors nach der dritten englischen Auflage ins Deutsche übersetzt von **Dr. Arnold E. Ortmann.**

Nebst einem Vorwort

von

Th. Ziehen,

Professor an der Universität Jena.

Mit siebzehn Figuren und zehn Tabellen.

Gr. 8°. XVI, 470 S. Preis Mk. 8,—.

„Das vorliegende Buch ist für den Lehrer wie für jeden Gebildeten vom höchsten Interesse, für den ersteren aus Gründen der Pädagogik, für beide aus Gründen der Psychologie und Physiologie. Mit Vorurteil ging ich, wie an jedes psychologische Werk, so auch an dieses heran, gestehe aber, nicht nur reiche Belehrung gefunden, sondern von Abschnitt zu Abschnitt mehr und mehr von der geistvollen, kritischen, auf Beobachtung fufsenden Darstellung des Verfassers gefangen genommen worden zu sein. Jeder wird eine reiche Fülle von Beobachtungen, die er an sich selbst gemacht, analysiert finden. Wer aber die eigenen Kinder in ihrer Jugendentwickelung beobachtet hat, wird bedauern, dies nicht an der Hand des hier vorliegenden Wegweisers gethan zu haben . . . Dies das Gerippe des Werkes, welches aber so lebensvoll mit Fleisch und Blut und Nervensystem umkleidet ist, dafs es wie aus einem Gufs erscheint und das Interesse des Lesers im Fluge gewinnt."

[Zeitschrift für lateinlose höhere Schulen IX, 4. 5 (Direktor Prof. Holzmüller).]

Die Vererbung.

Ein Kapitel aus einer zukünftigen psycho-physiolog. Einleitung in die Pädagogik

dargestellt von

Lic. theol. **Rudolf Schaefer,**

gr. 8°. VIII, 112 Seiten. Preis Mk. 2,—.

„Die verschiedenen, gar sehr widersprechenden Ansichten der Gelehrten sind klar und übersichtlich nebeneinander gestellt; es findet sich auch manch guter Gedanke und brauchbarer Wink, und bei allem Eifer für seine Sache tritt der gelehrte Verfasser doch sehr bescheiden auf. So kann also den Männern, die sich für diese Dinge besonders interessieren, die kleine Schrift wohl empfohlen werden."

(Muff, Gymnasial-Direktor, Kassel.)

„Wir möchten aber die vorliegende Arbeit auch den Erziehern im Hause, ja den gebildeten Lesern aller Stände empfehlen: denn eine grofse Reihe von Gedanken des Verfassers, namentlich sein Urteil in der Frauenfrage, dem wir durchaus beipflichten, sind von allgemeinstem Interesse."

[Praxis der Volksschule 1898 No. 6.]

Empfohlen zu Prämienverleihungen und Anschaffung für Schülerbibliotheken von den Kgl. Provinzial-Schulkollegien der Provinzen Sachsen, Hannover, Westfalen, sowie vom Kgl. Württembergischen Ministerium des Kirchen- und Schulwesens.

Das

Leben des Freiherrn vom Stein

von

Wilhelm Baur.

Vierte durchgesehene Auflage. Mit dem Bildnis Steins in Lichtdruck.

VI, 325 S. 8°. Hübsch geb. Mk. 2,70.

„Das ist ein unvergleichliches Buch, von eines deutschen Patrioten Hand kräftig geschrieben, von evangelischem Geiste durchweht, eine der hehrsten Reckengestalten deutscher Nation verherrlichend, wert in jedes deutschen Jünglings Hände gelegt zu werden." **Das Pfarrhaus.**

„Dem Charakter des Freiherrn vom Stein wohnt wirklich die Kraft zu erziehen inne, und das in ihm verwirklichte Charakterideal gehört zu denen, die wir heute ganz besonders nötig brauchen." **Die Grenzboten.**

„. . . Was hier über Steins Leben und Wirken berichtet, aus seinen Briefen und Denkschriften mitgeteilt wird, zeigt uns nicht nur das Bild eines großen, um sein Vaterland verdienten Mannes, sondern läßt uns überhaupt tiefe Blicke in eine Zeit thun, die noch heute vorbildlich zu wirken vermag, wenn es sich dem Vaterlande gegenüber handelt um Heilung innerer Schäden oder um kräftige Abwehr nach außen." **Pädagog. Jahresbericht.**

„Von patriotischem Geist erfüllt, in edler enthusiastischer Sprache geschrieben, entwirft die Schrift ein treues und gewinnendes Bild des großen Staatsmannes, der in schwerer Zeit für Deutschland so viel gethan."

Zeitschrift für Gymnasialwesen.

„Dieses köstliche Buch ist insbesondere der gebildeten deutschen Jugend zu empfehlen; sie wird an ihm ihre helle Freude haben, an dem Bilde des herrlichen Patrioten und an der schönen patriotischen Darstellung."

„Reichsbote."

Religiöse Reden

von

Frederick William Robertson.

Neue Sammlung, dem Andenken Emil Frommels gewidmet.

Preis Mk. 2,25. In Kaliko hübsch gebunden Mk. 3,—.

Inhalt: 1. Jugendentwickelung Jesu. — 2. Reinheit. — 3. Ruhe. — 4. Der gute Hirte. — 5. Das neue Gebot: Liebet euch untereinander, wie ich euch geliebet habe. — 6. Der Friede Gottes. — 7. Petri Sündenbewußtsein. — 8. Die christliche Kirche als Familie. — 9. Der Mann der Schmerzen. — 10. Jesus vor Jerusalem. — 11. Die drei Kreuze auf Golgatha. — 12. Die letzten Worte Christi. — 13. Der Zweifel des Thomas. — 14 Elis Charakter. — 15 Bileam. — 16. Josef vergiebt seinen Brüdern.

„Es genügt, darauf hinzuweisen, daß auch diese Sammlung Reden von großer Schönheit, Kraft und Tiefe enthält. Die feinen Beobachtungen namentlich psychologischer Art, an denen die Reden Robertsons so überreich sind, und die ihre Lektüre so gewinnbringend machen, gleichen oft Funken, die in dem Leser eine ganze Gedankenkette entzünden."

[Christliche Welt 1897, Nr. 48.]

Christliche Ethik

von

Julius Köstlin,

Dr. theol., jur. et phil., Professor und Oberkonsistorialrat in Halle.

gr. 8°. VIII, 700 S. Mk. 10,—, in Halbfranz geb. Mk. 12,—.

„Der durch seine Lutherstudien in weiten Kreisen bekannte Oberkonsistorialrat und Professor Dr. Julius Köstlin hat seinen anderweiten theologisch-wissenschaftlichen Veröffentlichungen, welche sich ungeteilter Anerkennung erfreut haben, nun auch die Bearbeitung der christlichen Ethik folgen lassen, welche von vornherein auf entgegenkommende Teilnahme zu rechnen hat. Da die Ethik sich auf die Bethätigung des Lebens bezieht, so werden nicht nur Theologen, sondern auch andere über ihren sittlichen Beruf nachdenkende Christen von bedeutenden Publikationen auf diesem Gebiete mit Interesse Kenntnis nehmen, zumal wenn sie in so frischer, lebendiger Darstellung vorliegen, wie das angezeigte Werk . . . Einer besonderen Empfehlung bedarf das längst erwartete Werk nicht, für dessen hervorragende Bedeutung der Name des Verfassers birgt." **[Schlesische Zeitung 1898 Nr. 483.]**

„Köstlins Ethik ist kein mageres Kompendium, kein Leitfaden für den akademischen Gebrauch, sondern die licht- und lebensvolle Darstellung des christlich-sittlichen Lebens als Gemeinschaft mit Gott und als Leben in dieser Welt. Die fortwährende Bezugnahme auf das frische blühende Leben der Gegenwart, sowie auf die still verborgenen Tiefen der inneren Erfahrung ist die beste Interpunktion zum Texte einer Ethik; Köstlin bietet sie in vornehmster und sorgfältigster Mannigfaltigkeit." **[Wissensch. Beil. der Leipz. Ztg. 1898, Nr. 64.]**

Gottesglaube

und

moderne Weltanschauung

von

J. H. Kennedy.

Mit einer Einführung von Prof. **Dr. O. Zöckler.**

8°. XVI, 214 S. Mk. 4,—, in Kaliko geb. Mk. 5,—.

Inhalt: I. Das Veto des Positivismus. — II. Die Zweckordnung in der Natur und das Kausal-Gesetz. — III. Die Zweckordnung in der Natur und die natürliche Zuchtwahl. — IV. Das Schöne und Erhabene — V. Determinismus und Wille. — VI. Kant und der moralische Gottesbeweis.

„Eine gründliche, hochinteressante Auseinandersetzung mit der modernen Naturwissenschaft und den „führenden Geistern", eine Kritik der wider die Grundlagen des Gottesglaubens im menschlichen Denken und Erkennen gerichteten Angriffe des modernen Materialismus." **[Litterarische Rundschau.]**

„Das vortreffliche Buch wird den Bekennern des Theismus sehr willkommen und lehrreich sein, es darf und wird aber auch von den Gegnern gewiß nicht unbeachtet gelassen werden." **[Deutsche Revue.]**

Psychiatrie und Seelsorge.

Ein Wegweiser zur Erkennung und Beseitigung der Nervenschäden unserer Zeit

von

Dr. med. A. Römer,
pratt. Arzt in Stuttgart.

Gr. 8°. VIII, 343 S. Preis Mk. 5,—, geb. Mk. 6,—.

„Wenn das vorliegende Buch, wie schon aus dem Titel sich ergiebt, auch nicht in erster Linie für die Schule bestimmt ist, so berücksichtigt es doch das Gebiet der Pädagogik so reichlich, daß man füglich das Recht hat, es auch für die pädagische Litteratur in Anspruch zu nehmen. Und zwar werden nicht nur diejenigen pädagogischen Kreise gerne nach dem Buch greifen, die für die Fragen der Psychologie und insonderheit für das Gebiet der Psychopathie ein spezielles Interesse haben, es werden überhaupt über gesundes und abnormes Geistesleben der Kinder, über vorübergehende und konstante psychopathische Zustände derselben, über das Problem schwererziehbarer Kinder so interessante Aufschlüsse und Winke gegeben, es werden so mannigfache Erscheinungen und Vorkommnisse im Schul- und Schülerleben (z. B. Steckenbleiben, Leichtsinnsfehler u. s. w.) in ein ganz neues Licht gerückt, und es wird dafür eine der landläufigen Beurteilung so entgegengesetzte Behandlungsweise verlangt, daß kein Lehrer, der mit der Forderung des Individualisierens praktischen Ernst machen und dabei das Rechte treffen will, es versäumen darf, sich mit dem Buche auseinander zu setzen."

[Württ. Schulwochenblatt 1899 Nr. 3.]

— — „Nicht eine Besprechung der inhaltreichen Schrift wollen diese Zeilen sein. Zweifellos wird sie für lange Zeit einen Gegenstand lebhafter Erörterung im Kreis der Kollegen bilden. Hier soll nur einstweilen der dankbaren Freude Ausdruck gegeben werden, daß der Herr Verfasser die einst in „Halte was du hast" erschienenen und dann auch als besonderes Heft herausgekommenen Abhandlungen zu einem Buch hat auswachsen lassen, das nun ein wirkliches Studium des so tief in unser Leben eingreifenden Problems ermöglicht. Der zweite Titel heißt ja: „Ein Wegweiser zur Erkennung und Beseitigung der Nervenschäden unserer Zeit." Je sorgsamer jenes Studium ist, desto mehr wird man sich überzeugen, wie viel reicher der Inhalt dieser sozusagen dritten Auflage ist, wie sie eben ein neues und nun wahrhaft förderndes Buch ist, in keiner Weise Reizmittel der Neugier, eine Gefahr, derja solche Veröffentlichungen leicht erliegen. Indem wir Theologen dem naturwissenschaftlichen Stoff gegenüber einfach als Lernende denken und uns seiner durchsichtigen verständlichen Darbietung freuen, dürfen wir, wo die uns vertrauten Fragen behandelt werden, gewiß im weitesten Umkreis bezeugen, wie gewinnreich für uns das dorther fallende Licht ist, wie viel anschaulicher, lebensvoller manche unserer dogmatischen und ethischen Begriffe werden. Z. B. gilt dies von dem Abschnitt über die Verantwortlichkeit. In anderen Fällen, wie in der Frage der psychischen Vermittlung der Offenbarung, werden wir jedenfalls zu neuer Arbeit angeregt. Und selbst wer da und dort Widerspruch empfände, wird ihn der sachlichen Art des Verfassers gegenüber auch nur in sachlicher Weise geltend machen können. Ein treffliches Register erleichtert das Finden der uns manchmal ferner liegenden Begriffe. Die Widmung an den vorm. Direktor von Zwiefalten, Koch, wird manchem noch eine besonders willkommene Empfehlung sein. Möge das Werk sich neben Sicks Krankenpflege eine dauernde Heimat im evang. Pfarrhaus erwerben, es ist wirklich Haus- und Gemeindefreund."

[Prof. D. Th. Häring im Ev. Kirchenblatt für Württemberg 1898 Nr. 51.]

Geschichte der Musik

im Umriss

von

H. A. Köstlin,

Geh. Kirchenrat und o. ö. Professor an der Universität Giessen.

Fünfte, vollständig neu bearbeitete Ausgabe.

gr. 8°. XVI, 636 Seiten Mk. 8,—, eleg. geb. Mk. 10,—.

— — „Die Darstellung ist lichtvoll, geschmackvoll, warm. Feinsinnig sind die geschichtlichen Zusammenhänge und die Beziehungen der musikalischen Entwickelung zur allgemeinen Kulturentwickelung berücksichtigt. . . . Wir zweifeln nicht, dafs diese neue Auflage den grofsen Freundeskreis des vorzüglichen Werkes wesentlich erweitern wird. Eseist recht ein Buch für das christliche Haus, ganz vornehmlich für das evangelische Pfarrhaus, das von Alters her den Ruhm geniefst, eine Pflanz- und Pflegestätte edler Musik zu sein." [Theol. Litteraturbericht 1898, Nr. 5.]

„Die Haupttendenz von K.s M. ist es, den nach besten Quellen gesammelten Stoff in möglichst übersichtlicher, aber knapper Form zusammenzufassen, ihn aber stets mit der zeitgenössischen kulturellen Entwickelung und den geistigen Bestrebungen der Epochen zu verknüpfen und den Lesern dadurch in seinem jeweiligen Standpunkt verständlich zu machen. Durch diese Knappheit der Form in Bezug auf den Stoff und die stete Verbindung der Musik mit der Geistesgeschichte der Menschheit wird das Buch für jeden gebildeten Leser, wenn er auch kein Musiker ist, zu einer fesselnden, anregenden und belehrenden Lektüre." [Der Klavierlehrer 1898, Nr. 11]

„Das Buch, das sich bei allen Musikfreunden grofser Beliebtheit erfreut, wird auch in seiner neuen Ausgabe Erfolge erringen."

[Rhein. Kurier 1898, 122.]

Für das historische Studium unentbehrlich.

Handbuch der Chronologie

des Mittelalters und der Neuzeit

von

Dr. **Franz Rühl,**

ord. Professor an der Universität Königsberg.

gr. 8°. Mk. 6,50, geb. Mk. 7,50.

Dieses Werk ist bestimmt, eine thatsächliche, längst empfundene Lücke in der Litteratur auszufüllen und als Ersatz für das sehr teure und vollständig veraltete Idelersche Handbuch zu dienen. Es zeigt, in welcher Weise die verschiedenen Völker die Bewegungen der Himmelskörper für ihre Zeitrechnung verwandt haben und wie diese verschiedenen Zeitrechnungen mit einander ausgeglichen werden; es wird auf engem Raum die ganze Chronologie von Europa und Vorderasien in durchaus quellenmäfsiger, historisch gehaltener, zugleich aber überaus klarer und keinerlei Special-Kenntnisse voraussetzender Darstellung behandelt, so dafs das Buch auch für solche, die nicht Historiker von Fach sind, von Wichtigkeit und leicht verständlich ist. Auch die byzantinische Chronologie hat Berücksichtigung gefunden, was angesichts des bedeutenden Aufschwungs, den die byzantinischen Studien neuerdings genommen, dem Buche besonderen Wert verleiht.

VICTORIA UNIVERSITY
LIBRARY